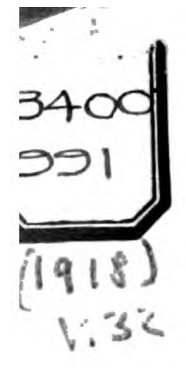


Princeton University Library
32101 066162163


3400
991
(1918)
V.32


Dei
Sub Numine
Viget

Zeitschrift für den deutschen Unterricht

Begründet durch Rudolf Hildebrand und Otto Lyon

Unter Mitwirkung von Prof. Dr. **Fr. Panzer**
herausgegeben von Dr. **Walther Hofstaetter**

Zweiunddreißigster Jahrgang



Verlag von B. G. Teubner, Leipzig und Berlin 1918

Druck von B. G. Teubner, Dresden.

I. Inhaltsübersicht.

A. Aufsätze.

Seite



B. Literaturberichte.

C. Sprechzimmerbeiträge.

D. Mitteilungen der Herausgeber.

E. Aus Zeitschriften.

II. Sachübersicht.

A. Literatur- und Kunstgeschichte.

B. Sprache.

C. Volkskunde.

D. Unterricht.

Profanbaukunst und Dichtung um 1200 in Deutschland.

Von **Karl Simon** in Frankfurt a. M.

Zweimal in der Geschichte der deutschen Dichtung treten bekanntlich klar und scharf absolute Höhepunkte hervor. Das eine Mal um 1200, das andere Mal um 1800. Und wenn auch die Zeit um 1800 uns näher steht, durch tausend Fäden noch mit unserem heutigen Leben und Wesen eng verbunden ist, und wenn sie uns auch vielfach noch heute geistiges und sittliches Rüstzeug liefern kann in vielen Kämpfen der Gegenwart, — eines dürfen wir nicht übersehen: die Zeit um 1200 ist überlegen dadurch, daß die Blüte der Literatur eng verbunden ist mit einer Blüte des gesamten nationalen und geistigen Lebens, vor allem auch der bildenden Kunst. Die deutsche Kunst um 1800 ist nicht ganz so unbedeutend und uninteressant, wie man sie lange Zeit wohl hat hinstellen wollen, aber keine Rettung wird eine künstlerische Hochblüte feststellen können und wollen. In keinem Falle läßt sie sich messen mit der Blüte der Kunst, wie sie 600 Jahre früher in Deutschland vorhanden gewesen ist. Es ist dies bereits öfter ausgesprochen worden und allgemein anerkannt, ohne daß freilich immer über sehr Allgemeines hinausgegangen worden ist.

Wir sind unwillkürlich geneigt, bei der Kunst dieser Zeit ausschließlich an die kirchliche Kunst zu denken, die ja natürlich einen breiten Raum in der Hervorbringung auch dieser Zeit einnimmt; es verdient aber Beachtung, daß gerade um diese Zeit auch die weltliche Kunst in sehr bedeutsamer Weise hervortritt, in genauer Parallelentwicklung zur Dichtung. Von einem Sonderfall dieses Parallelismus soll hier einmal die Rede sein.[1])

Schon von Fr. Panzer[2]) ist seinerzeit in sehr lehrreicher Weise auf die Anfänge des Eindringens von profanem Inhalt in Dichtung und Kunst hingewiesen worden, so daß hier nicht weiter auf diese Dinge eingegangen zu werden braucht. Ein Gebiet fällt aber dabei völlig aus: die profane Baukunst. Und freilich ist ja die Architektur

1) Diesen Beziehungen bin ich bereits in meinen Studien zum romanischen Wohnbau (Straßburg 1902: Studien z. dtsch. Kunstgesch., Heft 36) nachgegangen, auf die ich mich, vielleicht auch bezüglich der dafür benutzten Literatur, beziehen darf. 1903 hielt dann Fr. Panzer auf der 47. Versammlung deutscher Philologen und Schulmänner seinen tief schürfenden und auch durch eingehende Berücksichtigung der kunstgeschichtlichen Forschung ausgezeichneten Vortrag über „Dichtung und bildende Kunst des deutschen Mittelalters in ihren Wechselbeziehungen" (gedr. in den Neuen Jahrbüchern für das klassische Altertum, Geschichte und deutsche Literatur, N. F. 7. Jahrg. Leipzig 1904, S. 135f.). Mein kurz vorher erschienenes und wesentlich Architekturgeschichtliches verheißendes Buch kannte er damals natürlich noch nicht. — Ganz vor kurzem ist noch in der Festschrift für Muncker (München 1916) ein lehrreicher Aufsatz von Fr. v. d. Leyen erschienen: Deutsche Dichtung und bildende Kunst im Mittelalter.

2) a. a. O. S. 140.

die als solche die künstlerische Führung bis ins 15. Jahrhundert hinein behauptet, zunächst im frühen Mittelalter wesentlich an den Dienst für die Kirche gebunden; weltliche Bauwerke entstehen wohl auch, aber sind meistens Nutzbauten, die auf höhere künstlerische Ansprüche verzichten. Außerdem sind sie meist nicht aus Stein aufgeführt worden, so daß sie der Vergänglichkeit von vornherein verfallen waren. Aber gerade um die kritische Zeit, um 1150, wo eben das deutsche weltliche Epos mit den Bearbeitungen der Alexandersage und des Rolandsliedes seinen Einzug gehalten hat, setzt eine weltliche Bautätigkeit ein, die den offensichtlichen Anspruch auf Monumentalität erhebt. Noch heute steht eine Anzahl dieser weltlichen, in massivem Steinbau ausgeführten Bauten in Ehrfurcht gebietenden Resten aufrecht vor unseren Augen. Und wenn die Dichtung dieser Zeit gleich mit einem starken nationalen Akzent einsetzt[1]), wenn z. B. im Alexanderlied des Pfaffen Lamprecht die Idee des Vaterlandes kräftig betont wird, wenn die „Kaiserchronik" die erste Verherrlichung des Kaisertums durch die deutsche Poesie, das „Osterspiel" eine, wenngleich lateinische Apotheose der Nation und ihres Königtums ist, wenn es uns im Grafen Rudolf entgegentönt: *wande Keizers genôz ‖ ne wart noh nie dehein geborn,* so ist es gewiß kein Zufall, daß die Hauptträger dieser profanen Baukunst die Kaiser selbst sind. Vor allem tritt eine Gestalt führend auf diesem Gebiete hervor: Friedrich Barbarossa. Zunächst mehr von der negativen Seite. Wurde von Karl dem Großen gesagt, er habe mehr Kirchen gebaut, als das Alphabet Buchstaben habe, und ist diese Zahl wahrscheinlich noch viel zu niedrig gegriffen, so kann von Friedrich I. nichts von einer irgend erheblichen Tätigkeit in dieser Beziehung gesagt werden.

Von der Inangriffnahme größerer Kirchenbauten seinerseits ist, abgesehen von einzelnen Stiftungen an Klöster usw., nichts bekannt. Daß er an dem Neubau des Freisinger Doms tätiges Interesse genommen hat, ist nur eine, wenn auch nicht unwahrscheinlich klingende örtliche Überlieferung. Jedenfalls ist es keine Bautätigkeit, die mit der Konrads II. oder Heinrichs IV. in Vergleich treten könnte. Monumentale Kirchenbauten waren es, an denen sie ihre Gesinnung betätigt hatten. Auch an deren unvollendet hinterlassenen Werken hat Friedrich, wie es scheint, kein Interesse genommen. Nach dem großen Brande des Speierer Doms ist nirgends ersichtlich, daß er beim Neubau helfend eingriff.

Wenn dazu bemerkt wird, daß die Speierer Kirche damals gewiß verhältnismäßig reicher war als der Kaiser, so hinderte das doch nicht, daß er dem Bau kaiserlicher Pfalzen und Burgen ein sehr reges Interesse entgegenbrachte.

Sicher sind von ihm erbaut die Pfalzen in Eger (nach 1150), dann im Westen Kaiserslautern (nach 1160) und Hagenau (1160—1170?). Letztere sind beide leider vom Erdboden verschwunden; von Kaiserslautern vermitteln wenigstens unbeholfene Abbildungen des 18. Jahrhunderts die Vorstellung, daß es ein ganz besonders glanzvoller Bau gewesen sein muß, womit auch die gleichzeitige Schilderung der Anlage durch Radewin übereinstimmen würde, der ihre „Magnificentia" ausführlicher hervorhebt. Sicher ist weiter seine Beziehung zu der mehr burglichen Charakter tragenden Pfalz in Kaiserswerth, von deren Erbauung uns zwei Inschriftsteine

1) Vgl. zum Folgenden Scherer, Geschichte der deutschen Dichtung im 11. und 12. Jahrhundert. Straßburg 1875.

von 1184 Kunde geben, und ebenso stellt er die von Karl dem Großen gegründete Pfalz Nimwegen, wie es scheint in umfassender Weise, wieder her, wovon gleichfalls eine Inschrift (von 1155) Zeugnis gibt. Und von einer Reihe anderer Burgen und ähnlicher Anlagen ist seine Urheberschaft bezeugt; vor allen Dingen von Trifels, von wo in der Zeit 1660—1670 außer 66 Marmorplatten, die wohl vom Saale stammten, 40 Säulenschäfte nach Annweiler gebracht wurden. Nicht mit völliger Sicherheit ist zu beweisen, daß auch die Pfalz in Gelnhausen von Barbarossa erbaut worden ist; eine nicht große Anlage, aber in ihren reichen und geschmackvollen Einzelheiten ein Juwel romanischer Baukunst überhaupt. Ähnlich steht es mit dem Kaiserhaus in Goslar, einer der schlechthin großartigsten Schöpfungen der deutschen weltlichen Baukunst, nicht nur dieser Epoche. Die Anlage des ganzen Komplexes mit Dom, Kapelle und ausgedehnten Nebengebäuden stammt wohl noch aus dem 11. Jahrhundert. Der erhaltene Hauptbau mit dem großen Saal, das Kaiserhaus fällt dagegen, wie vielleicht auch Gelnhausen, erst in die Zeit Heinrichs VI.

Neben den Kaisern treten auch Landesfürsten in dieser Bautätigkeit eindrucksvoll hervor. Die wichtigste Anlage dieser Art, zugleich durch die Gunst des Schicksals vor gewaltsamer Zerstörung immer bewahrt geblieben und so das vollständigste und treueste Bild einer solchen Anlage bietend, ist die Wartburg, in ihrem ornamentalen Reichtum der Gelnhausener Pfalz in etwas verwandt.[1]) Zwar müssen wir dabei liebgewordene Vorstellungen aufgeben. Der Beginn des Palastbaues wird kaum vor 1205 erfolgt sein, und Hermann I. (1190—1217) hat offenbar nicht auf der Wartburg, sondern in Eisenach Hof gehalten, wo dann auch Walter von der Vogelweide und Wolfram von Eschenbach seine Gäste gewesen sein werden. Erst nach Hermanns Tode hat wahrscheinlich Ludwig IV. der Heilige (1217—1227) die Vollendung, besonders des im ursprünglichen Plan noch nicht vorgesehenen zweiten Obergeschosses bewirkt, die etwa 1223 erfolgt sein wird.

Auch Barbarossas großer Gegner, Heinrich der Löwe, bleibt nicht zurück. In seiner Residenz Braunschweig entsteht die Burg Dankwarderode, die in manchen Dingen dem Kaiserhaus in Goslar verwandt ist.

Die beiden letzten größeren Anlagen sind die Pfalzen in Wimpfen a. B. und Seligenstadt a. M., deren Erbauung wahrscheinlich in die Zeit von 1220—1230, also in die Regierungszeit Friedrichs II. fallen wird. Friedrich II. oder sein Sohn, Heinrich, ist vielleicht selbst mittelbar oder unmittelbar an der Erbauung beteiligt gewesen, und es ist gewiß kein Zufall, daß die Geschlechter, deren Mitglieder als Förderer des Profanbaues uns entgegentreten, auch an dem Aufschwung der deutschen Dichtung hervorragenden Anteil nehmen.

Am Oberrhein, im Stammlande der Hohenstaufen, wirkt die Poesie der Troubadours: Friedrich von Hausen ist vielfach um Kaiser Friedrich, Reimar, der Lehrer

1) Seit einigen Jahren sind wir bezüglich ihrer Chronologie durch die, schönste Ergebnisse zeitigende Zusammenarbeit von Historiker und Kunsthistoriker sehr gut unterrichtet. Vgl. Karl Wenck, Die älteste Geschichte der Wartburg von den Anfängen bis auf die Zeiten des Landgrafen Hermann I. Paul Weber, Baugeschichte der Wartburg. Beides in: Die Wartburg . . . dargestellt in Monographien . . . und bearb. vom Herausg. Max Baumgärtel. Berlin 1907. Vgl. meine Besprechung im Repert. für Kunstwissenschaft. Jahrg. XXXI. 1909. S. 553f.

Walters, nennt sich von Hagenau. Das große Fest in Mainz 1184 ist jedenfalls von einschneidender Bedeutung als Brennpunkt, in dem die bisher zerstreuten Strahlen der Dichtung auf einen Augenblick vereinigt wurden. Hier wurden vielleicht die Liebeslieder des jungen Heinrich VI. gesungen, die unter seinem Namen gehen.

Von Bedeutung für die deutsche Dichtung sind auch die Welfen. Heinrich der Stolze veranlaßt die Abfassung des Rolandsliedes, sein Sohn, Heinrich der Löwe, die des ersten deutschen Tristan durch Eilhart von Oberge und des „Herzog Ernst". Hermann I. von Thüringen wird die Vollendung der Eneide des Heinrich von Veldeke verdankt; für ihn übersetzt Albrecht von Halberstadt den Ovid, dichtet Herbort von Fritzlar den Trojanischen Krieg, Wolfram den Willehalm.

Und wie die Kaiser und großen Fürsten, so entfalten auch die kleineren Ritter und Herren in dieser Epoche eine umfangreiche Bautätigkeit. Jetzt entstehen die ersten großen Ritterburgen, von denen noch imposante Reste zeugen. So etwa die Burg Münzenberg in der Wetterau, die Wildenburg im Odenwald oder Girbaden in den Vogesen. Ja, es scheint fast, als ob die Zeit des späteren Mittelalters hier nicht einen Fortschritt, sondern einen Rückschritt gebracht hätte, der aus dem Rückgang, den das Rittertum als solches auch sonst erlebt, ja sehr gut zu erklären wäre.

Der Pfalzenbau dieser Zeit selbst trägt ein doppeltes Gesicht, ist aber nach jeder der beiden Richtungen hin für die in ihm treibenden Kräfte sehr lehrreich. Der eine Typus ist in besonderer Schönheit repräsentiert durch Goslar und Dankwarderode; er besitzt einmal die für eine große Hofhaltung notwendigen Gebäude (Wohn- und Unterkunftsräume für Herrschaft und Gesinde, Gebäude für das Vieh und die Vorräte, endlich Kapelle oder Kirche oder beides zusammen für den Gottesdienst), sodann als Mittelpunkt einen Saalbau, der über dem Untergeschoß einen einheitlichen großen Raum enthält, ohne daß unter dem gleichen Dache etwa für Wohngelegenheit gesorgt wäre. Jedem besonderen Zwecke dient ein besonderes Gebäude, wie es noch heute zuweilen in primitiveren Gegenden des europäischen Nordens oder Ostens der Fall ist.

Auf den ersten Blick scheint dieser Typus an den karolingischen Pfalzenbau anzuknüpfen, von dem bisher noch nicht die Rede gewesen ist. Wir wissen von großen Anlagen in Aachen, Nimwegen und Nieder-Ingelheim, können aber Genaueres vorläufig nur über das letztere sagen. Und da ergibt sich nun, daß hier der Saalbau durchaus auf antiker Tradition beruht. Es ist in der Hauptsache eine in genauen vitruvianischen Verhältnissen entworfener rechteckiger Bau, ohne Untergeschoß, mit drei gleichhohen Schiffen, an der Schmalseite mit einer Exedra als Abschluß versehen — also unmittelbar das Bild einer römischen Basilika. — Eine gleiche Exedra war sicher auch an dem Saalbau in Aachen vorhanden, von dem wir sonst bisher uns kein ganz sicheres Bild machen können. Die beiden niedersächsischen Pfalzen weichen davon nun aufs stärkste ab. Es ist beide Male ein zweigeschossiger Bau ohne bestimmte Maßeinheiten; eine untere durchgehende, einheitliche Halle dient wohl untergeordneten Zwecken (Aufenthalt der Dienerschaft, Aufbewahrung von Vorräten u. a.); darüber das Hauptgeschoß, ebenfalls einen einheitlichen Saal enthaltend, beide Geschosse durch eine mittlere Stützenreihe in zwei Schiffe geteilt. In asymmetrischer Stellung zum Hauptbau vermittelt eine an der Langseite liegende Vorhalle den Zugang.

Die Anlage der Vorhalle, wie die Anordnung eines auf Stützen stehenden Sockelgeschosses geht auf altgermanischen Brauch zurück, der auch heute noch beim Bauernhause sich vielfach findet. Dagegen ist weder die antike Apsis, noch die aus der römisch-altchristlichen Basilika hervorgehende dreischiffige Teilung hier vorhanden; allerdings auch eine Teilung, aber nur in zwei Schiffe. Es ist dies ein fundamentaler Unterschied, einmal in ästhetischer Hinsicht, worauf hier nicht näher eingegangen werden kann, dann aber auch in historischer. Die Zweischiffigkeit ist meiner Überzeugung nach eine jedenfalls zum antiken Bauideal in scharfem Gegensatz stehende Eigenheit altgermanischer Bauweise, die aus der Eigenheit des altgermanischen Hauses erklärt werden muß.

Das Dach des einräumigen germanischen Hauses wird zusammengehalten durch den Firstbalken, und dieser selbst wird gestützt durch die im Inneren aufragende Firstsäule.[1]) Wird dieser Einraum und damit auch das Dach länger, so wird auch eine Vermehrung der Firstsäulen notwendig, d. h. eine Reihe mittlerer Stützen für das Dach. So erhalten wir ein von dem karolingischen Pfalzenbau ganz verschiedenes Bild; dieser hat in dem Pfalzenbau des späteren Mittelalters keine Nachfolge gefunden, sondern die altheimische, die germanische Baugewohnheit ist Sieger geblieben. Hier ist die antike Tradition mehr als in anderer Beziehung spurlos vorübergegangen, und die altgermanische, früher in Holz oder in Fachwerk ausgeführte Halle wurde in Stein monumentalisiert. Diese Saalbauten, denen eine innere Treppenverbindung zwischen den beiden Geschossen ursprünglich fehlt, wie es bei vielen Burgen der Fall war und noch heute oft bei dem Bauernhaus vorkommt, werden in der gleichzeitigen Literatur ja oft genug geschildert, so daß ich darauf nicht weiter einzugehen brauche. Indessen finden sich doch auch Abweichungen; im Iwein z. B. (Vers 77) wird in dem Palast des Artus neben dem Saale eine von diesem durch eine Wand geschiedene Kemenate erwähnt, wo Artus und Ginevra Mittagsruhe halten, und ähnliche Nebenräume finden sich in der Gudrun (650, 1) erwähnt. Und das führt uns auf unsere anderen Pfalzen, außer Goslar und Dankwarderode, zurück.

Hier findet sich, worauf im einzelnen hier nicht näher eingegangen werden kann, ein allmähliches Fortschreiten von der einräumigen Saalanlage zu dem, mehrere Räume nebeneinander enthaltenden Bau. Der Saal erhält Gemächer und Küche zu unmittelbaren Nachbarn unter demselben Dache. So ist es schon in Eger; in der Wartburg enthält schon das Untergeschoß mehrere getrennte Räume nebeneinander. Im Obergeschoß ist neben dem Saal ein Zimmer (das Landgrafenzimmer) unter gleichem Dache, und hier findet sich auch bereits eine direkte innere Treppenverbindung zwischen Erd- und Obergeschoß. Vor allem ist dann aber, wenn auch erst nachträglich, ein drittes Geschoß aufgesetzt, wahrscheinlich auch in Gelnhausen und Kaiserslautern, wie es Münzenberg noch heute erkennen läßt. Auch die Kapelle bildet keinen gesonderten Baukörper mehr, wie etwa in Goslar, Eger und sonst, sondern ist in den ganzen Bau eingefügt. Damit ist der Zustand, den wir für die altgermanische Zeit anzunehmen haben, überwunden. Wohn- und Saalbau, *bur* und *halla* sind nicht mehr gesonderte Bauten, sondern unter einem Dache vereinigt. Ein Obergeschoß genügt nicht mehr, ein zweites wird aufgesetzt. Die auch beim Bauernhaus zu beobachtende Tendenz auf Absperrung und Geschoßbau tritt bei

1) Heyne, Das deutsche Wohnungswesen. 1899. S. 26.

dem Pfalzenbau in erweiterter Gestalt auf. Letzteres ist gewiß etwas Neues. Für bäuerliche Bauten gilt noch im Sachsen- und dann im Schwabenspiegel die Dreizahl der Geschosse: Erd-, Ober- und Dachgeschoß; ersteres in die Erde vertieft, so daß die Türe nur kniehoch über dem Erdboden herausragt. Auch die innere Treppenverbindung stellt sich hier und da ein, wie es sich bei der Wartburg findet. Alles dies sind bedeutungsvolle Schritte zum modernen Schloßbau bzw. Wohnbau hin.

Und für diese verschiedenen Stufen werden sich auch in der Literatur reichlich Beispiele finden. Es würde hier aber methodologisch gewiß von Vorteil sein, auch in der Beurteilung der Beschreibungen von Dichtern, diesen Gesichtspunkt der zeitlichen Verschiedenheit oder der Entwicklung hineinzutragen und ihre Schilderungen nicht unterschiedslos zu verwerten. Es wäre einmal zu scheiden zwischen älteren und jüngeren Dichtungen und dann einerseits zwischen den Volksepen, die ältere Bestandteile enthalten, und anderseits den modernen höfischen Epen. Unter Umständen wären sogar vielleicht aus der Verschiedenheit dieser Dinge Gesichtspunkte für die literarische Kritik (Datierung, Scheidung zwischen jüngeren und älteren Bestandteilen) zu gewinnen. Auch die Frage nach etwaigem französischen Einfluß wird unter Umständen nicht zu umgehen sein: ob der Dichter Schilderungen einer französischen Vorlage entnimmt oder nach deutschen Verhältnissen ummodelt. Denn wir dürfen zweifellos nicht beides ohne weiteres gleichsetzen, wie es wohl besonders von älteren Forschern geschehen ist. Westliche Einflüsse sind auch im Profanbau wohl wirksam gewesen, wenn auch, wie es scheint, sehr viel weniger als in der Dichtung und in der kirchlichen Baukunst. Immerhin sind solche Einflüsse meiner Überzeugung nach z. B. bei der Gelnhausener Kaiserpfalz in Gliederung und Dekoration in sehr starkem Maße anzunehmen.[1])

Um 1200 gewinnt auch das Bürgertum der Städte größere Bedeutung, was sich gleich baugeschichtlich ausspricht. Das stolze Selbstgefühl der Bürger — in einer Urkunde von 1178 bezeichnen sich Kaufleute von Köln und Verdun selbst als „egregii cives" — sorgt nicht nur dafür, daß gewaltige Gotteshäuser entstehen, sondern auch für sich selbst bauen sie Häuser, die, aus Stein aufgeführt, mit dem Anspruch auf Monumentalität auftreten. So entwickelt sich auch in den Städten in unserer Periode der Wohnbau mit dem Städtebau überhaupt in bedeutenderem Umfang, nachdem einzelne Versuche, besonders in dem unter römischem Kultureinfluß stehenden Westen (Trier), wohl schon in verhältnismäßig früher Zeit dazu geführt haben. Eine Anzahl Wohnhäuser, besonders in Köln, Aachen, Kaiserswerth, Boppard, wie auch weiter im Osten und Norden, in Nürnberg, Regensburg, Gelnhausen, Saalfeld, Naumburg, Goslar, Braunschweig usw., deren architektonische Formen eine deutliche Sprache sprechen, sind unverkennbar um und nach 1200 entstanden. Die Tendenz auf Absperrung und Geschoßbau, wozu das stärkere Zusammendrängen auf der kleineren Grundfläche des städtischen Grundbesitzes ohne weiteres Veranlassung gibt, ist auch hier festzustellen. Mehrere Räume in einem Stockwerk nebeneinander und eine größere Zahl von Stockwerken, bis zu vier und fünf, sind nichts Unerhörtes.

Endlich muß doch noch mit einem Wort berührt werden der Klosterbau.

1) Vgl. den Aufsatz: Zur Gelnhausener Kaiserpfalz. Repertorium für Kunstwissenschaft XXVII. 1904. S. 133f.

Kein Zweifel, daß seine Grundlage geistlicher Art ist, aber zur kirchlichen Architektur gehört ganz streng genommen nur eben die Kirche; die übrigen Räumlichkeiten dienen ja doch weltlichen Zwecken, denen sich auch die Mönche nicht wohl entziehen können; so z. B. das Dormitorium, das Refektorium (oft getrennt für den Sommer- und Wintergebrauch, oder für die Mönche einer-, für die Laienbrüder andrerseits), das Parlatorium, der Kapitelsaal zur Beratung, der Kreuzgang, der die verschiedenen Räumlichkeiten verbindet und zur Erholung dient. Dann weiter die Abtswohnung und das Herrenhaus (als Absteigequartier für fremde Gäste) u. a. m., von den Vorratshäusern und Wirtschaftsräumen ganz zu schweigen. Wie die Pfalzen und Burgen, so will auch das Kloster von der Außenwelt möglichst unabhängig und vor ihr geschützt sein.

Und in dem Klosterbau ist nun gleichfalls für unsere Zeit ein gewaltiger Umschwung festzustellen. Wie von den älteren Pfalzen, so ist auch von den älteren Klosterbauten außerordentlich wenig an sicheren größeren Resten erhalten, worauf hier nicht näher eingegangen werden kann. Auch hier setzt erst im 12. Jahrhundert eine auf Monumentalität in jedem Sinne gerichtete Bautätigkeit ein. Als Beispiel sei genannt das Zisterzienserkloster Schulpforta, das 1137 an die jetzige Stelle verlegt wird. Kurz nach der Mitte des 12. Jahrhunderts entstehen die ebenfalls noch erhaltenen Bauten des Klosters Ilsenburg a. H. Im Norden stammen die eigentlichen Wohnbauten des Zisterzienserklosters Loccum, das 1163 gegründet wurde, frühestens aus dem Anfang des 13. Jahrhunderts. Die großen Musterbeispiele des deutschen Klosterbaues finden sich dann bekanntlich in Süddeutschland; neben Bronnbach bei Wertheim aus der Mitte des 12. Jahrhunderts sind vor allem Bebenhausen und Maulbronn zu nennen. Ersteres war ursprünglich für Benediktiner bestimmt, wurde dann aber 1190 von Zisterziensern bezogen. Maulbronn, 1157 schon bewohnt, besitzt aus dieser Zeit keine noch erhaltenen Gebäude, deren älteste vielmehr erst vom Ausgang des Jahrhunderts stammen. Aber der Plan des Ganzen gehört, wie die genauen Verhältniszahlen beweisen, in denen die einzelnen Teile zueinander stehen, in diese Zeit; er ist dann nur nach und nach bis in die gotische Zeit hinein ausgeführt worden. Ähnlich steht es mit Bebenhausen, und es ist kein Zufall, daß die beiden großen Anlagen, die einen allen bekannten Typus klösterlichen Wohnbaues darstellen, ihrer Planung nach in die Zeit um 1200 gehören.

Aus der Zeit um und nach 1200 stammt dann auch sonst eine Reihe der glanzvollsten Einzelwerke der Klosterarchitektur durch ganz Deutschland und Österreich hin, so daß auch nur eine Auswahl aus dem Wichtigsten zu geben, eine recht schwere Aufgabe sein würde. Interessant ist, daß in der inneren Einteilung eine Angleichung an die Pfalzbauten eintritt. Die Säle in den älteren Klosteranlagen, Refektorium, Kapitelsaal usw. zeigen durchweg eine dreischiffige Einteilung, auch noch Bebenhausen zum Teil, während später zweischiffige Einteilung zur Herrschaft gelangt, vor allem in Maulbronn.[1]) Diese Gleichheit der Anlagen hat man offenbar auch empfunden; so heißt es im Jüng. Titurel[2]): Ir palas und ir dormter stand gen meridjâne.

1) In Frankreich vollzieht sich eine auch Deutschland zweifellos beeinflussende ähnliche Entwicklung; doch muß diese, die einen, ähnlich wie in der Literatur, über die Schranken der Nationen hinausgehenden Kulturbesitz erweist, hier außer Betracht bleiben.

2) ed. Zarncke, Str. 100, S. 95.

So sehen wir auf allen Gebieten des Wohnbaues, bei Kaisern, Landesfürsten und Adligen, bei dem Bürgertum der Städte, aber auch bei den Klöstern zum erstenmal in der deutschen Geschichte eine ungeheuer gesteigerte Produktivität in der Errichtung monumentaler Steinbauten. Und der Quantität entspricht die Qualität. Über das bloße Bedürfnis hinaus macht sich ein Streben nach Pracht der äußeren Erscheinung, nach besonderem Schmuck geltend, das seinen Ausdruck in ungezählten, vielfach erst durch den Steinbau ermöglichten Formen findet. Auch der Steinbau selbst ist oft von besonderer Sorgfalt. In Gelnhausen sind prachtvolle Buckelquadern, sorgfältig mit Randschlag versehen, aus rotem Mainsandstein verwendet; auch die Kaiserslauterner Pfalz war „rubris lapidibus" erbaut, und Buckelquadern begegnen auch in Münzenberg, Wildenburg, Wimpfen.[1]) Natürlich gibt es Unterschiede. Am einfachsten sind meist die bürgerlichen Bauten, wie im Verlauf der ganzen deutschen Baukunst: sie sind eben „bürgerlich". Auch in späteren Epochen sind Schloßbau und Klosterbau durchgehends glanzvoller.

In unserer Zeit begegnet an diesen bürgerlichen Bauten an Skulptur als Schmuck kaum etwas anderes als Blattkapitelle, Figürliches fehlt fast ganz. Aber in Bemalung[2]) und Vergoldung, in Wechsel von schwarzem und weißem Steinmaterial zeigt sich doch auch die Schmuckfreudigkeit des damaligen Geschlechtes.

Bei den Pfalzen tritt sogar figürliche Plastik, die auch an den kirchlichen Bauten am Anfang dieser Epoche noch nicht in großem Umfang und in besonderer Vollendung sich finden, hier und da auf. In Gelnhausen ist mehreres der Art erhalten: so ein Löwe, der einem anderen Tier (Schaf?) die Tatze auf die Brust setzt, eine Gruppe von drei menschlichen Figuren u. a. m.; ein bärtiger Kopf über dem Eingangsportal ist auf Barbarossa selbst gedeutet worden. Auch das Palasportal am Schlosse Tirol weist reicheren, zum Teil phantastischen Schmuck auf.[3])

Zwei größere Reliefs haben sich an der Wartburg erhalten: das eine, Simson mit dem Löwen darstellend, stammt wohl von der ehemaligen Burgkapelle. Das andere zeigt einen Drachen, der einen gerüsteten Ritter bereits halb verschlungen hat. An und für sich wird man zunächst geneigt sein, hier eine christlich-symbolische Darstellung zu sehen, etwa eine Illustration zu Vers 22 des 21. Psalms: salva me ex ore leonis, und so sind wohl die Reliefs dieser Art an den Portalen der Kirchen

1) So können wir gegenüber dem allgemeinen Urteil bei Mor. Heyne (Deutsches Wohnungswesen S. 347) doch wohl sagen, daß wenigstens in dieser Zeit ein erlesener Stein gern zur Anwendung gekommen ist.

2) Die Bemalung ist natürlich in den seltensten Fällen erhalten, und wir müssen schon an die kirchlichen Bauten gehen, wenn wir erfahren wollen, wie so etwas ausgesehen hat. So herrscht z. B. an der Zwerggalerie und den beiden Flankierungstürmchen der Peterskirche in Bacharach starke Farbigkeit: hier begegnet auch eine schwarzgelbe Schachbrettmusterung, wie sie im Herzog Ernst (V. 2216ff.) ausführlicher geschildert wird: (Die miure) was harte tiure, Von edelem marmelsteine, Die waren algemeine Gel, grüene und weitîn, Daz sie niht schoener mohte sîn: Swarz, rôt und wîze: Damit was sie zu fûsse Geschâchzabelt und gefieret. (Vgl. meine Studien S. 149.) — An dem sogenannten Overstolzhause in Köln sind die gegliederten Teile aus grauem Sandstein, die Stäbe von schwarzem Marmor, die Ringe vergoldet; Kapitelle und Basen der Vorderseite zeigen Spuren von Vergoldung.

3) Abb. neuerdings bei Fastenau, Romanische Bauornamentik in Süddeutschland. Straßburg 1916. (Stud. z. deutsch. Kunstgesch. H. 188.) Taf. XIV.

zu Altenstadt und Straubing in Bayern aufzufassen.[1]) Bei der Wartburg dagegen stammt das Relief von dem Wachtturm, und so hat Ernst Martin[2]) auf die Wahrscheinlichkeit hingewiesen, hier die Darstellung einer Begebenheit aus dem Wolfdietrich des Heldenbuches zu sehen. Dort wird erzählt, wie König Ortnit, mit goldener Rüstung angetan, sich eine hohe Geliebte aus feindlichem Geschlecht erkämpft; seine Feinde schicken ihm aber einen Drachen ins Land, gegen den er dann auszieht. Trotz der erhaltenen Warnung fällt er in einen tiefen Schlaf, während dessen er von dem Drachen überrascht und verschlungen wird. Die weitere Entwicklung, wie dann sein Waffenbruder Wolfdietrich den Drachen erschlägt, gehört nicht mehr hierher; es ist bekanntlich die Stammsage des ostgermanischen Völkerbundes, spezieller des Königsgeschlechtes der Vandalen, der Hartunge. Für diese Deutung spricht allerdings die genaue Angabe der Krone — neben dem sorgfältig gearbeiteten Panzer — auf dem Haupte des Ritters und der kaiserliche Adler im Schild. Martin erinnert auch daran, daß gegenüber der Wartburg der Drachenstein sich befindet, von dem die Landgrafenschlucht nach dem Mariental sich hinzieht. So lag es vielleicht nahe, bei diesem Namen an den feindlichen Drachen der Hartunge in der Volkssage zu denken. Das wäre sehr interessant für die Volkstümlichkeit des Epos: sonst sind ja bekanntlich Darstellungen aus der Heldensage recht sehr selten und vielfach nicht unbestritten.[3]) Für einen Wachtturm hätte die Darstellung außerdem eine sehr eindringliche Mahnung zur Wachsamkeit bedeutet.

Im Pfalzenbau stellen bezüglich der Dekoration die Wartburg und Gelnhausen einen Höhepunkt dar. Eine schier unerschöpfliche Schmuckfreudigkeit prägt sich hier aus, die in immer neuen Einfällen und Variationen die höchsten Triumphe feiert. Geschmackvolles Blattwerk, Tier-, Menschen- und Fabelwesen treiben ein munteres Spiel.

Und auch in die an sich der Askese geweihten Klostermauern dringt diese Schmuckfreudigkeit ein, sogar in die Bauten der Zisterzienser, die der heilige Bernhard von Clairvaux vor der Üppigkeit an ihren Klosterbauten, vor dem „Aufwand an Steinmetzenarbeit" so eindringlich gewarnt hatte. Die „plumpen Fratzen" verschwinden zwar, aber in verfeinerter Form feiert die Lust am Schmuck die höchsten Triumphe, und mehr als je „finden die Schaulustigen Ergötzung". Schon in der zweiten Generation der Zisterzienser gibt man in Frankreich die Feindschaft gegen die Zierformen allgemein auf, und Deutschland ist auch hier gelehriger Schüler. Die Kirche in Maulbronn zeigt Einfachheit und strengen Ernst; aber im Kreuzgang und in den Wohnbauten, im Refektorium usw. waltet heitere Pracht, auch insofern als die Räume sehr viel luftiger, heller, und was sich am besten in Zahlen ausdrücken läßt, höher sind als in der älteren Zeit. Bei den Kreuzgängen z. B. wächst die Höhe von etwa 3,45 m (Regensburg, St. Jakob) bis auf 6,28 m (Walkenried) und 6,31 m (Maulbronn, Südflügel); dementsprechend sind die Verhältnisse in den übrigen Räumen. In Ilsenburg mißt das Refektorium noch 3,32 m, der Kapitelsaal in Walkenried dagegen schon 6,28 m, das Herrenrefektorium in Maulbronn schon fast 10 m.

1) Vgl. meine Studien S. 173.

2) Ernst Martin, Der Minnesang in Thüringen und der Sängerkrieg auf der Wartburg. In: Die Wartburg a. a. O. S. 169f.

3) Vgl. Panzer a. a. O. S. 142.

Wie hier in gewisser Weise die Weltfreudigkeit eindringt, so ist es ja ähnlich in der Literatur; nicht nur im Stil, sondern in der ganzen Haltung zeigen sich die geistlichen Poeten von den weltlichen abhängig. In den drei Marienliedern des Pfaffen Wernher „erhöht eine bequeme Frömmigkeit die Annehmlichkeiten des Lebens". Die asketische Lebensanschauung scheint verschwunden zu sein. Zeigen die Satiren Heinrichs von Melk schon deutlich, daß sein Eifern nicht überflüssig ist, so gewöhnt man sich bald daran, mit dem Strom zu schwimmen. Der Propst von Heiligenstadt gibt dem thüringischen Kaplan Wernher von Elmendorf den Auftrag, eine Tugendlehre zu dichten — und sie fällt völlig weltlich aus. Hartmann von Aue stellt unmittelbar als Ideal auf, zwei Herren zu dienen: der Welt und Gott. Geistliche Stoffe werden in heiteres, weltliches Gewand gekleidet, alle Mittel weltlicher Poesie unbefangen für die geistliche verwendet. Frau Welt, Superbia, ist Königin und rîtet mit gewalte.

Und „Welt" ist schließlich auch ein weiteres großes Gebiet.

Es war vorhin davon die Rede, daß in der Dichtung dieser Zeit ein Erstarken des Nationalgefühls festzustellen sei, ein Gefühl für die eigene Besonderheit gegenüber denen anderer Völker, und entsprechend steht es mit dem Individuum. Die Dichtung nimmt ein psychologisches Interesse am Individuum, sogar an solchen, die der den Lebenden noch nahestehenden Vergangenheit angehören. Man bemüht sich, in die seelischen Vorgänge bei einem Mann einzudringen, der eine Art christlicher Coriolan ist (Graf Rudolf). Das Gefühl für den Wert des Individuums erwacht und wird lebendiger. So verschwinden denn auch die namenlosen Dichter. Die Dichter nennen sich selbst oder werden von anderen genannt und sogar charakterisiert. Gottfrieds von Straßburg Exkurs ist dafür das glänzendste Beispiel. Sonst ist freilich der Ruhmsinn, über den Untersuchungen für die Zeit des Mittelalters wohl noch so gut wie gänzlich fehlen, wenig entwickelt. Bei Wolfram kämpfen z. B. die Helden „um wîbe lôn und um ir gruoz" (Willehelm 402, 25). Jedenfalls spielt die Sorge um den Nachruhm durchaus keine Rolle. Anders ist es mehrfach in der bildenden Kunst. Künstlerinschriften, die zu sammeln der Mühe wert wäre, sind in dieser Zeit verhältnismäßig häufig und finden sich gerade an Steinmetzwerken, die damit zu persönlichen Leistungen gestempelt werden.[1]) Und auch in der Beherrschung des Formalen, in der künstlerischen Gewandtheit erinnern diese Skulpturwerke an die Feinheit und Biegsamkeit in der Handhabung von Sprache und Vers durch die gleichzeitige Dichtung. Es ist bezeichnend, daß wir diesem Ruhmsinn auch bei der einzigen deutlicher für uns erkennbaren Individualität auf dem Gebiet des Profanbaues, bei Friedrich Barbarossa begegnen. Von der Erneuerung Nimwegens mußte ein Inschriftstein mit sieben Hexametern Kunde geben, von der Erbauung Kaiser-

1) Solche Inschriften finden sich nicht nur in Süddeutschland, in Würzburg am Dom (Enselymus laycus, 1133), am Tympanon des Portals zu Peterhausen (Wezilo), an einem Kapitell des Großmünsters (Guido), Wormser Dom, an der Figur eines Löwen (Adelb.) usw., sondern auch in Norddeutschland und gerade wieder in Goslar. Hier begegnen sogar klassische Hexameter; einmal in der Neuwerkerkirche: Miri facta vide laudando (sic!) viri lapicidae: die Konsole trägt den Namen: Wilhelmi. Das andere Mal nennt sich der Künstler der besonders reich ausgestatteten Mittelsäule an der Vorhalle des (abgebrochenen) Domes: Hartmannus statuam fecit basisque figuram. Vgl. meine Studien S. 249.

werths zwei Inschriften von je zwei Hexametern. Von ihm besitzen wir auch plastische Porträts an Kirchenbauten (Reichenhall, St. Zeno, Kreuzgang; Freising, Dom). Der fragliche Kopf über dem Gelnhausener Portal wurde bereits erwähnt. Daß Barbarossa den großen Kronleuchter dem Aachener Münster gestiftet hat, melden 16 Hexameter, und selbst wenn er zu Kirchenbauten beisteuert, so sorgt er dafür, daß das Andenken daran nicht verloren geht. In Fossanova läßt er eine Mosaikinschrift anbringen: Fridericus I. imperator — Semper augustus — hoc opus fieri fecit.

Und es ist vielleicht auch kein Zufall, daß auf italienischem Boden die erste Darstellung gleichzeitiger historischer Ereignisse in seine Regierungszeit fällt: die Verbannung der Bürger aus Mailand durch ihn (1162) und ihre Rückkehr im Jahre 1167[1]) zeigen in wenn auch noch plumper Weise die Reliefs von der ehemaligen Porta Romana. Es ist bemerkenswert, daß schon bei Friedrich Barbarossa dieser Ruhmsinn in der gleichen Weise auftritt, wie bei seinem Enkel, Friedrich II., den Jak. Burckhardt einmal den ersten modernen Menschen genannt hat. Die Erbauung des Kastells in Trani durch Friedrich II. verkündet eine lateinische Inschrift in sechs Hexametern über dem Eingangstor, und den in der Schlacht bei Cortenuova (1237) den Mailändern abgenommenen Fahnenwagen läßt er in Rom aufstellen. Auch hier darf die Inschrift nicht fehlen. Heute auf dem Tabularium auf dem Kapitol aufbewahrt, enthält sie auf einer schmalen, etwa 6 m langen Marmorplatte in drei Langzeilen drei Disticha.[2])

Sind unsere Beobachtungen über die Säkularisation der Kunst und besonders über das bis dahin unerhörte Hervortreten des Individuums richtig, so müßte auch in der sonstigen Kunst Ähnliches hervortreten: von der kirchlichen Baukunst als einem allgemein Bekannten wollen wir hier absehen. Und da ist es nun interessant, daß z. B. in der Malerei der Holzdecke von St. Michael in Hildesheim (um 1186) die „Höhe der Eigenentwicklung der romanischen Malerei erreicht" ist, daß vom Ende des 12. Jahrhunderts das älteste erhaltene deutsche Tafelbild (aus Soest) stammt und damit die Entwicklung der eigentlichen Tafelmalerei beginnt. Um 1200 ist dann eine größere Freude an Leben und Bewegung, an individualisiertem Ausdruck festzustellen, wofür ein glänzendes Beispiel die Wandmalereien im Braunschweiger Dom sind — eine Schöpfung aus der Zeit Heinrichs des Löwen! Eine Probe der weltlichen Wandmalerei enthält dann der Hessenhof in Schmalkalden mit seinen Bildern aus dem Iwein aus der ersten Hälfte des 13. Jahrhunderts. In der gleichen Zeit entwickelt sich in der Buchmalerei eine große sächsisch-thüringische Schule, und es ist wieder interessant, daß ihre schönsten Erzeugnisse zwei aus der Zeit um

1) M. G. Zimmermann, Oberitalienische Plastik im frühen und hohen Mittelalter. Leipzig 1897. S. 100.

2) Da ich sie noch nirgends abgedruckt gefunden habe, ist sie wohl nicht allgemeiner bekannt; ich gebe sie nach meiner Abschrift:

Caesaris Augusti Friderici Roma Secundi
  Dona tene currum propes in Urbe decus.
Hic Mediolani captus de strage triumphos
  Caesaris ut referat, inclita preda venit.
Hostis in opprobrium pendebit, in Urbis honorem
  Mictitur, hunc Urbis mictere jussit amor.

1212 stammende Psalterien des Landgrafen Hermann I. von Thüringen (Stuttgart, Hofbibliothek) und seiner Gemahlin Sophia, sogenanntes Psalterium der heiligen Elisabeth (Cividale), sind. Auch die weltliche Buchmalerei regt sich: von besonderer Bedeutung ist der „Lustgarten" der Herrad von Landsberg gewesen, zwischen 1165 und 1175 geschrieben (beim Brande der Straßburger Bibliothek 1870 leider verbrannt): ausgezeichnet gerade durch die „kecken Griffe in die Natur und ins Leben", die hier gemacht werden. Wichtig sind die illuminierten Handschriften des Rolandsliedes (Heidelberg), der Eneit des Heinrich von Veldeke (Berlin), des Welschen Gastes von Thomasin von Zirclaire (München), der Vagantenlieder und des Tristan in München.

Vor allen Dingen aber mußte sich das neue Empfinden, das kraftvolle Bewußtsein, die neue Lust an der umgebenden äußeren Welt mit all ihren Erscheinungen, die Ahnung von dem Recht und dem Adel des Individuums, das, wenn auch vielleicht unbewußte Suchen nach einer freien Persönlichkeit sich zeigen in der Kunst, die vor allem berufen ist, den Menschen in seinem ganzen Sein in täuschender Körperlichkeit zu erfassen, in der Plastik. In der sächsischen Plastik, in den Arbeiten einer besonders glänzend sich entwickelnden Schule, über die wir vor allem Adolf Goldschmidt eindringende Untersuchungen verdanken, und die wir deshalb als besonders lehrreich herausgreifen wollen, herrscht bis etwa 1190 ein Zustand, den man nicht anders als mit dem Worte Verfall bezeichnen kann. Um diese Zeit aber gärt es, und ein Streben nach größerer Wahrheit und Freiheit macht sich bemerkbar. Sodann entwickelt sich von etwa 1210—1230 eine deutsch-nationale Richtung, neben der eine von Frankreich beeinflußte Strömung weniger wichtig ist. Zu den bedeutendsten und schönsten der ersteren gehören bezeichnenderweise Grabmäler, also die Wiedergabe von Persönlichkeiten, Porträts, also weltliche Darstellungen. Vor allem zu nennen sind die Grabmäler Heinrichs des Löwen und seiner Gemahlin im Braunschweiger Dom (um 1227) und des Markgrafen Otto, ebenfalls mit seiner Gemahlin, in der Kirche in Wechselburg. Höhepunkte des reifen Stils stellen dann dar die Freiberger goldene Pforte und die Skulpturen in Wechselburg und Naumburg; hier ist zunächst beide Male der Kruzifixus zu nennen mit seinem Adel und der fast ungebrochenen Kraft des Leibes trotz des ihn umschattenden Todes.

Daneben tritt nun aber in Naumburg jene stolze Reihe von weltlichen Großen, von Rittern und Herren, von Stiftern auf, Werke der Plastik, für deren Charakterisierung kein Wort zu hoch greift.

In monumentaler Größe stehen sie dort voll des stolzen Selbstgefühls, das das Bewußtsein ererbten Adels und persönlicher Würde verleiht, mitten im Kirchenraum an den Pfeilern des Westchors an einer Stelle, die sonst etwa nur Christus und seinen Aposteln oder der Maria mit den anbetenden Königen eingeräumt wird. An dieser heiligen Stätte soll ihr Ruhm verkündigt werden. Das bleibt eine einzige Erscheinung, wenn man von einer späteren mäßigen Nachahmung im Meißener Dome absieht. Sie sind das am meisten in die Augen fallende, wenn auch späteste, Zeugnis für den großen, freien Zug der weltlichen Kunst dieser Zeit, gleich mächtig wie die Schöpfungen der weltlichen Baukunst und die Gestalten der Dichtung des Nibelungenliedes oder der Gudrun.

Der Begriff des Höhepunktes schließt den des Niederganges in sich. Der Nieder-

gang der Dichtung ist bekannt; die höfische Epik tritt vom Schauplatz ab, um den Epigonen und dem Meistergesang Platz zu machen. Eine starke Verbürgerlichung der Dichtung tritt ein. Ähnlich ist es mit der weltlichen Baukunst. Die Kaiser und Landesfürsten bauen sich keine glanzvollen Paläste mehr; nur im Land des deutschen Ordens weit im Osten, wo allein eine kraftvolle Mehrung des Reiches stattfindet, entwickelt sich ein starker Seitentrieb: Ordensschlösser erstehen hin und her, und die Marienburg tritt den älteren Pfalzen ebenbürtig an die Seite, ja überragt sie durch die entwickelteren Mittel. Dementsprechend entwickelt sich auch eine besondere deutsche Ordensdichtung. Sonst aber hat in Dichtung und weltlicher Baukunst das Bürgertum die Führung. Ein äußeres Zeichen dafür ist die Errichtung derjenigen Bauten, die für die Verwaltung und die Repräsentation der Bürgerschaft selbst bestimmt waren, der Rathäuser, deren Geschichte eines der glanzvollsten Kapitel deutscher Baukunst überhaupt bildet. Es ist schon gewiß kein Zufall, daß das älteste erhaltene Rathaus gerade in Gelnhausen steht und wohl nicht lange nach der dortigen Kaiserpfalz entstanden ist; durch Restaurierung und Benutzung als Privathaus freilich völlig verderbt, aber doch mit Wahrscheinlichkeit in seiner ursprünglichen Gestalt festzustellen. Über dem niedrigen Erdgeschoß ein ungeteiltes Obergeschoß, als zweites Obergeschoß ein durchgehender Saal mit Fensterarkaden. Also genau der Typus wie in unseren Pfalzen. Und dieser Typus wird auch sonst unmittelbar aufgenommen und fortgebildet. Bis in fortgeschrittene Zeiten finden wir bei den Rathausbauten oft eine untere durchgehende, zweischiffige Halle, über der dann der gleichfalls zweischiffige obere Saal sich erhebt, oder es ist, z. B. bei dem Goslarer Rathaus, eine überdachte Vorhalle dem Saale vorgelegt, zu der eine Freitreppe emporführt; also genau wie an den niedersächsischen Pfalzen in Goslar selbst oder wie in Dankwarderode. Eine der gewaltigsten zweischiffigen Anlagen dieser Art ist das gotische Rathaus in Frankfurt a. O. (im 17. Jahrhundert umgebaut). Hier ruhen die Gewölbe des Kellers und der beiden Obergeschosse, 55′ × 146′ messend, auf je einer Reihe von sieben Stützen. Vor dem Saale liegt in gleicher Flucht ein kleines Gemach, wie bei der Goslarer Pfalz und wie bei dem Rathaus in Göttingen. Und auch sprachlich kommt diese Verwandtschaft der Anlage von Pfalz und Rathaus zum Ausdruck. So heißt es in der Alexandreis von Ulrich von Eschenbach[1]):

„dem templo niht verre, nâ
stund der schoenste palas,
den man ie gesach, er was
der burger consistorium
oder ein capitolium
oder ze diute alsus,
ez waere ir râthûs.“

Es fällt nicht schwer, in den großen Zügen der ganzen geschichtlichen Entwicklung schon von Anfang an eine Parallele zwischen Dichtung und profaner Baukunst zu finden. Durch die Nebel der altgermanischen Helden- und Wanderzeit vermögen wir so etwas wie eine Grundlegung wahrzunehmen. Der Typus wird für Hallenbau und Heldendichtung festgelegt, für uns freilich nur wie durch einen Schleier erkennbar, während die einzelnen Werke der Vergänglichkeit, der Ummodelung

1) ed. Toischer, Anhang V. 2058ff., S. 801.

und Veränderung unterworfen sind. Die endgültige, über den Tag hinaus dauernde Formung und Fixierung erfolgt erst um 1200. In der Literatur legen Nibelungenlied und Gudrun altes Sagengut fest; in der Baukunst monumentalisieren Goslar und Dankwarderode den alten Typus der Halla in wundervollster Weise.

Weiter im Süden führt dann die Entwicklung vorwärts; im Palastbau und städtischen Wohnbau bezüglich des Grundrisses und im Reichtum der Dekoration zum modernen Schloß- und Wohnbau hin — der Klosterbau bleibt naturgemäß wenigstens in Grundriß und Anlage konservativer —, in der Dichtung zum höfischen Epos mit all seinen Errungenschaften. In der folgenden Zeit fällt dem Bürgertum die Führung zu, und es nimmt in sich auf, was in Kunst und Dichtung für seine Zwecke zu brauchen ist. Anderes wird nicht entwickelt, sondern verkümmert. So bleibt die Zeit um 1200 ein Höhepunkt in der Geschichte unserer geistig-künstlerischen Kultur, und auch dem Profanbau fällt darin eine Rolle zu, die nicht übersehen werden darf.

Etwas vom Tragischen.

Eine Skizze.

Von **Karl Schultze** in Görlitz.

Der heute noch vielfach übliche Begriff des Tragischen leidet an zwei Fehlern: 1. Man bezieht ihn in das Gebiet des Ästhetischen ein, mit dem er an sich ebensoviel und ebensowenig zu tun hat wie mit dem Gebiet der Medizin oder Geschichte. 2. Er schließt eine Entsprechung von Schuld und Sühne ein, die sich weder bei Kleist, Grillparzer, Hebbel, noch auch bei Schiller findet, dessen Dramen allzusehr auf diese Entsprechung hin interpretiert werden.

Daß an diesem Begriff etwas nicht in Ordnung ist, läßt sich schon deswegen behaupten, weil eine Entsprechung von Schuld und Sühne in das philosophisch-ethische Gebiet gehört und daher ohne weiteres nichts mit der Ästhetik zu tun hat.

1. Was ist Ästhetik? Ich gehe von einem Beispiel aus, einem Holzschnitt. Nehmen wir Dürers „Apokalyptische Reiter". Dreierlei läßt sich unterscheiden: Stoff (Inhalt, Gehalt), Darstellungsmittel (Stil), Herstellungsmittel (Technik = Material + Handwerkszeug). Stoff ist das Erlebnis in seiner vollen Ausdehnung, das im Werke gestaltet ist, d. h. Empfindungen und Vorstellungen in aktueller Wahrnehmung oder in Erinnerung (in erster Linie kommen Gesicht, Gehör, motorische Erlebnisse, weniger schon Getast in Betracht), ihre Verknüpfungen, die mit ihnen verbundenen Gefühle, Affekte, Stimmungen.

Stoff ist beispielsweise „die Reiter sausen durch die Luft", wie es, veranlaßt durch die optische Darstellung auf dem Bilde, von dem einzelnen Beschauer, immer individuell verschieden, erlebt wird; in den obigen sechs Wörtern ist es bereits sprachlich umgesetzt. Von einem derartigen Erlebnis, das durch hinzutretende Assoziationen sehr kompliziert werden kann, indem man etwa „das Sausen zu hören glaubt", Muskelbewegungen selber mitspürt u. dgl., gibt der Holzschnitt nur eine optische Ansicht, und die Art, wie durch diese eine optische Ansicht das Erlebnis vermittelt wird, das ist Darstellung. Dazu gehören die Auflösung in Linien, die Projektion des Räumlichen auf die Fläche mit perspektivischen Mitteln, Licht und Schatten u. dgl. Wie die Reiter

in Diagonale gestellt sind, ist kompositionelles Darstellungsmittel. Stoff ist, um übliche, nicht immer klare Ausdrücke zu gebrauchen, was man sieht und assoziiert, Darstellungsmittel die Mittel, mit denen man in diesem Falle den Stoff optisch gibt, das Wie. (Es ist bei diesem Wie darauf zu achten, ob es nicht etwa ein stoffliches, etwa ethisches Wie ist, wie es z. B. bei Schiller und Hebbel der Fall ist, deren Ästhetik zu einem großen Teile Ethik ist; das „wie" in „Mein Wort über das Drama" von Hebbel ist gar kein ästhetisches Wie, sondern ein ethisches; wenn man hier nicht scharf scheidet, kommt man zu völliger Begriffsverwirrung.) Stoff und Darstellungsmittel lassen sich aus dem Werk unmittelbar ersehen, nicht so die Herstellungsmittel. Wenn Dürer, was man sieht, die Fläche in Linien auflöst, so ist das Darstellung; die technische Frage heißt: wie hat er diese Linien zuwege gebracht? Darstellungsmittel sind der weiße, etwas rauhe Grund, die kräftigen Linien, Herstellungsmittel sind Papier, Holzstock, Stichel, menschliche Hand. Nur wer mit der Technik anderweitig vertraut ist, kann einem Blatt ansehen, ob es Holzschnitt oder Stich ist, unmittelbar ergibt es sich nie. In Quedlinburg hängt ein Teppich, wunderschön, in der Schatzkammer der Schloßkirche, die Art seiner Herstellung, die Technik, ist bis heute ungeklärt.

Zur Ästhetik gehören, streng genommen, lediglich die Darstellungsmittel. Auf die einzelnen Künste gehe ich nicht ein, bei der Architektur stellt sich die Sache auch grundsätzlich anders, weil sie in erster Linie Zweckgestaltung ist wie alle Gebrauchskunst, nicht Darstellung; bei der Sprache liegt es etwas kompliziert, doch die Trennung von Stoff und Darstellungsmittel ist auch hier analytisch durchführbar. Das Tragische ist nun eben kein Darstellungsmittel, sondern ein stoffliches Was. Selbstverständlich: behandelt man ein Werk als Ganzes, als konkrete Einheit, so ist beides und auch noch die Technik zu besprechen, aber nur die Besprechung der Darstellungsmittel gehört der Ästhetik eigentlich an.

Es ist bei dieser Sachlage auch ein Fehler, das Tragische lediglich dem tragischen Drama zuzuweisen; es kann ebenso in epischer oder sog. lyrischer Form zur Darstellung gebracht werden wie in dramatischer, das kann man schon bei Aristoteles nachlesen. Die Darstellung eines tragischen Vorganges ist ebenso der Malerei möglich wie der Mimik wie, nach seiten des Gefühlsinhaltes, der Musik.

Das Tragische gehört also der Ästhetik direkt gar nicht zu, und nur sofern bei einer Analyse der Darstellungsmittel eine Analyse des Stoffes nicht entbehrt werden kann, gehört der Stoff in die Ästhetik hinein, wie bei einer Besprechung der logischen Formen eine Analyse der Inhalte notwendig ist. Betrachtungen über die Sterblichkeit anläßlich des berühmten Schlusses in Barbara (alle Menschen sind sterblich) gehören an sich so wenig in die Logik wie Betrachtungen über die Entsprechung von Schuld und Sühne in die Ästhetik.

2. Die Entsprechung von Schuld und Sühne ist keineswegs das Tragische. Ohne weiteres ist es überhaupt noch gar nichts Tragisches, daß der Schuld eine Sühne entspricht. Erst die Art, wie (stofflich) die Schuld ihre Sühne findet, ergibt das Tragische. Der Keimpunkt der Schuld- und Sühnetheorie liegt ja in den Bemerkungen des Aristoteles über die Hamartia des Helden, Lessing hat sie in der „Dramaturgie" besprochen und in „Emilia Galotti" verwendet. Ihre konsequente Durchbildung hat sie bei den Schicksalsdramatikern gefunden, und es ist sehr amüsant zu sehen, wie deren Tragödien durchweg verworfen werden, obwohl sie es sich gerade angelegen

sein lassen, eine genaue Entsprechung von Schuld und Sühne herbeizuführen im Anschluß an Schillers „Braut von Messina“ und dessen Vorbild, Sophokles’ „Ödipus“. Mit den Anregungen aus diesen Vorbildern haben sich Vorstellungen von christlicher Ethik und Weltordnung gekreuzt, und so sind die Tragödien der Schicksalsdramatiker im Grunde die besten Musterbeispiele für die Schuld- und Sühnetheorie. Zugleich stimmen sie recht wohl mit dem Katechismus überein und lehren handgreiflich das Vorhandensein einer ausgleichenden Gerechtigkeit, so daß eigentlich gar nicht einzusehen ist, weshalb man die Schicksalsdramatiker so schnöde behandelt. Es liegt hier eine der vielen Sonderbarkeiten landläufiger literarischer Kritik vor.

Wenn man feststellen will, was tragisch ist, so hat man den Weg zu gehen, daß man nicht von oben herab dekretiert, dies oder jenes sei tragisch, sondern im einzelnen untersucht, was dieser oder jener Dichter unter einer Tragödie versteht. Wer sich das vor Augen hält, wird nie in die Versuchung der früher durchweg üblichen Schuldsucherei geraten und beispielsweise in die „Agnes Bernauer“ eine Schuld der Agnes hineininterpretieren, die Hebbel selber ganz ausdrücklich, zumindest im üblichen, moralisch-rechtlichen Sinne ablehnt. Ebensowenig kann in „Maria Stuart“ von Schuld und Sühne die Rede sein. Und selbst wo, wie bei Hebbel, der Schuldbegriff eine Rolle spielt, in theoretischen Darlegungen, fragt es sich, was er damit meint. Es ist ganz einfach der Sprachgebrauch philologisch festzustellen, und es wird sich dann alsbald ergeben, daß eine so einheitliche Definition gar nicht möglich ist.

Ich will mich darum im folgenden gar nicht darauf einlassen, etwa das Wesen des Tragischen zu bestimmen, weil es das nicht gibt. Tragisch ist eine Relationsbezeichnung wie schön. Schön wird das genannt, was innerhalb eines bestimmten Erlebniskreises einen jeweils höchsten Wert besonderer Art darstellt, und diese Relation bestimmen hieße das Wesen des Schönen bestimmen; damit wäre aber nie auszumachen, ob diese oder jene Linie, diese oder jene Gestalt als absolut schön gelten könne. Ebenso beim Tragischen. Matthias hat mit seiner Tertianerdefinition: „Tragisch ist, was traurig und erhebend zugleich ist“, etwas derartiges gegeben, sie ist aber zu eng, wie beispielsweise der heutige Sprachgebrauch schon erweist. Ich will mich einfach damit begnügen, ein paar Beispiele zu geben, wie ich sie in der Schule behandele. Ich habe bisher immer versucht, Schillers Anschauung aus seiner Abhandlung „Über das Pathetische“ in der Klasse zu erarbeiten. Die Schwierigkeiten sind aber derart, daß es zwecklos ist und man mit einer eigenen Darstellung, losgelöst von Schillers Bezeichnungen, schneller und klarer zum Ziele kommt. Ebensolche Schwierigkeiten macht es bei Hebbel, wenn man etwa „Mein Wort über das Drama“ und Tagebuchstellen samt Gedichten heranzieht. Dieser induktive Weg, der bei genügender Zeit und gleichmäßiger Arbeitslust der Klasse natürlich der beste wäre, ist so, wie die Dinge liegen, zu wenig gangbar. In gewisser Weise induktiv kann man doch noch verfahren, wenn man die Dramen zunächst genau analysiert. Aber alles läßt sich doch nicht aus den Dramen herauslesen, bei Kleist und Grillparzer, bei denen theoretisch aus ihren Prosaschriften weniger zu holen ist, gibt das Biographische manchen Aufschluß.

Schiller.

Schiller geht aus vom Wesen des Menschen (I) und kommt von da zu seinem Begriff vom Tragischen (II).

I. Es gibt drei Stufen von Wesen: Tier, Mensch, Gott; das Tier steht auf der niedersten, der Gott auf der obersten Stufe, im Tier beginnt das seelische Leben mit der Sinnesempfindung, im Gott endet es mit der Vernunft; der Mensch steht in der Mitte, er hat teil an der tierischen und göttlichen Natur. Deshalb handeln alle drei auch verschieden:

Das Tier tut, was es muß, es handelt auf Grund seiner Sinnesempfindungen nach Trieben, es ist eine Maschine, die das Naturgesetz mit seinem Zwange treibt;

der Gott tut, was er soll, er handelt auf Grund seiner Vernunft nach Vernunftgeboten, die ihm gebieten.

Beide, Tier und Gott, sind stets im Einklang mit sich selbst, zwischen ihrem Wollen und Handeln besteht kein Widerspruch; ihr Handeln ist ohne Überlegung stets von einem Antriebe bestimmt.

Der Mensch ist Sinnenwesen und Vernunftwesen, „halb Engel, halb Bestie", er wird getrieben vom Naturgesetz auf Grund seiner Sinnesempfindungen, die Vernunft auf der andern Seite aber gebietet ihm durch Gebote; er möchte handeln nach seiner Neigung, aber er sollte handeln nach seiner Pflicht.

Es gibt für ihn drei Möglichkeiten, sich zu verhalten:

1. handelt er triebhaft, so steht er auf der Stufe des Tieres;

2. handelt er rein pflichtmäßig nach dem kategorischen Imperativ der Pflicht, so nähert er sich dem Gott;

3. Wirklich Mensch in vollem Umfange ist er erst, wenn beide Wesen an seinem Handeln teilhaben, und das zeigt sich dann, wenn beide, Trieb und Gebot, miteinander in Konflikt geraten.

Es gibt zwei Möglichkeiten:

a) Im Widerstreit der Motive kann der Mensch aus Schwäche dem Trieb oder dem Gebot, der Neigung oder der Pflicht folgen.

b) Oder er kann sich mit voller Kraft der Verantwortlichkeit entscheiden, indem er die Motive gegeneinander abwägt. Der Zustand des Abwägens der Motive ist der Zustand der Freiheit. Der Mensch ist frei zum Guten wie zum Bösen, und er endet die abwägende Wahl zwischen Müssen und Sollen durch ein: Ich will. („Alle Wesen müssen, der Mensch ist das Wesen, welches will.") — Freiheit heißt hier Freiheit der Entscheidung, der Begriff schließt noch keine bestimmten Forderungen ein wie z. B. politische Freiheit in den Revolutionen oder wirtschaftliche im Begriff Zollfreiheit. Frei sein in dem von Schiller hier gemeinten Sinne geht weder auf gut noch böse, weder auf politisch oder wirtschaftlich frei oder unfrei, sondern heißt selbständig, unbeirrbar sich entscheiden nach eigengewonnenen Überzeugungen. Frei in diesem Sinne ist der Mensch, „und wär' er in Ketten geboren", ist aber weder das Tier noch der Gott, weil sie sich nie zu entscheiden brauchen. (Der Schluß des „Eleusischen Festes" widerspricht dem nicht; wenn es dort heißt: „Freiheit liebt das Tier der Wüste ...", so soll damit gekennzeichnet werden, daß sie Motivkonflikten nicht unterworfen sind, es gilt hier sogar für den Gott das „Naturgebot", beim Menschen wird hier besonders das Gebundensein durch den kategorischen Imperativ hervorgehoben. In der Sache selbst wird nichts geändert, nur Ausdrucksweise und Standpunkt sind hier etwa gegenüber der Einleitung in die Abhandlung „Über das Erhabene" etwas verschoben.)

Danach, ob ein Mensch sich frei entscheidet, richtet sich auch die Beurteilung seines Charakters. Wer das Böse tut, weil er es sich nicht versagen kann, ist ein Lump; wer das Gute tut, weil es nun mal verlangt wird, ist ein ordentlicher Mensch, aber beide sind keine starken Charaktere, nicht charaktervoll. Wer das Böse tut mit vollem Bewußtsein seiner Handlungsweise, kann ein ebenso starker Charakter sein, wie der, der im Guten ebenso handelt. In jeder Hinsicht am höchsten steht der, der das als recht Erkannte mit dem vollen Bewußtsein seiner Verantwortlichkeit ausführt, der also seine Pflicht zu einer freien selbstgewollten Tat auf Grund eigener Entscheidung erhebt.

Das Wesen des Tieres liegt also im mechanischen Müssen, des Gottes im vernünftigen Sollen, des Menschen darin, daß er weder durch das triebhafte Müssen noch durch das Soll des Vernunftgebots einfach bestimmt wird, sondern beides im freien Wollen zu Motiven seines Handelns machen kann.

II. Auf diesen Voraussetzungen baut Schiller seinen Begriff des Tragischen auf.

Die Kunst überhaupt hat die Aufgabe, das Wesen des Menschen in seiner Totalität darzustellen, ihn zu zeigen als das den Sinnen zwar unterworfene, aber bewußt wollende, in Freiheit sich entscheidende Wesen. Die Kunst der Tragödie insbesondere hat die Aufgabe, den erhabenen Charakter darzustellen, der seine Unabhängigkeit von Trieben im Zustande des Leidens, selbst im Untergange, bewahrt.

1. Gesetz: Die Tragödie soll den leidenden Menschen darstellen; das Sinnenwesen des Helden in der Tragödie muß tief und heftig leiden, und dies Leiden prägt sich in den verschiedenen Graden der Affekte aus. Allein das Leiden an sich ist kein würdiger Gegenstand der Kunst, weil es den Menschen nur von einer Seite zeigt, es tritt als notwendige Ergänzung hinzu das

2. Gesetz: Die Tragödie muß den Widerstand gegen dieses Leiden darstellen, aber nicht den bloß körperlichen Widerstand, mit dem man das Leiden zu beendigen wünscht, sondern den Widerstand des Vernunftwesens, der aus dem Sollen einer Pflicht folgt.

„Auf zweierlei Weise kann sich die Selbständigkeit des Geistes im Zustande des Leidens offenbaren",

a) negativ, indem der Mensch sich trotz des Leidens nicht beugt und ungebeugt untergeht (das Erhabene der Fassung)

b) positiv, indem der Mensch das Leiden erst selber durch sein pflichtgemäßes Handeln herbeiführt (das Erhabene der Handlung),
   1. indem er aus Achtung für eine Pflicht das Leiden wählt, oder
   2. indem er eine aus triebhaften Motiven übertretene Pflicht sühnt.

Ein tragischer Charakter ist somit derjenige, der dem Vernunftgebot in voller Freiheit folgt, trotzdem sein Sinnenwesen leiden muß, bei dem das „Ich soll" das „Ich muß" mit einem „Ich will" überwindet, obwohl diese Entscheidung ihn in Leid stürzt und im schlimmsten Falle untergehen läßt. („Das Leben ist der Güter höchstes nicht, der Übel größtes aber ist die Schuld.")

III. Aus dieser Aufstellung ist ersichtlich, daß die Entsprechung von Schuld und Sühne nur bei einem tragischen Typus, nämlich b 2, vorkommt, während weder a noch b 1 derartiges kennen. Die Frage, ob Schiller den Konflikt zweier Pflichten erwogen habe, läßt sich nicht klar beantworten, scheint mir; es handelt sich immer um den Konflikt von Sinnenwesen, egoistischer Neigung und Vernunftwesen, altruistischer Pflicht. Und in diesem Rahmen halten sich auch die Beispiele in den Tragödien.

Ein tragischer Charakter im Sinne von a ist Maria Stuart. Der Tod der Maria mag immerhin von ihr als eine Buße für ihre verfehlten Taten aufgefaßt werden im Sinne einer höheren Gerechtigkeit, innerhalb der eigentlichen Handlung des Dramas, die zwischen Maria und Elisabeth spielt, kann er gar nicht als Sühne gelten. Maria bewährt sich als „ein vom Schicksal unabhängiger Charakter". Und um dies in seiner ganzen Klarheit zu zeigen, breitet er Marias Charakter nach der Seite des Sinnenwesens rückschauend und direkt darstellend aus. Das erste geschieht, indem Maria selber von ihrer Jugend erzählt und sich als leicht erregbar, der Macht der Empfindung zugänglich charakterisiert. Das zweite geschieht am stärksten in der 1. Szene des 3. Aktes; die Möglichkeit, befreit zu werden, bringt sie unter dem Eindruck des plötzlichen Erlebnisses freier Natur fast dazu, sich gegen ihre Überzeugung vor Elisabeth zu demütigen. Schiller hat weder daran gedacht, Marias Verbrechen und Verfehlungen zu mildern noch anderseits ihr eine Sühne für eine Schuld aufzuerlegen. Sympathisch stellt er sie in ihrer Erhebung dar, aber das geschieht in allen Tragödien Schillers, daß dem sympathischen Helden eine unsympathische, weil verlogene, Gegenpartei gegenübergestellt wird.

Tragisch im Sinne b 1 sind Leonidas und Regulus, ebenso Max und Thekla. Tragisch im Sinne von b 2 ist die Jungfrau von Orleans und Don Cesar.

Ein tragischer Charakter im Sinne dieser drei Typen ist Wallenstein nicht, und es ist vielleicht nicht ohne Grund, daß Schiller „Wallenstein" nicht eine Tragödie, sondern ein dramatisches Gedicht genannt hat. Denn nicht erfüllte, sondern übertretene Pflicht, nicht von ihm gesühnte, sondern bestrafte Übertretung bringt ihm den Tod. Wohl aber hat Schiller ihn als einen immerhin großen Charakter in seiner Anlage darstellen wollen.

Das Gegenstück zu Wallenstein ist Tell, der einen als recht erkannten Mord (so nennt er seine Tat wiederholt selbst) mit voller Überzeugung begeht. Und der Unterschied zwischen ihm und Parricida besteht vor allem darin, daß letzterer seine Tat nicht tragen kann, nicht etwa darin, daß Tell aus patriotischen Motiven handelte, Parricida aus persönlichen. Denn daß Tell kein Patriot ist, sondern eine Privatrache ausübt, sagt er selber klar genug.

Schiller hat zuweilen den Eindruck der tragischen Typen verstärkt, indem er z. B. Maria Stuart nicht nur als ein Erhabenes der Fassung in dem Sinne, daß sie ihr Schicksal geistig gefaßt hinnimmt, darstellt, sondern ihr auch die Eigenschaft schneller Fassung im Sinne von Schlagfertigkeit gibt, wie sie in dem Maße beispielsweise Wallenstein nicht hat, der sich diesem Typus gegen das Ende des Dramas hin ein wenig nähert. Johanna ist nicht nur ein Erhabenes der Handlung, indem sie selbst durch ihr Handeln ihr Leiden bedingt, sondern auch handlungs-, tatenfroh.

Schiller entwickelt sich so, daß bei ihm in seiner Frühzeit, „Don Carlos" eingeschlossen, der Begriff der Freiheit im Sinne einer bestimmten politisch-sozialen Forderung, als äußere Freiheit, eine Rolle spielt; mit dem Studium Kants tritt wohl der Wandel ein, daß Freiheit dann als Freiheit der Entscheidung in der Wahl zwischen Gut und Böse gilt, wie es im vorhergehenden dargestellt ist. Im „Wilhelm Tell" handelt es sich um einen Stoff, der beides verbindet, indem hier das Ziel des Kampfes die äußere politische Freiheit eines Volkes ist.

Hebbel.

Hebbels Auffassung vom Tragischen beruht auf seiner Auffassung vom Geschehen, von der geschichtlichen Entwicklung.

I. Die alles wirkende Lebenskraft ist der Weltgeist, von Hebbel meist als Weltidee oder bloß als Idee oder auch als Gott bezeichnet (das Weltdenken). Dieser Weltgeist ist in pantheistischer Art unpersönlich-überpersönlich gedacht, mit menschlich-persönlichem Maße nicht zu messen. Er ist unendlich, ist alles, was überhaupt ist; was war, ist und sein wird, ist in ihm und durch ihn. Aber er ist nicht nur, er wird von Ewigkeit zu Ewigkeit, er denkt sich selbst in immer neuen Gestaltungen, in ewigem, unendlichem Leben; wir, überhaupt alles, was ist, entsteht und vergeht, sind Gedanken des Weltgeistes oder vielmehr: sind der Weltgeist selbst, wie er sich selber denkt. Leben ist Gedachtwerden durch den Weltgeist, Sterben ist dem Vergessenwerden vergleichbar, aber wir verschwinden nur, um neu zu entstehen.

Das Werden und Vergehen verläuft verschieden. Die Pflanze wächst, blüht und welkt, lautlos und kampflos, auf dem höchsten Gipfel geschieht auch die Umkehr, Leben und Tod gehören in gewissem Sinne zueinander, der Tod ist das Einschmelzen der Erscheinung, wenn ihr Dasein erfüllt ist, um neu zu werden („Ich sah des Sommers letzte Rose stehn ...").

Auch der Mensch ist eine einzelne Erscheinung aus der unendlichen Zahl der werdenden und vergehenden Wesen, in denen der Weltgeist erscheint.

Deshalb ist er zwar ein Teil des Weltgeistes und hat teil am Gesamtleben, aber er ist doch nur ein endliches Bruchstück, eine kleine Flamme, die ihre Zeit leuchtet und dann erlischt, ein für kurze Zeit zum Einzelwesen erstarrter Gotteshauch, der wieder zerschmilzt.

Aber er ist doch mehr als die Pflanze. Er wirkt sich nicht kampflos aus wie die Rose, sondern er ist — und das ist das unbegreifliche Rätsel — in gewissem Sinne frei, d. h. bei Hebbel: bis zu einem gewissen Grade dem Weltgeist nicht untertan. Der Umstand, daß er sich als einzelnes Wesen fühlt, löst ihn aus dem engsten Zusammenhang mit dem Weltgeist (wie zuweilen ein Gedanke unserm Willen nicht unterworfen scheint und sich trotz aller Versuche, ihn zu unterdrücken, behauptet). Der Mensch will sich behaupten gegenüber dem Weltgeist, denn er kann das ganze Getriebe nicht überblicken, weiß nicht, was der Weltgeist mit ihm vorhat, kennt nur seinen eigenen engen Kreis und sein Recht und kann nur seine kleinen Ziele verfolgen. Den Weltgeist als Ganzes zwar kann er nicht bekämpfen, dann müßte er auch sich selber bekämpfen, sondern er bekämpft in Verfolgung seines Rechtes das Recht anderer Erscheinungen. Dieser Kampf zwischen den verschiedenen Ausprägungen des Weltgeistes ist die geschichtliche Entwicklung der Welt; vom Weltgeist aus gesehen, ist es ein Ringen des Weltgeistes mit sich selbst, ein Widerstreit seiner Gedanken. Der Mensch muß somit schließlich doch, was der Weltgeist will, aber für ihn ist es ein Wollen eigenen Rechts, nicht ein Müssen. Oder, paradox ausgedrückt: Der Mensch muß, was er will. (Vgl. dazu Ibsen, „Kaiser und Galiläer", auch Goethe, „Orphisches".)

II. Aus diesem Grundverhältnis entspringt das Tragische.

Der Mensch erkennt nämlich den Plan des Weltgeistes nicht, er will sich behaupten, auch wenn der Weltgeist zu neuen Entwicklungen weiterwill. Er ist verblendet, muß verblendet sein, weil er als Individuum Vereinzelung ist; nun tauchen

neue Erscheinungen empor, die dem Weltgeist gemäßer sind, aber das Bestehende kämpft gegen das Entstehende an, bis es überwältigt wird.

Wer recht hat in einem Kampf, läßt sich nie entscheiden, jeder muß handeln nach seinen Motiven. Im Vergangenen können wir den Gang der Entwicklung zu begreifen versuchen, aber wir denken das alles nie ganz aus, denn im Alten, Gewesenen liegen immer schon die Keime des Neuen, aber dies Neue sehen wir nicht. Nur ahnen können wir das Unendliche, aber wir begehren Endliches.

Tragisch ist an diesem Prozeß das ewige Wollen — und Kämpfen — und Überwundenwerdenmüssen. Und diese Tragik liegt in dem Weltgeist selbst, in dem Zwiespalt, in den er mit sich selber gerät, wenn er zu neuen Formen will.

Nun ist ja klar, daß solche metaphysischen Probleme weder auf der Bühne dargestellt, noch gelöst werden können, und es ist Hebbel wohl ein Vorwurf daraus gemacht worden, daß er in seinen Dramen nicht dargestellt hätte, was er hätte darstellen wollen. Das ist aber dasselbe, was man Schiller vorwerfen könnte, weil er die Macht des Übersinnlichen (s. Abh. über das Pathetische) in seiner Tragödie zeigen wollte. Und was hat Goethe im „Faust" anderes dargestellt als Metaphysisches? Man muß nur zu lesen verstehen und dem Dichter in seinen Absichten folgen; man kann ja nachher im ganzen ablehnen, wenn man will. Aber nicht im Drama wird eine metaphysische Frage dargestellt und gelöst, sondern das ganze Drama selbst ist eine Art Durchdenken einer solchen Frage, nicht in abstrakter Darstellung, sondern in kämpfenden Personen. Nichts anderes gibt Hebbel, aber dahinter steht, wie bei Goethe und Schiller auch, ein großer philosophischer Gedankenkreis. Was Hebbel deshalb versucht, ist, die Entwicklung eines Individuums oder einer Gemeinschaft in ihrer Kausalität zu zeigen, aber es wird das immer unter bestimmten philosophischen Gesichtspunkten geschehen, die nur dann restlos aus dem Drama selbst herauszulesen sind, wenn man auch aus andern Quellen Hebbels Gedankenwelt kennt.

Aus Hebbels Grundanschauung kann nun sowohl die Tragödie eines Individuums wie einer Gemeinschaft (Volk, Staat) erwachsen. Denn in den beiden entwickelt sich der Weltgeist. Bei der Individual- wie bei der (kurz gesagt) Kollektivtragödie muß es sich deshalb immer um eine Entwicklung über einen bestehenden Zustand hinaus handeln. Hebbel hat das wohl so ausgedrückt, daß er aus der Krankheit zur Gesundung führe; d. h. Individuum oder Kollektivum (repräsentiert durch Individuen) geraten in eine Krisis, die keineswegs ein innerer Konflikt zu sein braucht (so wenig es der tragische Typus a bei Schiller ist), in der sie aber seelisch und zuweilen auch körperlich zugrunde gehen, um einem Neuen Platz zu machen.

III. Die umfassende Geschichtstragödie, die am besten Hebbels Art zeigt, sind die „Nibelungen". Es ist eine Kollektivtragödie, die die Entwicklung der (abendländischen) Menschheit in drei großen Perioden zeigt. Die erste ist die der Riesenwelt, der (wie aus einzelnen Andeutungen im Drama, die rein Herder-Hegelscher, nicht deszendenztheoretischer Art sind, geschlossen werden könnte) die Tierwelt vorausging. Jede Periode hat eine Art konstitutives Element, das eine Gemeinschaft erst aufbaut, an dem aber eine Gemeinschaft letzten Endes auch wieder in sich zerbricht, wenn sie sozusagen das Ihre in der Entwicklung des Weltgeistes getan hat. Die Riesenwelt, deren Vertreter Siegfried und Brunhild sind, steht auf der körperlichen Stärke. Sie wird abgelöst von der germanisch-heidnischen Welt, deren konstitutives Element

die Treue ist, und ihr folgt das christliche Mittelalter mit der Liebe. Daher die ungeschichtliche Umformung Dietrichs zu einem christlichen Helden der Liebe und des Dienens, womit er die Welt bezwingt. Siegfried und Brunhild gehen aneinander und an sich, an ihrer Stärke, auf die sie pochen, und weil sie darauf pochen, zugrunde. Die Treue des Germanen wird schließlich in der Vielheit der Bindungen zur Untreue, und den Höhepunkt dieser Entwicklung hat Hebbel im Rüdiger dargestellt, der zwar eine Parallelgestalt zu Max Piccolomini ist, aber ganz anders aufgefaßt werden muß. Nicht um einen Konflikt zwischen Sinnen- und Vernunftwesen, zwischen Neigung und Pflicht handelt es sich, sondern um ein Abwägen der Treuebindungen, die an sich beide gleich schwer wiegen. Wie Rüdiger in sich zerbricht, so die Germanenwelt auch im ganzen.

Neben dieser Periodenentwicklung wird nun in den „Nibelungen" noch ein ganz speziell Hebbelsches Thema dargestellt, das allerdings ebenso aus seiner Grundanschauung unmittelbar erwächst. Der Mensch ist Selbstzweck, wie Kant sagen würde, oder, wie Hebbel sagt, er darf nie als Sache, als Mittel für einen andern Menschen benutzt werden. („Hab' Achtung vor dem Menschenbild ..."), denn alle Individuen sind gleichermaßen Ausprägungen des Weltgeistes, und es ist nicht nur das Recht, sondern auch die Pflicht jedes Menschen gegen sich, sich nicht zu einem Mittel erniedrigen zu lassen. Denn dadurch brächte er sich um jedes selbständige Leben. Um diese Frage dreht sich ja der Kampf zwischen Siegfried und Brunhild, aber man kann sie überall verfolgen, denn sie ist die Kernfrage überhaupt, und wenn man will, kann man auch aus ihr die Periodenentwicklung erst ableiten. Denn jeder, Individuum oder Kollektivum, will sich erhalten in seiner Besonderheit, und in dem Sicherhaltenwollen gegen andere entsteht der Kampf, der mit einem Siege des, nach dem Plane des Weltgeistes, Stärkeren und Zeitgemäßeren endet.

Eine so klare Periodenteilung wie hier hat Hebbel nirgends sonst durchgeführt. In „Herodes und Mariamne" wird die Periode des orientalischen Despotismus (Herodes, die Artaxerxes-Szene), der den Menschen als Sache mißbraucht, abgelöst von einer neuen, die die Gleichheit aller Menschen vor Gott lehrt, und deren Vorläufer Mariamne und Soemus sind. In „Gyges und sein Ring" ist weniger das Abgelöstwerden einer Periode durch eine andere, als das Zerbrechen einer Periode in sich (Kandaules) dargestellt.

Einige Schwierigkeiten macht „Agnes Bernauer". In dieser Tragödie handelt es sich wie in den „Nibelungen", in „Herodes und Mariamne", in „Gyges", um „brechende Weltzustände", um eine „Krankheit", aber es ist das Merkwürdige, daß Hebbel den Kampf zwischen Ernst und Albrecht mit dem Siege des Bestehenden enden läßt. Der innere Grund dafür liegt in Hebbels Stellung zur Revolution. Hebbel war ein durchaus liberaler, in manchen Dingen radikaler, keine Konsequenz scheuender Politiker, aber so entschieden er dem Absolutismus, nun gar Metternichscher Observanz, abhold war, so wenig wollte er von einer Demokratie wissen, die Unordnung und Willkür einführen zu wollen schien. Und ihnen gegenüber führte er den „Staat" zum Siege, ohne allerdings damals sagen zu wollen, daß er den Staat wolle, den Herzog Ernst will. Ordnung, Gesetz, Staat soll sein, nicht Unordnung, Ungesetz, Anarchie, und er meinte, mit seinem Drama den Demokraten die Lehre geben zu können, daß sie sich einer höheren Gemeinschaft unter Verzicht auf manche

eigene Wünsche fügen müßten. Auf „Agnes Bernauer" ruht deshalb einerseits der Verdacht der Tendenz, anderseits glaubt beispielsweise Bartels, es als Kronzeugnis für den Konservatismus Hebbels brauchen zu können. Das eine wie das andere ist grundfalsch. Im einzelnen kann hier nicht darauf eingegangen werden, darum nur so viel: so abstrakt Hebbel auch theoretisiert und philosophiert, so unbedingt klar sieht er seine Gestalten aus ihren eigenen Bedingungen, wenn er sie ihnen einmal gegeben hat, emporwachsen. Und das ist auch bei „Agnes Bernauer" der Fall. Wenn man will, kann man auch hier drei Perioden unterscheiden. Nach einer Periode der gewalttätigen Selbsthilfe (Erwähnung der Feme) ist ein Staat geworden, an dessen Bau allerdings immer noch Eigenmächtigkeit rüttelt. Aber er steht doch, und es bedarf der festen Hand des Herzogs, der den Staat in seiner Einheit, in seinem Streben nach Einheit repräsentiert, um die auseinanderstrebenden Gewalten zu einem einheitlichen Zweck zusammenzuhalten. Es kommt zu einer Krisis: Albrecht führt sie herbei, indem er das politisch-soziale Gefüge, in dem gerade dieser Staat ruht, auseinanderreißen will. Allein er will es um seiner selbst willen, er will es nicht, um die Gesamtheit zu fördern; hätte er den Plan für ein neues Staatswesen im Kopfe, so stünde die Sache anders, und so läßt Hebbel Albrecht schließlich die Überlegenheit des Vaters anerkennen. Aber — und das ist nicht zu übersehen — Ernst selbst weist in eine Zeit hinaus, eine dritte Periode, die nach dieser kommen mag, indem er, besonders Preising gegenüber, von allen Staatsformen durchaus in dem Sinne redet, daß sie zeitlich bedingt sind, und auch das, für seine Zeit nur relative, Recht Albrechts und Agnesens anerkennt, indem er Agnes doch, nun sie tot ist, zur Gemahlin Albrechts erhebt.

Eine Sonderstellung nehmen „Judith", „Genoveva" und „Demetrius" ein. Hebbel beginnt in der „Judith", zwar schon auf großem geschichtlichen Hintergrund, mit einer reinen Individual- und inneren Konfliktstragödie, in der das speziell Hebbelsche Thema, daß kein Mensch als Sache gewertet werden dürfe, voll ausgeprägt durchgeführt wird. Es ist nicht von der Hand zu weisen, daß hier gerade in dem Kampfe zwischen Mann und Weib sehr starke Zeiteinflüsse, geradezu jungdeutscher Art, vorliegen; dieser Kampf wiederholt sich in allen Hebbelschen Tragödien. Ähnlich „Genoveva"; hier liegt der psychologische Nachdruck auf der Gestalt Golos. Das Bestreben, alles aus geschichtlichem Boden aufwachsen und es aus seinen Bedingungen entstehen zu lassen, ist hier womöglich noch stärker sichtbar als in „Judith". Zu einer solchen Individualtragödie kehrt Hebbel im „Demetrius" zurück. Ähnlich steht es mit „Maria Magdalena". Der entschiedene Wandel zu der großen Geschichtstragödie, in der die Individuen zu Repräsentanten ganzer Perioden werden, ohne ihr individuelles Leben im mindesten einzubüßen, tritt, durch kleinere Dramen vorbereitet, mit „Herodes und Mariamne" ein, und es ist sehr wohl möglich, daß der Verkehr mit Bamberg in Paris dazu beigetragen hat, Hebbels Gedanken im neuen Durchdenken zu klären und damit die vorhandene, von Hegelschen Gedanken irgendwie beeinflußte Grundlage zu stärken.

Interessant ist, wie Hebbel das Thema vom Menschen als Sache auch im Lustspiel komisch wendet. Im „Diamanten" wird der Besitzer des Steins der Besessene und nur noch als ein Mittel gewertet, um zum Stein zu kommen. Es ist in diesem Zusammenhange nicht gleichgültig, daß auch Agnes Bernauer mit einem Edelstein

verglichen wird (V 2), und daß Fatime im „Rubin" in einen Rubin hineingezaubert wird. Sie wird dann zum Menschen erlöst, und so hätte gerade der „Rubin" im Zusammenhange des Hebbelschen Denkens doch eine bedeutendere Rolle, als ihm den großen Tragödien gegenüber zukommt.

Es ist aus dieser Darlegung ersichtlich, daß in dem Hebbelschen Begriff vom Tragischen der Schuldbegriff in der herkömmlichen Form gar keine Stelle hat. Denn wenn alles Ausprägung des Weltgeistes ist, so kann davon im eigentlichen Sinne keine Rede sein. Hebbel ist der Dramatiker, der in seinem Drama die Relativität aller ethischen Begriffe darstellt, aber es ist insofern eine gewisse Unausgeglichenheit seines Denkens vorhanden, als er anderseits doch wieder für die von ihm für recht gehaltene Ethik eine Absolutheit in Anspruch nimmt, wie er es ja als „Individuum" zu tun das Recht hat. Es geht ihm ähnlich mit dem Schuldbegriff. Er spricht auch von einer Schuld, doch nur in dem Sinne, daß die Schuld des Individuums im Grunde die ist, daß es überhaupt ist und so ist, wie es ist; letzten Endes liegt das im Weltgeist und seinem Zwiespalte begründet. Eine Entsprechung von Schuld und Sühne findet also auch nicht statt.

Weiter ergibt sich aus der Grundanschauung Hebbels die Gleichberechtigung der Individuen, und so wird seine Tragödie zu der sogenannten Tragödie der gleichen Berechtigungen. Wie wenig konservativ übrigens diese Anschauung an sich ist, erhellt ohne weiteres, denn die Forderung „Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit" ließe sich aus ihr ebensogut ableiten wie die Forderung der Unterordnung in der „Agnes Bernauer".

Ganz kurz noch ein Vergleich zwischen Schiller und Hebbel in einem Hauptpunkte.

Schiller will die Freiheit des Menschen darstellen als diejenige Idee rationalistischer und Kantischer Weltanschauung, die ihm am höchsten steht. Er wählt darum zum Helden einen Menschen, dessen Charakter durch ein schweres Schicksal erprobt wird. Trotz des Schicksals, das ihn in Leid stürzt, folgt er der Pflicht oder kommt er zu der Anerkennung einer pflichtmäßigen Verbindlichkeit („Tugend") und erhebt sich in freier Entscheidung über sein Sinnenwesen und die dieses beeinflussenden Umstände, denen er äußerlich zum Opfer fällt. Das Tragische liegt in dem Widerspruche zwischen dem Siege, den der charaktervolle Mensch, dem Vernunftgebot gehorchend, erringt und dem äußeren Unterliegen. Warum muß der, der des Lebens wert ist, sterben? (Vgl. Hiob.) Das Erhebende dieser Tragik liegt darin, daß sie den Menschen auch im Tode als Sieger zeigt (vgl. in „Shakespeares Schatten": „Das große gigantische Schicksal . . .").

Der Held des Hebbelschen Dramas ist im Grunde der hinter allem stehende Weltgeist, und zwar auf einer bestimmten Stufe seiner Entwicklung, die überwunden werden soll. Das Drama stellt die Krisis und die Gesundung dar. Er verkörpert sich aber in Menschen, die sich behaupten wollen (indem der Weltgeist sich nur langsam in schweren Kämpfen von seinem früheren Zustande losringt), gegen sie wachsen neue Menschen mit neuen Gedanken und Taten empor. Das Alte und das Neue geraten in einen erbitterten Kampf. Das Tragische ist, daß die Menschen nur immer ein Stück des Weltgeistes verkörpern und nur ihr kleines endliches Recht vertreten können und müssen, weil sie sich sonst selber aufgeben. Beide Parteien sind im Recht. Das Erhebende an dieser Tragik ist, daß das alles nicht ein zweckloses Werden und

Vergehen, Siegen und Unterliegen, Morden und Gemordetwerden ist, sondern hinter allem kämpft der Weltgeist selbst, in dem alles lebt, webt und ist. In den kämpfenden Menschen ringt sich der Weltgeist weiter zu höheren Stufen und vollkommenerem Sein, der Mensch, der seinen Anteil daran begreift, fühlt sich dadurch erhoben, daß er durch diesen Gedanken über seine starre individuelle Vereinzelung hinauskommt zu einer Art Aufgehens im Weltgeist selber.

Grillparzer.

Gleich in seiner nach der „Ahnfrau" geschriebenen Tragödie „Sappho" hat Grillparzer den tragischen Typus gestaltet, der dann in verschiedener Form, aber im innersten Kern gleichartig, durch alle seine Dramen, nicht bloß Tragödien hindurchgeht. Es ist kaum verständlich, weshalb Grillparzer in der Schule nicht die Würdigung gefunden hat, nicht bloß die ihm im Zusammenhang unserer Literaturgeschichte zukommt, sondern die er gerade wegen der Durchsichtigkeit und Gleichartigkeit seines tragischen Typus hätte finden müssen. Daß „Der Traum ein Leben" und „Weh dem, der lügt!" nicht allgemeiner Besitz der Gebildeten sind, kann der nicht begreifen, der sich nur ein einziges Mal eingehender mit diesen beiden Dramen beschäftigt hat. Aber Uhlands „Ernst von Schwaben", Heyses „Kolberg", Körners „Zriny", die haben mehr Geltung in der Schule, obwohl sie nicht einen Schimmer von der Gestaltungssicherheit, psychologischen Konsequenz und gedanklichen Tiefe haben, die Grillparzer hat, von der sprachlichen Seite noch ganz abgesehen.

Eine Analyse im einzelnen zu geben, ist nicht notwendig; es handelt sich überall um die große Enttäuschung eines Lebens, durch die der gesamte Lebensinhalt in Frage gestellt wird; die individuellen Verschiedenheiten zeigen sich in der Art, wie sich der Held zu seiner Enttäuschung stellt, und das beruht auf der verschiedenartigen Charakteranlage. So kommt in das Gesamtbild des Grillparzerschen Dramas trotz des im Kerne einheitlichen Typus eine sehr reiche Mannigfaltigkeit. Nur ein paar Beispiele seien erwähnt: Sappho, Jason, Medea, Libussa, Bamban, Ottokar, Rudolf II. Man könnte im Zweifel sein, ob auch „Des Meeres und der Liebe Wellen" dies selbe Thema hat, aber Hero scheint mir doch herzugehören.

Interessant ist es nun, wie Grillparzer diesen Typus in „Der Traum ein Leben" ausgeprägt und durchgeführt hat. Das, was in den Tragödien „wirkliches" Erlebnis ist, ist ein Traum Rustans. Der Traum ist, aber in der Art eines immer fieberhafter, wirrer, sprunghafter werdenden Traumes, eine regelrechte Grillparzersche Tragödie mit ihrer Enttäuschung und dem völligen Zusammenbruch wie bei Jason. Allein dieser Traum wirkt so auf Rustan, daß er abbiegt und aus dieser geträumten Enttäuschung zu einer Entsagung mit einem positiven Ergebnis für sein weiteres Leben kommt. Was Medea am Schluß des „Goldenen Vlieses" als ihrem Leben entnommene Maxime ausspricht, das gelingt Rustan, an den Anfang eines bewußt neu zu beginnenden Lebens zu stellen. Einem Einwand möchte ich hier begegnen, obwohl er nicht direkt hergehört. Es ist behauptet worden, es sei unwahrscheinlich, daß ein Mensch durch einen Traum so stark beeinflußt werden könne. Ganz abgesehen davon, daß tatsächlich Träume eine weitgehende Wirkung auf das „Tageshandeln" haben können — und welcher Unterschied ist denn letzten Endes zwischen dem Durchdenken von Prinzipien, dem Erleben der verschiedenen Handelnsmöglichkeiten in

der Phantasie im Wachen und einem solchen Erleben im Traume? —, hat Grillparzer in sehr fein durchdachter Konsequenz Rustan von vornherein zu einem phantastischen Träumer gemacht, auf den naturgemäß jedes Phantasieerlebnis stark wirken muß. So gut Zangas Geschichten und seine eigenen Heldenträume ihn bestimmen, nach Samarkand zu reisen, so gut kann ein starker Traum anderer Art ihn umgekehrt beeinflussen. Ob die Umkehr von Dauer ist, läßt sich in allen ähnlichen Fällen schwer beurteilen, man denke an Orest und den Prinzen von Homburg. Wenn aber Schiller vom Erleben einer Tragödie auf der Bühne einen starken Einfluß auf den Charakter des Zuschauers erwartet (vgl. beispielsweise zu diesem Thema die ästhetischen Briefe oder „Die Schaubühne als moralische Anstalt betrachtet"), so hat Grillparzer diesen Gedanken gewissermaßen in seinem Drama anschaulich vorgeführt; auf alle Fälle aber fehlt es dem Drama nicht an innerer Konsequenz, es ist bis in die kleinsten Einzelheiten im Charakter Rustans fest gegründet.

Ebenso interessant ist „Weh dem, der lügt!". Ich wage zu behaupten, daß ein Publikum, das für die psychologische Feinheit dieses Spieles und für die Grazie, mit der Grillparzer seinen tragischen Typus hier ins Humoristische wendet, kein Begreifen hat, überhaupt kein gebildetes Publikum ist. So graziös freilich, wie Lessing in „Minna von Barnhelm" den Begriff der Ehre diskutieren läßt, ohne daß es zu einer Definition kommt, spielt Grillparzer mit dem Begriff der Lüge nicht, sondern er führt seine Diskussion auch logisch, zum Teil mit schwerem Ernste, durch. Er setzt eine ausführliche Erörterung der Lüge an den Anfang und führt den Bischof und Leon ad absurdum, es muß schließlich der gute Wille für die Tat genommen werden. Am Schlusse stehen die vier Hauptpersonen enttäuscht einander gegenüber, Atalus erlebt etwas Ähnliches wie Rustan, Leon und Edrita finden sich über ihre Enttäuschung hinweg, und der Bischof spricht die Quintessenz aus: „Du wardst getäuscht im Land der Täuschung, Sohn." Für alle Personen bedeutet diese Enttäuschung ein schwerwiegendes Erlebnis, das auf ihren Charakter stark einwirkt. Ihr groteskes Gegenspiel findet die Enttäuschung dieser vier Hauptpersonen in Kattwald und Galomir.

Wie wir bei Hebbel sahen, daß das Thema „Der Mensch als Sache behandelt" in Tragödie, Lustspiel und einem (nicht gleichwertigen) Schauspiel durchgeführt wird, so sehen wir hier bei Grillparzer ganz dasselbe, und ebenso bei Kleist in seinen Dramen.

Kleist.

Ein für Kleists Entwicklung sehr schwerwiegendes Erlebnis war sein Studium Kants. Die Frage „Was ist denn Wahrheit?" schien ihm durch Kant in einem Sinne beantwortet zu werden, der zu vollendeter Skepsis in bezug auf jegliche Erkenntnis führen müßte. Denn Kleist unterscheidet nicht wie Kant, daß zwar das Ding an sich unerkennbar, die Erscheinungen aber erkennbar und feststellbar seien, sondern er dehnt seine Skepsis auf die Erscheinungen aus und macht aus der metaphysischen Frage eine psychologische, die darum nicht minder erschütternd gestaltet wird. Es handelt sich bei allen seinen Hauptgestalten darum, daß sie ihr Verhältnis zu ihrer Umgebung nicht richtig erkennen und die Dinge falsch einschätzen. Daß ein Mensch sein Verhältnis zur Welt falsch auffasse, läßt sich nie objektiv feststellen. Solange ein Mensch mit der Welt fertig wird und mit seiner Auffassung ohne eine Krisis durch-

kommt, hat er für sich recht. Selbst wenn wir sehen, daß er andere Menschen falsch beurteilt, wie beispielsweise der Prinz von Homburg den Kurfürsten, kann nicht eigentlich die Rede davon sein, daß er sein Verhältnis zur Welt unrichtig einschätzt, solange er selber es nicht sieht und durchkommt. Sobald er aber in sich selber unsicher wird, gerät er in die Gefühlsverwirrung, die zu erreichen Goethe für Kleists Ziel hielt. Solch eine Situation stellt den Menschen vor die Frage: Sein oder Nichtsein?

Am gewaltigsten ist dies alles in „Penthesilea" ausgestaltet. Penthesilea ist in alten Satzungen aufgewachsen, die sie unbefangen und naiv als unverbrüchlich anerkennt, solange sie nicht genötigt ist, irgend persönlich Stellung zu nehmen. Da kommt das Erlebnis ihres Lebens mit Achill. Mit derselben Unbefangenheit, wie sie die Satzungen gelernt hat, folgt sie jetzt dem leidenschaftlichen Drange ihres innersten Wesens, ohne den Zwiespalt zu sehen, in den sie hineingeraten könnte. Es wäre nun durchaus der Ausweg möglich, daß Penthesilea mit starker Hand die Satzungen beiseite schöbe, aber sie kommt nicht durch, denn das Verhältnis, in dem sie zu Achilles steht, wird immer verwickelter und verworrener. Die Leidenschaft tobt in ihr, beide verstehen einander nicht, und so vernichtet sie den Geliebten in demselben Augenblick, wo er ihr entgegenkommt. Ein Mißverständnis, ein Verkennen, ein „Versehen". Nun erkennt sie selber, wie es steht, und das bringt ihr den Tod.

Im „Prinzen von Homburg" hat Kleist denselben Typus gestaltet. Es ist falsch, den Prinzen für einen Helden zu halten von Anfang an. Er ist ein phantastischer Träumer, und Kleist hat diesen Zug verstärkt dadurch, daß er ihn zu einem Schlafwandler macht. Er ist ein frischer Draufgänger, noch ohne Besonnenheit, und daß er auch vom Kurfürsten und dem Hofe unbewußt nur so gewertet wird, so lieb er allen sonst sein mag, beweist gerade der Scherz, den der Kurfürst sich gleich zu Anfang des Stückes mit ihm erlaubt. Der Prinz verkennt sich und die andern, besonders den Kurfürsten, er wird aber auch von allen verkannt, auch vom Kurfürsten, der den eigentlichen Prinzen gar nicht kennt und sich über die Tragweite seines Scherzes völlig täuscht. Der Prinz träumt von Sieg und Liebe und erringt beides in keckem Handstreich, aber nun stürzt ihn der Kurfürst aus seinem Traum so hart auf die Erde, daß er in eine bodenlose Verzweiflung hineingerät, die nur deshalb so bodenlos ist, weil er eben kein Held ist. Auf das hochgespannte Lebensgefühl mit seiner unbefangen spielenden Sicherheit folgt die tiefste, jämmerlichste Depression, die ihn gar nicht so packen könnte, wenn er die Dinge bewußter erfaßt hätte. Aber er kommt durch, er findet nunmehr ein neues, klares Verhältnis zu den Dingen, wie übrigens auch der Kurfürst selbst. Nur daß bei diesem, dem bewußt mit allem Gefühl der Verantwortung handelnden Menschen die Unklarheit und Verwirrung, in die auch er momentan hineingerät, fast unbemerkt vorübergeht und sofort eine Lösung findet (in der Anfangsszene des 4. Aktes mit Natalie).

Es ist sehr bemerkenswert, daß sowohl in „Penthesilea" wie im „Prinzen von Homburg" beide, Penthesilea wie der Prinz, mit einer naiven Sicherheit von erlernten Satzungen ausgehen, ohne daß sie ihnen in Fleisch und Blut übergegangen sind wie dem Kurfürsten und Kottwitz (vgl. die analoge Entwicklung der Jungfrau von Orleans bei Schiller), daß sich gegen die Satzung instinktiv ihre innerste Natur empört und sie dadurch in die verzweifelte Lage hineinkommen. Was ist denn Recht, wer hat denn recht? fragen sie. Penthesilea antwortet schließlich: ich („Der Tanais Asche,

streut sie in die Luft"), und sie geht an sich zugrunde. Der Prinz antwortet: du, und der Kurfürst antwortet ihm ähnlich, indem er statt des Rechtes das neugewonnene Vertrauen, ohne den Buchstaben der Satzung, sprechen läßt. Im „Prinzen von Homburg" wird tatsächlich das bloße Recht aufgehoben, das ist für Schulbuben zum Lernen, nicht für Männer, die zusammenhalten wollen in treuer Kameradschaft.

Das Recht ist es auch, um das es im „Zerbrochenen Kruge" geht. Wer hat recht? Adam ist es hier in erster Linie, der seine Stellung zu den Menschen gänzlich verkennt und, als ihm jäh ein Licht über seine verfahrene Situation aufgeht, schleunigst Reißaus nimmt. Aber es steht mit den andern ebenso. Sie haben ganz unbefangen miteinander gelebt, wie es herkömmlich ist. Auf einmal geschieht etwas, das alles umkehrt und verdreht, so daß niemand mehr weiß, wie er mit dem andern dran ist. Sehr hübsch ist der Zug, daß die eigentliche Rechtsfrage, die entschieden werden soll, wer nämlich Schadenersatz zu leisten habe, unerledigt bleibt wie die Definition der Ehre in „Minna von Barnhelm".

Es geht aus obigem wohl ohne weiteres hervor, daß von einer Schuld und Sühne weder bei Grillparzer noch bei Kleist die Rede sein kann. Es wird auch weder in den Dramen in diesem Sinne verhandelt, noch haben Grillparzer oder Kleist ihre Dramen auf diese Art selber interpretiert. Freilich, will jemand die Dramen so auffassen und zu interpretieren versuchen, so kann ihm das nicht verwehrt werden, denn auch Kunstwerke sind für andere nur Material zum Aufbau einer Welt- und Lebensauffassung, aber damit trifft man die Meinung des Dichters selber nicht; und das ist doch das erste, was nötig ist. Gerade der „Prinz von Homburg", in dem es sich um eine Verschuldung rechtlicher Natur handelt, führt die Sache zu einem Ende, daß die Schuldfrage überhaupt gegenstandslos wird, weil das Recht aufgehoben wird in dem Vertrauen, das alle nunmehr um so fester zueinander gewinnen.

Goethe.

Goethes Neigung ging zwar später nicht auf die Tragödie. Er ist aber in diesem Zusammenhange zu erwähnen, weil es bei ihm einen bestimmten Typus gibt, dessen Tragödie er, wenn auch in epischer Form, in „Werthers Leiden" gegeben hat. Zweierlei ist wichtig: 1. die gesteigerte Gefühlsreaktion eines weichen, doch stark egozentrischen Charakters, 2. die Rolle, die die Frau in der Tragödie spielt. — Die Liebe überwältigt Werther derart, daß er kein Verhältnis mehr zu der Welt finden kann und in den Tod geht.

Ob nicht auch Egmont im innersten Kern diesem Werthertypus nahesteht? Nur daß er leichteres Blut hat und das, was Goethe das Dämonische nannte. Unbedingt aber gehört Weislingen hierher, und auch Clavigo.

Daß „Tasso" ein „gesteigerter Werther" sei, behauptete Ampère, und Goethe akzeptierte dies Urteil gern. Ist das tatsächlich der Fall, so muß auch „Tasso" zur Tragödie werden, und ich kann mich des Eindruckes nicht erwehren, als ob „Tasso" wirklich so enden müßte, so daß Tasso keineswegs geheilt wird, sondern in jedem neuen Fall dasselbe Schicksal erlebt. Die Situation ist doch ganz klar die, daß Antonio sich Tasso zum Freunde nur scheinbar anbietet, weil er ganz genau weiß, daß Alfons ihn, Antonio, ganz gewiß nicht fallen lassen wird und ihm Tasso nicht vorzieht. Wenn er das bestimmt weiß, dann kann er in seiner Überlegenheit Tasso behandeln wie

ein krankes Kind und ihm zu helfen scheinen, ja vielleicht wirklich aus einem halben, leis berechnenden Mitgefühl helfen wollen. Aber weder entsteht eine Freundschaft, noch wird Tasso geheilt. Zu dem letzten Ziele mindestens scheint aber Goethe hinzuwollen, denn ihm widerstrebte ein „tragischer" Ausgang jetzt. War doch Tasso auch von ihm noch ein Abbild sowohl in der starken Reizbarkeit der voritalienischen Zeit als auch in seiner Stellung zur Frau. Was er aber selber nicht erlebte, das konnte er nun auch nicht mehr darstellen, und so lag es nahe, wenigstens die Möglichkeit einer Gesundung Tassos zu betonen.

Werthertypus ist auch Orest. Bei ihm aber ist der Umschwung ganz deutlich. Er gerät in eine Krisis, die ihn körperlich niederwirft, und gesundet durch Iphigenie. Die Wirkung Iphigenies auf Orest ist psychologisch gar nicht weiter analysierbar, sie ist ein „Urphänomen", sie ist jedoch vielleicht eher begreiflich, wenn man für Orest — Iphigenie Goethe — Frau v. Stein einsetzt. Es handelt sich dann um eine positive Lösung einer ans Leben gehenden Krisis, aber es ist nicht die Liebe, die ihn in die Krisis hineinführt, sondern die ihn umgekehrt fürs Weiterleben kräftigt.

Ebenso ist Faust I Werther, Orest vor der Krisis; am Schlusse des ersten Teiles tritt ein ermattender, erschöpfender Zusammenbruch ein, dessen Lösung im Anfangsmonolog des zweiten Teiles derjenigen in Orests Monolog nach der Krisis genau entspricht. Für Faust II wird in einem bestimmten Stadium seiner Entwicklung die Heroine Helena seine Führerin, oder besser noch seine Begleiterin, bis am Schlusse Gretchen Faust hinanführt zu neuem Leben. Die Stellung Fausts zur Frau im ersten Teil weist in Goethes Frühzeit, aber insofern auch schon weiter, als Faust nicht wie Werther erliegt, die positive Lösung aber war erst in der Weimarer Zeit, und auch da erst spät, zu finden. Werther, Faust I, Tasso, Orest, Faust II sind Stufen einer Entwicklung des *gleichen* Typus.

Für die Erkenntnis der Psyche der fünf genannten Dichter ist es bedeutsam, daß ihr eigenes Leben zwar nicht zu der Geschlossenheit des Dramas durchgeführt wird, aber unverkennbar die herausgehobenen Typen ganz klar zeigt. Die Dramen sind deshalb für den Analytiker ebenso wertvolle Quellen für die Erkenntnis der Dichter, wie Briefe, Tagebücher oder dergleichen. Ja, vielleicht zuweilen noch bessere, weil unter der Hülle der Phantasiegestalt noch stärker das Herz des Dichters in Träumen schlägt. Das ist keine Tatsache, die diese Dichter besonders auszeichnet, sondern derartiges muß überall der Fall sein, wenn auch nicht in genau derselben Weise wie hier. Es liegt hier für die psychologische Analyse noch ein sehr weites Gebiet vor, das zwar schon angebaut ist, aber doch noch einer intensiven Bearbeitung harrt.

Schiller hat in seiner Abhandlung über naive und sentimentalische Dichtung die Begriffe naiv und sentimentalisch dahin definiert, daß naiv der sei, der die Natur habe, sentimentalisch der, der die Natur suche, weil sie ihm verloren gegangen sei. Und er legt der Natur die Eigenschaft bei, daß sie unzwiespältig immer im Einklange mit sich selber sei. „Suchst du das Größte, das Höchste? Die Pflanze kann es dich lehren; Was sie willenlos ist, sei du es wollend, das ist's." In diesem Distichon ist das Ziel des Sentimentalischen ausgesprochen, er will aus dem „modernen" Zwiespalt zu einer neuen Natur harmonischer Einheit zurück, die aber die Kultur nicht verleugnet, sondern in sich aufnimmt. Das Ziel ist eine Kultur-Natur, eine moderne Griechheit,

eine moderne Antike. Mit dem Gegensatz naiv-sentimentalisch identifiziert er dann den Gegensatz realistisch-idealistisch, und er faßt Goethe auf als den Realisten, sich als den Idealisten, eben in dem erwähnten Sinne. Er trug den Plan zu einem Idyll „Herakles" mit sich herum, doch gelangte er nicht zur Ausgestaltung. Herakles war ihm der Typus des zwiespältigen Sentimentalischen, der mit ungeheurer Kraftanspannung die Gegensätze in sich immer neu überwinden muß, bis er den Ausgleich in innerem Frieden findet. Dieser „Herakles" wäre eine Art potenzierter Jungfrau von Orleans und ihre Weiterführung geworden. Bei ihr erleben wir den Ausgleich auch, aber damit schließt auch ihr Leben, ebenso bei Maria Stuart, und es liegt darin auch ein Grund für den Tod der tragischen Helden Schillers, daß Schiller diesen Ausgleich immer nur für einen zeitweiligen Abschluß eines Kampfes ansehen konnte, denn als dauernder Zustand ist er ein Ideal, auf Erden nicht zu verwirklichen. Diesen Ausgleich als dauernden Zustand zu schildern, wäre ihm deshalb, da er dem Unsterblichkeitsglauben (in der christlichen Form) skeptisch gegenüberstand, nur möglich gewesen in einem der Antike entnommenen Mythus. Das Hin- und Hergeworfenwerden „zwischen Sinnenlust und Seelenfrieden" hat Schiller an sich auf das intensivste erlebt, nicht zufällig beginnt sein selbständiges Denken mit der Arbeit über die tierische Natur im Menschen. Ganz gewiß liegt das Thema im Denken der „Zeit", aber ihn packt es gerade deshalb so stark, weil er es durchlebt. Und sein ganzes Leben ist ein Kämpfen mit Gewalten um ihn und in ihm. Furchtbar ist alles, sagt er, was den Menschen physisch in seiner Existenz bedroht, so daß es ihn schreckt, aber der Mensch erhebt sich darüber geistig („moralisch"), wenn er sich bewußt wird, daß die Überlegenheit eines furchtbaren Gegenstandes nur auf das Physische beschränkt ist und den eigentlichen inneren Kern nicht zerstören kann. Der Mensch kann das physisch Furchtbare aufheben und vernichten, indem er es verachtet. Solange das Sinnenwesen sich unterjocht fühlt von dem Furchtbaren, äußert es sich in stärksten Affekten, aber das Vernunftwesen kommt darüber hinaus, und alle Affekte schweigen. Es hängen an diesem Punkte auch die beiden Typen des Tragischen a und b zusammen, indem der Mensch, sich aus dem Zwiespalt herauskämpfend, zu einem vom Schicksal unabhängigen Charakter wird. Typus a ist gewissermaßen der letzte Akt der Tragödie des Typus b. Es erwächst deshalb die ganze Theorie des Tragischen aus Schillers eigenstem, persönlichstem Erleben, und er gibt, was er selber durchmacht, in phantasiemäßig, „traumhaft" gesteigerter Gestalt. Ich möchte überhaupt glauben, daß dies immer der normale Entwicklungsgang des selbständigen Menschen ist, daß er nicht sein Leben nach Prinzipien und Theorien einrichtet, sondern daß umgekehrt Prinzipien und Theorien aus seinem Leben erwachsen. (Bismarck sagt einmal ungefähr so: Wer nach Grundsätzen handelt, kommt mir ungefähr so vor wie ein Mann, der eine Stange im Mund hat und durch einen Wald will.) Es ist deshalb die zuweilen geäußerte Meinung, als stimmten bei Schiller „Theorie und Praxis" nicht zusammen, gänzlich haltlos, Schillers Leben, theoretische Schriften und Dramen bilden eine aufs engste geschlossene Einheit.

Wenn Schiller Goethe als naiv und Realisten charakterisiert, so vergewaltigt er der scharfen Antithese zuliebe die Tatsachen zweifellos. Konfliktlos ist Goethes Leben nicht verlaufen, wenn auch das „Sentimentalische" in ihm nach der italienischen Reise sich dem Beobachter nur schwer darbot. Den Entwicklungsgang Goethes

gibt ja der Faust völlig. Und sentimentalisch sind die frühen Teile des ersten Teiles durchaus. All das Leidenschaftliche, Zwiegespaltene, Erregte im Monolog, in der Paktszene, in den Gretchenszenen ist Eigenstes der Goethischen Natur und dasselbe, was im Werther, Orest, Tasso in anderer Form, unter andern Umständen begegnet. Das physische Sichaustoben, das in Lilis Park in humoristischer Situation geschildert wird, findet sich bei Orest in tragischer Sphäre am ausgeprägtesten. Parallelen dazu finden sich in Goethes Leben überall. Daß er in der Erregung auf den Nägeln kaut, erwähnt er selbst. Die Tollheiten auf der Reise mit den Stolbergen und Haugwitz sind eine Reaktion auf die innere Erregung, in die ihn die Liebe zu Lili treibt, die Harzreise 1777 entspringt ähnlichen psychischen Voraussetzungen. Ebenso steht es mit der italienischen Reise. Späterhin mildert sich alles das, und es geht mehr beschaulich vorwärts, wenn auch rastlos in Breite und Tiefe. Faust II beginnt, nicht bereuend, sondern immer aufs neue abschließend, doch ohne endgültigen Abschluß, immer neu verarbeitend, wandernd und wachsend. Aber überall auch braucht Goethe einen andern Menschen, eine Frau, die in sein Leben eingreift und ihm zur Klarheit verhilft. Noch nicht in der Wertherperiode, da treibt es ihn hin und her, und was im „Werther“ dargestellt wird, ist ein gesteigertes Bild für die Tatsache, daß Goethe in dieser Zeit der Frau erliegt oder vor ihr fliehen muß. Mit Frau v. Stein wird der positive Weg beschritten, die Tragödie biegt um, die Liebe führt erst recht ins Leben hinein. Darum konnte Goethe keine Tragödie schreiben, und daher mag es kommen, daß „Tasso“, der seiner ganzen Anlage nach nur tragisch enden kann wie ein „gesteigerter Werther“, doch den Eindruck zu erwecken scheint, als führe er Tasso einem neuen, gefaßteren Leben entgegen. Was Goethe schließlich zutiefst als Liebe erlebte, hat er in der Marienbader Elegie am vollendetsten ausgesprochen, im „Faust“ mit Hilfe christlicher Unsterblichkeitsmythologie am Schluß dargestellt; es ist dasselbe, was Tasso der Prinzessin gegenüber fühlt, nur daß ihm das Gleichgewicht der Seele fehlt und sein Kleinheitswahn ihm ein Minderwertigkeitsgefühl gibt und ein demütiges Sichbeugen, das auch Goethe zuweilen nicht ganz fremd gewesen sein kann, das aber im Vergleich mit der „freiwilligen Hingabe an ein Höheres“ der Marienbader Elegie als Stimmung eines sich krank und gedrückt fühlenden Gemüts erscheint. Dasselbe liegt auch hinter den Worten Orests verborgen; es kann hier nicht so klar hervortreten, weil Orest und Iphigenie Geschwister sind, allein Orest und Iphigenie sind ja Goethe und Frau v. Stein; dadurch kommt in „Iphigenie“ etwas leicht Schillerndes hinein, wie es bei Goethe zu treffen ist auch an andern Stellen („Du warst in abgelebten Zeiten meine Schwester oder meine Frau“, an Frau v. Stein; „Die Geschwister“).

Als Goethe in die Periode „Faust II“ eingetreten war, ging ihm das unmittelbare Verständnis für seine Frühzeit verloren, sie interessierte ihn mehr historisch als Vorstufe seiner erreichten Entwicklung. Nur so ist es zu verstehen, daß er verwandte Seiten in Kleists Gestalten nicht bemerkte, wie er ja auch nach der italienischen Reise gegen Schiller intolerant genug war, um das Starke in ihm damals noch zu unterschätzen. Denn wenn Kleist nach Goethe auf Gefühlsverwirrung ausgeht, so stehen Werther und Tasso durch das gesteigert Leidenschaftliche, Erregte sehr nahe bei Kleists Gestalten. Goethe suchte später die Lösung und Beruhigung dieser Gemütszustände herbeizuführen, während Kleist das zwar auch versucht und es im „Prinzen von Homburg“ völlig so erreicht wie Goethe in „Iphigenie“, nur daß hier die Frau

den starken Einfluß hat, dort ein überlegener Mann den Jüngling zur Selbstbesinnung führt. Auch in „Penthesilea" kommt es zur Lösung, aber erst, nachdem der Mensch von seiner Leidenschaft überwältigt ist. Was Kleist mit seinen Gestalten gemein hat, ist dieser starke Wechsel zwischen jubelndem Lebensgefühl, das sich das Höchste zu erreichen vermißt, und tiefer Depression, die das Leben gänzlich verloren gibt (vgl. dazu übrigens Tasso, Orest, Faust I). Es ist in Kleists Leben ein fortwährendes Auf und Ab, und „Penthesilea" bietet allerdings allen „Glanz und Schmerz" der Kleistischen Seele, indem dies Auf und Ab in einem großen, gewaltigen Erlebnis den Menschen von Grund aus rüttelt und schüttelt, daß er zerbricht. Penthesilea stirbt nach ihrer Erschöpfung und verstörten Ermattung mit beherrschter Ruhe, und Kleist, der sich das Los des Prinzen wünschen mochte, einen Kurfürsten zu finden, warf das Leben fast mit Heiterkeit weg, als er seine Widerstandskraft erschöpft glaubte.

Anders Grillparzer. Ihm wurde ja auch nach seinem 70. Geburtstage der Erfolg zuteil, aber voran ging eine Zeit tiefster Enttäuschung. Daß derartiges von vornherein in ihm lag, beweist im Grunde schon die Tatsache, daß er „Sappho" schrieb, als er nach einem Erfolge neuen Erfolgen entgegensah. Allein nicht nur sein Los als Dichter brachte Enttäuschungen, sondern sein Leben überhaupt. Er war hypochondrisch veranlagt von vornherein, und, um nur eins herauszuheben, sein Bohren und Grübeln darüber, ob er einer echten und treuen Liebe fähig sei, führt ihn zu dem Ergebnis, daß er den geliebten Gegenstand anfangs immer leidenschaftlich ergreife, um alsbald erkaltet zu analysieren und ihn in reizloser Beleuchtung zu sehen. Was Jason und Medea erleben, ist das, was Grillparzer besonders an Kathi Fröhlich erlebte, nur, daß es aus dem Wiener bürgerlichen Leben in die heroische Sphäre emporgehoben wird. Zu dem engeren Kreise beschaulicher Genügsamkeit zu kommen wie Rustan, gelang ihm nicht, der Königsthron von Samarkand aber stand ihm auch zu hoch, für Sapphos Tod fehlte ihm Kleists bedenkenlose Leidenschaftlichkeit.

Dem energischen Charakter Schillers verwandt, nur noch rücksichtsloser sich durchkämpfend, ist Hebbels Natur. Wie weich sein Gemüt im Innersten war, übersieht man nicht selten über den eckigen Schroffheiten, ja Brutalitäten seines Verhaltens, wenn er sich gefährdet und verteidigen zu müssen glaubt. Am besten erkennt man ihn in dem Zyklus „Dem Schmerz sein Recht". Er fühlt sich als erlesenes Werkzeug des Weltgeistes und verteidigt sein Recht als Individuum andern gegenüber mit der äußersten Zähigkeit. Holofernes, Golo, Herodes, Hagen, in erster Linie aber Herzog Ernst, sind Abbilder von ihm, aber auch Gyges; in diese letzten beiden Gestalten hat er vielleicht das hineingelegt, was er für das Beste an sich hielt; es ist keineswegs zufällig, daß Holofernes, Golo, Herodes von der Frau besiegt werden, und auch der Zug, daß Hagen von Kriemhild erschlagen wird, ist zwar durch die Sage selbst gegeben, aber es entspricht Hebbels Art durchaus, denn auch Hagen vergewaltigt Kriemhild in der brutalsten Weise. Am meisten Aufschluß wird, wer in dieser Richtung weiterspüren will, am ehesten durch eine sehr eingehende Analyse der „Agnes Bernauer" über Hebbel erhalten, doch ist hierzu Durchforschung eines breiten Materials von Tagebüchern und Briefen unerläßlich.

Es zeigt sich also, was in dieser Skizze nur mit andeutenden Strichen umrissen werden konnte, daß das Tragische in allerengster Verbindung mit der gesamten Welt- und Lebensauffassung der Dichter steht, ja, daß es vielleicht eines der wesentlichsten

Stücke ist, weil es überall an der Stelle steht, wo die letzten Fragen des Warum beginnen, wenn das Leben auf die Probe des Biegens oder Brechens gestellt wird. Es muß deshalb auch insofern ein sehr enger Zusammenhang zwischen den Gestalten und der Person des Dichters bestehen, als der Dichter das, was er in seinem eigenen Leben als Bedeutsamstes erlebte, in eine Gestalt unwillkürlich verlegt, die in dem entscheidenden Zuge mit ihm wesensgleich ist. Ob es auch in allen andern Fällen so sein muß wie in den hier behandelten, läßt sich von vornherein nicht entscheiden. Ich denke beispielsweise an Shakespeare; daß seine Gestalten besonderer Art sind, ist klar, aber ob hier ein solcher Zusammenhang mit der Person Shakespeares besteht, weiß ich nicht. Oder Ibsen. Mir scheint, als ob die großen Dramen der Frühzeit „Die Kronprätendenten", „Brand", „Peer Gynt", weniger wohl „Kaiser und Galiläer", enger mit dem eigenpersönlichen Erleben Ibsens verbunden wären als die späteren. Es ist also das Tragische nicht eine Art oder Form der Darstellung, keine „ästhetische Kategorie" (Groos), sondern ein Stoffliches, Inhaltliches, nicht Ästhetik, sondern Philosophie.

Es zeigt sich aber damit auch, daß Schuld und Sühne nur dann in einem Drama eine Rolle spielen können, wenn sie ein Stück der Welt- und Lebensauffassung des Dichters selber sind. Schuld und Sühne werden ja gar nicht unmittelbar erlebt. Erlebt wird z. B., daß ein Mensch etwas tut und im Verlauf und Verfolg des Tuns stirbt. Nun erst beginnt das Nachdenken, Inbeziehungsetzen. Und es kommt darauf an, wie der jeweilige Betrachter die Tatsachen erlebt und deutet. Diese Tatsachen werden deutend in einem größeren Erlebenszusammenhang eingegliedert, und wenn sie als Schuld und Sühne gedeutet werden, so können sie das nur in einem größeren Zusammenhange, innerhalb dessen auch die Frage entsteht: Schuld wem gegenüber? Gegenüber Gott, dem Schicksal, der eigenen Bestimmung? Damit stehen wir mitten in den irrationalen Faktoren des Daseins, in der Metaphysik. Es ist daraus aber auch ersichtlich, daß eine Deutung auf Schuld und Sühne gar nicht immer nötig oder möglich ist, weil nicht jede Welt und Lebensauffassung mit diesen Begriffen arbeitet.

Man sollte deshalb die sowieso immer brüchiger werdende absolute „Ästhetik", noch dazu eine „klassizistisch" verwässerter Lessingischer Art oder gar eine sich an die blutlose, gänzlich unzulängliche, falsche, flache „Technik des Dramas" von Freytag anlehnende ganz und gar beiseite tun. Ich halte auch die „Ästhetik des Tragischen" von Volkelt, die sich im Unterricht hie und da Freunde erworben zu haben scheint, für durchaus verfehlt, weil sie den persönlichen Kern der Dramen gar nicht faßt. Die Berechtigung, von einer „Ästhetik" des Tragischen zu reden, weil es besondere F o r m e n habe, bestreite ich, weil es sich dabei gar nicht um Formen der Darstellung handelt. Daß Volkelt selber nicht damit auskommt, erweist sein metaphysisches Schlußkapitel, in dem e r nun sagt, was das Tragische eigentlich sei. Damit wird nichts Rechtes für das innere Verständnis der Dichter geleistet.

Bei einer Verarbeitung der Dramen in der hier angedeuteten Weise und der damit notwendig verbundenen Einführung in Welt- und Lebensauffassung der Dichter kommt ein gutes Stück „philosophischer Propädeutik" zur Sprache. Es ist selbstverständlich, daß man bei wirklicher Vertiefung anläßlich Schillers auf Sokrates, Plato, Kant etwas eingehen muß; bei Goethe kommt Spinoza zur Sprache und damit das Problem Leib und Seele, bei Hebbel Hegel. Auch hier muß ich mich mit ein paar Andeutungen vorläufig begnügen, die Möglichkeiten ergeben sich ja aber auch von selbst.

Eiserne Sonette (Lyrik und Technik).

Von **Willi Harring** in Dinslaken.

„Fern, einsam schritt ein Bauer hinterm Pflug,
Hut tief zur Stirn; die nassen Gäule schnoben.
Sieh: Fäuste rings, mit Hämmern drohend, hoben
Sich aus den Furchen — jeder Hammer schlug.
Das ganze Feld bewegte sich, es stob
In Funkengarben. Höher die Arme reckten,
Furchtbar zu Wäldern wachsend, und erweckten
Der Tiefen Echo, das sich weltauf hob:
Und in den wolkenhohen Fäusten schwangen
Die kolossalen Hämmer grausig schön
Und funkelten und jubelten und klangen
Lebendig, kreisend wie ein wilder Föhn,
Der Sphärensang bis in die Sterne trug —
Tief hinten sank der Bauer mit seinem Pflug."

Sind diese Verse nicht eine Illustration zu den Worten aus des Fürsten Bülow Deutscher Politik (S. 297): „Die deutsche Industrie ist während der ersten Jahrzehnte ihrer Entwicklung auf Kosten der Landwirtschaft erstarkt. Wurde nicht eingegriffen (durch die Zolltarifgesetze von 1902), so drohte die Landwirtschaft unter die Hämmer der Industrie zu geraten und zerstampft zu werden"? Sie stammen aus den „Eisernen Sonetten", die zuerst in der Zeitschrift Quadriga, Vierteljahrsschrift der Werkleute auf Haus Nyland, erschienen, jetzt aber in einem der schmucken Bändchen der Inselbücherei dem breitesten Publikum leicht zugänglich sind. Diese „Werkleute auf Haus Nyland", eine Vereinigung von Künstlern des Niederrheins, zu der auch der vor kurzem verstorbene Maler Isselmann gehörte, treten ohne Namensnennung an die Öffentlichkeit mit dem Verlangen, daß ihre Arbeiten, losgelöst von allem Persönlichen, rein sachlich nur als Leistung betrachtet werden. Wenn so schon diese Art des in die Öffentlichkeit Tretens ungewöhnlich und bemerkenswert ist, so sind auch die Eisernen Sonette, der Nyland-Werke Erster Band, in mehr als einer Hinsicht derartig, daß man nicht an ihnen vorbeigehen kann, wenn man das Thema „Lyrik und Technik" zur Erörterung stellt. Und deshalb sei es mir gestattet, im Anschluß an den reizvollen Aufsatz von J. Kühn in Heft 11 und 12 des 30. Jahrg. dieser Zeitschrift kurz auf diese beachtenswerte dichterische Schöpfung etwas näher einzugehen.

Die 66 Sonette des Buches werden eingerahmt durch zwei Gedichte, deren erstes den Titel trägt: „Hol aus!" (Hol aus, reck auf mit heldischer Gebärde, Du Mann am Amboß!) und zu kraftvoller Arbeit aufruft, und deren letztes unter der Überschrift „Hol ein!" den Weltmenschen, den „königlichen Kaufmann" auffordert, die Welternte einzuholen. Von Tatmenschen spricht das Buch, von Menschen, die sich bewußt in Gegensatz stellen zu den Idealen weltfremden Gelehrtentums:

„Du, neuer Menschheit herrischer Genius,
Kennst kein Gesetz als: Hirn und Faust —
Dem sich jeder beugen muß,
Jeder, ob's ihn kalt durchgraust!
Du bist's, der Wert und Wirkung steigernd rafft:
Genius werktätiger Wissenschaft."

„Das Höchste, Letzte bleibt die Tat", sagen diese Menschen mit Faust, mit Hellruf begrüßen sie den, der tiefste Tatkraft der Menschheit kündet; sie schwören aller Weich-

lichkeit den Tod und packen den Tag gewaltig an die Kehle. Für sie sind die Maschinen, die „summenden Arbeitsbienen", Wunderwesen, Gnomen und Hünen; jeder an seiner Stelle tut „sein Teil, denn Pflicht tut jedem not". So ist dies Buch, wie kaum ein zweites, auch dazu geeignet, in unserer heranwachsenden Jugend, die ja für die Industrie in dieser eisernen Zeit, der Zeit der 42-cm-Mörser und der Kampfflieger, ganz besonderes Interesse gewinnen dürfte, den Trieb zur Tatkraft und Pflichterfüllung auch auf dem schwersten Posten großzuziehen. Und schwer genug müssen sie arbeiten, diese „tatbrünstigen Vorwärtsmenschen", mögen es die Arbeiter sein oder die Herren: Werkleute sind sie alle.

„Was er auch treib und tu:
Jeder erfüllt sein Teil, auch du formst mit, auch du,
Jeder erfülle sein notwendig Los!"

Da sind z. B. die Träger:

„In Bundschuhn und das Kleid wie eine Haut
Geklebt am Leib, im Nacken einen Sack,
Und hoch im Korb gehäuft den Kohlenpack,
Gehn auf und ab die Träger, ohne Laut.
Nur manchmal wischt ein Arm, steif, schwer,
Die rissige Stirn. Und wieder beugt der Druck
Der Last sie tief; in immer gleichem Ruck
Dumpf, langsam stampfend gehn sie hin
und her.
Im fernen Hafen hängt die Sonne, und
Ganz hinten rollt ein Dampf mit kühnem
Schwung;
Dunsthaufen stehn die Häuser feucht im
Grund.
Ein Wagen eilt am Kai in schnellem Trab,
Die Domuhr schlägt . . . In tiefer Dämmerung
Gehn immer noch die Träger auf und ab."

Oder die Bergleute:

„Die Türen schlagen hoch im Wetterschacht.
Und senkrecht sinkend, abgrundtief verscholl'n,
Mit dumpfem Ohr gehst du in niedern Stoll'n
Endlos, raumlos, in Schweigen tiefster Nacht.
Plötzlich, Urtiere im Gestein,
Trifft man auf Menschen, tropfend das
Gesicht;
Wie heiße Bronze flimmt im trüben Licht
Ihr nackter Leib, gewühlt ins Flöz hinein . . .

Aber auch die Herren kennen nichts als ihre Arbeit:

„Drum, früh in Nebeln, wenn die Schwestern ruhn
In Mahagonibetten hinter Mullgardinen,
Gehn wir Söhne in Schacht und Werkmaschinen,
Jeder sein Amt zu tun."

Und wenn dann wohl der Sohn nach Torschluß mit dem „alten Herrn" über den Damm reitet, dann dreht sich das Gespräch um Krachs und Krisen schwerer Zeit, Mühsalen, Wagemut, Aufstieg höher und höher, so daß das nach Liebe brennende Herz des Jungen von seinen „Sentiments" geheilt wird und kühles Weltgefühl durch seine Adern rollt. Und hochauf schwillt den Jungen, die in fernste Länder, bis an der Erde fabelhafte Ränder, wie Abenteurer, wie Pfadfinder gezogen sind, hochauf schwillt ihnen das Herz wie sieggekrönten Helden, wenn sie in der Generalversammlung am grünen Tisch sitzen und Millionen rollen und durch ihre Hand fliehen, wenn sich Verbände zu neuen Saaten bilden, wenn Pläne wachsen und zu Taten werden, während draußen vor den hohen Fenstern der Werkpuls unablässig pocht. Das sind die königlichen Kaufleute, die den Zechenbesitz gleich der Hausmacht souveräner Fürsten achten, die siegreichen Großherren, die Herren der Welt, Männer, wie Stumm

und Krupp, Ballin und Rathenau, Kirdorf und Gwinner, Siemens und Borsig (Bülow, Deutsche Politik S. 294).

Und nach der anstrengendsten Arbeit winkt dann den „Weltmenschen" die Erholung:

„Dann spür'n wir Herr'n noch bei Zigarre und Wein
Auf der Veranda in des Hauses Kühle
Die Macht, das Glück: durch Arbeit Herrscher sein!
Die Lampen flämmern mit gedämpftem Strahl,
Rodin und Rubens funkeln auf der Diele,
Und tief im Park beginnt die Nachtigall."

Das ist ihr Streben und einziger Lebensinhalt: arbeiten und genießen, als Schöpfer, frei, naturfroh in Kultur — was könnte es Höheres geben?

Wenn so die Eisernen Sonette das Hohelied der Arbeit, der Tatkraft und Pflichterfüllung sind, die in eindringlichsten Versen Schillers Worte der Lebensweisheit predigen:

„Immer strebe zum Ganzen, und kannst du selber kein Ganzes
Werden, als dienendes Glied schließ' an ein Ganzes dich an",

und wenn sie daneben den Sinn des Lebens in der Freude, in dem Schlürfen von allem Überfluß des Seins erblicken („Trinke, Auge, trinke, was die Wimper hält, von dem goldnen Überfluß der Welt"), so liegt der Wert dieses Buches an zweiter Stelle in den wunderbaren, oftmals geradezu überwältigenden Bildern, die des Dichters Meisterhand auf die Leinwand unserer Phantasie hinwirft.

Mag er nun das schlanke „Naturgebilde" der Eisenbrücke vor uns hinzaubern, die über die Häfen hinweg den Leib in wundervoller Ruhe wiegt, oder in schrill aufheulenden Sirenentönen den Brand des Bergwerks schildern, dessen Riesenfratze langsam bis ans letzte Ende der Stadt ihre eisig kalte Kralle streckt; mag er den Donner und Blitz des lärmenden, chaotischen Stahlwerks oder den Stoß und Schlag des jählings herabstürzenden Dampfhammers, das Sausen und Sauchen der mit lebendigem Erz gefüllten Bessemerbirne oder das Summen des Dynamos und das zauberschöne Schwirren der Kolben des Stahlkolosses in packende Rhythmen fassen: immer weiß der Dichter selbst für Leute, die vielleicht nicht allzuviel von diesen technischen Dingen verstehen, packend und anschaulich zu bleiben. Er versteht ebensogut das verfeinerte Leben auf einem großen Luxusdampfer wiederzugeben, wie das rohere Treiben auf einer holländischen „Solderschuite":

„Hollandsche Schiffer, preumend, blonde Stoppeln
In bronzenen Gesichtern, Ohrringe zur Seiten,
Fahr'n sie mit breiten Buxen auf den Solderschuiten;
Das Schiff bewölkt den Strom, die Wellen hoppeln.
Im Bootsdeck lacht, im grobkarierten Bette,
Aus Harlem eine Dirne, frech, feist, scheußlich;
Die borstigen Strippen fühlen sich sehr häuslich,
Sie liebt und trinkt mit jedem um die Wette.
Langsam zieht das Schiff durch volkreich bunte Städte,
Durch Mastgewimmel, schwer von Holz und Erz.
Mit Schleppern und Trimmern balgt sich die Hex im Bette.
Abends hockt das schmauchend Knie bei Knie.
Dom Fockmast hell bescheint bei Sang und Scherz
Der Mond ein Stück Seeräuberpoesie."

Ganz besonders wertvoll aber scheint mir das Buch zu sein an den Stellen, wo der Dichter seinen Phantasien die Zügel schießen läßt. So sieht er in dem Schweißwerk den leuchtenden Gral, auf den Parsifal zureitet auf schlankem Zelter, betend und

sein rubinrot Schwert steil emporhebend, und das mit unbändiger Kraft aufbrausende Werk wird für ihn zu dem gewaltigen Chor der Templeisen, der dem Gralsucher entgegentönt. Der Rauch der Fabrikschlote nimmt die Gestalt eines Herchens und eines Kobolds an:

„Ei — guckt ein Herchen aus dem Schlot?
Läßt lose Haare wehn und flattern,
Reckt sich wohlig im Funkenknattern
Und kaut ein Schwefelkies als Abendbrot.
Hängt breit die Brüste übern Rand
Und schnalzt, sieh — aus dem andern Schlote
Schnellt ein Kobold und streckt die Pfote,
Und beide glotzen übern Rand.“

Und die schönste Strophe ist wohl die, in der Christus inmitten des Volksgedränges steht und dem nach Brot und Recht gierig und wütend brüllenden Volke seine rührenden Worte von der Liebe sagt:

„Und Christus stand, spät abends, starr den Blick,
Und sah der hartgefurchten Volksgesichter
Gedränge wachsen; und das Volk kam dichter
An ihn heran aus Bäuchen der Fabrik.
Bergpredigt hielt er, und vom Himmelreich
In goldnen Bildern fand er wunderbare,
Traumhafte Worte, ach, die einzig wahre
Erlösung sei: ihr Kindlein, liebet euch!
‚Wir woll'n nicht Jenseits, Liebe nicht — du Knecht
Der Pfaffen, gib uns Brot und Recht, nur Recht!‘
So brüllt das Volk. Verlassen abseits stand,
Aus seinen offnen Wunden quoll das Blut,
Der Märtyrer aus dem verlornen Land.
Ihn graute jener Notdurft, Gier und Wut.“

Beide — die beiden.

Von **Otto Behaghel** in Gießen.

Wann der eine, wann der andere Ausdruck verwendet wird, hat, soviel ich sehe, bis jetzt keines unserer Wörterbücher, keines unserer Bücher über Sprachgebrauch und Sprachrichtigkeit geprüft. Dafür hat ein Vertreter einer Nachbarwissenschaft versucht, eine Regel zu finden (Kalepky in Behrens' Zeitschrift für französische Sprache und Literatur 39, 117 Anm.). Kalepky meint, die beiden werde gebraucht, „wenn von den in Rede stehenden Personen bereits eingehender gesprochen worden ist, auf sie also mit Recht als auf 'bekannt' hingewiesen werden kann, oder wenn zwei Personen zu einer größeren oder kleineren Zahl anderer in Gegensatz gebracht werden und weiter unterscheidende Merkmale als diese Zweiheit sich nicht darbieten wollen (in diesem Falle ist 'beiden' stärker betont als der Artikel 'die')“.

Hier muß ich zunächst bekennen, daß ich nicht recht weiß, was mit dem zweiten durch oder eingeführten Fall gemeint ist. Beiden ist fast immer stärker betont; ich kenne nur einen Fall, wo die stärker betont ist als beiden; das ist aber gerade der Fall, daß eine Zweiheit einer anderen Zweiheit gegenübergestellt wird: „die beiden“, nicht „jene beiden“.

Ob aber von den in Rede stehenden Personen bereits eingehender gesprochen worden ist oder nicht, ist für die Frage nicht von entscheidender Bedeutung. Marie v. Ebner-Eschenbach erzählt eine ganze Novelle hindurch aufs eingehendste von zwei Freiherren v. Gemperlein, und trotzdem werden die Brüder an beliebigen Stellen der Erzählung wiederholt mit beide zusammengefaßt.

Eine Grundtatsache ist die verschiedene Betonung, die beide und die beiden

im Satzzusammenhang erfahren. **Beide** hat stets einen starken Ton und ist Träger eines ganz bestimmten Gegensatzes: beide, nicht bloß der eine. **Die beiden** ist stets unbetont, und es kommt dem Sprechenden nicht auf die Hervorhebung eines Gegensatzes an; wo ein solcher allenfalls vorschwebt, kann er höchstens dem Prädikat gelten. Es heißt also etwa: Beide Brüder sind gefangen, nicht bloß der eine; dagegen: die beiden Brüder sind gefangen, nicht gefallen.

Die beiden ist unbetont und damit die Zweiheit als anaphorischer Begriff bezeichnet, als ein dem Bewußtsein vorschwebender, d. h. die beiden Begriffe sind bereits als Einheit in unserem Bewußtsein vorhanden, sei es, daß es sich um ein allgemein bekanntes Paar handelt, sei es, daß im vorhergehenden zwei Größen schon zur Einheit zusammengefaßt waren. Bei **beide** kann es sich um zwei voneinander ganz unabhängige Größen handeln, oder auch um ein Paar; die letztere Eigenschaft ist aber im Augenblick gleichgültig; **beide** vereinzelt, sagt von zwei einzelnen Größen aus, daß jede von ihnen eine bestimmte Handlung ausführt oder Gegenstand einer solchen wird; **beide** gilt, unabhängig vom vorhergehenden Zustand, einer im Augenblick der Aussage durch das Pronomen erst hergestellten Einheit, **die beiden** einer bereits im Bewußtsein deutlich vorhandenen. Ganz kurz zusammenfassend kann man sagen: **beide** gilt zwei Einheiten, **die beiden** einer Zweiheit; wenn jemand sich **vor beiden** verbeugt, so macht er zwei einzelne Verbeugungen, vor jedem eine; verbeugt er sich **vor den beiden**, so gilt **eine** Verbeugung zwei Personen zusammen.

Ich gebe nun zunächst eine Reihe von Beispielen für **beide**: Luther, 2. Mos. 12, 7 sollst beide Pfosten an der Tür bestreichen; 2. Mos. 22, 9 wo einer den andern schuldiget um einigerlei Unrecht, so sollen beider Sachen vor die Götter kommen; Sprüche 29, 13 Arme und Reiche begegnen einander; aber beider Augen erleuchtet der Herr; Tobias 8, 4 darnach vermanet Tobias die Jungfrauen, und sie stunden auff, und beten beide fleißig; 1. Makk. 12, 21 daß die von Sparta und Jüden Brüder sind (die weil beide Völker von Abraham her kommen); Luk. 1, 7 denn Elisabet war vnfruchtbar, vnd waren beide wol betaget; 7, 42 da sie nicht hatten zu bezalen, schencket ers beiden; I. Kor. 7, 5 entziehe sich nicht eins dem andern, es sey denn aus beider Bewilligung; Lessing, herausg. von Göring; 19, 47 so würde man sie untersucht und bestritten haben. Warum unterblieb **beides**? Schiller X, 83, 6 die sympathetische Bewegung begleitet die Handlung des Gemüths, und den Empfindungszustand desselben, und muß daher mit beyden als gleich laufend betrachtet werden; Tieck, Novellen, Berlin 1844—54, laß uns sehen, was Franz macht, antwortete Leonhard, und sie gingen beide in ein anderes Zimmer; 12, 54 an dem Morgen, an welchem Elsheim und Leonhard über das grünende Gefilde fuhren. Beide waren eine Zeitlang stumm; 12, 68 in grünem Rock und Weste, beide mit schmalen Tressen besetzt; Novellenschatz, herausg. von Heyse und Kurz, 3, 16 Clara sah ihn mit mitleidvollen Augen an. Beide waren ernsthaft geworden; Rud. v. Raumer, Gesch. d. german. Philol. 379 außerdem besitzen wir von beiden Brüdern noch manche andere gelegentliche Mitteilungen über ihre Erlebnisse, 381 beide Brüder zeigten schon auf der Schule einen eisernen Fleiß; W. Grimm bei Raumer 418 jedem Volk gebührt derselbe Anspruch darauf, und wenn daher eine Sage bei beiden angetroffen wird; Novellenschatz 3,240 (Gottfr. Keller) so pflügten beide ruhevoll, bis beide verschwanden;

241 weiter war nichts auffälliges an ihnen, als daß beide sehr hübsche Augen hatten, 14, 227 sich mit beiden Händen auf den Stil zu lehnen; Weinhold in Baechtolds Lesebuch 8 Helgi hat den Hälbroddr zur Schlacht gefordert und beide segeln mit ihren Schaaren zu dem bestimmten Walplatz, Wilh. Scherer, Literaturgeschichte 556 Schröder und Iffland versuchten sich auch als dramatische Schriftsteller. Beide entwickelten eine große Fruchtbarkeit. Beide wurzelten im Bürgertum. Sie nahmen beide mit Rousseau für die Natur gegen die Kultur Partei; Sealsfield, abenteuerliche Geschichten, 107 schont das Wild und euer Pulver und Blei, schont beides; Neuer Novellenschatz 1, 202 (Ebner-Eschenbach, die Freiherrn von Gemperlein) schon am frühen Morgen verließen beide das Schloß und ritten zusammen auf das Feld, 213 begann die Grenzlinie zu beiden Seiten so stark zu schattieren, 235 beide so verliebt, wie sie bisher nicht geahnt hatten, daß man es sein könne, 236 vielleicht waren beide verunglückt, 239 fuhr sich mit beiden Händen in die Haare, Greinz, Auf der Sonnseit'n 307 einen beide Parteien befriedigenden Ausgleich.

Bisweilen wird die Übereinstimmung der von den zwei Größen ausgeführten oder erlittenen zwei Einzelhandlungen noch durch besondere weitere Mittel hervorgehoben: Luther, 1. Kön. 6, 25 war einerlei Maß und einerlei Raum beider Cherubim, Jes. 1, 31 wenn der Schutz wird sein wie Werg und sein Thun wie ein Funke und beides mit einander angezündet werde; Matth. 13, 20 lasset beide mit einander wachsen; Lessing 19, 47 der beides zugleich, ein gründlicher Kopf und schöner Geist ist; Schiller X, 84, 25 auf einen ungeübten Sinn können beyde völlig denselben Effekt machen; Novellenschatz 3, 295 beide wurden auf einmal traurig.

Am schärfsten tritt die beiden in Gegensatz zu beide in den Fällen, wo ein Paar an einer einzigen Handlung, einem einzigen Vorgang, Zustand beteiligt ist. Zum Teil liegt hier die Sache so, daß die Handlung überhaupt erst durch das Zusammenwirken zweier Größen zustande kommen kann: Luther, I. Mos. 22, 6 gingen die beiden mit einander, ebenso Ruth 1, 19; 2. Kön. 2, 6—8; Sacharja 6, 13 wird Friede sein zwischen den beiden; Raumer, Gesch. d. german. Philol. 380 die beiden Knaben wuchsen in inniger Gemeinschaft auf, 391 so nahe sich aber die beiden Brüder standen; Scherer, Literaturgesch. 552 die Annäherung der beiden Männer, 634 Wilhelm Schlegel, der ältere der beiden Brüder; Novellenschatz 1, 204 welcher von den beiden Herren strenger sei, 3, 264 doch war sein Vater Manz nun der erste von den beiden Feinden, der sich nicht mehr halten konnte; Neuer Novellenschatz 1, 201 die beiden Freiherren saßen einander gegenüber, 214 die beiden Gatten sahen einander an; das Quadrat über der Hypotenuse ist gleich der Summe der Quadrate über den beiden Katheten.

In andern Fällen liegt eine gemeinsame Handlung vor, an deren Stelle auch eine Einzelhandlung oder zwei Einzelhandlungen möglich wären: Novellenschatz 3, 244 hiermit war die Mahlzeit der Bauern geendet. Die beiden Kinder zogen ihr Fuhrwerk unter den Schutz der jungen Linden (es ist nur eines!)

Natürlich können auch bei die beiden zwei voneinander unabhängige, aber übereinstimmende Handlungen vorliegen; es wird jedoch auf die Übereinstimmung kein Wert gelegt, es wird einfache ruhige Mitteilung gegeben: Luther, Pred. 5, 7 siehest du den Armen Unrecht tun, wundere dich des Vornehmens nicht; es sind noch höhere über die beiden; Raumer Gesch. der german. Philol. 378 über das Leben

der beiden Brüder sind wir durch sie selbst unterrichtet, 391 später, wenn wir die beiden Männer in ihrer vollen Reife vor uns sehen, 396 wenn also der Unterschied zwischen Minnegesang und Meistergesang wegfällt, so kann man dennoch treffend genug die beiden zur Bezeichnung zweier Perioden in der Geschichte der Poesie fortgebrauchen, 401 Bereicherungen zur Kenntnis des Meistergesangs aus den beiden Meisterliederhandschriften, Novellenschatz 3, 21 so begaben sich die beiden glücklichen Menschen in die enge kleine Kammer auf ihr gemeinschaftliches Lager, 84 den beiden Eheleuten war die Aussicht, wieder anständig zu leben, wie dem Kinde die Weihnachtsbescherung, 219 die Wirtin setzte sich ab und zu plaudernd zu ihnen, und die Beiden gaben ihr verständigen Bescheid, 14, 299 die russische Regierung setzte einen großen Preis aus für Den, der die Beiden einfinge; Scherer, Literaturgesch. 633 die beiden Schlegel faßten jetzt ihre Kraft zu größeren literarhistorischen Arbeiten zusammen; Sealsfield, Abenteuerliche Geschichten 55 Johnny schaute meinen Mann hohnlächelnd an. Die beiden standen, ohne ein Wort zu sagen; Greinz, Auf der Sonnseit'n 283 nun waren die beiden schon alte Kracher geworden, 287 die beiden standen nun mitten in der Stube, 293 die beiden ließen sich etwas abseits vom Haus auf den Schnee nieder, „Zeit is's! Aufstiahn müass'n wir!" Langsam krabbelten die beiden Lotterleut aus dem Heu heraus, 307 der Karz und i seien die boaden größten Rindviecher auf Gottes Erdboden.

Da bei beide es auf eine augenblickliche Schaffung einer Einheit durch die Beilegung zweier übereinstimmenden Prädikate ankommt, kann beide natürlich nicht stehen, wo das Prädikat fehlt, also insbesondere nicht in Titeln: Kotzebue, die beiden Klingsberg, Riehl, Die beiden Freunde, Kurz, Die beiden Tubus, Müller, Die beiden Könige; Farjeon, Die Herz-Neune (Engelhorn IV, 15) 144 was, kreischte Ida, die beiden Herren.

Es geht allerdings nicht ganz ohne Durchbrechungen unserer Regeln ab. Es handelt sich aber ausschließlich um ein Weitergreifen von beide zuungunsten von die beiden; Belege für das Umgekehrte sind mir nicht zur Hand. Und zwar gehören die Ausnahmen fast durchweg der Gruppe an, wo zum Zustandekommen eines Vorgangs, einer Sachlage ein Paar von Größen notwendig ist: z. B. Schiller X, 97, 19 das erste dieser Verhältnisse zwischen beiden Naturen im Menschen; Raumer 395 es ließe sich eine festere Grenzlinie zwischen beiden Arten ziehen, 399 der angenommene Unterschied zwischen beiden; Lessing 19, 32 einige halten ihn für einen eben so großen Redner als Weltweisen, andere wollen ihn für keines von beiden halten. — I. Mos. 21, 27 da nahm Abraham Schafe und Rinder und gab sie Abimelech, und machten beide einen Bund miteinander, Eph. 2, 14 er ist unser Friede, der aus Beiden eines hat gemacht; Schiller X, 100, 2 die vereinigte Wirkung beider Prinzipien, 103, 8 daß beide Prinzipien in ihm sich schon in derjenigen Übereinstimmung befinden, XI, 289, 130 in den Armen lagen sich beide und weinten vor Schmerzen und Freude; W. Grimm bei Raumer 418 daß beide Völker durch Heerzüge und Kriege vereinigt eine gemeinsame Poesie erwarben, 386 beide Brüder besuchten so ziemlich die gleichen Kollegia, 391 von gleicher Liebe zu diesen Studien waren beide ergriffen.

Ein vereinzeltes Beispiel anderer Art: Neuer Novellenschatz 242 eine Stunde

lang warteten beide vor dem Schlosse auf den für drei Uhr nachmittags bestellten Wagen.[1])

Abgesehen von dem letzten Beleg sind diese Ausnahmen dadurch zustande gekommen, daß im Geiste des Sprechenden sich zwei Möglichkeiten der Aussage zusammendrängen. So stand etwa bei der Stelle aus dem Epheserbrief nebeneinander: der aus zweien eines hat gemacht und: der aus den Beiden eines hat gemacht, bei Wilhelm Grimm: daß beide Völker eine reich entfaltete Poesie erwarben, und: daß die beiden Völker eine gemeinsame Poesie erwarben, bei Raumer 391: von gleicher Liebe waren die beiden ergriffen, und: von Liebe waren beide ergriffen; in der Stelle aus der Bürgschaft verlangte das erste Zeitwort eigentlich ein anderes Subjekt als das zweite: in den Armen lagen sich die beiden, beide weinten vor Schmerzen und Freude. Da aber jeweils das Gemeinsame besonders betont wird, trug die Wendung mit beide den Sieg davon. Zu den Beispielen mit zwischen beiden, von beiden anstatt zwischen den beiden, von den beiden werden lautliche Gründe mitgewirkt haben; von den, zwischen den wurde in natürlicher Rede leicht zu vonn zwischenn.

Der Mangel an Denkschärfe, der in diesen Mischungen zutage tritt, zeigt sich ja nirgends häufiger als gerade beim Gleichsetzen und Unterscheiden. Ich habe dafür aus dem Heliand in meiner Heliandsyntax S. 369 zahlreiche Belege gegeben. Ich bringe hier aus späteren Quellen einige Beispiele bei: Rolandslied 5087 von theme aller Kuonisten eineme; Schiller an Körner, 8. Sept. 1795, ihr Ton ist derselbe der vier ersten Strophen, Jean Paul, Wuz (Reklam), S. 12 selbst ihr Anzug ist etwas ähnliches von der Mönchskutte; Wilhelm Wackernagel, Fundgruben 1, 269 vollständige Beispiele derselben Sprechweise als im Griechischen und Deutschen; Hoffmeister, Schiller, 3, 287 einen gleichen Charakter mit dem Wallenstein nahmen aber auch seine kleineren Gedichte an; Müller v. Königswinter, vier Burgen S. 210 in der entgegengesetzten Richtung, welche er gestern gekommen war — Mancini, vom Fenster aus (Spemann 258) 11 er sang dieselbe Melodie von vorhin; Bulthaupt, Dramaturgie der Klassiker 1, 210 der Charakter hat viele feine und liebenswürdige Züge und ist ein entschiedener Fortschritt vor der Amalie. Berliner Philologische Wochenschrift 1905, 23 also gerade umgekehrt als sonst überall, Zs. des Deutschen und Österreichischen Alpenvereins 1908, 7 weil viel zu viel nach Vorbildern als nach der Natur gemalt wurde, Hagenbeck, von Tieren und Menschen 428 es war das schönste aller ähnlichen Institute; Trautmann, der Staat und die deutsche Sprache, S. III die fünf Reden und Aufsätze, die den Inhalt dieses Heftes bilden, sind in umgekehrter Ordnung entstanden, als sie hier vorgeführt werden; Zedlitz, Militärhumoresken 79 der Sturm pustete mit der täuschenden Ähnlichkeit des Söhns im Wilhelm Tell; Otto Lenz, J. P. Fr. Richter und die zeitgenössische Kritik, Gießener Diss. 1916, 123

1) Nicht zu den Ausnahmen gehört folgendes Beispiel: Annalen des historischen Vereins für den Niederrhein, Heft 99 S. 77: „der Dietrichs Vorgänger und beide Nachfolger nennt", aus dem der Ausdruck Dietrichs beide Nachfolger zu entnehmen ist. Denn eine Größe, der ein possessiver Genetiv vorausgeht, muß stets eine bestimmte Größe sein: Deutschlands Fürsten ist soviel wie die Fürsten Deutschlands, während Fürsten Deutschlands eine unbestimmte Anzahl meinen würde. So ist also Dietrichs beide Nachfolger gleichwertig mit die beiden Nachfolger Dietrichs.

(Aus dem Freimütigen 1804) man könnte von Jean Paul sagen, er habe viel Ähnliches von seinen Namensvettern, den Aposteln.

Daß die Verwendung von zwischen unter Umständen logische Schwierigkeiten bereitet, beweist die nicht seltene fehlerhafte Wiederholung: zwischen dir und zwischen mir, vgl. Andresen, Sprachgebrauch und Sprachrichtigkeit[5], 271; Matthias, Sprachleben und Sprachschäden[4], 150; Heinze, Sprachhort 694.

Die Bezeichnung des Gegners.

Von **Wilhelm Becher** in Dresden.

Krieg gibt's nicht nur im Wettbewerbe und Widerstreite der Völker, sondern auch in den Beziehungen von Mensch zu Mensch. Man sagt ja, der Krieg aller gegen alle sei der natürliche Zustand. Streben nach einem gemeinsamen Ziele und Ringen um den Besitz eines Gutes erzeugen ebenso Gegnerschaft wie Verschiedenheit der Geistes- und Gemütsanlage. Die Häufigkeit und Mannigfaltigkeit der Gegnerschaft hat eine Fülle von Bezeichnungen des Gegners in den Sprachen entwickelt. Verfolgen wir diesen Reichtum im Deutschen!

Das nüchternste, farbloseste Wort ist Gegner, gebildet vom Verhältnisworte gegen = in der Richtung auf, zusammengezogen zu gen. Zunächst rein örtlich, entwickelte das Verhältniswort die Bedeutungen wechselseitig, ungefähr, in Beziehung auf und verengerte diese letztere Bedeutung im Sinne des Feindlichen. Ein paar Beispiele werden diese Entwicklung erklären. Hans im Glück tauschte ein Pferd gegen den Goldklumpen ein. Ursprünglich räumlich gedacht kommen da die beiden Tauschstücke aufeinander zu, oder das zweite kommt als Ersatz auf dem Wege zu Hans zurück, auf dem das erste von ihm fortgegangen ist. Werden gegen 1000 Gefangene gemeldet, so liegt die genaue Zahl in der Nähe, in der Gegend der gemeldeten, also von dem Denkenden oder Sprechenden aus in der Richtung auf diese zu. Bin ich grob oder höflich gegen jemanden, so hat mein Benehmen und mein Wort die Richtung auf ihn zu. In der Bedeutung der unfreundlichen Beziehung wurde das Verhältniswort gegen der Stamm des Hauptworts Gegner. Der Gegner ist derjenige, der dem anderen Auge in Auge gegenübersteht oder feindlich auf ihn zukommt, ihm begegnet. Das Hauptwort bezeichnet also den Täter. Ein entsprechendes Wort für den von der Gegnerschaft Betroffenen gibt es von diesem Stamme nicht. Eine besondere Art des Gegners ist der Gegenspieler.

Neben gegen haben wir das Verhältniswort wider, das zusammengehört mit dem jetzt in der Schreibweise von ihm unterschiedenen Umstandsworte wieder. In wider ist das Gegenläufige noch stärker empfunden als in gegen. Zu wider gehört das Hauptwort Widersacher. Sacher gehört zu dem althochdeutschen Stamme sahhan = streiten, ebenso wie das Hauptwort Sache, das in der Rechtssprache den Wert Streitangelegenheit noch hat. Angewandt wird der Ausdruck Widersacher nicht in der Alltagssprache, sondern in der Dichtung, der Rede und dem kirchlichen Wortschatze.

Gegen und wider werden verbunden mit dem fremdsprachlichen — part zu Gegenpart und Widerpart. Beides bezeichnet den Gegner im Meinungsstreite

oder im Spiele. Dabei gehört — part zu lateinisch pars, französisch pars und dem im Deutschen entwickelten Lehnworte Partei.

Statt gegen und wider tritt in Wortzusammensetzungen auch das griechische anti auf. Da ist wohl die älteste ins Deutsche aufgenommene Bildung Antichrist. Danach hat die Studentensprache den antiburschius erfunden. Die Sprachentwicklung der letzten Jahrzehnte hat reichen Zuwachs gebracht besonders bei Benennung von Heilmitteln und von Unternehmungen oder Vereinen für Politik und Wohlfahrt.

Das geläufigste Wort zur Bezeichnung des Gegners ist Feind. Das ist ursprünglich ein Mittelwort der Vergangenheit, auf gotischer Sprachstufe vorhanden als fijands zu fijan = hassen. Als Mittelwort hat Feind auch den Wert eines Eigenschaftswortes, wird also nicht nur mit dem zweiten, sondern auch mit dem dritten Falle verbunden. Man kann jemandes Feind und auch jemandem feind sein. Aber nur in der Satzaussage kann man es mit dem Werte des Eigenschaftswortes verwenden, nicht als Beifügung. Da muß feindlich oder feindselig eintreten. Auch steigern kann man das Wort. Bin ich auf jemanden gar nicht gut zu sprechen, so bin ich ihm spinnefeind. Eine der Steigerung ähnliche Verstärkung des Begriffs liegt in den Hauptwörtern Todfeind, Erbfeind und Erzfeind. Das alte Mittelwort Feind hat schon im Althochdeutschen das gotische -s verloren, aber keine Eigenschaftswortendung angenommen, wird also abgewandelt wie Heiland, nicht wie der Vorsitzende. Damit hängt es zusammen, daß der Gebrauch als Beifügung unmöglich ist. Ein Mittelwort zur Bezeichnung des von der Feindschaft Betroffenen ist nicht entwickelt. Wohl aber ist im Hauptworte Feind der ursprüngliche Sinn für uns so verblaßt, daß wir es für den Träger der Gesinnung und ebenso für den von der Feindschaft Betroffenen verwenden. Feind ist sowohl der persönliche Gegner als der Angehörige einer in Gegnerschaft stehenden Gemeinschaft, insbesondere der Angehörige eines fremden Volkes.

Gegnerschaft erwächst besonders leicht aus Nachbarschaft. So hat sich der Ausdruck Rivale aus dem lateinischen rivus entwickelt. Der Rivale ist ursprünglich der zu einem Wasserlaufe auf den Äckern Mitberechtigte, der Mitanlieger. Bewirbt sich B neben A um Gunst oder Erfolg, so ist er als Gegner dessen Nebenbuhler. Das ist unser deutscher Ausdruck für Rivale geworden.

Die bisher angeführten Ausdrücke waren Gattungsnamen. Neue Beobachtungen ergeben sich aus der Betrachtung der Schicksale, die die Eigennamen der Gegner im Deutschen haben. Sie werden dem Lautbestande, den Betonungsregeln und den sonstigen Eigentümlichkeiten der Sprache angepaßt, also als Lehnwörter behandelt, oder es tritt an Stelle des Fremd- oder Lehnwortes eine eigene Schöpfung der Sprache, ein selbständiges Wort. Franzose ist Eindeutschung von François, der Vorstufe von Français, Engländer eine deutsche Bildung. Der Eigenname kann übertragen werden auf die größere Gemeinschaft, zu der der Gegner gehört, oder in der er aufgeht. Das Wort Germane soll im alten keltischen Belgien eine Gruppe von Völkerschaften bezeichnet haben, die durch Blutmischung mit weiter östlichen Stämmen sich unterschieden, und soll schlechthin Nachbarn bedeuten. Es wurde auf die im Osten sitzenden freien nichtgallischen Stämme übertragen. Die Briten sind uns alle Engländer. Der im alten Gallien ansässig gewordenen Franken östliche Nachbarn waren die Alamannen. So sind wir für die Franzosen Allemands, soweit wir nicht nach den Einwohnern des führenden Staates Prussiens heißen. Den Griechen waren

auch die Perser Meder als die Vernichter des Mederreiches. Wie man in Kosenamen die Eigennamen mannigfaltig zurechtstutzt, so geschieht es auch mit den Feindesnamen. So bilden wir zu Franzose Franzmann mit der Mehrzahl Franzen. Bei solcher Bildung kann die volkstümliche Umdeutung des Namens sich bemerkbar machen. Aus der Zeit der deutschen Einzelstaaterei stammt der Ausdruck Sechser für die Sachsen, die damit als minderwertig wie die halben Groschen neben den ganzen bezeichnet wurden. Beliebt ist die Benennung des Gegners nach auffallenden Eigentümlichkeiten. Die Franzosen sind uns Rothosen oder Ohnehosen, die Engländer Beafsteaks. Dieser Gruppe der Scherznamen verwandt sind die Spottnamen. Eine französische Söldnerschar, die im 15. Jahrhundert das Elsaß brandschatzte, hieß nach dem Eigennamen eines französischen Grafen, der sie ursprünglich angeworben hatte, die Armagnaken. Sie wurden zu den Armen Gecken. Niederländische Adlige und Bürgerliche, die gegen Philipp II. von Spanien für die evangelische Lehre kämpften, wurden als gueux = Bettler verspottet und machten das Wort als Geusen zu ihrem Ehrennamen. Schlimmer als die Spottnamen sind die Schimpfnamen. Darin leisten die fremden Sprachen mehr als das Deutsche, so daß ein Ausblick sich lohnt. Den Hellenen waren alle Stammesfremden Stammler, weil sie nicht Griechisch sprachen, also Barbaren. Barbaren standen außerhalb der griechischen Gesittung und galten darum als ungesittet, als roh. Mit dieser Bedeutung übernahmen die Römer das Wort. So ist es auf unsere Zeit gekommen. Wir werden von unseren Feinden als Barbaren geschmäht, daneben als Hunnen und als Vandalen, werden also Völkern gleichgestellt, denen man mit Recht oder Unrecht Unbildung und Grausamkeit zuschreibt.

Da waren wir mit den Beispielen immer im Bereiche der Völkergegensätze stecken geblieben. Feindschaft tritt aber auch noch auf anderen Gebieten auf, überall wo Gegensätze zwischen Menschengruppen sich ausbilden, also bei Standes- und Berufsunterschieden, bei örtlicher Verschiedenheit und besonders beim Gegensatze von Bekenntnisgemeinschaften oder Parteien. Meistens tauchen da Spott- und Schimpfnamen auf. Ein Beispiel für Begriffsübertragung ist dabei der Ausdruck Ketzer, gebildet aus der italienisch umgestalteten Form des griechischen Wortes καθαροί = die Reinen. So nannte sich eine vom oströmischen Reiche her beeinflußte Sekte in Oberitalien, die gegen Ausgang des Mittelalters sich mit ihrer Lehre in Gegensatz zu der römischen Kirche stellte. Einen besonders langen Weg hat der Name des Widersachers Gottes, des Bösen, durchgemacht. Das ist das Wort Teufel, entwickelt aus dem griechischen διάβολος = Verleumder, mit all den Verunstaltungen, die es im Gebrauche verschleiern sollen, bei fluchartigen Ausdrücken wie Deibel, Deichsel u. ä. In der Stände- oder Volksvertretung pflegen die Sitze der Mitglieder einen Halbkreis oder einen noch größeren Teil eines Kreises zu bilden, in dem die Anhänger der Regierung auf der Rechten sitzen, die anderen immer weiter nach links, je mehr ihre Ansichten von denen der Regierung abweichen. So heißt die Gegnerschaft der Regierung die Linke. Der alte lateinisch-amtliche Ausdruck war Opposition, entlehnt aus dem vom Altertum ins Mittelalter und in das Universitätsleben der Neuzeit übernommenen Brauche der wissenschaftlichen Wortgefechte.

Genug damit. Zeitmangel bei mir und Papierknappheit in der Presse, beides bedingt durch den Krieg, zwingen zur Kürze. Möchte diese zugleich als Würze empfunden werden!

Wie begründet Schiller das Mißlingen der Versuche zur Befreiung seiner Maria Stuart?

Ein Aufsatzthema in Sekunda des Gymnasiums.

Von **Ernst Müller** in Stuttgart.

I.

Unter den Schillerschen Dramen, die in Sekunda gelesen werden, ist Maria Stuart durch seinen dramatischen Aufbau besonders lehrreich. Es ist eine wahre Freude für den Lehrer, den Schüler auf dieses Kunstwerk aufmerksam zu machen und in die Geheimnisse der Schillerschen Dramatik einzuführen. Hierzu bietet sich in den Befreiungsversuchen, die zu Marias Gunsten unternommen werden, die beste Gelegenheit. Kaum ein Thema ist anregender für den Schüler als die Frage zu beantworten, warum diese Befreiungsversuche mißlingen mußten, und welche künstlerischen Mittel und Wege der Dichter dabei anwendete. Es reizt den jugendlichen Scharfsinn, das Drama nach diesem Gesichtspunkt zu lesen und die einzelnen Punkte festzustellen. Weil er den Ausgang der Maria aus der Geschichte kennt, so muß er zum voraus sich sagen, daß ein außerordentlicher Scharfsinn und eine große Phantasie nötig war, um das Ziel zu erreichen, da auf die Geschichte Rücksicht zu nehmen war.

Der Anfang im Gefängnis und das Ende auf dem Schafott sind feststehende Tatsachen. Was dazwischen lag, erforderte die größte dichterische Kraft. Von diesem mittleren Teil hing alles ab. Gelang es dem Dichter nicht, die Versuche zur Befreiung der gefangenen Königin als wahrscheinlich und glaublich hinzustellen und zu zeigen, daß sie, wenngleich mit aller Energie unternommen, doch scheitern mußten, so war das ganze Drama unmöglich. Hier mußte also der Dichter mit aller Macht einsetzen.

Die geschichtlich bekannten Befreiungsversuche Norfolks, Babingtons u. a. hat Schiller nur gelegentlich erwähnt, um die Gefährlichkeit der Versuche zu zeigen. Er hat sie nur nebenbei benützt, offenbar, weil es ihm widerstrebte, die Befreiung der Maria Stuart durch Ermordung oder Gefangennahme Elisabeths, was zudem ungeschichtlich wäre, herbeiführen zu wollen. Das läßt er auch die Maria in der Unterredung mit Mortimer deutlich aussprechen (I, 6).

Statt dessen hat er mit glücklichem Einfall in Mortimer und in dem historischen Leicester eigene Gestalten erfunden. Die Szenen, in denen er diese auftreten läßt, sind mit großer dramatischer Wirkung aufgebaut. Es läßt sich darin eine stete Steigerung der Versuche, die aber, weil sie stets mißlingen, zugleich eine große Schwächung bedeuten, erkennen. Mit großer Energie setzt Mortimer ein, und man erwartet alles von seiner Tätigkeit. Aber die Verbindung mit Leicester, durch Maria selbst herbeigeführt, die den größten Erfolg versprach, bedeutet schon eine wesentliche Schwächung.

Die Zusammenkunft der beiden Königinnen, die Leicester bewirkte, endet mit einem grellen Mißklang. Marias Lage verschlimmert sich. Eine Rettung scheint unmöglich. Alle Hoffnung wird vollends zunichte, als das Attentat auf Elisabeth erfolgte. Hier ist der Höhepunkt der Versuche zu erkennen, in dem Schiller direkt eine geschichtliche Episode (Savage) verwertete, was er sonst unterließ. Die weitere Folge ist Mortimers durch Leicester herbeigeführter Selbstmord, des letzteren freche Lügen und Ausreden und Elisabeths Unterschrift des Todesurteils, wodurch Marias Tod besiegelt ist.

Die Handlung entwickelt sich ganz natürlich aus dem Charakter der einzelnen Personen: Mortimer mit seinem feurigen, leidenschaftlichen Temperament geht direkt auf sein Ziel zu; Leicester bedächtig, im Banne beider Frauen, wird vor lauter Erwägen und Überlegen am energischen Handeln gehindert.

II. Ausführung.

Die Versuche der Befreiung Maria Stuarts gehen von Mortimer aus. Er ist die Seele des Unternehmens. Eine vom Dichter glücklich erfundene Gestalt: als naher Verwandter Paulets, des Hüters der Maria, bei dem er die Rolle des patriotischen Engländers spielt, hatte er anfangs leichten Zugang zu Maria, und als Konvertit entwickelte er um so größeren Eifer. Er ist es, der Maria zuerst verkündigt, daß das Schuldig über sie ausgesprochen sei. Er aber will sie mit anderen, die sich zu dem Zweck mit ihm verschworen haben, befreien, und der französische Abgesandte Graf Aubespine bietet die Hand dazu. Maria ist mit seinem Plan nicht einverstanden, sie weist ihn auf Leicester hin, nur er könne ihren Kerker öffnen. Durch dieses Bekenntnis wird Mortimer mißtrauisch und enttäuscht, da er in Leicester den größten Feind Marias und Elisabeths Günstling sieht. Er allein mit seinen Genossen kann sie retten, davon ist er fest überzeugt, aber in Leicester sieht er nur ein Hindernis. Gerade dieses Hindernis war jedoch für die dramatische Entwicklung nötig, da die Rettung Marias nicht gelingen durfte. Daneben greift ein neues wichtiges Motiv in die Handlung ein, ein Heiratsplan, der die Befreiung der schottischen Königin zu begünstigen scheint: Elisabeth soll den Duc d'Anjou heiraten. Geschähe dies, so könnte die katholische Maria Stuart mit Rücksicht auf das katholische Frankreich, dessen Königin sie einst gewesen war, nicht hingerichtet werden. Anderseits würde Elisabeths Günstling Leicester in diesem Fall von jeder Verpflichtung ihr gegenüber frei und könnte dann mit aller Entschiedenheit offen für Maria eintreten. Allein die Ausführung dieses Planes wird durch Elisabeths zurückhaltendes Benehmen zunächst in Frage gestellt und dann durch die Teilnahme des französischen Gesandten an dem Attentat gegen Elisabeth unmöglich gemacht. Das mußte so kommen, der Gang des Dramas verlangte es, daß dieser Heiratsplan wie alle anderen Pläne scheiterte.

Übrigens hatte Leicester zur Befreiung Marias bereits einen Schritt getan, der Erfolg versprach. Durch seine Abstimmung im Staatsrat („Sie lebe — aber unterm Beil des Henkers lebe sie", II, 2, Vers 1452) hatte er die Hinrichtung hinauszuschieben und dadurch Zeit für die Befreiung Marias zu gewinnen gesucht. Das schien wohl politisch klug gehandelt, aber einen Einfluß auf Elisabeths Entschluß übte es nicht. Denn man muß sich fragen, warum geht Leicester nicht direkt auf sein Ziel los? Die Möglichkeit bot sich ihm so gut oder vielmehr noch besser als Mortimer. Aber so wenig als jener kann und darf er sie befreien. Die geschichtliche Tatsache der Hinrichtung muß immer vor Augen stehen. Das ist durchaus nötig. Man gewinnt die Überzeugung, daß der Plan zur Befreiung, mit allem Scharfsinn gefaßt und begonnen, an dem Zaudern Leicesters scheitern mußte.

Für Mortimers Absichten war es sehr günstig, daß es ihm gelang, Elisabeth ebenso wie seinen Oheim zu täuschen und ihnen seine wahre Gesinnung zu verbergen. So konnte er also ungestört seinen Plänen nachgehen; man legte ihm nichts in den Weg, da man ihn für einen Feind der Maria hielt, zumal da er Elisabeth versprochen hatte, Maria zu beseitigen. Er selbst aber läßt den Leser über sein innerstes Denken und Fühlen nicht im ungewissen. In seinem Monolog (II, 6) klärt er uns vollständig darüber auf. Wir erfahren, daß er der alte ist nach wie vorher, und daß er nur ein Ziel kennt, Maria zu befreien. Er sagt uns auch deutlich, daß er zu dem Höfling Leicester kein Vertrauen habe.

Zu dieser Feststellung hat der Dichter den Weg des Monologs gewählt, da er so auf die einfachste und sicherste Weise den Leser von dem Gedanken abbringen konnte, als ob Mortimer seine Gesinnung plötzlich geändert hätte.

Der Dialog zwischen Leicester und Mortimer (II, 8) läßt ein Zusammenwirken beider als unmöglich erscheinen. Der letztere, eine stürmische Natur, will sofortige Befreiung versuchen.

Mit einer kühnen Tat müßt Ihr doch enden,
Warum wollt Ihr nicht gleich damit beginnen? (V. 1913/14.)

sagt er zu Leicester und erteilt ihm den Rat, Elisabeth auf eines seiner Schlösser zu locken und dort bis zur Freilassung Marias gefangen zu halten.

Leicester dagegen in seiner unentschlossenen, bedächtigen Art erinnert ihn an die mißglückten Versuche Babingtons und Norfolks und erwidert ihm:

Wenn wir verderben, reißen wir sie nach. (V. 1879.)

Er warnt ihn vor unbedachtem Wagen, er wolle Elisabeth überreden,

Das Angesicht der Gegnerin zu sehen ..
... Das Urteil kann nicht mehr
Vollzogen werden, wenn sie sie gesehen. (V. 1903 f.)

Beide stehen also mit ihren Ansichten einander entgegen. Ihr Zusammenwirken kann also nicht ersprießlich sein. Ein neues bedeutendes Hemmnis liegt vor, und das Befreiungswerk wird also bereits in weitere Ferne gerückt. Es fragt sich nun: Ist das Ziel trotzdem erreichbar? Ist eine Einigung beider noch möglich? Die Gründe, die jeder für sein Verhalten anführt, sind in ihrer Art beide stichhaltig. Jeder hat einige Wahrscheinlichkeit für sich.

Eine Einigung findet nicht statt. Die Szene (II, 8) geht zu Ende, ohne daß ein fester gemeinsamer Beschluß zustande gekommen wäre. Denn Leicesters Vorschlag, eine Zusammenkunft der beiden Königinnen herbeiführen zu wollen, findet Mortimers Billigung nicht, da er von Elisabeth das Schlimmste befürchtet und nur in raschem Handeln das Heil sieht. Aber Leicester setzt seinen Willen durch. Er versteht es (II, 9), Elisabeth, die vor ihm ihre geheimen Pläne verschweigt, zu einer Zusammenkunft zu überreden. Er zeigt damit, daß es ihm Ernst ist mit seinem Plan. Allein schon die einleitenden Szenen des dritten Aktes, in dem das Zusammentreffen stattfindet, lassen ahnen, daß der Zweck der Zusammenkunft verfehlt ist, und daß dadurch nur das Verderben Marias beschleunigt wird. Diese sagt selbst zu Shrewsbury, der sie zur Nachgiebigkeit mahnt (III, 3, V. 2199):

Ach, mein Verderben hab' ich mir erfleht,
Und mir zum Fluche wird mein Flehn erhört!
... Nie ist zwischen uns Versöhnung!

Damit bereitet der Dichter auf das Ergebnis der Unterredung (III, 4) vor, das durch den Gang der Handlung bedingt war. Es mußte dabei zu einem heftigen Auftritt kommen, ein günstiger Verlauf war ausgeschlossen, sonst wäre die Hinrichtung Marias unmöglich geworden. Durch diesen Höhepunkt der Handlung, den die Zusammenkunft der Königinnen darstellt, ward das Los Marias entschieden. Elisabeth ist zum Äußersten entschlossen. Aber trotzdem kann man sich fragen, ob nicht doch noch bei energischem Zusammenwirken der Verschworenen mit Mortimer an der Spitze eine Rettung Marias möglich wäre. Allein, ist er selbst noch der geeignete Mann dazu? So fragt man sich und muß diese Frage völlig verneinen. Mortimer hat in III, 6 seine wahre Absicht verraten, er will Maria nur befreien, um sie selbst zu besitzen.

Dagegen aber wehrt sich diese, sie will von ihm nicht mehr befreit werden. Seine unlauteren Absichten stehen also der Befreiung Marias direkt im Wege. Das ist ein neues unübersteigbares Hindernis. Dazu kommt noch, daß Mortimer jetzt mehr gehindert ist denn vorher. Sein Oheim ist gegen ihn mißtrauisch und darum wachsamer geworden (II, 7). Das ist ein weiteres unerwartetes Hemmnis. Er sieht sich daher gezwungen, Marias Befreiung mit Gewalt zu versuchen, da er sich beobachtet weiß. In seiner Verblendung und Raserei faßt er diesen Plan und will ihn durchführen, obwohl Maria sich mit Entsetzen von ihm abkehrt. Jetzt strebt er natürlich ohne Leicester seinem Ziele zu. Wie wenig er überhaupt auf dessen Mitwirkung rechnete und wie wenig er ihm vertraute, verriet er schon früher dadurch, daß er mit ihm kein Wort über seinen Oheim und seine Stellung zu ihm redete, so wenig als Leicester selbst, der doch am Ende Zeuge der Unterredung Mortimers mit Paulet gewesen war (II, 7). Welche Furcht Leicester befiel, als er von Mortimers Absicht der gewaltsamen Befreiung der schottischen Königin hörte, zeigte sich schon in der Szene II, 8. Da ward ihm entsetzlich angst und bang. Er mußte erst durch Mortimer zum Handeln gedrängt werden. Selbst hätte er nie den Anfang dazu gemacht.

Mortimer will also bei Nacht das Schloß ersteigen und Maria mit Gewalt befreien, unter Umständen sogar durch Ermordung seines Oheims. Allein, eben jetzt verbreitet sich die Nachricht von dem Attentat auf Elisabeth, das offenbar ohne Mortimers Wissen oder Zustimmung unternommen wurde. Dadurch wurde die Hoffnung, Maria befreien zu können, aufs äußerste geschwächt, wenn nicht schon ganz vereitelt. An der Lage selbst änderte das Attentat an und für sich nichts, denn Elisabeth ist seit ihrer Zusammenkunft mit Maria zu deren Hinrichtung fest entschlossen. Aber jetzt ist ihr die Ausführung erleichtert, da nun auch das Volk, das seiner Königin Leben durch Maria und ihre Anhänger bedroht sieht, die Hinrichtung verlangt (IV, 7). Mortimer läßt sich jedoch nicht entmutigen, er will noch einen letzten Versuch wagen. Und Leicester, sein Verbündeter? Wie stellt sich der zu Mortimers Plan? Er kennt durch ihn die Gefahr, in der sie beide schweben; er weiß, daß ein Brief, den Maria an ihn geschrieben, Burleigh in die Hände gefallen ist, und daß dieser Brief ihn bloßstellt. Das ist ihm natürlich peinlich, und er zittert für sein edles Leben. Darum denkt er nicht mehr an Maria, sondern nur an sich. Und so verschlimmert sich Marias Lage dadurch ganz bedenklich. Leicester bleibt aber bei diesem passiven Verhalten nicht stehen, er geht noch weiter, er greift aktiv ein. Um sich selbst zu retten, läßt er den unglücklichen Mortimer, den Mitwisser seiner Pläne, verhaften, und dieser, edler gesinnt als Leicester, tötet sich selbst, da er doch, wie er überzeugt ist, dem sicheren Tode entgegengeht. Er macht es nicht wie der Sekretär Wurm in „Kabale und Liebe", der bei seiner Verhaftung erklärt, die Geheimnisse des Präsidenten Walter ausplaudern zu wollen. Mortimer ist ein solches Handeln zu gering, er will keine Gemeinschaft mit einem Leicester. Daß das gemeinschaftliche Handeln ein Ende nehmen mußte, verlangte schon der Ausgang des Dramas. Daß aber auch der Charakter der beiden Handelnden dies ausschloß, davon hat der Dichter durch seine Kunst uns überzeugt.

Noch aber ist ein Mann da, der in selbstloser, menschenfreundlicher Weise einen letzten Versuch macht, Maria zu retten. Es ist ihr ehemaliger Hüter Graf Shrewsbury. Er warnt Elisabeth vor Übereilung:

Nicht
Die Lebende hast du zu fürchten. Zittre vor
Der Toten, der Enthaupteten. (IV, 9. V. 3115 f.)

Seine Mühe ist vergeblich. In der folgenden Szene (IV, 10) unterschreibt Elisabeth das Todesurteil. Aber nochmals, als dieses bereits vollzogen ist, bittet er Elisabeth

(V, 13), die so wenig als er von der Tatsache Kenntnis hat, eine neue Untersuchung anzustellen. Zu diesem Schritt bestimmten ihn die Aussagen des Schreibers Kurl. Jetzt, als es zu spät ist, will die Königin seinem Wunsche willfahren. Es ist ein Moment der letzten Spannung, freilich nur für die Königin und Shrewsbury bestimmt, da das Schicksal Marias schon vollendet ist, was der Leser längst weiß.

Noch muß kurz auf die Tätigkeit der Gegenspieler, Burleigh, Kent und der Königin Elisabeth hingewiesen werden, die nichts unversucht ließen, um den Tod der Maria durchzusetzen. Sie lassen „alle Minen springen", wie die Lady Mitford in „Kabale und Liebe", um ihr Ziel zu erreichen. Vor allem ist es Burleigh, der im Staatsinteresse auf Marias Tod hinarbeitet, und Kent verlangt ihn auf die Kunde von dem Attentat auf Elisabeth. Diese selbst wünscht Marias Tod leidenschaftlich, so sehr sie sich auch davor fürchtet. Sie beauftragt den Mortimer, die Maria zu beseitigen, ebenso wie Burleigh den Paulet dazu gewinnen will. Durch diese Gegenspieler werden indirekt die Befreiungsversuche gelähmt und schließlich alles Weitere verhindert.

Mit großer Kunst hat Schiller diese Befreiungsversuche dargestellt. Streng schließt sich der eine an den anderen an. Im Grunde ist es nur ein großer Versuch, den Mortimer und Leicester, Sauvage und andere miteinander machen. Trotz verschiedener Anschauungen in den Mitteln und Wegen, die sie wählen, verfolgen sie dasselbe Ziel. Es sind verschiedene Stufen der Entwicklung, die vor unseren Augen sich abspielen. Alles ist mit großem Scharfsinn erdacht, und man wird davon überzeugt, daß sie nicht mißlingen können. Und doch war das unbedingt notwendig, da Marias Schicksal schon bei Beginn des Dramas entschieden ist, wie Schiller selbst im Brief an Goethe vom 18. Juni 1799 schreibt. Da heißt es: „Ich fange schon jetzt an..., mich von der eigentlich tragischen Qualität meines Stoffes immer mehr zu überzeugen, und darunter gehört besonders, daß man die Katastrophe gleich in den ersten Szenen sieht und, indem die Handlung des Stückes sich davon wegzubewegen scheint, ihr immer näher und näher geführt wird."

Kultur und Jugendbildung.

Von **Hermann Stodte** (im Felde).

Amboß oder Hammer? Das war immer die Schicksalsfrage, die unserem Volke bei seiner Lage im Herzen Europas in Notzeiten zu beantworten blieb. In der Not von 1914 haben wir mit Leidenschaft zum Hammer gegriffen, und wir sind uns in den letzten drei Trutzjahren unserer Hammerkraft tiefer als jemals bewußt geworden. Es bleibt uns nun für alle Zukunft keine Wahl. Wir wollen nicht wieder Amboß werden. Zwar wollen wir nicht erobern, aber wir brauchen künftig Verständnis, ruhige Nachbarschaft, vielgestaltige Beziehungen der Freundschaft und Bundesgenossenschaft. Wohl ist das scharfe Schwert in aller Welt der einzig zuverlässige Freund, aber es bleibt doch immer die ultima ratio regis, und Neigung wirbt es nicht.

Das einzige Werbemittel, das auf die Dauer Verbindungen festigt, Freundschaft erhält, dem Neide die Giftzähne ausbricht, ist eine eigenwüchsige, lebensvolle Kultur, die der inneren geistigen und körperlichen Gesundheit den Blutumlauf sichert und nach außen reizvoll genug ist, auch das fremde geistige Leben in Be-

wegung zu setzen. Es gilt dazu, die echten Quellen unserer Volkskraft anzuschlegen und ihre Fluten in eine vertiefte Volkskultur münden zu lassen. Nicht niedriger darf das Ziel gewählt werden.

Die dauernde Werbekraft einer lebendigen Kultur in Zeit und Ferne zeigt uns schlagend die des alten Frankreichs. Wie wir ihre Reste in den fürstlichen Gärten und Bauten unserer deutschen Residenzen, in den militärischen Titeln im Heere, in der Fülle der französischen Fremdwörter, in der Diplomatensprache und der Mode bewahrt haben, hat sie ihren Reiz in fast allen europäischen Ländern, besonders auf die Nachbarn Frankreichs bis in die Kriegszeit geübt, obgleich diese Kultur im heutigen republikanischen Frankreich bis auf manche Lebensformen längst einer Unkultur gewichen ist, die ihre nackte Roheit in der Behandlung unserer Kriegsgefangenen deutlich offenbart.

Ist Kultur an sich die edelste Lebensblüte eines Volkes, so wird sie für uns, das Herzvolk Europas, zu einer politischen Forderung.

Kultur allerdings ist etwas Gewachsenes, und in eine neue Kultur können wir nur langsam hineinwachsen; sie läßt sich nicht künstlich erzeugen. Sie ist nicht eine neue Form des Lebens, sie ist Form und Inhalt zugleich. Alles nur äußerlich Angelegte, und sei es das Kostbarste, mag wohl Zivilisation genannt werden, doch nicht Kultur. Auch die besten Einrichtungen, ideale politische Ordnungen und Gesetze können sie nicht schaffen, wenn die Menschen sich nicht mit deren sittlichem Gehalt erfüllen können.

„Nicht im Feld und auf den Bäumen,
in den Herzen muß es keimen,
wenn es besser werden soll." (G. Keller.)

So kann der organische Weg zur Kultur nur durch die Jugenderziehung und -bildung gehen, und die Not der Krafterneuerung zwingt uns heute zu dem Gedankengange, den auch Fichte 1806/7 unter anderen und doch ähnlichen Umständen gehen mußte: es gilt unser Volkstum durch erneute, stärkste Anstrengungen zu immer größerer Widerstandskraft hinauf zu züchten, und wir verfallen wie er auf den Weg einer „neuen Erziehung".

Nun kann zwar eine Kritik unserer Kultur vor dem Kriege die vielfachen edlen Ansätze zu neuen Lebensformen nicht bestreiten. Diese waren stark genug, unseren Feinden das Heraufkommen einer deutschen Kultur als eine schwere Gefahr erscheinen zu lassen. Ebensowenig dürfte man den bisherigen Bildungsgang, aus dem doch die Jugend von 1914 hervorging, in Bausch und Bogen verurteilen wollen.

Nur die Mittel sind zu suchen, die uns die Überwindung unserer bisherigen Arbeits- und Genießerkultur ermöglichen. Rascher Erwerb, flacher Genuß waren deren Kennzeichen. Schon lange haben besorgte Stimmen auf die Notwendigkeit der seelischen Vertiefung hingewiesen. Ein Mahner wie R. Eucken fordert immer wieder „Entfaltung des Innenlebens", „Ausbildung engerer Zusammenhänge mit den Gründen der Wirklichkeit". (Tägl. Rdsch. 1917 Nr. 122: „Vom inneren Kriegsziel".)

Damit alle Volksgenossen geistig einmal Glieder eines Leibes werden können, muß unsere Bildung einen Kern und Mittelpunkt erhalten, dessen Wesentliches auch den niederen Bildungsstufen zugänglich ist.

Eine weitere Eigenschaft ist zu fordern, die im Wesen der Bildung selbst liegt.

Gebildet sein heißt: die Welt mit den Sinnen, mit Geist und Herz erleben können, ein eigenwüchsiges Urteil gewinnen, das für recht Erkannte mit körperlicher und sittlicher Willenskraft strebend, kämpfend zu verwirklichen suchen.

Nur soweit der Bildungsstoff erlebt wird, kann er Bestandteil unseres Wesens werden. Wie andere gesammelte Schätze werden auch die nur im Gedächtnis aufgespeicherten von Motten und Rost gefressen. Die reine Verstandesübung, Gymnastik des Geistes, formale Schulung nehmen erst einen zweiten, dienenden Platz ein, auf dem sie sich dem eigentlichen Ziel der Bildung unterordnen. Von selbst treten alle bloßen Nützlichkeitswerte und die praktischen Rücksichten in den Hintergrund. Um so stärker kommen im Erlebnis die Kräfte des Gemütes und des Willens ins Spiel, und aus innerer Teilnahme erwächst schließlich Erkenntnis.

Das Bildungsmittel, das diese beiden Bedingungen am reinsten erfüllt, ist die Beschäftigung mit unserem deutschen Volkstum in Wesen, Sprache, Geschichte, Literatur und Kunst.

Wie wir unser Vaterhaus in früher Jugend mit allen seinen Beziehungen erleben und unverlierbar festhalten, so müssen wir Heimat und Vaterland, unser Volkstum in seinen edelsten Werten und eigenartigen Formen erleben. Dazu müssen unsere leichten Verkehrsmöglichkeiten ausgenützt werden. Für die jüngeren Stufen bleibt der engere und weitere Heimatkreis der Erlebensbezirk. Wandertage und Wanderwochen, in jedem Jahre wiederkehrend, vermitteln eine reichliche Anschauung. Die älteren Stufen ziehen weitere Kreise, und jener Student, der nicht die wichtigsten Grund- und Lebensformen seines Volkes an der Quelle studiert hat, gelte für ungebildet. Je weiter die Kreise, um so tiefer auch in die Vergangenheit und schließlich an die Quellen unseres Volkstums zurück.

Vor allem unsere Sprache werde der Jugend zum Erlebnis Eine herrschende Stellung gewinne daher das gesprochene Deutsch vor dem geschriebenen, die Wirklichkeit der Dinge und des Geschehens vor allem Abgezogenen. Alle künstlichen Schwierigkeiten der Rechtschreibung und Zeichensetzung werfen wir ebenso wie die Lateinschrift, die nur für die höhere Stufe nötig ist, entschlossen über Bord. Auf allen Stufen schärfste Gegnerschaft gegen das Irrlicht des Schlagworts, dem ganze Völker besinnungslos nachgetaumelt sind, gegen das alles Mark erweichende, vieldeutige, bequeme, vornehm tuende Fremdwort! Um so innigere Hingabe an das Wort als Ausdruck von Tat, Werk und Wirklichkeit wie als Sinnbild seelischen Erlebens. Der Blick in die Entwicklung der Sprache muß so tief gehen, daß er sie als ein Gewordenes und Lebendiges zeigt. Das Kunstwerk der Sprache in Märchen, Sage, Gedicht, Darstellung und Drama ist als formgewordenes Leben zu betrachten. Echte Dichtung ist, wie Hebbel von Shakespeare sagt, „die Welt noch einmal", d. h. Leben, in fester, kristallisch-heller, durchschaulicher Form dargestellt. Der im deutschen Literaturstrom treibende Goldgehalt an Geistes-, Gefühls- und Willens-Werten ist unerschöpflich. Ein inniges Mit- und Nacherleben, das alle tieferen, seelischen Kräfte ins Spiel setzt, ist hier möglich. Zwar bedarf es dabei noch einer vertieften Auffassung bei den Lehrenden, vor allem einer Lehrkunst, die den Stoff zum Erlebnis werden läßt, damit Gefühl nicht mit schöngeistiger Empfindelei verwechselt werde. Vielmehr muß sich eine Klärung und Vertiefung des Gefühlslebens ergeben, nicht etwa eine Verweichlichung, denn die Dichtung erschließt uns das kleine und große, innere

und äußere Erleben und die feineren Zusammenhänge alles Menschlichen, leitet alle Erscheinungen unter farbig-anschaulichen Bildern in unsere Lebenserfahrung über und gibt damit unserem Willen Richtung und Schwergewicht.

Des Raumes wegen kann ich die übrigen Bildungsfächer nur streifen. — Die Religion — darüber herrscht Einigkeit — wird erst dann dauernde Lebensmacht, wenn sie sich als Erlebnis dem Menschen aufzwingt, und mit heißem Bemühen werden wir darum ringen müssen, das Gefühls- und Willensleben zum religiösen Erleben hinzuleiten. Das Bildende in den Naturwissenschaften, die unter diesem Gesichtspunkt einen sehr hohen Rang einnehmen, ist gerade das Anschauen und Erleben der Naturvorgänge, während die Mathematik als reine Verstandesübung so lange unergiebig bleibt, bis sie auf einer höheren Stufe das Ideal wissenschaftlicher Gesetzmäßigkeit darstellen kann. Erst in der Verbindung mit der Naturwissenschaft und der Technik entfaltet sie ihre volle bildende Kraft. Die Kultur des Auges, die Darstellung der Umgebung in Stift und Farbe, die Entwicklung der körperlichen Kraft, nicht allein am toten Gerät, sondern auch an den hundert Hindernissen draußen in der Natur geben Erlebnisse in reichster Fülle. Die fremden Sprachen gewinnen erst auf einer höheren Stufe ihren Bildungswert, und zwar nicht als Grundlagen unserer Kultur, sondern als Bilder fremder Kulturen. Ihr unentbehrlicher Wert liegt darin, daß wir an ihnen ein Maß gewinnen, daß an diesen Gegenbildern zu unserer eigenen Kultur die Möglichkeit des Vergleichs und schließlich des Urteils gewonnen wird. Die Frage, welche fremden Sprachen getrieben werden müssen, läuft danach auf die andere hinaus, welche Sprachen für die Urteilsbildung, für eine wirkliche Weltanschauung unentbehrlich sind. Die Abgrenzung der Bildungsfächer und die Einschränkung der Stoffe geschehe erst, nachdem Luft und Licht in erforderlichem Maße für das Deutsche geschaffen sind.

Wenn zur vollen Blüte einer Bildung die körperliche und geistige Willenskraft nicht fehlen darf, so ist es selbstverständlich, daß auch ferner der Begriff der Pflicht auf allen Stufen heilig gehalten wird, daß die Schulung des Verstandes in den strengen Formen bewährter Lehrweisen nicht gemildert werden darf. Ja, strenger und unerbittlich werde die Forderung an die deutsche Sprache. Die Fülle ihres Wortschatzes, die Reinheit und innere Wahrheit ihres Ausdrucks, das Verständnis ihres Werdens —, es ist ein weiter Weg, der Mühe, Sorgfalt, Übung und Ausdauer genug erfordert, den Willen anzuspannen.

Die Beschäftigung mit dem deutschen Volkstum gewährt aber auch den Aufbau eines Ideals. Das Ideal bleibt der stärkste Sporn aller Tätigkeit, fesselt Sinn und Seele an das beherrschende Ziel und kann allein den Gehalt für die „Entfaltung des Innenlebens" geben. Hier wird nun der Krieg, der aus den Vorstellungen unseres Volkes niemals verschwinden kann, zur Quelle neuer Kraft. Die Millionen von Männern, darunter unsere kostbarste Jugend, die ihre Leiber der Sturmflut entgegenwarfen, um unsere Zukunft zu retten, bleiben ein Sinnbild auch für die Aufgaben und Kämpfe des Friedens. Den Knaben und Jünglingen — auch den Mädchen! — redet diese Zeit mit feurigen Zungen: Dein Volk braucht dich! Deine körperliche, geistige, sittliche Kraft ist an bestimmter Stelle unentbehrlich —, als Schwächling bist du minderwertig. Du bist nicht auf der Welt um deiner persönlichen Glückseligkeit willen, sondern nur so weit wertvoll, wie du dich eingliederst in den Ring der Leben-

den mit dem Ziele „Alles für das Vaterland", wie der Ring der Toten das vorbildlich getan — für dich, für unsere Zukunft. Dein größter Makel: wertlos für dein Volk!

Der alten individualistischen Freiheit das bewußte Staats- und Volksgefühl entgegenstellen, das heißt nicht, ein politisches, der Jugend unzugängliches Ideal aufrichten. Hat sie ihr Volkstum in seinen edelsten Erscheinungen erlebt, so wächst dieses Ideal von selbst und braucht nicht mit schönen Wendungen aus dem stehenden patriotischen Wortschatz angepriesen zu werden. Stolz leuchten heute die Augen der Jugend, wenn sie zum Kartoffellegen, zum Werben für die Kriegsanleihe, zum Goldsammeln berufen wird. Dieser Stolz muß erhalten werden.

Über die Jugendbildung hinaus führt der Weg zur Volksbildung, die in neue und sichere Bahnen gelenkt werden muß. Ihre Wegzeichen sind etwa: vertiefte Volksschulbildung, Volkshochschulen, eine für das Volk geeignete Zeitschriftenpresse, rege Teilnahme der Gebildeten, die zu geben vermögen, an der Volksbildung. Wer mit unserem Volksheer nun Jahre hindurch gelebt hat, der weiß, wie bildungshungrig, geistig selbständig, geschickt, auffassungsfähig „unsere Leute" sind, wie rege Aufmerksamkeit sie allen technischen Neuerungen entgegenbringen. Es ist ein Geheimnis unserer Kraft, daß wir aus dem fremden Kriegshandwerk allmählich einen Beruf gemacht haben.

Wird das Deutschtum zum Mittelpunkt auch der Volksbildung, so läßt sich hoffen, daß auf diesem Wege zur Kultur zwei gefährliche Schädlinge unseres Volkes überwunden werden: erstens die Ausländerei, die uns im Vorauguſt in allen Formen, gesprochen, gedruckt, gespielt, gemalt, getanzt, überflutete und entnervte. Sodann der uns anhaftende trotzig-eigenwillige Individualismus, der endlich, nachdem er genug Unglück angerichtet hat, an die sittliche Verpflichtung zum Volksganzen gebunden bleiben muß.

Bildungsbestrebungen werden eine Politisierung auf Grund geschichtlicher Erkenntnis fördern und damit eine Waffe gegen die unheilvolle Schlagwort-Politikasterei schaffen. — Von der Warte einer vertieften Bildung erst kann auch der Weg zu edleren Genüssen gewiesen werden. Ein weites Feld!

„Potsdam und Weimar!" — ist uns neulich wieder als Wegspruch empfohlen. Ganz gewiß hat Potsdam in diesem Kriege nicht versagt. Aber Weimar? Wo sind seine seelischen Kräfte, daß sie uns heute tragen, führen, erheben könnten? Goethe wie Shakespeare, Schiller wie Raabe leben in ihren „Gesellschaften", doch die „Gebildeten" nähren sich von anderen Geistern.

Ist nun auf diesem Wege einst eine eigenwüchsige deutsche Kultur zu erwarten? Das ist nicht weniger als eine Frage an das Schicksal. Eines Volkes Aufstieg ist von unendlich vielen Einflüssen abhängig. Doch erscheint gerade für das deutsche Volk, das im Grunde vor aller Bildung eine tiefe Achtung hat, der Bildungsweg als der natürliche. Nur wenn wir bewußt und aus dem vollen Stolz unseres heutigen Erlebens unsere deutsche Art zum Ausgangspunkt unserer Bildung machen, können wir hoffen, vor den Formen und Folgen der Entartung, des Aus-der-Art-Schlagens gesichert zu sein. Bisher haben wir verachtet, was „nicht weit her" war, jetzt sollen wir es lieben und hochschätzen. Bisher wagten wir nicht recht, die Fäden der Höherentwicklung aus unserem eigenen Wesen heraus zu spinnen, nach den Erfahrungen des Weltkrieges dürfen, ja müssen wir es. Was einst daraus werde, das möge dem guten Geist unseres Volkes vertraut sein.

Die Fremdwörterei in der deutschen Erziehungswissenschaft.

Von Otto Karstädt in Nordhausen.

Der alte Irrtum stirbt nicht, als ob wir jedes Fremd- oder gar Lehnwort aus Deutschland verbannen wollten. Es handelt sich aber bei allem Kampf um die Reinigung der Sprache doch nur um die Ausdrücke, die entweder eine undeutsche Lautgebung, ein ausländisches Schriftbild oder eine deutschem Sprachgeist widersprechende Betonung aufweisen. Das heißt: nicht die Abstammung entscheidet, sondern die Angleichung des Fremden an die Gastsprache. Alle durch Lautveränderung (welsch = Volcä), Schriftanpassung (Streik = strike, noch in neuester Zeit!) und Unterwerfung unter das deutsche Betonungsgesetz (Münster = monasterium) eingedeutschten Wörter sind keine Fremdwörter, sondern Gast- oder Lehnwörter. Sie stören nicht mehr, sondern dienen gefügig deutschem Sprachwillen. Fremde Lautgebung, fremdes Schriftgewand und vor allem melodiezerstörende fremde Betonung hemmen die Sachlichkeit deutschen Ausdrucks. Das deutsche Hausgesetz für Betonung stellt den Inhalt über die Form, indem es den Hauptsinn des Wortes in der Stammsilbe hervorhebt und die nur formunterscheidenden Endungen durch dumpfe e in ihre dienende Stellung verweist; die romanischen Sprachen lassen die Form durch Endungen mit lautester Schallfülle über den Inhalt herrschen. Die Unzahl dieser formklirrenden Fremdlinge gibt dem Deutschen einen falschen Ton. Nur ihnen wollen wir die Tür weisen, und auch dann nur, wenn wir ihrer nicht bedürfen. Und die Zeit dafür ist da!

Hier hat namentlich die Schule, die höhere wie die niedere, ein dankbares Arbeitsfeld. Hier dürften sich vor allem die Wissenschaften nicht länger von der Mitarbeit ausschließen. Die Erziehungswissenschaft nimmt dabei eine besondere Stellung ein. Einerseits hat sie auf streng unterscheidende Sachausdrücke zu halten, wie jede andere Wissenschaft; anderseits greift sie in Erziehungs-, Jugendkunde und Erziehungsausübung wie kein anderes Fach mitten in Leben und Entwicklung des Einzelnen und der Gesamtheit hinein und vertritt den Jugendlichen gegenüber durch ihre Bestrebungen und Einrichtungen den Gesamtwillen. Wie die Erziehungswissenschaft und weiterhin die Schule redet, so spricht die Jugend.

Es ist mir eine tröstende Erscheinung, auf die bisher noch nicht hingewiesen wurde, daß gerade die Erziehungswissenschaft in ihrer neuesten Entwicklung bei immer feinerer Begriffsbestimmung zur Auswerfung des ererbten Fremdwörterballastes und zur Schaffung neuer deutscher Sprachtriebkräfte gezwungen wurde.

Die Erziehungswissenschaft hatte, rein sprachgeschichtlich betrachtet, einen besonders schweren Stand. Ihre Geschichte ist etwa bis Pestalozzi nur eine Darstellung der Erziehungsziele und des Werdens der Bildungswerke, angelehnt an die zeitgenössischen philosophischen Lehren. Die Philosophie aber lernte in Deutschland sehr spät deutsch reden, und sie tut ja noch heute sehr griechisch und lateinisch. Die von ihr abhängige Erziehungswissenschaft übernimmt die philosophischen Fremdausdrücke, ja sie klammert sich gerade an die recht gelehrt klingenden fremden Bezeichnungen.

Die neuere Psychologie überbot diesen Zustand noch. Ihr Abrücken von der deutschen Sprache scheint begründet: Im Gegensatz zu den recht allgemeinen Bezeichnungen der älteren Seelenlehre wollte sie eine feste Begriffssammlung neuschaffen. So kam das absichtliche Abrücken auch in Worten zum Ausdruck. Wundts Werke zeigen die übliche Gelehrtensprache in der Neigung, möglichst alle Sachbezeichnung toten Sprachen zu entnehmen. Die Inhaltsverzeichnisse seiner Werke muten fast wie eine fremde Sprache an. Dabei ist er nicht etwa ein Fremdwortsucher, er spricht einfach, wie alle Sachgelehrten glauben sprechen zu müssen.

Die Völker-, Kinder- und Tierpsychologie befanden sich in gleicher Lage: alle neuen Begriffe wurden in neue Bezeichnungen aus den alten Sprachen gefaßt. Meumanns Werke sind das treffendste Beispiel dafür, Ziehens physiologische Psychologie enthält kaum eine Zeile ohne Fremdwort. Und auch in den andern neueren Werken der Seelenkunde ist vier Fünftel unnötiges Fremdgut enthalten.

Läßt sich auf diesen Gebieten die Fremdwörterei noch begreifen, wenn auch nicht etwa rechtfertigen, so doch keineswegs bei allgemeinen Erziehungs- und Bildungsfragen. Vollends sinnlos wird das ewige Fremdwort dann, wenn sich der Verfasser werbend an größere Leserkreise, besonders an die Eltern, wendet. Leider muß nun festgestellt werden, daß auch die volkstümlichen Bücher und Aufsätze aus dem Gebiete des Erziehungswesens genau so von Fremdwörtern wimmeln wie die Arbeiten der grundlegenden Wissenschaften selbst.

Ein einziges, aber bezeichnendes Beispiel statt vieler! Paulsen, einer unserer Besten in Denken und Sprache, wird sich des Widerspruchs zwischen seinem Ziel und dem Wege dazu gar nicht bewußt. Er wollte die Aufgaben unsers Bildungswesens im Volke lebendig machen; er eiferte gegen das sich abschließende Gelehrten- und Chinesentum — aber fast in fremder Sprache. Der kurze Schlußabschnitt seines „Deutschen Bildungswesens" allein enthält an leicht ersetzbaren Fremdlingen folgende Fälle: Instanz, Deklerikalisierung statt Verweltlichung der Schule, Säkularisierung, Schulregiment, Motivationskraft (!), Kontrolle (Aufsicht), immanente statt sachliche Maßstäbe, partiell, cura animarum, Regulierung (Regelung) des Bildungswesens, retardierendes Moment (Hemmung, Hemmnis), politicum, ecclesiasticum, Legitimation (Berechtigung), ius in sacra, Kontinuität (Zusammenhang), Schulkrieg in akutester Form (!), Kursus (Lehrgang), Pensum (Stoff), Rivalen (Nebenbuhler), akzentuiert, Privileg (Vorrecht) der Philologen usw. Hier sind nur die Fälle angeführt, wo sich das deutsche Wort geradezu auf die Lippen drängt und die Gedanken Paulsens mindestens ebenso deutlich und meistens schlagender wiedergegeben hätte. Die ebenso vielen überflüssigen anderen Fremdwörter, die man noch als bezeichnend ansprechen und für nicht ganz ersetzbar halten könnte, sind noch gar nicht in der Reihe aufgeführt (Beispiele u. a.: Polemik, Tendenz, Konsequenz, Demokratisierung, Sozialisierung, Laisierung, konstituieren, absolute = völlige Verwerfung, historisch = geschichtlich, Interpretation, proskribiert, resolut, ästhetisierende Sentimentalität = weichliche Kunstschwärmerei usw.). Kaum die Hälfte der Sätze ist ohne fremde Anleihe zustande gekommen! Und das in einem Buche nicht für Sachleute, sondern für weiteste Leserkreise! Von einem klarschreibenden Gelehrten, der ausdrücklich versichert: „Der Arzt, der Jurist, der Pastor, der Lehrer, der Gelehrte, sie affektieren nicht mehr, eine Geheimsprache nötig zu haben, wie es noch vor ein paar Menschenaltern der Fall war." Diese Fremdworthaufen machen aber seine eigenen Ausführungen zu einer Geheimsprache.

So steht es um erziehungskundliche Bücher. Muß das so sein?

Die übliche Antwort ist bekannt: Man kann nicht alle Fremdwörter entbehren, sie bereichern, sie unterscheiden, sie sind namentlich der Wissenschaft unentbehrlich.

Und welche Antwort hat die Wissenschaft selbst auf diese ausweichende Art der Bequemlichkeit gegeben? Eine vortreffliche! Ihre Entwicklung zeigt, daß der immer

weiter fortschreitende Ausbau des Begriffsgerüstes feinerer deutscher Ausdrücke zur Unterteilung grober altsprachiger Benennungen bedurfte. Je stärker die Erziehungswissenschaft fortschreitet, desto mehr ist sie einfach gezwungen, aus der Fülle des deutschen Wortreichtums zu schöpfen und das zu suchen, was die alten Sprachen nicht zu bieten vermögen.

Schon die alte, weise Mutter der Erziehungswissenschaft, die Philosophie, kam mit den toten Sprachen nicht mehr aus. Sie schenkte selbst der neueren Seelenkunde neue deutsche Wörter, so Meister Eckhart u. a. die Gottheit, die Grundlosigkeit, Sinnlichkeit, Zeitlichkeit und Ewigkeit; so Paracelsus: Erfahrung, Notwendigkeit und Weltweisheit, und Meister Jakob Böhme erhob seinen Schuhzweck, der ja auch in der Zielscheibe zur Mitte steckte, zum Gedankending „Zweck", wie er durch seine „Auswicklung" das jetzt erst ein Jahrhundert alte „Entwicklung" ermöglichte, dazu: Begriff, Begreiflichkeit, Umstand, Unendlichkeit, Vielheit, Vernunftschluß, Wohlwollen usw.

Erst die durch Geschichtslügen viel verleumdeten Sprachgesellschaften bringen uns den Gegenstand, die Gemütsbewegungen, die Leidenschaft, das Sinn- und Urbild, verursachen; Leibniz schenkt uns die Schlußformen, Lust und Unlust, Vernunft- und Erfahrungsgründe; Wolff erst: Bewußtsein, Vorstellung, Verhältnis, Absicht; Tetens das Gefühl im heutigen seelenkundlichen Sinne; Herder den Fortschritt und die Entwicklung.

Die Krönung alles älteren Sinnens über Erziehung ist deutsch gedacht: Pestalozzi redet unbewußt die Sprache der großen philosophischen Neuwortschöpfer. Er kennt nur „Grundsätze", keine Prinzipien, spricht meistens von der „Lehrart" oder Lehrweise, seltener von Methode, läßt „lernen", nicht memorieren, erzieht nicht zur Aktivität, sondern zur „Tätigkeit", kennt nur sittliche, keine ethischen Zwecke, gebraucht immer statt physisch und psychisch „Leib und Seele", statt Basis „Boden", „Grundlage", statt Experiment „Probe", „Versuch", statt Disziplinierung „Führung".

Ja, Pestalozzi!

Aber die strenge Wissenschaft? Auch sie kommt mit den alten Sprachen für die Sachausdrücke einfach nicht mehr aus und ist gezwungen, zur Verdeutlichung, Abgrenzung und weiteren Unterteilung der Begriffe die altsprachigen Entlehnungen durch — deutsche Wörter zu ersetzen und zu ergänzen: eine edle Rache der deutschen Sprache an ihren älteren Schwestern und an ihren kleingläubigen deutschen Denkern!

Nur einige Beispiele zur Veranschaulichung dieses Zwanges zum Deutschsprechen in der Wissenschaft:

Wundt, dem Sprachreinigungsbestrebungen wahrscheinlich sehr fern liegen, macht von diesem Mittel häufig Gebrauch, muß es einfach, wo er neue Begriffswerte schafft. Es sei erinnert an das bekannte Beispiel, daß er die Willensmotive in einen Vorstellungs- und einen Gefühlsbestandteil sondert, die er Beweggrund und Triebfeder nennt. Wie klar wird durch das letzte Wort die Verbindung mit dem Triebleben selbst! Die Willenshandlungen unterscheidet er in Trieb-, Willkür- und Wahlhandlungen. Welche Fremdwörter könnten des Altmeisters scharfsinnig trennendes Denken so greifbar malen wie diese drei deutschen Ausdrücke! Ebenso glücklich sind die unterscheidenden Neuschöpfungen: Blickpunkt — Blickfeld des Bewußtseins, die Zeitzeichen im Gegensatz zu Lotzes Lokalzeichen, die drei Gefühls-

richtungen: Lust — Unlust, erregenden — beruhigenden, spannenden — lösenden Gefühle, die Vorstellungen als Empfindungs-Verschmelzung im Gegensatz zur älteren Assoziationsauffassung, Einzelklang — Teiltöne, die Verschiebbarkeit und Drehbarkeit der Raumgebilde, Lagevorstellungen, Empfindungs- und Gefühlsinhalt von Zeitstrecken, äußere und innere Willenshandlung, Gefühle der Entscheidung, Rückbildung der Willenshandlungen, Einzel-, Gesamt-, Volksbewußtsein, Willensvorgang — Willensrichtung, Wiedererkennungs- und Erkennungsvorgänge, Bekanntheitsgefühl — Erkennungsgefühl, Erinnerungsvorgang — Erinnerungsbild, Gleichheits- und Berührungsverbindungen usw.

Ebenso ist der Hauptvertreter der Seelenkunde des Kindes und des Jugendlichen, Prof. Dr. William Stern, großenteils noch in der Überlieferung der Fremdwörterei stecken geblieben, und das leider, obwohl er ein glänzender Darsteller, ja, wie der Weltkrieg gelehrt, ein Dichter ist. Stern hat die Seelenkunde der verschiedenen Einzelmenschen, die angewandte Psychologie (Psychotechnik), zu einer neuen Wissenschaft durchgebildet. Es ist ohne weiteres zuzugeben, daß gerade hierbei besondere Schwierigkeiten zu überwinden waren. So brachte uns schon der Name für das neue Gebiet das neue Fremdwort „Differentielle Psychologie".

Wir dürfen annehmen, daß ein so sprachbegabter Forscher wie Stern trotzdem die meisten Fremdwörter ebenso klar oder klarer hätte deutsch geben können. Für übersetzbar in dem Sinne, wie Stern sie gebraucht, halten wir aus der großen Fülle u. a. folgende Fremdausdrücke: religiöse Heros (S. 5), die Psychographie, Material (Unterlagen), generelle Psychologie (allgemeine Seelenkunde), Kategorien, Individuen, in concreto, Forschungsdimension (-richtung), Kollektivindividualität (Gesamtpersönlichkeit) (S. 20), Moment (wo tatsächlich nur „Augenblick" gemeint ist) (22), fiktiv (angenommen) (27), in experimentalibus (!) (33), per analogium (54) Disparatheit (!) (55), optimale Symptome (günstigsten) (64), common-sens-Erfahrung (185), prätendierte Fähigkeiten (angeblich, vorgeblich, angenommen) (191), die Forderungen sind schon in der Kritik implicite (!) gegeben, z. B. über die Kautelen der Prüfungstests (193), von Einfluß auf die Struktur der Darstellungstätigkeit (!) und daher auch auf die resultierende Darstellung selbst (204), Publikation (206) (ein leider sehr häufiges Wort bei Stern, das sogar noch 1916 bei ihm vorkommt), Streuungsindex (-wert) (255), in den schon vorliegenden Publikationen latent (!) zahlreiche Variabilitätswerte versteckt (!) liegen (256), Skalierung (!) (Abstufung, Stufenreihe) (261), dispositionelle Struktur (Veranlagungsart) (263), refraktär (264) usw. — leider noch sehr lange „usw.".

Häufig wird ein ganzes Fremdwortgeflecht neu begründet, ein wahres Fremdwörternest, so z. B. S. 254 beim Abschnitt von der Variabilität. Es wird zwar fein und scharfsinnig unterschieden: Variabilität und Variativität, Konvariabilität, Variationswechsel und dabei zur Rechtfertigung auf Suggestibilität und Suggestivität hingewiesen. Aber kann unser geliebtes Deutsch die feinen Unterschiede nicht ebenso klar herausbringen? Jedermann versteht sofort Beeinflussungs-Empfänglichkeit und Beeinflussung, und obendrein können wir bilden: beeinflußbar und beeinflussend; genau so: Veränderlichkeit oder Veränderbarkeit für Variabilität, und Veränderungsgrund oder -bedingung für Variativität, dazu: veränderbar und verändernd, und schließlich auch Mitveränderlichkeit, Mitveränderung, Veränderungswechsel.

Etwas fremdwortreiner ist Sterns „Psychologie der frühen Kindheit“ (1914). Das liegt in der Natur der Sache: es werden Kindheitsbeobachtungen und Tagebuchstellen in großer Zahl geboten, und die scheinen der Fremdwörterei doch stark zu widerstreben. Immerhin könnten die schon von Wustmann verspotteten Faktoren, für die man bekanntlich auch „Momente“ sagen kann, endlich beiseite treten (die psychischen Faktoren = Bedingungen der Sprachentwicklung). Hier seien nur noch einige Beispiele müßiger Fremdwörter genannt: Zeitindex = Zeitbeziehung, Paradoxon, wo tatsächlich „Seltsamkeit“ viel treffsicherer wäre (S. 171), Themen, Dialektgebiet (Mundartgebiet) (101), die primitive Einheit = ursprüngliche Einheit (29). Wie einfach die Verdeutschung meistens durchzuführen wäre, zeigt die Einteilung der Entwicklungsfehler beim Sprechenlernen des Kindes. Stern unterscheidet vier Fehlerquellen: 1. Sensorische Fehler aus nicht genügend „differenzierter“ (verfeinerter, angepaßter, abgestufter, geübter usw.: alle Wörter sind bezeichnender als das ewig sich wiederholende Fremdwort „differenziert“) Wahrnehmung, 2. apperzeptive Fehler, 3. motorische und 4. reproduktive Fehler; ins geliebte Deutsch übertragen: 1. Hörfehler, 2. Aufmerksamkeitsfehler, 3. Sprechbewegungsfehler und 4. Erinnerungsfehler.

Es geht wirklich prächtig ohne die Anleihen bei toten Sprachen. Das beweist auch Stern öfters, indem er sehr gut mit deutschem Sprachgut auskommt, wo andere Gelehrte und — er selbst sonst fremdwörteln. So schreibt er: Bedingungen wechseln „gleichsinnig, entgegengesetzt oder unabhängig“ (Diff. Psychol. S. 17), statt „homogen, heterogen oder indifferent“. Das „Gleichsinnig“ möchten wir als eine vorzügliche Verdeutschung empfehlen. Oder er nennt „Ordnungsgesichtspunkte“ — leider aber noch auf derselben Seite (20) wieder „Hauptprinzipien“. Statt der sexuellen Differenzierung sagt er einmal (S. 89) sehr schön „Geschlechtsbesonderung“.

So zeigt er noch oft, wie schön und klar auch seine schwierige neue Wissenschaft deutsch reden — könnte, wenn ihre Herren Vertreter nur den guten Willen hätten.

Noch auffallender tritt der Zwang zum Deutschreden bei scharfer Begriffsscheidung und bei Aufstellung neuer Begriffe hervor bei Meumann. Meumann ist zwar kein grundsätzlicher Sprachreiniger, aber ein guter Schriftsteller, der auf die eigene Sprache hält und die anderer beachtet. In seiner „Ästhetik der Gegenwart“ sagt er einmal grollend in einer Fußnote (I, S. 168, 2. Aufl.): „Überhaupt fehlt es vielen neueren Kunstschriftstellern noch an Sinn für ästhetischen Wohllaut und stilistische Verfeinerung unserer deutschen Sprache. Der Mißbrauch des Wortes ‘modern‘ genügt allein schon zur Kennzeichnung des unentwickelten sprachlichen Geschmacks.“

Man findet bei ihm zwar noch reichlich viel überflüssige Fremdlinge, so in der 2. Aufl. von „Intelligenz und Wille“ (1913) noch Divergenz, wo Widerspruch gemeint ist, Prozeß statt Vorgang, Fixation (Festhalten) des Zieles, korrigieren, fundamental, Material, Nuancen usw., leider sehr viel usw. Bei der „partiellen Anosmie“, dem teilweisen Geruchsmangel, setzt Meumann allerdings selbst Anführungsstriche in der richtigen Erkenntnis, daß man für solche Wörter die Verantwortung nicht übernehmen möchte.

Erfreulich ist aber, wie häufig dem leider zu früh Verstorbenen deutsche Wörter statt der üblichen fremden in die Feder flossen. Seine „Ökonomie und Technik des

Gedächtnisses" nennt er mit gut deutschem Nebennamen: Untersuchungen über das Merken und Behalten. Meist spricht er vom Lernen, Auswendiglernen, nicht vom Memorieren, von der Schnelligkeit, dem Zeitmaße, nicht dem Tempo des Lernens, vom Lernen in Teilstücken und „im ganzen", von Versuchen über das Sinnengedächtnis, über das Tongedächtnis und über Aufmerksamkeitsschwankungen. Wie gelehrt hätten dafür sensuelles, motorisches, sensorisches, akustisches Gedächtnis und die Oszillationen geklungen! Und wie griechisch-römisch klingen noch in vielen erziehungswissenschaftlichen Werken die einfachen Verhältnisse, die Meumann schlicht so ausdrückt: Willenstatsache — Einstellungstatsache = die Tatsache, daß der Arbeitsaufwand sich nach der Größe der zugemuteten Leistung richte.

Lehrreich ist bei Meumann, namentlich in „Intelligenz und Wille" (1913), noch die überraschende Erscheinung, daß er oft deutsche Wörter statt der bisher wissenschaftlich üblichen anwendet und sie dann durch den altsprachlichen Namen verdeutlicht, übersetzt — für Deutsche! Damit diese wieder ihre eigene Sprache verstehen lernen! Hier einige Beispiele aus diesen bezeichnenden Verdeutschungen — durch Fremdworte: Kennzeichen = Kriterien (Intelligenz u. Wille, 2. Aufl., S. 9), Verteilung oder Distribution der Aufmerksamkeit (S. 20), Anpassung oder Adaption (20), Anlage oder Disposition (51), Höchsterfolg = Optimum (51), Produktivität oder schöpferische Geistesarbeit (56), Willenlosigkeit = Abulie (78), Schlagfertigkeit, Bereitschaft des Gedächtnisses = Präsens (115), Seelenschreibung oder Seelenbeschreibung = Psychographie (150), Zeichen = Symbole (179), Tun und Wirken der Persönlichkeit = innere Aktivität (205), unbewußte = impulsive Bewegungen (208), Beweggründe = Bewußtseinsmotive (216), kindlicher = infantiler Typus (242), Kette von Bewegungen = Gesamtimpuls (245), einzelne = Partialimpulse (246), Gesamtzustand = Konstellation (270), allgemein = kollektiv (296), Empfinden als inneren eigenen Zustand = Affektion unseres Ichs (302), Spannung der Muskeln = Tonus (303), leichtsinnig = indolent (309), Gewohnheitsmensch = Routinier (312), Stärke oder Valenz (319), Überlegenheit des Willens = Primat (329), Umsetzen von Reizen in Bewegungen = Reaktionen (333).

Ähnlich verfährt Meumann in seinen „Vorlesungen". Die 2. Auflage des 2. Bandes bringt z. B. Äußerungen = Symptome (S. 41), vermutungsweise = hypothetisch (41), eindeutig machen = verifizieren (41) usw.

Zu Neuprägungen ist Meumann genau wie Wundt einfach gezwungen, sobald bestehende Begriffe untersucht und in neue Unterbegriffe zerlegt werden. Konzentration der Aufmerksamkeit kann zweierlei heißen: Anspannung und Beschränkung. „Um diesen Doppelsinn zu vermeiden, ersetzt man besser das Wort Konzentration durch die beiden deutschen Ausdrücke." (Int. u. Wille, S. 30.) „Ebenso kann man unter Distribution zweierlei verstehen, eine Breite der Aufmerksamkeit und eine Zerteilung oder Zerstreuung ... Auch dafür würde man besser besondere Bezeichnungen einführen, vielleicht breite und zerteilte Aufmerksamkeit." (S. 30.)

Dies Eingeständnis der Verschwommenheit des Fremdausdrucks, an den sich alle möglichen Begriffe geklammert haben, ist äußerst wertvoll, noch wertvoller die befreiende Tat: die Ersetzung durch deutsche Wendungen. Derselbe Vorgang kehrt dann fortwährend wieder, und zwar noch häufiger als bei Wundt. „Übung" z. B. wird

zerlegt in „Übung" (Vorgang) und „Fertigkeit" (Erfolg, Folge). Deutsche Wörter klären, fremde könnten es nicht in dem Maße. Man versuche es! Übung bringt ferner Mitübung verwandter und aller Geistesgebiete mit sich. Übungsfestigkeit, Übungsverlust, Mitübungserscheinungen, Übungsgrenze, Übungsfähigkeit, Übungszuwachs, Übungsstufen, Übungssteigerung, Übungsvoraussetzungen, Übungsfortschritt und daneben noch Einübung, Üben! Welche Sprache wäre dieser Neubildungen, dieser feinen Unterscheidungen der Begriffe in so hohem Maße und in so festen, gleichsam körperlichen Verbindungen fähig? Diese Fülle deutschen Neuwort-Reichtums wiederholt sich bei allen Gebieten: Müdigkeit, Ermüdung, Ermüdungsmessungen, Müdigkeitsempfindung, Müdigkeitsgefühl, Ermüdungsfähigkeit, Erschlaffung, Ermüdungszustände, Ermüdungsfolgen, Ermüdungsfieber, Ermüdungsrausch, Ermüdungsstufen, Ermüdungsimpfung, Übererregung, Übermüdung — welch verschwenderische Sprachpracht, die die Begriffe einer ganz neuen Wissenschaft nicht nur bezeichnet, sondern sie förmlich vor die Augen malt. Die Phantasie hat zwei Seiten: die Einbildungs- und die Umbildungskraft. Neben das Motiv stellt Meumann noch die Ursache, ähnlich wie schon Schopenhauer. Und wie fein deutsch weiß Meumann die Binetschen Begabungsprüfungen zu übersetzen, und zwar die ganze Stufenreihe (wie klar statt Serie!): das Verhältnis zwischen Berührungsreiz und Greifbewegung, Anblick und Ergreifen, die „Nahrungserkenntnis", Wort- und Bilderkenntnis, Bildbenennung, Linienvergleichung, Zahlenwiederholung, Gewichtsvergleichung, Erinnerungsunterscheidung, Gedächtnis für Bilder, unmittelbares Behalten von Ziffern, Vergleichung am Linienstrecken, Gewichtsanordnung, Lücken in der Gewichtsreihe erkennen, Reime bilden, Satzbildung aus drei Worten, Gedächtniszeichnen usw. Wo Fremdwörter stehen geblieben sind, könnten sie ohne jede Mühe ersetzt werden, z. B. verbale Ergänzungsmethode = Wortergänzungs-Probe, verbale Definition = Worterklärung, Prüfung der Suggestibilität = der Beeinflussungs-Empfänglichkeit. Wie anschaulich ist Schlaftiefe, wie selbstverständlich Schlaftiefenmesser! Wozu brauchen wir also den Olfaktometer (Geruchsmesser), den Kinematometer (Bewegungsempfindungsmesser), den Anthropometer! Hat man doch auch gut den Tasterzirkel und den Zeitsinnmesser erfinden können!

Überschauen wir die Eigentümlichkeiten dieses Prägens neuer Kunstausdrücke in einem ganz neuen Wissenschaftsgebiete, so dürfen wir sagen: Sie zeugen einstimmig gegen den Fremdwörtergebrauch. Drei Fälle waren festzustellen:

1. Der Forscher schreibt unwillkürlich, fast unbewußt deutsche statt der sonst üblichen altsprachlichen Wendungen — das ist der glänzendste Sieg unserer Muttersprache über ihre einst mächtigen toten Schwestern.

2. Er gebraucht für neue Erkenntnisse deutsche Wörter und sucht ihre neue Wertung durch altsprachliche Übersetzung zu befestigen — das ist ein überflüssiges Bemühen, denn der neue Zusammenhang lehrt von selbst den neuen Nebenwert des deutschen Wortes. Die Sinnlosigkeit dieses Verfahrens wird erst recht offenbar, wenn das Fremdwort auch erst neu gebildet werden muß. Warum Psychographie? Was ist Psychographie? Die Erforschung und Beschreibung des Werdens, Wachsens und Seins einer bestimmten Einzelseele. Die Alten hatten wohl Theophrasts Charakterbilder, die aber ganze Menschenrichtungen umfaßten — eine Psychographie kannten sie nicht. Wozu also das neue Fremdwort bilden, das sich genau wie ein deutscher

Ausdruck erst mit dem Begriff verbinden muß. Und dieser Begriff muß erst deutsch abgegrenzt und verdeutlicht werden, eher kann man ihm gar nicht den Fremdnamen geben! Wie einleuchtend klingt daneben Seelenschreibung oder Seelenbeschreibung? Und was will die vermeintliche Übersetzung Psychographie mehr oder schärfer besagen, was kann sie mehr bedeuten?

3. Die immer feiner werdende Scheidung und Abstufung von Unterbegriffen kommt mit dem Fremdwortvorrat nicht aus und zwingt zur Anleihe — bei der eigenen Sprache. So sammelt unsere Muttersprache feurige Kohlen auf dem Haupte der Fremdwörtler und rächt sich durch freundlich lächelndes Helfen. Für die alten Sprachen aber ist hier der Zeitpunkt gekommen, den Wettlauf mit der deutschen aufzugeben und deren Überlegenheit besiegt anzuerkennen. Die verfeinerten, vollkommeneren Forschungsweisen führen endlich zum Deutschsprechen zurück, oder vielmehr erst hin. Neues Denken kommt am besten und anschaulichsten in eigener und neuer muttersprachlicher Einkleidung zur Geltung.

Das ist das erfreuliche Ergebnis des Bemühens, zur Klärung der Bezeichnungen — lateinisch und griechisch zu reden. Was aber der eigentlichen grundlegenden Wissenschaft möglich ist, das ist um so leichter für die volkstümliche Erziehungskunde und die Sprache der Volkserziehung!

Literaturberichte 1916/17.

Goethe.

Von **Paul Lorentz** in Spandau.

Es ist bezeichnend für deutsche Art überhaupt und für die wachsende Sicherheit, mit der unser Volk dem Ausgang dieses großen Kulturkrieges entgegensieht, daß es seine wissenschaftliche Forschertätigkeit mit unvermindertem Ernst und Eindringlichkeit fortsetzt auch auf Gebieten, die nicht unmittelbar durch den Krieg berührt werden. Wirtschaftliche Nöte sowie persönliche Störungen haben freilich hinsichtlich der Menge der literarischen Erscheinungen auch auf dem weiten Gebiete, das der Name Goethe umfaßt, hemmend gewirkt, ihr Wert ist dadurch nicht beeinträchtigt worden, im Gegenteil ist gerade jetzt manches von bleibendem Gewinn hervorgetreten.

I. Werke.

Die von Goethe für seinen Götz von Berlichingen benutzte Ausgabe der Lebensbeschreibung des Ritters mit der eisernen Hand liegt in einem vortrefflichen Neudruck vor.[1]) Die Einleitung unterrichtet sehr gut über Götz von Berlichingen im Licht der Geschichte — danach war Götz keineswegs der ideale Vertreter des Rechts —, über Handschriften und Ausgaben der Selbstbiographie, vor allem über die Persönlichkeit des Frank von Steigerwald, unter dem sich der hohenlohische Geheimrat und Kanzleidirektor Georg Tobias Pistorius verbirgt, und seine Ausgabe vom Jahre 1731, die eben auch Goethe benutzte, angeregt durch Pütters „Grundriß der Staatsveränderungen des teutschen Reiches". — Eine bedeutsame Förderung des Verständnisses von Goethes Mahomet und Prometheus bildet

1) Lebensbeschreibung Herrn Götzens von Berlichingen. Nach der Ausgabe von 1731 herausg. von Albert Leitzmann. Halle a. S. 1916, Max Niemeyer. Geh. M. 4,40. (= Quellenschriften zur neueren deutschen Literatur, herausg. von Albert Leitzmann Nr. 2.)

die Untersuchung von Franz Saran.[2]) Sie besteht in der Hauptsache in dem Nachweis der mystischen Elemente in „Mahomets Gesang" ebenso wie in der „Hymne": Goethe betonte gerade sie, im Gegensatz zu Klopstocks weltabgewandter Christusmystik, im Sinne einer begeisterten Naturmystik. Die Prosaszene wiederum ist dann aus Auseinandersetzungen mit Lavater hervorgegangen. In der Prometheusdichtung wird auf die von der Forschung bisher übersehenen Züge aufmerksam gemacht: daß sich kein Spinozismus darin findet, auch kein eigentlicher Titanismus. Prometheus ist bei Goethe viel mehr dem Jahwe-Demiurg als dem griechischen Halbgott ähnlich. Wie in Mahomets Gesang, so findet auch im Prometheus eine Umbiegung ausdrücklich christlicher Lehren ins Naturalistische statt. — Die sonst so umfangreiche Faustliteratur bietet nur zwei schon früher hier besprochene Erscheinungen in neuer Auflage, was durchaus als ein Beweis für deren Bedeutung zu gelten hat. Das Buch von A. Freybe[3]) ist im Septemberheft 1912 S. 644 gewürdigt worden, das von F. Lienhard[4]) im Augustheft 1913 S. 625/626. — Zum Abschluß gekommen ist von Hans Gerhard Gräfs Sammlung Goethischer Äußerungen über seine eigenen Dichtungen alles, was die Lyrik betrifft.[5]) Vgl. die Besprechung der früheren Teile 1913 S. 624/625 und 1916 S. 75. Die letzte Äußerung Goethes stammt aus den Tagen vom 16. bis 21. März 1832. Die Benutzung der ungewöhnlich reichhaltigen Stoffsammlung wird jetzt noch ganz bedeutend gefördert durch die Chronologische Übersicht, die Tabellen der einzelnen Fundorte von Goethes Gedichten, die alphabetischen Verzeichnisse der Versanfänge, Personen und Sachverhältnisse. Der stattliche, jedem Forscher im engeren wie im weiteren Sinne unentbehrliche Band umfaßt 1238 engstgedruckte Seiten: Dank seinem unermüdlichen Verfasser! — Seine z. T. schon früher veröffentlichten Forschungen über Goethes Propyläen hat Ernst Böhlich jetzt beendet.[6]) Der erste Teil, die äußere Geschichte der Propyläen, der hier wieder mit abgedruckt ist, ist 1914 S. 795 besprochen worden. Neu sind jetzt die Grundsätze der kritischen Untersuchung: Sie ergeben, daß in vielen Stücken von Goethe die Abschnitte allgemeinen Inhalts herrühren, von Heinrich Meyer die mit besonderem Inhalt. Auch lassen sich stilistische Eigentümlichkeiten für Meyers Urheberschaft zuweilen nachweisen, und für Goethe führt der Verfasser auch die ähnlichen Gedankengänge aus anderen, zumal brieflichen Äußerungen an zum Beweis seiner Urheberschaft. — Die Hauptwerke der Prosa Goethes: Die Leiden des jungen Werther, die „Novelle", Dichtung und Wahrheit, die Italienische Reise, Campagne in Frankreich, Aufsätze über führende Persönlichkeiten wie Schiller, Shakespeare, Winckelmann, Platon und Aristoteles, über seine Kunstanschauungen und seine Naturforschung — behandelt W. Schnupp zunächst unter dem Gesichtspunkt ihrer Besprechung im höheren Schulunterricht.[7]) Die Art aber, wie er die Ergebnisse der bisherigen Forschung dazu verwertet, und wie er den Gewinn aus der Kunst- und Lebensanschauung Goethes für die Fortbildung der deutschen Bildung überhaupt zu verwerten weiß, geben dem Buch eine Bedeutung erheblich über den Rahmen der Schulliteratur hinaus. Das gilt namentlich betreffs der Würdigung von Goethes naturwissenschaftlichen Forschungen, die ebenso überall ein ruhiges, sachlich begründetes Urteil erkennen läßt, gestützt auf Ausführungen von Fachmännern, wie die von Goethes Kunstanschauungen, die die tatsächlich vorhandene Einseitigkeit der klassischen Kunst deutlich nachweist. (Vgl. meine ausführlichere Anzeige des Buches in der Monatschrift für höhere Schulen 1917 S. 354.) — Die Auswahl von Goethes Briefen, dieser

2) Goethes Mahomet und Prometheus von Franz Saran. Halle a. S. 1914, Max Niemeyer. Geh. M. 3,60. (= Bausteine zur Geschichte der neueren deutschen Literatur, herausg. von Franz Saran, Bd. XIII.)

3) A. Freybe, Faust, das persönlich geprägte Abbild des deutschen Geistes in seiner Art und Entartung. Halle a. S. 1916, R. Mühlmann. Geh. M. 2,50.

4) Friedrich Lienhard, Einführung in Goethes Faust. 2. Aufl. Leipzig 1916, Quelle u. Meyer. Geb. M. 1,25. (= Wissenschaft u. Bildung Bd. 116.)

5) Hans Gerhard Gräf, Goethe über seine Dichtungen. III. Teil: Die lyrischen Dichtungen 2. Bd. 2. Hälfte. (Des ganzen Werkes 9. Bd.) Frankfurt a. M. 1914, Liter. Anstalt Rütten u. Loening. Geh. M. 20,—, geb. M. 21,50.

6) Ernst Böhlich, Goethes Propyläen. Stuttgart 1915, J. B. Metzler. Geh. M. 6,—.

7) Aus deutscher Dichtung Bd. XVIII. Klassische Prosa von W. Schnupp. 2. Abt.: Goethe Leipzig u. Berlin 1916, B. G. Teubner. Geh. M. 7,—, geb. M. 8,—.

notwendigen Ergänzung seiner Werke im engeren Sinne, die Eduard v. d. Hellen seit 1901 herausgibt, ist jetzt mit dem 6. Bande abgeschlossen.[8]) Er umfaßt die Zeit von 1819 bis 1832 und war seit 1908 zu erwarten gewesen; das Schlußwort ist 1913 geschrieben. Die Auswahl gibt eine gute Vorstellung von der Fülle der dichterischen, künstlerischen und wissenschaftlichen, ja auch technischen und allgemein menschlichen Interessen, nicht zuletzt von der Lebensweisheit der Persönlichkeit Goethes im letzten Jahrzehnt ihres Erdendaseins. Und es ist eben nicht bloß die abgeklärte, sondern die im Drang und der Unrast des Tages sich behauptende, zürnende und mahnende, wegweisende, gereifte Persönlichkeit, die uns in dieser Auswahl entgegentritt. Die Anmerkungen geben erwünschten knappen Aufschluß über die Verhältnisse der Personen und Sachen. — Die besondere Bedeutung, die Goethes Briefe an Marianne v. Willemer beanspruchen, erhellt erst aus der Zusammenstellung mit ihren eigenen Briefen, was keineswegs für alle sonst von Goethe geschriebenen Briefe gilt. Die frühere Ausgabe dieses Briefwechsels von Philipp Stein 1908 ist einer vollständigen Umarbeitung unterzogen worden von Max Hecker[9]): der Bestand an Dokumenten ist mehrfach erweitert, der Wortlaut vielmals verbessert worden, an Stelle der früheren Anmerkungen ist ein von Grund auf neuer Kommentar getreten. Bei der noch immer vorhandenen Lückenhaftigkeit des Materials haben freilich auch jetzt noch nicht alle Dunkelheiten aufgehellt werden können. Die 13 Briefe Mariannens an Goethe, die Hecker im Goethe-Jahrbuch 1915 nebst zwei Briefen an Goethes Sohn veröffentlichte, sind in dieser zweiten Ausgabe noch nicht enthalten. — Eine der allerwichtigsten Quellen für die Kenntnis Goethes, „wie er wirklich war", der Briefwechsel mit seiner Frau, ist uns jetzt endlich durch Gerhard Gräfs Bemühungen erschlossen.[10]) Wir lernen daraus vor allem Christiane selbst richtig einschätzen — die Gefahr ihrer Überschätzung nach allzu langer unwürdiger Unterschätzung war nicht fern — und können mit Sicherheit feststellen, daß ihr trotz allem, was dagegen spricht, eine gewisse Teilnahme an Goethes geistigem Schaffen doch zukommt, und zwar wegen ihres natürlichen Urteils, wie denn Natürlichkeit der Hauptstempel ihres Wesens war und den Hauptwert für Goethe ausmachte. Mit Recht faßt der Herausgeber sein Urteil in der ausführlichen Einführung zur Würdigung des Briefwechsels dahin zusammen: „Christiane war ein heilsames, unentbehrliches Gegengewicht gegen das unablässig auf das höchste Geistige gerichtete Streben von Goethes Natur, der notwendige Ballast, dessen sein Schiff bedurfte zur glücklichen Fahrt." Die wirkliche Rechtschreibung der Briefe Christianes ist mit Recht nur einmal in Nachbildung zur Probe gegeben — die allzu große „Natürlichkeit" hätte hier eine ungeheuerliche Erschwerung für den Leser bedeutet. Die mit gewohnter gründlicher Sachkenntnis und Sorgfalt gebotenen Erläuterungen sind eine unentbehrliche Förderung des Verständnisses, die zahlreichen Abbildungen bilden einen Schmuck und beleben den Inhalt in hohem Maße.

Was immer dringlicher ersehnt, immer schmerzlicher vermißt wurde, je gewaltiger die Goethe-Literatur anschwoll, wozu es zahlreicher Hände und Köpfe und ruhiger, friedlicher Arbeit bedurfte, ist jetzt mitten im Toben des Weltkrieges hervorgetreten: ein Goethe-Handbuch.[11]) Die Welt Goethes ist hier lexikographisch, in alphabetischer Folge nach Stichworten geordnet, dargestellt, das Wissen um Goethe sowie der Stand der gegenwärtigen Goetheforschung liegt darin vor, ein systematisches Bild der gesamten Goetheschen Geistes- und Kulturwelt vermittelnd. Nicht nur über alle durch Goethe bekannten Orte und Personen, die Gestalten seiner Dichtung, erfahren wir alles Zuverlässige, auch alle Gebiete

---

8) Eduard v. d. Hellen, Goethes Briefe, ausgewählt und in chronologischer Folge mit Anmerkungen herausg. 6. Bd. Stuttgart u. Berlin o. J., J. G. Cotta Nachf. Geb. M. 1,—.

9) Max Hecker, Goethes Briefwechsel mit Marianne v. Willemer. 2. Ausg. Leipzig 1915. Inselverlag. Geb. in Leinen M. 5,—.

10) Goethes Briefwechsel mit seiner Frau. Herausg. von Hans Gerhard Gräf. Frankfurt a. M. 1916, Liter. Anstalt Rütter u. Löning. 2 Bde. Geh. M. 15,—, in Halblederbd. M. 20 —.

11) Goethe-Handbuch (In Verbindung mit zahlreichen Gelehrten) herausg. von Dr. Julius Zeitler. I. Bd. Aachen-Glück 1916, J. B. Metzlersche Buchhandlung in Stuttgart. Geh. M. 14,—, geb. M. 16,—.

seiner weit umfassenden Interessen, alle wichtigen Begriffe seines Dichtens und Forschens werden behandelt. Wie sorgfältig und reichhaltig die Aufstellung des Planes und seine Ausführung ist, dafür nenne ich die Stichworte: Eigenheiten — Dreißig Jahre — Diktieren — Dumpfheit — Ehrfurcht — Andenken. Völlige Gleichmäßigkeit konnte bei der großen Zahl der Mitarbeiter nicht erreicht werden, wünschenswert wäre sie indes doch darin, daß bei allen Artikeln auch die wichtigsten Literaturangaben sich finden müßten, was nur bei verhältnismäßig wenigen der Fall ist. Beeinträchtigt wird der Gewinn z. B. auch dadurch, daß innerlich Zusammengehöriges nicht von demselben Verfasser bearbeitet wurde: so ist Deutsches Reich — Deutsche Einheit, Deutsche Sprache, Deutschtum, Deutschtümelei von fünf statt von einem Verfasser geschrieben. Ungleichmäßigkeit ist es auch, wenn über „Goethes Faust" auf 13, über „Andenken" aber auch auf 10 Seiten gehandelt wird. Die Artikel Drama — Dramaturg, Dramaturgie haben in der vorhandenen Ausführung mit Goethe nichts zu tun; die Artikel: Farbenlehre — Christentum — Charakteristisches in der Kunst, Dürer u. a. geben nicht ein völlig zutreffendes Bild des von Goethe darüber Bekundeten. Aber alle solche Ausstellungen wiegen wenig gegenüber der Bedeutung, die dem Ganzen zukommt; und die ist eben sehr groß.

II. Leben und Schaffen.

Die bei weitem bedeutendste Darstellung von Goethes Schaffen seit den tief schürfenden Büchern von Chamberlain und Simmel (s. 1913, Heft 8, S. 630/632), die von Friedrich Gundolf, liegt mir leider nicht zur Besprechung vor. — Von der wohlbekannten tüchtigen Arbeit Heinemanns ist jetzt eine neue verbesserte Auflage erschienen.[12]) Jedes Kapitel, jeder Abschnitt, ja jeder einzelne Satz ist nachgeprüft, die Auffassung auf Grund der neueren Forschung vielfach berichtigt und ergänzt worden. Der äußere Umfang — früher hatte Bd. I 480, jetzt 328 S., Bd. II 448, jetzt 390 S. — ist erheblich geringer geworden, das Ganze hat an innerem Wert erheblich gewonnen. Besondere Kapitel sind jetzt dem Urmeister, den religiös-philosophischen Anschauungen, dem Faust gewidmet, das Bildermaterial ist ganz erheblich geändert worden und in fast allen Fällen günstiger ausgefallen. Die Einschränkung des Textes geschah oft zum Besten einer klareren, strafferen Gedankenführung. So kommt z. B. der Gegensatz Goethe: Schiller = Naturforscher: Philosoph jetzt wesentlich deutlicher heraus, und die Beurteilung der Ulrike v. Levetzow ist jetzt richtiger und vollständiger begründet. Nicht genügend berücksichtigt scheint mir aber die Literatur der letzten Jahre für die Behandlung der Faustdichtung, für Goethes Kunstanschauungen und seine Stellung in der Naturwissenschaft; hier hätten die Bücher von Chamberlain, Simmel und Hertz einwirken müssen. Goethes Verhältnis zu Kant, die psychischen Werte seiner Forschung in der Farbenlehre, seine Stellung zum klassischen Altertum, um einiges zu nennen, erfahren heute doch eine andere Beurteilung, als sie noch bei Heinemann zu finden ist. Das Buch als Ganzes wird sich zu dem großen Kreis seiner alten Freunde mit Recht viele neue erwerben. — Goethes äußere Erscheinung führt uns Emil Schaeffer vor.[13]) Sein Buch enthält 80 Bildnisse von dem Ölgemälde unbekannter Herkunft aus dem Jahre 1767 an bis zu der Zeichnung, die Preller von Goethe auf dem Totenbette machte. Über die Entstehung der wiedergegebenen Bildnisse, die fast durchweg recht gut ausgefallen sind, wird berichtet und ihre Beurteilung durch die Zeitgenossen angeführt, was recht wichtig war. Vorangeschickt sind dem Ganzen Berichte der Zeitgenossen über Goethes äußere Erscheinung. Sie beginnen mit einem Urteil Minna Körners geb. Stock zwischen 1765 und 1768 und schließen mit Eckermanns Bericht am Morgen nach Goethes Tode, den 23. März 1832. Hier war doch mehrfach eine nähere Angabe über die Person der Berichterstatter erwünscht, so über Martin Hieronymus Hudtwalcker, Heinrich Sebastian Hüsgen, Georg Friedrich Kersting — die Rojealine. Für die äußere Erscheinung kommt natürlich nicht bloß das Antlitz, sondern auch Gang, Haltung, die gesamte Gebärde, die Stimme in Betracht. Ein eigenes Urteil fällt der Herausgeber nur ein einziges Mal S. 49, und ein Kunst-

12) Karl Heinemann, Goethe. 4. verbess. Aufl. 2 Bde. Leipzig 1916, Alfred Kröner. Geh. M. 10,—, in 2 Leinenbdn. geb. M. 12,—.

13) Goethes äußere Erscheinung. Literarische u. künstlerische Dokumente seiner Zeitgenossen. Herausg. von Emil Schaeffer. Leipzig 1914, Inselverlag. Geb. M. 3,—.

urteil nur bei Klauers mit Recht hochbewerteter Tonbüste und bei der Büste Schadows. Das Verzeichnis der wichtigsten für das Buch benutzten Werke zeugt für die Zuverlässigkeit des Inhalts: nichts wirklich Wichtiges ist dem Verfasser entgangen. Das Buch ist eine Bereicherung der Goethe-Literatur. — Mit dem Zwangsmäßigen in Goethes dichterischem Schaffen beschäftigt sich die Arbeit eines jungen Mediziners[14]) auf Grund der bereits vorliegenden Behandlung des Gegenstandes durch Psychiater und Literaturforscher. Goethes eigene Äußerungen darüber werden gebührend gewürdigt. Der Verfasser sieht nichts Pathologisches in der zwangsmäßigen Art zu schaffen, die übrigens nur einen Teil Goetheschen Dichtens ausmacht. Er erklärt sie aus dem fortlaufenden Zusammenhang aller seelischen Vorgänge, die freilich auch im Unbewußten verlaufen können. Die wirklich hypnoiden Zustände tragen stets, wie er es zusammenfaßt, den Stempel deutlicher Denkhemmung, während wir im unbewußten Schaffen Goethes ein Ausströmen reif gewordener, in bestimmter Richtung arbeitender Denkvorgänge vor uns haben, eine Entladung der Seele in der Richtung der größten Kraft.

III. Goethe-Personen.

Ob die für Goethes Leben und Entwicklung von Bedeutung gewordenen Persönlichkeiten auch ohne die Berührung mit ihnen einen selbständigen Wert beanspruchen oder nicht das bildet eine Hauptfrage bei aller Beschäftigung mit ihnen. Ohne Frage ist Anna Elisabeth Schönemann, die spätere Frau v. Türckheim, aus Frankfurt a. M., eine menschlich anziehende, als Charakter recht wertvolle Frau, aber wenn sie nicht als Goethes Lili in dem Dichter jene Reihe von unvergänglichen lyrischen Gedichten angeregt hätte und wenn seine Liebe zu ihr nicht jene Darstellung von seiner eigenen Hand in Dichtung und Wahrheit erfahren hätte, so würde die Darstellung ihres Lebens und ihrer Schicksale nie der Gegenstand der Forschung geworden sein. So ist denn auch in Franz Servaes' Buch[15]) Lilis Geschick bis zur Lösung der Verlobung mit Goethe auf 100 Seiten, alles übrige bis zu ihrem Tode auf 72 Seiten dargestellt. Mit Recht! Und dieser erste Teil heißt ja auch eigentlich — seinem wirklich bleibenden Werte nach bezeichnet, Lilis Goethe, nicht Goethes Lili. Servaes versteht es gut, das Bild der jungen Frankfurterin sich auf dem Hintergrunde des Lebens des damaligen Frankfurt abheben zu lassen. Er leuchtet dann auch eindrucksvoll in die seelische Eigenart des jungen Mädchens wie des jungen Dichters hinein, aus der sich die Notwendigkeit der Trennung ergab. Er stellt die große Wandlung in Frau v. Türckheim dar zu einer starken, gewinnenden Selbständigkeit des Charakters und läßt die dauernde Bedeutung Goethes auch für sie deutlich hervortreten: sie ist sich bewußt, daß Goethe der Schöpfer ihrer moralischen Existenz war. Das Ganze ist ein feines, für die tiefere Anschauung von Goethes Lili wertvolles Buch. — Wenn es auch zuerst statt Goethe Wieland war, der den Mittelpunkt des Weimarischen Musenhofes bildete, so ist doch dessen bleibende Bedeutung eben an Goethe selbst geknüpft. Wilhelm Bode schildert uns jenen Musenhof während der Zeit von 1756—1781.[16]) Das Selbstgefühl des Verf., der kein zünftiger Gelehrter ist, in der Vorrede, ist schon berechtigt. Wie alle seine Bücher, so zeichnet sich auch dieses durch den ungeheuren Stoffreichtum aus, den es verarbeitet. Es bietet wieder eine große Menge von Einzelheiten dar und zeugt wieder von seinem Geschick in der Benutzung der Quellen zu anschaulicher Darstellung von Personen und Zuständen, die freilich nicht selten zu redseliger Breite ausschweift. Sein Wirklichkeitssinn läßt auch die allzu menschlichen Seiten des „Musenhofes" deutlich hervortreten. Die zahlreichen Proben von Dichtungen seiner männlichen und weiblichen Mitglieder sind charakteristisch vor allem doch durch den Abstand von Goethe mit Ausnahme natürlich des als Toblers Eigentum gesicherten, aber eben doch auch auf

14) Walter Jacobi, Das Zwangsmäßige im dichterischen Schaffen Goethes. Langensalza 1915, Wendt u. Klauwell. Geh. M. 1,20. (= Sammlung wissenschaftl. Arbeiten Heft 42.)

15) Franz Servaes, Goethes Lili. Mit fünf Kunstdrucken. Bielefeld u. Leipzig 1916, Velhagen u. Klasing. In vornehmem Einband M. 4,—.

16) Wilhelm Bode, Der Weimarische Musenhof 1756—1781. Berlin 1917. E. S. Mittler u. Sohn. Geh. M. 5,—, geb. M. 6,25.

Goetheschen Gedanken beruhenden Bruchstückes „Natur“ im Tiefurter Journal. Das Ganze stellt eine Bereicherung durch die beigebrachten Einzelheiten dar. Die zahlreichen Abbildungen, die zum guten Teil ganz neu sind, heißt man recht willkommen.

Ästhetisches. — Goethe-Jahrbuch. — Goethe-Kalender.

Einen sehr erwünschten Beitrag zu Goethes Wortgebrauch, der aber zugleich einen solchen für seine Ästhetik bedeutet, gibt Karl Holl in dem Aufsatz Goethe: Stoff, Gehalt, Form.[17]) Die sehr sorgfältige Untersuchung führt zu folgenden Ergebnissen: Die Gleichsetzung von Gegenstand mit objektivem Stoff, Stoff mit subjektivem Gehalt — d. h. mehr als nur ausschmückende Erfindung — ist gesichert. Eine enge Beziehung ist zu beobachten zwischen Gehalt und Charakter. Charakter aber ist das Ethos des Menschen. Der grundsätzliche Gegensatz zu Plotin, von dem die Unterscheidung zwischen äußerer und innerer Form stammt und die Gleichsetzung von Charakter und Form, besteht darin, daß für Goethe die Verwirklichung der Form als solche nicht wie für den Griechen schon einen Abstieg bedeutet. Die deutliche Verwandtschaft aber zeigt eben die Auffassung der inneren Form als etwas Lebendiges, das Kunstwerk Beseelendes, das dem Stoff eingeborene Formgesetz. Überall betont der Verf. mit Recht, was heute keine Darstellung dieser Fragen ohne Nachteil versäumen darf, die durchgehende Verwandtschaft von Goethes Kunstanschauungen mit seiner Naturanschauung. Für die Entwicklung von Goethes Formbegriff ist unter den wichtigen Quellen auf S. 145 noch die Einleitung von W. Niemeyer zu den Schriften Goethes über bildende Kunst in der Goldenen Klassiker-Bibliothek Bd. 31 zu nennen. — Daß es sich bei der Berührung Goethes mit Anschauungen Plotins nicht einfach um Entlehnung, sondern um eine Verwandtschaft handelt, beweisen auch die sehr gründlichen und aufschlußreichen Aufsätze von H. F. Müller über Goethe und Plotinos und Zur Geschichte des Begriffs „schöne Seele“.[18]) Aber auch er stellt deutlich den Unterschied heraus: Goethe wehrt sich nämlich gegen einen Idealismus oder vielmehr Spiritualismus, der sich in der Betrachtung der intelligiblen Schönheit so hoch emporschwingt, daß er darüber das Schöne in der sichtbaren Welt aus den Augen verliert. Müller erweitert seine Untersuchung dankenswerterweise bis zur Erörterung der Streitfrage nach dem Verhältnis von Notwendigkeit und Freiheit zueinander, wo sich ebenfalls unwillkürliche Ähnlichkeiten zwischen dem griechischen Philosophen und dem deutschen Dichter finden, der doch eben viel mehr als nur einen Dichter bedeutet. Der Begriff der „schönen Seele“, der ja durch Shaftesbury aus der antiken Philosophie der deutschen Geistesbildung des 18. Jahrhunderts vermittelt wurde, ist von Müller natürlich unter Heranziehung auch von Schillers ethisch-ästhetischen Schriften untersucht und geklärt worden; den Plotin will er geradezu als männlichen Typus einer schönen Seele bezeichnet wissen. — Goethes Lyrik in Weisen deutscher Tonsetzer bis zur Gegenwart hat Hugo Holle zum Gegenstand einer eingehenderen Untersuchung gemacht, als das bisher schon geschehen war.[19]) Die bisherige Literatur über diesen Gegenstand beschäftigte sich entweder nur mit Goethe und seinen Zeitgenossen, d. h. niemals mit den Goethe-Komponisten in ihrer Gesamtheit und bis zur Neuzeit, oder sie handelte eigentlich nur über den betreffenden Goethe-Komponisten und seine Lieder, ohne auf Goethe einzugehen. Holle zeigt nun, wie der Dichter auf seine Komponisten insgesamt gewirkt hat, und wie sie ihm bis zum heutigen Tage gerecht geworden sind. Von der einzigen ähnlich gerichteten Arbeit, der von Max Friedländer, konnte der Verf. den zweiten Teil, der die Vertonungen der Nach-Goetheschen Zeit enthält, noch nicht kennen, da er erst Weihnachten 1916 in den Schriften der Weimarer Goethe-Gesellschaft erschienen ist. Holle untersucht den König in Thule und das Heideröslein als Beispiele für die volkstümlichen Lieder, das Lied an den Mond als Beispiel der Kunstlyrik, den Erlkönig als Beispiel der Balladen, indem er die Vertonungen vom musikalisch-technischen Standpunkt charakterisiert und auch vom musikgeschicht-

17) In Sokrates, Zeitschrift f. d. Gymnasialwesen, 5. Jahrg. 4./5. H. Apr./Mai 1917. S. 145—186.

18) In der Germanisch-romanischen Monatschrift (Verlag von Carl Winter, Heidelberg), Jahrg. 1915. S. 45—60 u. 236—249.

19) Hugo Holle, Goethes Lyrik in Weisen deutscher Tonsetzer bis zur Gegenwart. München 1914, Wunderhorn-Verlag. Brosch. M. 3,—.

lichen. Seine vergleichende stilkritische Studie gewährt einen guten Einblick in die Entwicklung des Liedes und die sich verschiebende Stellung des Musikers zum Dichter. Das Buch bedeutet einen guten Schritt vorwärts auf dem vom Verf. behandelten Gebiet.

„Goethe und die Musik", das bildete auch den Gegenstand des Festvortrags von Max Friedländer auf der Versammlung der Goethe-Gesellschaft 1916 in Weimar. Er ist dem Goethe-Jahrbuch[20]), wie üblich, beigegeben. Dieses enthält auch sonst wieder vielerlei, was die Erkenntnis Goethes und der Goethe-Welt zu erweitern, zu vertiefen wohl geeignet ist. Es seien besonders hervorgehoben Raehlmanns Aufsatz über Goethes Farbenlehre mit den dazu unentbehrlichen Tafeln und Ric. v. Carlowitz' Abhandlung: Das Impressionistische bei Goethe (= Sprachliche Streifzüge durch Goethes Lyrik). Unter den Mitteilungen aus dem Goethe- und Schiller-Archiv beanspruchen die Beiträge zur Würdigung Goethes im Auslande an der Hand von Briefen V. Cousins und W. Scotts an Goethe und anderer Beachtung und unter den Mitteilungen aus dem Goethe-National-Museum die Würdigung Christianens zu ihrem 100. Todestag mit Proben aus ihren Tagebüchern von H. E. Graef sowie die Würdigung des dem Bande beigegebenen Goethebildes von Heinrich Meyer durch W. v. Oettingen.

Zum erstenmal seit Ausbruch des Weltkrieges erscheint wieder der von Otto Julius Bierbaum begründete, von dem inzwischen als ein Opfer des Krieges gefallenen Carl Schüddekopf fortgeführte Goethe-Kalender.[21]) Den selbstverständlichen Gegenstand seines Hauptinhalts bildet Goethes Verhältnis zum Kriege auf Grund seiner eigenen Äußerungen. Diese reichen vom Siebenjährigen Kriege nach Dichtung und Wahrheit bis zur Julirevolution von 1830. Den größten Raum beansprucht darin, wie zu erwarten war, die Kampagne in Frankreich und die Belagerung von Mainz. Eben diese sind auch auf den Bildertafeln durch Zeichnungen des Engländers Charles Gore vertreten. Die wie immer höchst geschmackvolle Ausstattung des Buches macht es zu einem nach der Entbehrung zweier Jahre besonders freudig begrüßten Freunde derer, die die Goethe-Welt in ihrer inneren Verwandtschaft mit den hohen Kultur-Kriegszielen verstehen, um die der Weltenbrand entfacht ist.

Geschichte und Geschichtsunterricht.

Von **Gustav Rosenhagen** in Dresden-N.

a) Weltkrieg und Weltpolitik.

J. Hashagen[1]), Umrisse der Weltpolitik, ist ein Versuch, die neuere Geschichte von 1871 an auf der Grundlage der Weltpolitik zu gliedern, wie ihn derselbe Verfasser noch schärfer in seinem Heft: Weltpolitische Entwicklungsstufen[2]) für den Zeitraum von 1895 an unternommen hat. Er hat damit sehr brauchbare Grundlagen für das Studium, besonders aber für den Unterricht in der neuesten Geschichte gegeben. Die Schule, zumal die höhere, muß einführen in das geschichtliche Verständnis der Gegenwart, muß den Schülern die Antwort mitgeben auf die Frage: Warum mußte der Weltkrieg kommen? Die ministeriellen Verordnungen haben wiederholt in dankenswertester Weise darauf hingewiesen, geben schon jetzt dem Geschichtsunterricht Raum und Zeit dafür. Nun wird's an den Lehrern sein, ihres Amts als Erzieher einer Jugend zu walten, die das große Erleben unserer Zeit erfassen und verstehen lernen will. In nicht leichter, aber für jeden selbst gewinnbringender Arbeit werden die Lehrer sich das Rüstzeug zum Geschichtsunterricht, der solchen Anforderungen gerecht zu werden sucht, zunächst verschaffen müssen. Kommen später, wie von der Orts-

20) Jahrbuch der Goethe-Gesellschaft. Herausg. von Hans Gerhard Graef. 3. Bd. Weimar 1916, Verlag d. Goethe-Gesellschaft. In Kommission beim Inselverlag zu Leipzig.

21) Goethe-Kalender auf das Jahr 1917. Herausg. von Carl Schüddekopf. Mit 8 Tafeln. Leipzig 1916, Dieterichsche Verlagsbuchhandlung. Geb. M. 1,50.

1) Leipzig u. Berlin 1916, B. G. Teubner. Aus Natur u. Geisteswelt. Bd. 553 u. 554. Jeder Band geb. M. 1,50.

2) Bonn 1916 Ludwig, Röhrscheid.

gruppe Leipzig des Verbandes deutscher Geschichtslehrer angeregt wurde, Lehrgänge hinzu um so besser. Einstweilen, und wohl auch später, gilt es selbst zuzugreifen, die reiche Literatur durchzumustern, den Stoff, vor dessen Fülle man allerdings bei der täglich wachsenden Kriegsliteratur erschrickt, zu sichten, zu ordnen und sich Gruppen herauszuarbeiten, Gliederungen zu schaffen und den Schülern das Notwendigste darzubieten. Trifft nicht der Vorwurf, daß die Deutschen, oft selbst an verantwortlichen Stellen und in den Parlamenten, sich noch wenig in die neue Zeit, in die Politik unserer Feinde hineinzufinden und zu -fühlen wußten, nicht doch auch die Schule? Gewiß, über 1813 ist der Unterricht wohl längst überall herausgekommen; ob aber unsere Reifeprüflinge bisher einen Einblick in das Wesen der neuen Weltpolitik bekommen haben? Um einen Begriff der beiden Hashagenschen Schriften zu geben, sei erlaubt, die Hauptglieder hier anzuführen: I. Das europäische Gleichgewicht, 1871—1894. 1. Internationale Politik im Zeichen der Orientkrise 1871—1879. 2. Internationale Politik im Zeichen des Aufschwungs der Kolonialpolitik 1880—1885. 3. Bewaffneter Friede und Neugruppierungen der Mächte 1886—1894. II. Die neue Weltpolitik und die Vorgeschichte des Weltkrieges 1895—1914. 1. Der Eintritt Japans und der Vereinigten Staaten in die Weltpolitik. 2. Die Entstehung des Dreiverbandes. 3. Die letzten Phasen der Vorgeschichte des Weltkrieges. Das wird nicht allen, besonders in der Form der Überschriften, zusagen; aber die wichtigsten Einschnitte in der neuesten Entwicklung treten klar hervor, ein fester Rahmen, in dem der Stoff untergebracht werden kann, ist gezogen, mag man auch einzelne Leisten etwas verschieben. In den „Entwicklungsstufen" tut der Verfasser das selbst. Diese Schrift ist in Form und Inhalt klarer durchdacht und ausgearbeitet als die Umrisse, bei denen mit Rücksicht auf die fortlaufende Erzählung manchmal zuviel Einzelheiten geboten werden und offenbar schneller gearbeitet werden mußte, als es bei den grundlegenden „Entwicklungsstufen" der Fall war. Besonders dem zweiten Bändchen, das den geschichtlichen Überblick für 1908 gibt, fehlt es noch an Klarheit der Verarbeitung; er bietet zuweilen eine lose Aneinanderreihung von Einzelheiten. Eine Neuauflage wird ihn umgestalten müssen. Verwandten Stoff, aber auf anderen Voraussetzungen und mit anderen Zielen, demnach auch in anderer Gliederung behandelt H. Th. List.[3]) Ihm stehen Deutschland und seine Stellung zu Mitteleuropa vor Augen; danach teilt er seinen Stoff in zwei Abschnitte: die Zeit von 1871 bis zu Bismarcks Rücktritt als die Zeit der Bündnisse zu Deutschlands Gunsten und die folgende Zeit bis zum Kriegsausbruch 1914 als die Entstehungszeit der Bündnisse zu Deutschlands Schaden oder die Zeit der Einkreisung von Deutschland und Österreich. Das harte Urteil, das darin liegt, weiß er zu mildern durch die treffende Bemerkung, daß die Bismarcksche Bündnispolitik nur möglich war durch Ausschaltung aller Gegenstände aus der deutschen „Interessensphäre" — (wer befreit uns von dem Wort? Belangbereich? oder Belang?) —, die Rußland für sich beanspruchte. Das Zeitalter Wilhelms II. gliedert List durch die Jahre 1898 und 1907. 1898, die Schmach von Faschoda, bedeutet mit Frankreichs Zurückweichen vor England ein folgenschweres Jahr für die Geschichte Frankreichs und Englands, eine Keimzelle des Weltkriegs. 1907 brachte die Einigung Englands mit Rußland über Afghanistan, Tibet, Persien und den Persischen Golf. Damit war Englands Plan der Einkreisung Deutschlands durchgeführt, Rußland als starkes Schlußglied in die Kette eingefügt. Von Lists Standpunkt aus erscheint diese Gliederung gerechtfertigt; spricht man in weiterer Ausdehnung über neuere Weltpolitik überhaupt, dann bleibt 1895: der Eintritt Japans und der Vereinigten Staaten in die europäische Machtpolitik der Wendepunkt der neuesten Geschichte. Klare übersichtliche Darstellung, scharfes Hervorheben der Hauptgedanken, unbeirrtes Fortschreiten auf der vorgeschriebenen Bahn zeichnen das Buch aus, das jeder, der die Vorgeschichte des Weltkrieges verständlich machen will, lesen muß. List will die Gegenwart aus der Vergangenheit verstehen lehren; das kann nur geschehen bei wahrheitsgetreuer, ungeschminkter Darstellung: „Niemand zu Leide, niemand zu Freude, dem deutschen Lande zu Nutzen." In solcher Gesinnung erscheinen besonders die Schlußfolgerungen des geschichtlichen Rückblicks: Lehren der Vergangenheit

3) Deutschland und Mitteleuropa. Grundzüge und Lehren unserer Politik seit der Errichtung des Deutschen Reichs. Berlin 1916, Dietrich Reimer (Ernst Vohsen). Geh. M. 2,80.

und Gegenwart, Ausblick auf die mutmaßliche Zukunftspolitik von Gegnern und Neutralen geschrieben. Eine kurze Schilderung von Deutschlands wirtschaftlicher Entwicklung mit wertvollen Übersichten und ein warmes Eintreten für den mitteleuropäischen Bund schließen das Werk, das Geschichte und Politik verbindend zu den besten seiner Art gehört.

Warmherzig und wortreich schrieb Fritz Bley[4]) sein Buch vom schlimmsten Feind. Den findet er trotz allem nicht in England, sondern in der Tiefe der eigenen deutschen Brust: die unheilvolle, der eigenen Natur so völlig entfremdete „Zerlassenheit" des politischen Denkens. Der belesene Verfasser und konservative Parteimann bringt uns nicht gerade Neues, er bewegt sich in den Bahnen des Tagesschriftstellers, an planmäßigem Aufbau und an strenger Gedankenentwicklung fehlt es dem Buche; deshalb wird auch seine Wirkung nicht weit reichen, so wünschenswert das auch bei der grundehrlich gemeinten Auseinandersetzung wäre. Wirkung wird man aber spüren bei dem kurzen Aufsatz von Kurt Engelbrecht.[5]) Den liest man gern in einem Zuge durch, gepackt von der knappen und kernigen Ausdrucksweise, dem logischen Aufbau der Gedanken, dem lodernden Feuer vaterländischer Begeisterung, die erheben und erschüttern kann. Das Büchlein zwingt zum Weiterdenken und zum Weiterarbeiten und sei besonders allen denen in unserem Volke, die immer noch mattherzig und flau sind, zu wiederholter Lesung warm empfohlen.

Unter den vielen kleinen Kriegsschriften des Scherlschen Verlags sei hier auf eine hingewiesen, die eine ganz besondere Hervorhebung verdient. Ein Offizier aus dem Stabe des Marschalls Liman v. Sanders schildert die Kämpfe um Gallipoli[6]), die er an leitender Stelle mit erlebt hat. Und er schildert sie so, daß wir sie nacherleben können und nachempfinden, worum es sich dabei gehandelt hat; so anschaulich weiß er zu gestalten. Kriegslesebüchern sei eine Auslese aus dieser Musterdarstellung eines der folgereichsten Kriegserlebnisse dringend empfohlen; besser noch, man gibt das ganze Büchlein den Schülern in die Hand, sie werden es eifrig lesen. Auch für Vertretungsstunden ist es eine gute Kost.

Zur Geschichte des Krieges selbst liegen wieder mehrere Lieferungen des Deutschen Geschichtskalenders[7]) vor, der durch seine übersichtliche Gliederung: Der europäische Krieg, Vom kaiserlichen Hofe, Bundesrat, Das Deutsche Reich und Preußen, Die Bundesstaaten, Parteibewegung, Das Ausland, viele Anhänger gefunden hat, eine sehr wertvolle zuverlässige Sammlung von Akten darbietet und in dieser besonderen Ausgabe: Der europäische Krieg wohl eine der zuverlässigsten Kriegschroniken geworden ist.

Die 33. Lieferung, Februar 1917, gewinnt besonderen Wert durch die sorgfältige Sammlung von Zeitungsausschnitten deutscher und außerdeutscher Blätter und von Aktenstücken zum Beginn des uneingeschränkten Unterseebootkrieges, über die achte Kriegstagung des Reichstages und zum Abbruch der diplomatischen Beziehungen der Vereinigten Staaten zu Deutschland.

Aus der 34. Lieferung, März 1917, seien hervorgehoben die Darstellungen und Aktenstücke der russischen Revolution, der 8. Kriegstagung des Reichstages und die Zusammenstellung über das amerikanische Kriegsgeschäft.

Eine Sammlung besonderer Art von Kriegsdokumenten hat sich Eberhard Buchner[8]) zur Aufgabe gemacht. Wir besitzen von ihm bereits eine Sammlung kulturgeschichtlicher Dokumente aus alten deutschen Zeitungen unter der Aufschrift: Das Neueste von gestern. Eine Fortsetzung dazu bilden nun die Kriegsdokumente, deren 8. Band: Von der Befreiung Memels bis zur Kriegserklärung Italiens an Österreich vorliegt. In der Weise

4) Der schlimmste Feind. 2. Aufl. verlegt bei Erich Matthes, Leipzig.

5) Sein oder Nichtsein 1917! Richard Mühlmanns Verlagsbuchhandlung (Max Große) Halle (Saale) 1917. M. —,60.

6) Gallipoli: Der Kampf um den Orient. Von einem Offizier aus dem Stabe des Marschalls Liman v. Sanders. Geh. M. 1. Verlag August Scherl, Berlin 1916.

7) Deutscher Geschichtskalender; sachlich geordnete Zusammenstellung der wichtigsten Vorgänge im In- und Ausland. Begründet von K. Wippermann. Herausgeber Dr. F. Purlitz. Der Europäische Krieg in aktenmäßiger Darstellung, 28.—32. Lieferung, September 1916 bis Januar 1917. Verlag von Felix Meiner in Leipzig.

8) Eberhard Buchner, Kriegsdokumente. Der Weltkrieg 1914/15 in der Darstellung der zeitgenössischen Presse. 8. Band. München, Albert Langen.

fortgeführt, wird allerdings die Sammlung ins Gewaltige anwachsen. Und doch möchte man von den Ausschnitten nichts missen. Es liegt eine große Arbeit darin, die Buchner allen, die vielleicht bei Beginn des Kriegs solche Zeitungsausschnitte für sich sammelten, abgenommen hat. Man suche nicht einen vollzähligen Abdruck der Kriegsberichte darin, die sind anderswo zu finden. Ebensowenig will die Sammlung eine fortlaufende Kriegsgeschichte bringen. Kulturdokumente, aus deutschen und außerdeutschen Zeitungen, oft an recht entlegenen Stellen gesammelt, sind es, Stimmungsbilder aller Art, auch kennzeichnende Anzeigen, die die Not des Krieges oder Geschäftssinn gebracht haben, Briefe von Kriegern und Kriegerfrauen, auch allerhand Klatsch muß man mit in den Kauf nehmen. Darin aber liegt gerade das Eigenartige dieser Sammlung, die äußerst wertvollen Stoff für Einzel- und Gesamtdarstellungen des Krieges bringt.

Zahlreich sind die Bücher, die uns der Krieg über das Baltenland gebracht hat; wir haben Versäumtes nachzuholen und benutzen gern die Gelegenheit, uns über Kurland, Estland, Livland in Vergangenheit wie Gegenwart zu unterrichten. Dabei kommt Litauen, das nicht dem Gebiete des Deutschordens angehörte, oft zu kurz weg. Und doch ist es auf dem Nordostschauplatze des Krieges die Grundlage für militärische Unternehmungen geworden, die Namen Kowno und Schawli, Wilna und Nowo-Alexandrowsk, Mariampol und Suwalki sind uns allen bekannt geworden; und doch liegen gerade in Litauen große Aussichten für die Zukunft deutscher Ansiedlung. Darum ist es gut, daß der katholische Geistliche Wronko[9]) mit einer kürzeren Beschreibung Kurlands eine eingehendere Litauens verbindet, und dieser kann es aus eigener Erfahrung, die Literatur darüber, die im Buche verzeichnet ist, ist noch gering. So betrachtet er das Land, das nur wenige große Städte und mittleren Großgrundbesitz neben überwiegender Bauernbevölkerung trägt und etwa die Größe Bayerns hat, nach Sprache und Literatur, Geschichte und kirchlichen Zuständen, Verwaltung und Recht, Schule und Wirtschaft und bringt in allen Abschnitten viel Wissenswertes und Neues bei. 12 ausgezeichnete Bilder und ein Kärtchen erhöhen den Wert der recht empfehlenswerten Arbeit, die uns hinweist auf ein der Besiedlung harrendes Neuland.

Tiefer, wenn auch auf weniger Seiten als der etwas breite Plauderer Wronko, faßt die litauischen Probleme an Erich Zechlin in dem neuesten Sammelwerke von B. G. Teubner[10]), das die Bedeutung Westrußlands für die Entwicklung Mitteleuropas untersuchen will. Nach kurzer Darstellung der wirtschaftlichen Verhältnisse in der ethnographischen Gliederung Litauens bringt Zechlin einen geschichtlichen Abriß und bespricht darauf das Polentum, die Weißrussen und die Litauer. Wie Polen und Russen das Litauertum zu verdrängen suchten und dieses sich gerade durch die Nebenbuhlerschaft beider erhalten hat, wie der Polonisierung des Adels und der gebildeten Kreise die Russifizierung der Bauern durch Ansiedlung großrussischer Bauern folgte, und wie dazwischen eine zugleich antipolnische und antirussische Bewegung unter den Litauern einsetzte, und welche Probleme damit für die Zukunft aufgeworfen sind, ist hier in kurzer, klarer, wissenschaftlich begründeter Darstellung zu lesen. „Die zukünftige deutsche Politik wird dem Litauertum ein hinreichend großes Feld zur Pflege seiner nationalen Eigenart überlassen und doch auch den deutschen Interessen gerecht werden müssen."

Im Anschluß daran möge ein empfehlender Hinweis auf das ganze Werk folgen. „Der Sieg des Geistes über die Masse hat unsere Truppen weit in Feindesland geführt. Allein im Osten haben wir eine Fläche im ungefähren Umfang von $^3/_5$ des Deutschen Reichs erobert (vor der Einnahme Rigas geschrieben!) und vertrauen, das weite Gebiet gegen das Aufgebot der ganzen Welt behaupten zu können. Wie ist seine Zukunft zu gestalten?" Mit dieser Frage beginnt M. Sering sein Geleitwort für das Buch und deutet damit den Zweck des Buchs an, der allerdings weniger die Lösung der Zukunftsfragen ist als eine Bereitstellung des geschichtlichen und geographischen Stoffs als Grundlage für solche Zukunftsarbeit. Serings Einleitung behandelt die Bedeutung des Weltkriegs und weiß der vielbe-

9) Johannes Wronko, Kurland und Litauen, Ostpreußens Nachbarn. Freiburg i. B. 1917, Herdersche Verlagsbuchhandlung. M. 2,60; in Pappbd. M. 3,—.

10) Westrußland in seiner Bedeutung für die Entwicklung Mitteleuropas. Leipzig u. Berlin 1917, B. G. Teubner. Geh. M. 4,80, geb. M. 5,60. XXXII u. 296 S.

handelten Frage eine Menge neue Seiten abzugewinnen. Aus dieser kurzen, meisterhaften Gedankenentwicklung sei hier nur der Hauptgedanke herausgelöst: Das Nebeneinander selbständiger Nationalstaaten als Grundlage des europäischen Kulturlebens ist durch die drei Riesenreiche England, Rußland und Nordamerika bedroht. Deshalb ist ein Bündnis der Nationalstaaten nötig, zu dem die von der großrussischen Gewaltherrschaft befreiten und an Mitteleuropa angegliederten besetzten russischen Gebiete treten müssen. Richard Pohle behandelt die geographischen Grundlagen und das wirtschaftliche und kulturelle Leben Finnlands, den Staat Finnland und seine politische Stellung (Großfinnland als Eckpfeiler eines erweiterten Mitteleuropas). Ein ungenannter Verfasser (* * *) schreibt über die baltischen Provinzen, wobei der geschichtliche Überblick sehr kurz gefaßt ist — und das bei der Fülle der Schriftwerke darüber mit Recht —, um so eingehender aber die wirtschaftlichen Grundlagen besprochen werden. U. a. berechnet er, daß die baltischen Provinzen, wenn sie in der begonnenen Art weiter besiedelt werden, in kurzem 1 Million Tonnen Brotgetreide an Deutschland liefern können, so viel als Deutschland vor dem Kriege vom Ausland bezog. Derselbe Schriftsteller hat auch den Aufsatz über Polen geliefert. Auch hier ist Geschichtliches und Geographisches nur kurz gestreift; dafür werden wir in das Chaos der Parteiverhältnisse des heutigen Polens eingeführt, in die Schwierigkeiten, die die Ausreifung des polnischen Staats durch die siegreichen Mächte herbeigeführt hat; es wird endlich der Nachweis geführt, daß Polen in wirtschaftlicher Beziehung von Rußland nichts, von einem offenen Anschluß an die Mittelmächte alles zu erwarten hat. Für diese aber gilt in der polnischen Frage das Wort des Geographen Penk[11]): „Der Zustand ist auf die Dauer unhaltbar, daß der größte europäische Staat zwei große Stromgebiete Mitteleuropas (Oder und Donau) zu sperren in der Lage ist und die Vorteile der Zwischenlage von Mitteleuropa zwischen den beiden deutschen Meeren und dem Schwarzen Meere jeden Augenblick stören kann." (S. 23/24.)

Das „ukrainische Rätsel", die Beantwortung der Frage, ob es wirklich ein Volk von 30 Millionen gibt, dessen Dasein dem übrigen Europa unbekannt geblieben ist, hat Axel Schmidt übernommen. Er legt den Unterschied des Kiewer Staats, einer germanischen Gründung auf slawischer Grundlage, von dem moskowitischen Staat, einer slawischen Gründung auf finnisch-mongolischer Unterlage dar, behandelt die Verrussung der Ukraine, die ukrainische Gegenbewegung und die galizische Frage. Ausgangspunkt der Abhandlung sind die geographische und ethnographische Grundlage und die wirtschaftlichen Verhältnisse des reichen Bauernlandes, das ein Drittel vom Ernteertrage des gesamten russischen Weltreiches hervorbringt. Geschlossenes Siedlungsgebiet, eigene Sprache, gesonderte Kirchenverhältnisse, besondere Agrarverhältnisse und gesunde wirtschaftliche Grundlagen als Voraussetzungen für einen eigenen Staat sind danach in der Ukraine vorhanden. Ob das Bauernvolk solche Pläne schon fassen kann, ist freilich eine offene Frage.

Den Leser unserer Zeitschrift berühren die beiden nächsten Aufsätze besonders: Das deutsche Kolonistentum in Rußland und die kulturpolitische Bedeutung der Deutschen in Rußland. Von den heimatlos gewordenen 2 Millionen deutscher Kolonisten erzählt Alexander Faure, leider ohne auf das deutsche Leben in Sprache, Sitte und Gewohnheiten im Rahmen dieses Sammelwerkes näher eingehen zu können. Ein schwungvoll geschriebenes hohes Lied von deutscher Besiedlungsfähigkeit ist der Aufsatz von Alexander Hermanns über die kulturpolitische Bedeutung der Deutschen. Die Ostjudenfrage behandelt G. Fritz, die Agrarfrage und Agrarreform W. D. Preyer. Ein Literaturverzeichnis erhöht den Wert des Sammelwerks, das nach einheitlichem Plane angelegt und in kurzen, aber vortrefflichen Aufsätzen über wichtige Fragen belehrt.

Bulgarien und Rußland in der Zeit vom Berliner Kongreß bis zum Sturze des Fürsten Alexander Battenberg ist der Inhalt eines Vortrags des Wiener Prof. Hans Übersbergers.[12]) Die Umtriebe der panslawistischen Kriegspartei, deren Ziele der russische Generalstabschef Obrutschew enthüllt hat, der gute Wille und die schwache Kraft Alexander

11) Albrecht Penk, Politisch-geographische Lehren des Krieges. Heft 10 der Sammlung volkstümlicher Vorträge des Museums für Meereskunde in Berlin.

12) Bulgarien u. Rußland. Vortrag, gehalten in der Gehe-Stiftung zu Dresden. Leipzig u. Dresden 1917, B. G. Teubner. Geh. M. —,80.

Battenbergs, die grimmige Feindschaft des Zaren Alexander III. gegen seinen Vetter, die Verschwörung gegen den Fürsten, die für alle Zukunft das Band Bulgariens und Rußlands zerschnitten hat, werden kurz und übersichtlich dargestellt. Die wirklichen Befreier Bulgariens, Stambolow und Radoslawow, treten uns in ihren ersten Anfängen entgegen. Wer sich in Kürze über russische Umtriebe auf der Balkanhalbinsel und Eisenbahnbauten im Dienste Rußlands unterrichten will, dem sei das Heftchen, das auch eine Literaturangabe enthält, empfohlen.

Eine politische Geschichte der Balkanhalbinsel und ihrer Staaten ist zumal heute ein dringendes Bedürfnis. Wirths Geschichte der Türkei ist manchem zu umfangreich. Was wir brauchen, ist eine zusammenfassende Darstellung der Geschichte der Balkanvölker, der Entstehung der heutigen Balkanstaaten, ihrer Verhältnisse zur Türkei, des Wachsens der europäischen Türkei und ihrer Zerbröckelung unter dem Einfluß der europäischen Großmächte und der nationalen Bestrebungen des 19. Jahrhunderts. Man kann nicht sagen, daß Heinrich Brinkes[13]) diesen Forderungen gerecht wird. Der erste Abschnitt: Allgemeiner Überblick über die Entwicklung bis zum Auftreten der Türken mutet an wie ein eilend und etwas kritiklos zusammengetragener Auszug aus einem Geschichtslehrbuch. Es ist überflüssiges Streben nach Selbständigkeit, wenn man von den ältesten Zeiten ausgeht, um die Besiedlung der Balkanhalbinsel von den thrakisch-illyrischen Stämmen vorzuführen. In solcher Kürze hat die Sache für niemand Wert. Auch laufen gar manche schiefe Urteile in Eile mit unter. Kann man sagen, daß das Griechentum seine höchste geistige Bedeutung gewann, als Byzanz der Mittelpunkt des Ostens wurde? Byzantinismus ist nicht griechischer Geist. Die Türken werden einmal Turko-Tataren, dann ein ural-altaisches Volk genannt. Hat der Haß der Engländer gegen die habsburgische Monarchie im 16. Jahrhundert es mit verschuldet, daß eine größere Unternehmung aller Hauptmächte gegen die drohende Türkenmacht nicht zustande kam? Der Zerfall des türkischen Reichs begann noch nicht 1566 — Brinkes selber führt die siegreichen Kämpfe der Großwesire aus der Familie Köprülu im 17. Jahrhundert an —, sondern erst 1683. Johann Sobiesky wird wieder einmal fälschlich als der Führer des Entsatzheeres von 1683 genannt. Auf die inneren Zusammenhänge wird viel zu wenig Gewicht gelegt: „Der russische Kaiser Nikolaus I. erklärte in dieser Zeit (1827) den Krieg an die Türkei" sagt gar nichts. Ausführlicher wird der Verfasser seit dem Krimkrieg, ohne freilich auch hier neue Gesichtspunkte zu bieten — das hat er sich auch nicht zur Aufgabe gemacht —, ohne aber auch in diesem Teil über eine lose Aneinanderreihung hinauszukommen. Die Politik Englands und Rußlands bei den armenischen Aufständen, den mazedonischen Umtrieben, der Bagdadbahn wird fast gar nicht behandelt. Es folgen dann Abschnitte aus der griechischen, bulgarischen, serbischen Geschichte, aus der Montenegros, Albaniens, Rumäniens, für die die gleichen Ausstellungen gelten. Eine Bevölkerungsübersicht nach Wirth und 3 Karten: die Nilländer, die südlichen, die nördlichen Balkanländer schließen das dürftige Buch.

Der Vermittlung der Kenntnis des Orients und seiner Bedeutung für Deutschland will die Deutsche Orientbücherei dienen, die Ernst Jäckh herausgibt und Kiepenheuer in Weimar verlegt. Von den Heften liegt Heft 21 vor, in dem Heinrich Margulies[13a]) den Kampf zwischen Suez und Bagdad im Altertum vom Standpunkt des jüdischen Geschichtschreibers aus erzählt. Es ist eine kurze Übersicht über die Geschichte des ersten jüdischen Staates, der als Opfer der Weltpolitik in den Kämpfen seiner stärkeren Nachbarn fiel.

Als der räuberische Einbruch der Rumänen im Weltkrieg 1916 Siebenbürgen traf, als Kronstadt verloren ging, Hermannstadt bedroht war und deutsche Herzen für das Schicksal des alten Sachsenlandes, das sich 7 Jahrhunderte lang allen Feinden zum Trotz in seinen Einrichtungen, seiner Sprache, seiner Schule, seiner Religion erhalten hatte, bangten, erschien zur rechten Zeit ein neues Buch über die Siebenbürger Sachsen.[14]) Sein Verfasser ist

13) Abriß der Geschichte der Balkanstaaten. Schriften zur Zeit und Geschichte. 2. Bändchen. III., 125 S. mit 2 Karten. Berlin 1916, G. Grote. Geb. M. 2,—.

13a) Der Kampf zwischen Bagdad und Suez im Altertum. Deutsche Orient-Bücherei, 21. Gustav Kiepenheuer, Weimar 1916.

14) Fr. Teutsch, Die Siebenbürger Sachsen in Vergangenheit und Gegenwart. Leipzig 1916, K. F. Koehler. XIII u. 350 S. u. 1 Karte. M. 9,50; geb. M. 13,—.

der Sohn des Sachsenbischofs Teutsch, der in seinem dreibändigen Werke die Geschichte der Siebenbürger Sachsen bis 1868 dargestellt hat. Das kürzere Werk des Sohnes ruht auf der Arbeit des Vaters, ist aber eine selbständige Schrift mit eigener Gliederung des Stoffs und Verwertung aller neueren wissenschaftlichen Forschung bis zur Gegenwart fortgeführt. Als erster Band der Schriften zur Erforschung des Deutschtums im Ausland bildet es einen prächtigen Ausklang zu dem Unternehmen der Gesellschaft, die sich die Aufgabe gestellt hat, die Kunde vom Deutschtum außerhalb des Deutschen Reichs wissenschaftlich zu vertiefen und in weitere Kreise zu tragen. Die Zeitschrift für den deutschen Unterricht hat vor allem die Pflicht, auf dieses Buch angelegentlich hinzuweisen. Bilden auch die Siebenbürger Sachsen nur einen kleinen Teil der Millionen deutscher Auswanderer, so verdienen sie doch eine besondere Teilnahme wegen der Zähigkeit, mit der sie ihr Deutschtum gewahrt haben, wegen der Ehrlichkeit, mit der sie ihre Pflicht, zu der sie einst (zuerst 1141) ins Ungarland ad retinendam coronam gerufen wurden, erfüllt haben bis zur Gegenwart, wegen ihrer wirtschaftlichen Tüchtigkeit und geistigen Regsamkeit, mit denen sie ihr Land zu einem Land des Segens gemacht haben. Das Buch beginnt mit der ersten Einwanderung der von ihren Landgenossen fälschlich „Sachsen" genannten Bauern aus dem Moselgebiet, Mittelfranken, deren Sprache noch heute den Lautbestand ihrer alten Heimat: Moselland, Luxemburg und Nordlothringen aufweist. Mongolen haben im 13., Türken im 15., 16. und 17. Jahrhundert das Land verwüstet, das „die Karpathen in kühner Umarmung umfassen, dem Mutterarm gleich, der das Kind umschlingt, als ob sie fürchte, es könne sich ihrer Hut entziehen". Schwere Gefahren brachte den Siebenbürgern, die in Luthers Lehre seit 1542 ein neues einigendes Band erhalten hatten, die Bedrohung des Protestantismus unter Maria Theresia, die Aufhebung der Landesverfassung durch Joseph II. Und neue Nöte kamen im 19. Jahrhundert: der Kampf um die Sprache gegen den Magyarismus, die Rumänenfrage. Den königstreuen Sachsen wurde schlechter Lohn; die Umwandlung der alten deutschen Ortsnamen auf der ungarischen Karte ist uns im Reiche das sichtbarste Zeichen einer planmäßigen Ausrottung des Bruderstammes, dem wir nicht helfen konnten, gewesen. Aber die Wendung trat 1890 ein: die Regierung gewann Verständnis für die Sachsen, und diese schlossen inneren Frieden mit dem Staate, dem sie angehören. Die Verständigung der Nationen war angebahnt, da bot der Weltkrieg den Männern am Alt, an der Bistritz und am Groß-Kokol Gelegenheit, ihrer alten Aufgabe: Schutz der Krone, aufs neue gerecht zu werden. Im engen Bunde mit den anderen Völkern, die Österreich-Ungarn in sich vereint, und mit Hilfe des deutschen Schwertes haben sie die Einbrecher aus dem Lande gejagt. Der Weltkrieg hat erwiesen, daß Österreich-Ungarn lebenskräftig ist; eine Zeit wirklicher Gleichberechtigung der Nationen beginnt. Mit lebensvollen Bildern aus der Mobilisierung und einer stolzen Zukunftshoffnung schließt das Buch, das allen Deutschen warm empfohlen sei. Nicht vergessen sei ein Hinweis auf die Abschnitte, die Schule und Wissenschaft, Kunst und Kirche behandeln.

Felix Salomon[15]) behandelt den britischen Imperialismus von seinen Anfängen an, er gründet ihn bereits im Mittelalter auf das Reich der Normannenkönige und der Anjous, deren imperialistische Interessen für die englische Staatsbildung maßgebend wurden. Wir können diese Übertragung des neueren Schlagwortes vom Imperialismus auf die mittelalterliche Staatsbildung nicht gutheißen. Gab es einen Imperialismus im Mittelalter, so haben ihn im Kampfe miteinander Kaisertum und Papsttum vertreten, aber nicht England und Frankreich, auch nicht, wenn Englands Könige zeitweilig halb Frankreich beherrscht haben, wenn Englands Wolle in Flandern verarbeitet wurde, wenn der englische Warenverkehr in den Händen der Hanseleute war. Salomon bezeichnet selbst das England des Mittelalters als einen rückständigen Agrarstaat, der einer Ergänzung durch fremde Gewerbetreibende bedurfte. Dann kann man wohl mit einem größeren Recht von einem Imperialismus der deutschen Hanse als einem solchen Englands reden. Als Ausgangspunkt des englischen Imperialismus wird man aber die Merchant Adventurers bezeichnen können, die seit 1407 günstige Bedingungen für die Ausfuhr englischer Tuche und für die Einfuhr begehrens-

15) Der britische Imperialismus. Leipzig u. Berlin 1916, B. G. Teubner. Geh. M. 3,—, geb. M. 3,60.

werter Rohstoffe schaffen wollten. Hier setzt 100 Jahre später die Wirtschaftspolitik und Staatsleitung der Tudors ein: die Gleichgewichtspolitik, die England in den Streitigkeiten der Festlandsmächte zum Zünglein an der Wage machte. „Cui adhaereo, praeest" kann man bis auf Heinrich VIII. zurückversetzen. Von da an schreitet die Darstellung Salomons auf drei Stufen: der merkantilistische Imperialismus, der Imperialismus in der Blütezeit des Freihandels und der moderne Imperialismus vorwärts bis zur Weltherrschaft und zum Weltkrieg. Je weiter man bei der Lesung des Buches fortschreitet, um so mehr gewinnt es. Ein gewaltiges wissenschaftliches Rüstzeug ist verarbeitet worden; fein und gerecht abwägend schreibt Salomon sine ira et studio, anerkennend und verurteilend. Der Einschlag der puritanischen Glaubenssätze in die imperialistische Gedankenwelt erscheint mir neben neueren Darstellungen, welche die englische Überhebung und Einseitigkeit ganz den Puritanern ins Schuldbuch schreiben, richtig abgeschätzt. Salomons Darstellung läßt die englische Reichsbildung als Ergebnis immer bewußten Handelns erscheinen. Wie steht dazu Seeleys[16]) bekanntes Wort: Es hat beinahe den Anschein, als ob wir die halbe Erdkugel in einem Anfall von Geistesabwesenheit erobert und bevölkert hätten?

Der Ausgleich ist vielleicht darin zu finden, daß Salomon eine Geschichte des englischen Staats schreibt, Seeley aber den unbewußten Drang des englischen Volkes zum Inhalt seiner Betrachtungen machte. Neben dem Kernbuch, das Schultze-Gaevernitz über englischen Freihandel und Imperialismus geschrieben hat, wird sich Salomon sehr wohl behaupten können; dort spricht der volkswirtschaftlich und soziologisch gerichtete Gelehrte, hier der Historiker. Als dritter mag ergänzend hinzutreten der Geograph. Hettners[17]) England ist nun schon in 3. Auflage erschienen, das beste Zeugnis, daß wir in Deutschland angesichts des Weltkrieges emsig bemüht sind, das Wesen unseres Hauptgegners kennen zu lernen. Die neue Auflage hat die bezeichnende Neuaufschrift: Englands Weltherrschaft und ihre Krisis erhalten. Der neu hinzugekommene Literaturnachweis, der das Wichtigste bringt und alle Kriegshefte wegläßt, ist sehr erwünscht. Das Buch ist von 269 auf 292 Seiten angewachsen; die Umarbeitung bringt nicht neue Abschnitte, sondern besteht in einzelnen Sätzen oder Ergänzungen, die der fortdauernde Krieg bei zunehmender Aufklärung und wachsender Erbitterung über unseren Todfeind brachte, und die mit peinlichster Sorgfalt in das Ganze hineingearbeitet sind. Die Art des Buches, die auf wissenschaftlicher Gerechtigkeit und deutscher Gewissenhaftigkeit beruht, und seine Gliederung sind unverändert geblieben.

Und nun noch ein kleines Buch über Amerika. Eugen Kühnemann[17a]), uns allen als Lebensschilderer Schillers und Herders wohlbekannt, antwortet darin auf die Frage: Was trieb Amerika in den Krieg? Als Austauschprofessor hat er Land und Leute kennen und in gewissem Sinne lieben gelernt. Vom September 1914 bis Mai 1917 hat er in rastloser Fahrt das Land durchreist, um Aufklärungsarbeit zu leisten, hat verkündet, was Deutschland ist und was der deutsche Gedanke bedeutet, hat um Deutsch-Amerika geworben. Vergebens. Wohl hat er bei den Deutschen drüben Verständnis, Liebe, Opferwilligkeit gefunden; sprach er aber Englisch vor Angelsachsen, dann war es, als rede er gegen eine Mauer. „Der Redner kommt und geht; die Gegenwirkungen von der feindlichen Seite wirken täglich durch ihre Zeitungen weiter." K. enthüllt uns das erschütternde Trauerspiel des Deutsch-Amerikanertums und das noch unfertige Wesen des Amerikaners, bei dem die gesellschaftliche Luft und Stimmung, die Rücksicht auf das Geschäft und den Verkehr, Zeitungsmeinungen und überkommene Anschauungen einer scheinbaren Freiheit und der religiöse Glaube an die Entscheidung durch eine Mehrheit alles bedeuten. So wurde die amerikanische Politik Interessenpolitik der großen Parteien, so wurde Amerika das Land der schrankenlosen Parteiherrschaft und damit das Land, wo nur einer absolut regiert: der Präsident. Und von diesem Präsidenten Wilson gibt Kühnemann ein Charakterbild, das in seiner psychologischen Vertiefung und scharfen Umrandung ein Meisterstück

16) The Expansion of England, 1883; das „Textbuch" des britischen Imperialismus.

17) Englands Weltherrschaft und ihre Krisis. Leipzig u. Berlin 1917, B. G. Teubner. 3., umgearbeitete Auflage des Werkes Englands Weltherrschaft und der Krieg.

17a) Deutschland und Amerika. Briefe an einen deutsch-amerikanischen Freund. München 1917, C. H. Beck, M. 2,50.

der Kunst, Seelen zu erforschen und darzustellen, ist. Daneben stellt Kühnemann sein deutsches Vaterland, das er trotz allen Lärmens der Gegner und trotz der Fehler, die ihm anhaften, doch den Staat nennen kann, der am meisten im Sinne der Freiheit regiert wird. Man liest das Buch in einem Zuge mit immer steigender Teilnahme durch und genießt gleich darauf Einzelabschnitte noch einmal durchdenkend und weiterspinnend. Kaum 168 Seiten, und doch welche Fülle der Gedanken und des Wissens! „Der die folgenden Blätter schrieb, war während des Weltkrieges fast drei Jahre in Amerika. Die Seiten geben einige Eindrücke und Ergebnisse dieser Zeit. Mögen sie vielen Deutschen zu einem ruhigen Verstehen helfen. Ruhiges Verstehen bedeutet in diesem Falle deutsche Kraft und deutsches Vertrauen." Mit diesem Wort des Vorworts sei das Buch allen Deutschen dringend empfohlen.

Literaturbericht 1912—1917.

Schriften zur Kunst.

Von **Max Preitz** in Dessau.

II. Kunsterziehung.

In den Mittelpunkt der Schriften, die über die Erziehung zur Kunst handeln, stelle ich die Arbeit von Luise Potpeschnigg, „Einführung in die Betrachtung von Werken der bildenden Kunst" (Wien 1915, K. K. Schulbücherverlag, Preis 5 Kr.; Bd. 2 der Arbeiten des Kunsthistorischen Instituts der K. K. Universität Wien). Sie erfordert genaues Eingehen. Das Buch will zunächst von dem Weizen der in den Schulen praktisch geübten künstlerischen Erziehung die Spreu scheiden, hierauf weiterbauend eine sichere „objektive Methode herausarbeiten". Luise Potpeschnigg schreibt hierbei zugleich als Lehrerin, der offenbar das von ihr behandelte Problem jahrelang Herzenssache gewesen ist, und als Schülerin, die sie nochmals wurde bei dem Manne, dem Österreich bedeutende Fortschritte auf dem Gebiete der Kunsterziehung dankt: dem Wiener Professor Strzygowski. Die Verbreitung von dessen Gedanken ist ein Nebenzweck des Buches; ja ein großer Abschnitt, „System der Kunstbetrachtung", ist eine systematische Zusammenstellung Strzygowskischer Gedankengänge. Luise Potpeschnigg behandelt nun „Pädagogische Fragen" und bespricht hierbei Arbeiten, die dem gleichen Ziele gegolten: Heußners Kasseler Programm (1898), wobei sie Museumsbesuche mit Schülerscharen als ungeeignet ablehnt, Raiz' Pettauer Programm (1907), auf dessen Boden sie sich stellt, Nelsons Aachener Programm (1897), an dessen Ausführungen sie Zufall und Willkür der irgendwo gelegentlich anknüpfenden Kunstbetrachtung tadelt, so wie sie dessen Forderung nicht billigt, die Kunstbetrachtung „ohne weiteres in einen fest umgrenzten Lehrstoff" zu zwängen, als wäre sie ein Teil davon. Sie meint, der Geschichtsunterricht möge so viel kunstgeschichtliches Wissen verbreiten, als er vermöge, solle aber nicht glauben, diese Vermittlung des Wissens sei Kunsterziehung. „Die Kunst ist Erlebnis. Wer wollte sie lehren?" Bei der Frage, wie weit der Zeichenunterricht der Kunsterziehung dienen könne, lehnt sie Karl Reichölds vorzügliche, im hohen Maße fördernde Sammlung von Aufsätzen über „Architektur und Erziehung" (Säemann-Schriften, Heft 3, Verlag B. G. Teubner in Leipzig und Berlin, 1912) ab, weil die Beschränkung auf Architektur beim Unterricht über Baustile stecken bleibe und die Verwendung von Handzeichnungen der Schüler zu dieser Belehrung weniger der Kunsterziehung als der Handfertigkeit, also dem Zeichenunterricht zugute komme — eine Anschauung, zu der ich mich in Übereinstimmung mit den meisten geäußerten Meinungen der Kunstliteratur keineswegs bekennen kann. Fallbrechts Vorschlag (Programm Freistadt 1903), dem Zeichenunterricht auch den eigentlichen Kunstunterricht zuzuweisen, tut sie mit der Begründung ab, der Zeichenlehrer, der nichts weiter als tüchtiger Zeichner und Maler mit sehendem Auge und gutem Geschmacke sein müsse, habe nur ein gewisses Maß technischen Könnens der Schüler zu erzielen, tue aber hierfür gut, sich selbst nur als Handwerker zu fühlen. Welcher Unterricht, ob überhaupt ein bestimmtes Fach die Erziehung zur bildenden Kunst zu übernehmen habe, wird nicht entschieden; das Ergebnis bleibt: sie wird dem Lehrer jeder Anstalt überlassen, „der sich fähig fühlt". Zur Frage, wie

sie innerhalb des Unterrichts geschehen solle, gilt der Verfasserin Ipfelkofers Standpunkt („Bildende Kunst an Bayerns Gymnasien", München 1904) als annehmbar: Keine Kunstgeschichte, sondern Auswahl des Besten; keine allgemeinen Urteile, sondern stets eigene Anschauung und Erfassung des Einzelwerkes als Hauptziel! Das findet sie bei Luckenbach (Antike Kunstwerke im klassischen Unterricht, München 1901) praktisch in geeigneter Weise betätigt. Quensel dagegen (Bericht des Weimarer Seminars 1905) löse durch wortreiches Ausspinnen des Stoffes, durch Erzählungsfülle die Wirkung der aufs Auge zielenden Malkunst vorzeitig auf, statt vom Bilde als Vermittler seines Gehaltes auszugehen. Und auch die Methode, die Walter Geisel („Betrachtung von Kunstwerken in Schule und Haus", Glückstadt 1912) anwendet, lehnt sie ab, weil sie für die Augenkunst die Umschreibung in der Schwesterkunst Poesie suche (z. B. für die Büste der Königin Luise von Rauch einfach in Körners bekannten Versen darauf, für Böcklins Toteninsel Worte aus Nietzsches „Zarathustra" und Goethes „Iphigenie"). Auch auf den Zufall, daß ein Kunstwerksdeuter originell und original als subjektiver Kritiker verfährt wie Lichtwark, will sie es nicht ankommen lassen: wirklich Vorbildliches könne nur auf systematischem Boden geschehen. Nun folgt das „System der Kunstbetrachtung" als feste Kunsterziehungsmethode: es soll „dem Auge die Richtungen angeben, in denen es schauen soll". Luise Potpeschnigg ist bei dessen Wiedergabe bemüht, das System ihres akademischen Lehrers in einen schulgemäßen Wegweiser für Lehrende und Lernbegierige zu übersetzen. Vor jeder Anwendung des Systems muß das Kunstwerk beschrieben werden — eine sehr vernünftige, beinahe selbstverständliche Forderung, deren Unterlassung unfehlbar zu voreiligem Urteil führen würde; die Fähigkeit, Dinge zu bezeichnen, den Gegenstand und Gegenständliches zu erkennen, ist äußerst wichtig. Bis hierher kann man dem Buche unter mehrerem Vorbehalt folgen. Das, worauf es der Verfasserin nun erst recht ankommt, ruft von Seite zu Seite gesteigerte Bedenken auf den Plan. Nicht an Strzygowskis System an sich soll hier Kritik geübt werden: Einheit und Einheitlichkeit sind für jeden Zweig der Wissenschaft hohe und notwendige Ziele. Aber geht es bei der „Einführung" um Wissenschaft? Oder nicht vielmehr um das Leben, das die Kunst spendet, spenden soll? Hängt dies von ihr täglich neu ausgestrahlte Leben aber für jeden Fall ab vom Wissen um 1. Material — Technik, 2. Gegenstand, 3. Gestalt, 4. Form (Masse, Raum, Licht, Farbe), 5. Inhalt? Luise Potpeschnigg weiß selbst, daß nicht jede Seele zum Erlebnis eines Kunstwerkes gezwungen werden kann. Alle Feinheit ihrer oft geistvollen Untersuchungen, all ihr feines Einfühlungsvermögen aber hat sie nicht vor dem Hauptirrtum bewahrt: Ihre „objektive" Methode soll jedem Kunstwerk umgelegt werden wie ein Gürtel, der für alle paßt. Das heißt denn doch aus Kunstgenuß, diesem zarten Erlebnis, Kunstgelehrsamkeit machen wollen, und dafür ist nicht nur mancher Genießende, besonders der junge, ungeeignet, auch wohl zu schade, sondern auch manches Kunstwerk. Der Kunstgelehrte, der zu wissenschaftlich wohlbegründetem Urteil kommen will und soll, bediente sich dieses Rezepts zum Rüstzeug! Der die Kunst Vermittelnde, zur Kunst Erziehende handle nicht nach ein und derselben Vorschrift für alle, sondern nach der aus gründlichster Erfahrung gewonnenen jenes großen Arztes: nicht die Krankheit werde behandelt, sondern der Kranke! Nicht zur Bildhauerei oder Malerei werde erzogen, sondern zum einzelnen Bildwerk, das, sofern es echte Kunst ist, einzig ist und fordert, daß man seinem Eigenleben nachspüre! Und dafür gibt es seit den Kunsterziehungstagen nur einen Weg: Such' den Eingang für jedes Kunstwerk, von dem aus du all seine Höhe und Tiefe findest! Das Kunstwerk schreibt hierfür jedesmal vor, wie es zu erfassen ist; das Buch der Potpeschnigg aber schreibt dem Kunstwerke vor: zeig' meine Regeln von Material — Technik, Gegenstand, Gestalt, Form, Inhalt auf, füg' dich meinem System! Dabei sieht auch die Verfasserin die Grenze der Möglichkeit ihrer Methode und erkennt, „daß diese reifste Frucht aller Erziehungstätigkeit stets an die Sonne einer hingebungsvollen Persönlichkeit gebunden ist". Muß der Künstler im Anregen der Phantasie ein festes Maß von Keuschheit und Zurückhaltung wahren, um so mehr der Kunsterzieher: seiner Zöglinge Phantasie soll am Kunstwerk in die rechten Wege geleitet, angeregt, aber nicht erfüllt werden, und bei allen Vorzügen der peinlichen Genauigkeit — es gibt in der Kunst Selbstverständlichkeiten. Kein Schema aber ist für das Leben der Kunst ein heilsames Rezept, es tötet. So greife ich wieder auf das Buch von Walter Geisel zurück und bekenne gern, daß zwar nicht immer, doch

meist von seiner Auslegung der Kunstwerke, oft gerade da, wo sich das Dichterwort innerlich dem Bildwerke gesellt, dasjenige Leben ausgeht, um das es in der Hinführung zum Genuß der bildenden Kunst geht. Die wechselseitige Förderung und Erhellung einer Kunst durch eine andere ist unter Umständen außerordentlich geeignet, das Kunsterlebnis zu vertiefen, ja oft überhaupt erst zu schaffen. Von dem Buche der Potpeschnigg aber muß ich sagen, daß sein Hauptwert nicht in seinem eigentlichen Zwecke liegt, sondern in den reichen, anregenden Seitenblicken, die es gewährt, und die mindestens so sehr wie sein angestrebtes Ziel deutlich genug zeigen, wie ernst hier das Problem der Kunsterziehung von einer Frau angefaßt ist.

Nach diesen Ausführungen, die im Anschluß an Potpeschnigg und Geisel den Anschnitt grundsätzlicher Fragen erforderten, bedürfen die anderen hierher gehörigen Schriften nur kürzerer Andeutungen.

Der gleiche sachliche Ernst wie in der „Einführung" leitet die Untersuchungen, die Luise Potpeschnigg vorher der „Kindheit bildender Kunst" zugewendet hat (Säemann-Schriften, Heft 2, Verlag B. G. Teubner, Leipzig und Berlin 1912). Sie bewegt sich dabei auf sehr schwankem Boden, zumal der knappe Raum ihrer Schrift nicht entfernt zureicht, mit der erforderlichen Genauigkeit die Grenzen zwischen Ethnologie und Kinderforschung zu scheiden. Der Beschäftigungstrieb des Kindes, seine Freude am Nachahmen scheint mir nicht genügend berücksichtigt, wie denn die im Zustande gesteigerter Kultur auf das Kind einstürmenden Einflüsse, Gewöhnung u. a. viel zu sehr beiseitegeschoben werden. Man sieht, wie noch ungefestigt so die Grundlage für die Beantwortung der Frage ist, ob plastische oder zeichnerische Wiedergabe die frühere ist. Und doch ist auch diese Arbeit voll feiner Bemerkungen und Beobachtungen; für den Zeichenunterricht selbst kommt mancherlei Anregung dabei heraus. — Mit weitaus festerem psychologischen Rüstzeug ausgestattet, auch literarisch tief eindringend ging Dr. Gustav Dehning an seine Arbeit über Bildunterricht (Pädagogisch-psychologische Forschungen, herausg. von Meumann u. a., Verlag Quelle u. Meyer in Leipzig, 1912). Er setzte sich das Ziel, durch zahlreiche Versuche die Möglichkeit formaler Kunsterziehung zu erweisen bez. die Frage zu beantworten, von welchem Alter ab und bis zu welchem Grade das Kind einem Bildwerke ästhetisches Verständnis entgegenzubringen vermag. Seine Versuche, nur dadurch beschränkt, daß er nur mindestens mittelbegabte Großstädter und nur mindestens Neunjährige heranzog, sind außerordentlich sorgfältig durchgeführt und lehrreich. Die Ergebnisse werden auch mit gebotener Vorsicht verallgemeinert. Der Gewinn für die Methode der Kunsterziehung ist danach nicht gering; am wichtigsten das Ergebnis: „Die beschreibende Anschauungsart ist für die formale Beurteilung von Bildern nicht so günstig wie die beobachtende und gefühlsmäßige; diese beiden Typen kombiniert (gefühlsmäßig-beobachtender Typus), fördern das künstlerische Verständnis am meisten und bilden die beste Grundlage für den ästhetischen Genuß" (S. 61). Das ist eine experimentell-psychologische Bestätigung dafür, daß Kunstunterricht nur ein Ziel haben kann: laßt sie's fühlen, anders werden sie's nicht erjagen! — Für die Förderung unserer Jugend zu künstlerischer Ausdrucksfähigkeit findet Prof. Alois Kunzfeld in einem als Sonderdruck verbreiteten, lesenswerten Aufsatze „Jugendkunst (Verlag von Gerlach u. Wiedling, Wien 1911, aus der Zeitschrift für Kinderschutz und Jugendfürsorge) warmherzige, in ihrer Liebe zur Sache und zum Kinde sieghafte Worte.

Was das Bilderbuch und Werke bildender Kunst im Unterrichte bedeuten können und sollen, untersucht überwiegend praktisch, dabei (was viel zu wenig geschieht) aus eigener Erinnerung schöpfend, fast durchweg sehr glücklich, mit peinlichster Sorgfalt Joh. Erler in seinem mit reichem Bildwerk ausgestatteten Buche (Ratgeber für deutsche Lehrer und Erzieher, herausg. von K. Hemprich und R. Fritzsche, 1. Reihe, 7. Bd., Verlag von Julius Beltz, Langensalza 1911). Zu den sehr dienlichen Schriftenangaben möchte ich nur Gottwald Webers köstliche Märchensammlung „Aus der Stadtmauerecke" (Bertelsmann, Gütersloh 1913) nachtragen, der Paul Hey seine Farben- und Stiftkunst geliehen hat, und auf die nicht nachdrücklich genug hingewiesen werden kann. Wie wohlbegründet hat sich Erlers Warnung erwiesen, daß „intensivere ästhetische Bildung und Erziehung nicht die andere zu starker, mannhafter Willenskraft" übertönen dürfe! Dagegen überschreiten die gewiß edlen, aber ins Maßlose gesteigerten Ansprüche, die F. John an die „Künstlerische

Erziehung" (Verlag Quelle u. Meyer, Leipzig 1911) stellt, die Grenze dessen, was selbst für den besten Durchschnitt Lehrender und Lernender erreichbar ist, ja, was für ein Volk überhaupt gesund sein mag. John fordert und fordert in wärmender, glühender Begeisterung, daß wir durch Poesie, bildende Kunst, Tanzkunst und Musik zu der „einzigartigen Daseinsharmonie" der alten Griechen geführt werden — fehlt nur die Weisung von Weg und Mittel für den schönen Willen, „den reichen, aber dunklen Schaffens- und Gestaltungstrieb der deutschen Jugend zugleich geistig zu erhellen, künstlerisch zu verklären und sittlich zu festigen".

Ganz einer praktischen Lösung der Erziehung zur Kunst, auch der Frage des Heimatschutzes zugewandt trifft Otto Winter in seiner Schrift „Schulhaus und Heimat" (Leipzig 1911, Verlag List u. v. Bressendorf) einen wirklich wunden Punkt: den Schulhausbau in Stadt und Dorf. Die Forderungen, die er, durchdrungen von der Überzeugung, daß vom Schulhaus für Lehrer, Schüler und Gemeinde reiches Leben, Heimatgefühl und Werkfreudigkeit ausgehen soll, erhebt und durch Beispiele von Schulbaukunst und Schulbausünden erhärtet, darf man Wort für Wort unterschreiben. Sein kampfmutiger und erfolgsfroher Ruf darf nicht ungehört verhallen. — Über die preisgekrönte Arbeit von Fritz Giese, „Reformvorschläge, wie die Ausbildung des Akademikers in der Kunst mehr gepflegt werden kann und muß" (Archiv für aktuelle Reformbewegung auf jeglichem Gebiete des praktischen Lebens, Heft 4, Leipzig o. J., Verlag Edmund Demme) dagegen, deren Vorschläge ganz gewiß nicht so nützlich noch praktisch sind, wie der Verfasser glaubt, ja in ihrer Begründung oft recht bedenklich anmuten, sind so wenig Worte zu verlieren, als sie bisher umgestaltend eingegriffen hat. — Nicht von Arbeiterkunst, sondern davon, „wie sich die Arbeiter zur Menschenbeglückerin Kunst stellen", handelt A. Springer, der selbst in die Schuhfabrik gegangen, in seiner Schrift „Arbeiter und Kunst" (Verlag für Volkskunst, Rich. Keutel, Stuttgart o. J. [1911]. Das Büchlein ist manchmal Anklage, erhebt sich aber mehr und mehr zu aufbauenden Betrachtungen, die viel zu denken geben. Leidenschaftlicher Wille zur Kunst spricht aus ihnen, an der auch für den Arbeiter Anteil gefordert wird, „weil sie zu einem edlen Menschentum gehört" und der Arbeiter hierauf „verbrieftes Recht besitzt". Man wird darüber die Frage nicht los: spricht hier ein Arbeiter oder der Arbeiter? Denn neben dem schönen Stolz eines künstlerisch denkenden und fühlenden Arbeiters reckt sich doch auch der eines Menschen, der nicht zurückstehen möchte mit dem, was Ungeahntes er kann und weiß.

Unbedingt förderlich für den Unterricht und jedwede Kunstbetrachtung ist Dr. Richard Meßlénys, des Genfer Privatdozenten, Unternehmen, aus den Briefen Winckelmanns eine — auf drei Bände berechnete — Auswahl zu treffen: „Aus Joh. Jac. Winckelmanns Briefen", B. Behrs Verlag (Friedrich Feddersen), Berlin 1913. Schon dem ersten Bande folgt der Wunsch auf den Weg, daß sich hiernach eine historisch-kritische Ausgabe aller Briefe Winckelmanns als unentbehrlich und ausführbar erweisen möge. Dann aber nicht in der abgedankten Weise, sie nach ihren Empfängern in Abteilungen anzuordnen, sondern in zeitlicher Folge! Die innere Entwicklung des Briefschreibers ist das Entscheidende, nicht die Empfänger. Was Meßlény selbst an Kommentar und Erläuterung dazutun wird, soll erst der dritte Band erkennen lassen. — Ganz ausgezeichnete Dienste leistete mir bereits Eduard Castles Sammlung von Winckelmanns, Lessings, Hirts, Goethes, Brunns und Justis Abhandlungen über „Die Gruppe des Laokoon" (Gräsers Schulausgaben klassischer Werke, Heft 112, Verlag B. G. Teubner, Leipzig u. Berlin o. J.). Ist gleich Castles Einführung für Schulzwecke zu hoch gehalten, so bedeutet ohne Zweifel diese Zusammenstellung doch geradezu eine Rettung der für die Schule in ihrer Fruchtbarkeit mehr und mehr bezweifelten Lektüre von Lessings befreiender Schrift.

(Schluß folgt.)

Mitteilungen.

Auf Karl Gjellerup, den jüngsten Träger des Nobelpreises, dürfen wir mit Recht auch in dieser Zeitschrift hinweisen. Voll Ernst sucht er in die Tiefe eines Menschenherzens zu dringen und dann tiefer noch den Sinn einer ganzen Zeit zu erfassen. So ist's kein Wunder, daß er in seinem neuesten Werk wie Hebbel eine Zeit des Übergangs wählt: Der goldene Zweig. Dichtung und Novellenkranz aus der Zeit des Tiberius. (Leipzig, Quelle u. Meyer.

M. 5,—.) Auf dem Grunde des geradezu quälend in seiner Verkommenheit geschilderten Römertums erhebt sich die Ahnung der kommenden Mächte: des Christentums und der Welt germanischer Treue. Noch triumphiert alter heidnischer Wahn und der römische Machtgedanke, aber wir fühlen mit Tiberius, dem einsamen Menschen inmitten einer Welt von Schurken, daß die Zukunft doch einer neuen, reineren Welt gehört. Ein Buch, das mit zunehmender Macht in seinen Bann zwingt.

Ein ganz persönliches Werk schenkt uns Hans Thoma: Die zwischen Zeit und Ewigkeit unsicher flatternde Seele. (Jena, Eugen Diederichs 1917. M. 2,—.) Hier hat jedes Wort der Kritik zu schweigen: wer sich mit deutschem Wesen beschäftigt, wird mit Andacht diesem echt deutschen Mann lauschen, wie er sich mit den letzten und größten Fragen auseinandersetzt, ernst und doch kindlich schlicht. Ein herzandringendes Buch.

Einen anderen ganz Großen sucht Hans Westerburg uns näherzubringen. „Was hat Wilhelm Raabe unserer Zeit zu sagen?" fragt er (Leipzig, F. W. C. Graef) und gibt als Antwort einen Überblick über Raabes Weltanschauung und Ethik. In warmen Worten legt er dar, wie ungeheuer bedeutungsvoll diese Anschauung gerade für unsere Zeit ist und wie alles getragen wird von tiefster Vaterlandsliebe. Vgl. desselben Verfassers Arbeiten: Wilhelm Raabe als Förderer persönlichen Lebens (Programm 1914, Eutin). Aus W. R.s Ethik. I. Gelassenheit (Mitteilungen f. d. Gesellsch. d. Freunde W. R.s 1917. Nr. 1). II. Der geistige Egoismus (ebenda Nr. 2).

Der 60. Geburtstag der Dichterin (30. Januar) hat mir die Werke von Johanna Wolff-Hamburg in die Hände gespielt und nun möchte ich für die nicht nach Gebühr Bekannte werben. Denn sie ist eine besonders reiche, starke Persönlichkeit. Ihr Werden hat sie uns selbst erzählt. (Das Hanneken. Ein Buch der Armut und Arbeit. Frankfurt a. M., Rütten und Loening.): wie das arme Schusterskind als Doppelwaise aufwächst, wie sie als Schwester in allerlei Diensten der Nächstenliebe heranreift und endlich das Glück findet. Das alles stellt sie schlicht, manchmal fast hart, vor uns hin und wir staunen, wie sich in ihr sicheres Urteil und klarer Blick mit tiefer, sehnsuchtsvoller Leidenschaft vereinen. Von ihr selbst gilt ihr Wort: „Die kleinen Dinge weiteten sich und wurden größer, sie stießen an das große Leben, das über dem kleinen steht wie der Himmel über der Erde" und es ist „Schönheit über diesen Menschen und eine herbe Ganzheit."

Ihre Schauspiele (Die Meisterin [Schuster und Löffler] und Susannens Rosengarten [Callwey]) zeigen denselben starken Willen zur Wahrheit und tiefes Eindringen ins Menschenherz. Frauenseelen sucht sie zu ergründen, Frauen, die sich in der Liebe selbst opfern. Wohl geht sie hier in den Spuren der Naturalisten, aber das Eigene dringt doch durch und besonders die „Meisterin", die das Zusammenprallen zweier Welten spiegelt, greift uns ans Herz.

Am klarsten aber offenbart sich Johanna Wolff in ihren Gedichten. Wenn sie die einen „Du schönes Leben" nennt (Schuster und Löffler), so ist das nicht überströmendes Jugendgefühl, sondern es stehen dahinter schwere Kämpfe und viele Stunden des Sinnens und Sorgens. Drum sind ihre Hände zart und lind geworden und sie warnt „Sacht du!" oder „Nicht zerbrechen!" und ihre Seele ist ernst, aber sie kann doch von sich sagen: „Was von Schmerzen blieb im Herzen, flog ins große Licht hinein". Das gibt ihr immer wieder Mut und nie hat sie sich den Blick für die Schönheit des Lebens nehmen lassen. „Offen sein, das ist alles. Und immer den schaffenden Gott zu empfangen." Darum gelingt ihr auch Leichtes und Beschwingtes neben Gedichten voll überströmenden Gefühls.

Noch reiferes Menschentum und noch sicherere Formung aber zeigen ihre neuen Gedichte. (Von Mensch zu Mensch. Gedichte. Rütten und Loening 1917). Die alten Fragen sind's, die sie bewegen, von Weib und Mann, von den Menschen, die mit- und füreinander leben und doch allein sind, vom Leben und vom Tod, von Gott. „Meine Seele reckt sich hoch in den Raum und schlägt doch Wurzeln wie ein Baum in der lieben Erde", singt sie, und das „lieb" ist ernst gemeint. Voll Suchens, voller Leidenschaft ist sie oft und davon zeugen auch die Verse, andere atmen eine wundervolle, schlichte Ruhe. Alles aber wird beseelt von ihrem starken Glauben an das Leben, an den Menschen, an ein neues Geschlecht voll Kraft, Mut und Hoheit und voll Sehnsucht, an das ewige Werden im Menschen. So stellt sich uns hier eine ganze Persönlichkeit dar, ein Mensch mit allem Suchen und allem Widerspruch, aber ein Mensch, mit dem wir gern wandern, weil er große, reine Ziele hat. Hoffstaetter.

Aus Zeitschriften: E. Maaß, Goethe und Horaz (Neue Jahrbücher. 39. Bd. S. 349 u. S. 409). — E. Timerding, Der Gotische Mensch (ebenda 40. Bd. S. 305).

— J. Wiegand, Die Gesten in der deutschen erzählenden Dichtung (ebenda S. 332). — A. Leitzmann, Zur Entstehungsgeschichte von Schillers „Künstlern" (ebenda 39. Bd. S. 473). — F. Faßbaender, R. Wagners „Parsifal" als Schullektüre (ebenda 40. Bd. S. 294). — Lohmann, Der deutsche Unterricht in Klasse I des Lyzeums (epische Dichtungen) (Frauenbildung 16. Jahrg. Heft 9/10. S. 250). — W. Mohr, Die deutsche Oberschule — die höhere Schule, die uns nottut (Die deutsche Schule 21. Jahrg. 9. Heft. S. 470). — Eine bemerkenswerte Anregung gibt Basnizki in den Südwestdeutschen Schulblättern (34. Jahrg. Nr. 8/9. S. 201): er fordert pädagogische Lehrgänge für die unter unseren Amtsgenossen, die sehr lange im Felde waren, um sie über die Fortschritte zu unterrichten. Solche Lehrgänge könnten sehr gut benutzt werden, um die Hörer für die deutschkundliche Betrachtungsweise zu gewinnen.

In der Zeit vom 22. bis 30. Oktober 1917 hat das Berliner Zentralinstitut für Erziehung und Unterricht als erste auswärtige Veranstaltung dieser Art eine Pädagogische Herbstwoche in Frankfurt a. M. abgehalten, die allen Lehrern und Lehrerinnen von akademischer und seminaristischer Vorbildung gegen eine Teilnehmergebühr von 20 M. zugänglich war. Die Zahl der Teilnehmer hat rund 260 betragen, von denen 60 aus den verschiedensten Teilen von Deutschland stammten, 200 den Kreisen der Frankfurter Lehrerschaft angehörten, für die der Magistrat die Zahlung der Teilnehmergebühren durch eine Pauschalsumme abgelöst hatte. Die Vortragenden gehörten in ihrer Mehrzahl dem Lehrkörper der Frankfurter Universität oder hiesiger höherer Schulen an. Jeder Vortragszyklus umfaßte 4 Stunden. Die Bedürfnisse des deutschen Unterrichts sind bei der Herbstwoche in weitem Umfange berücksichtigt worden. Es haben auf diesem Gebiete Vorträge gehalten Herr Geh. Regierungsrat Prof. Dr. v. Arnim über „Plato, ein Hort des Idealismus" — Herr Geheimrat Direktor Prof. Dr. Biese über „Gewinnung einer einheitlichen Welt- und Lebensanschauung durch philologische Durchdringung des deutschen und des altsprachlichen Unterrichts", — Herr Direktor Dr. Bojunga über „Die deutsche Sprachgeschichte im Unterricht der höheren Schulen", — Herr Prof. Dr. Friedwagner über „Die geistigen Beziehungen zwischen Deutschland und Frankreich in Vergangenheit und Zukunft", — Herr Geh. Regierungsrat Prof. Dr. Kautzsch über „Einführung in die Geschichte der mittelalterlichen Baukunst am Rhein", — Herr Prof. Dr. Küntzel über „Die deutsche Geschichtschreibung im Spiegel der geschichtlichen Ereignisse vom 18. Jahrhundert bis in die Gegenwart", — Herr Direktor Dr. Neubauer über „Das Erziehungsziel der höheren Schulen und die philosophische Propädeutik", — Herr Geh. Regierungsrat Prof. Dr. Panzer über „Kunst und Kultur des deutschen Mittelalters in ihren Beziehungen zur gleichzeitigen Dichtung", — Herr Prof. Dr. Planitz über „Das Recht als Bestandteil unserer Kultur", — Herr Prof. Dr. Sprengel über „Das Staatsbewußtsein in der deutschen Dichtung seit Kleist". Außerdem sprach das Mitglied des Frankfurter städtischen Schauspielhauses, Herr Alfred Auerbach, der zugleich Lehrer am Hochschen Konservatorium ist, über den Vortrag deutscher Gedichte. Zur Ergänzung der Vorträge fanden u. a. Besichtigungen des Städtischen Historischen Museums und des Städtischen Schulmuseums statt. Bei der Eröffnung der Herbstwoche wurden von dem als Vorstandsmitglied des Zentralinstituts mit ihr beauftragten Vertreter der städtischen Schulverwaltung mitgeteilt, daß in Frankfurt a. M. die Absicht besteht, künftig ständige Fortbildungskurse für die Lehrerschaft zu veranstalten. Wir hoffen, daß diese Kurse auch dem deutschen Unterricht in ebenso reichem Maße zugute kommen, wie das bei der Pädagogischen Herbstwoche der Fall gewesen ist.

W. H. Riehls kulturgeschichtliche Vorlesungen sollen herausgegeben werden. Ehemalige Hörer, die vollständige Niederschriften seiner Vorlesungen besitzen, werden gebeten, sie an Studienrat Dr. Max Offner in Straubing zu senden.

Für die Leitung verantwortlich: Dr. Walther Hofstaetter, Dresden 21, Elbstr. 1.

Die Wikinger.

Von Walther Vorsch in Plauen.

In zwei wildbewegten Jahrhunderten haben sich die Völker des germanischen Nordens, die Dänen, Norweger und Schweden, ihren Platz in der europäischen Geschichte errungen. Während sie bis zum Beginn des 9. Jahrhunderts dem übrigen Europa fast unbekannt geblieben waren, erfüllten sie nun mit einem Male ganz Europa mit dem Ruhm und dem Schrecken ihres Namens. Die gewaltigste Zeit in der ganzen Geschichte der nordischen Germanen stellen jene zwei Jahrhunderte der Wikingerzeit dar, in denen sie nicht nur in allen Ländern Europas und weit darüber hinaus kämpften, raubten und mordeten, sondern auch neue Länder besiedelten, neue Staaten gründeten und so dem Weltbilde auf Jahrhunderte hinaus auch ihr Gepräge aufdrückten. So bedeutend nun diese Wikingerzeit nicht nur für die Geschichte der nordischen Staaten, sondern auch für die Erforschung germanischer Kultur in der so wichtigen Zeit der Berührung mit westeuropäischer und christlicher Kultur ist, so bedeutend sie damit auch für das Gebiet der Deutschkunde im allgemeinen wird, so wenig wird sie gewöhnlich gekannt und berücksichtigt. Ihre geschichtlichen Quellen liegen allzu verstreut in den englischen und fränkischen Chroniken und in byzantinischen oder sogar arabischen Geschichtschreibern, und die reichen kulturgeschichtlichen Werte, die uns jene Zeit zu bieten vermag, sind nur dem Kenner der nordischen Sprache und Literatur zugänglich[1]). Nur eine Seite dieses fesselnden Gebietes, die bei jener kriegerischen Zeit am meisten die Aufmerksamkeit auf sich zieht, die Kriegszüge und das Kriegswesen der Wikinger, soll im folgenden behandelt werden, und auch dabei kann es natürlich nicht unser Ziel sein, all die vielen kriegerischen Unternehmungen im einzelnen, alle Landungen und Kämpfe zu verzeichnen; wir müssen uns damit begnügen, eine Vorstellung von der Ausdehnung und der Art der kriegerischen Tätigkeit der Wikinger zu geben.

In einer alten angelsächsischen Chronik lesen wir: „Im Jahre 793 zeigten sich schlimme Vorzeichen über Northumberland, die das Volk furchtbar erschreckten: es gab außerordentliche Wirbelstürme und Blitze, und man sah feurige Drachen in der Luft. Eine große Hungersnot folgte auf diese Zeichen; und kurz darauf, im selben Jahr, am 8. Juni, verheerten heidnische Männer die Gotteskirche in Lindisfarne

1) Treffliche Übersetzungen suchen neuerdings diesem Übelstande abzuhelfen; ich verweise nur auf die prächtige, von Niedner herausgegebene Sammlung „Thule" im Verlag von Diederichs in Jena. Die geschichtlichen Quellen sind von Steenstrup in seinem dänischen Werk „Normannerne" und von W. Vogel, „Die Normannen und das Fränkische Reich", Heidelberg, Winter, für das westeuropäische Gebiet bearbeitet. Eine anregende, volkstümliche Darstellung der Wikingerzeit gibt neuerdings Conrad Müller in seiner alle Beziehungen der germanischen Völker zum Meere erschöpfenden „Altgermanischen Meeresherrschaft", Gotha, Perthes, 1914.

furchtbar mit Raub und Mord." So erschienen, dem abergläubischen Volke durch unheildrohende Vorzeichen angekündigt, die ersten Wikinger in England. Überall in der christlichen Welt hatte man Mitgefühl mit den unglücklichen Gottesmännern des Klosters Lindisfarne an der schottischen Grenze und Abscheu gegen die grausamen, heidnischen Seeräuber. Aber bald mußten die Völker innewerden, daß es sich hier nicht um einen vereinzelten Raubzug handelte, sondern daß auch ihnen dieselben Schrecken drohten. Im fränkischen Reiche, in England, Irland und Schottland erschallte bald überall das verzweifelte Gebet in den Kirchen: „Befreie uns vom Wüten der Normannen, o Herr!" Durch Übervölkerung aus ihren oft wenig fruchtbaren Gebieten getrieben, durch das Aufkommen von Kleinkönigen in ihrer persönlichen Freiheit beengt, aber auch durch Abenteuerlust und Beutegier gelockt, zogen immer zahlreichere Scharen seetüchtiger und waffenkundiger Männer aus Norwegen, Dänemark und Schweden über die See. Galt es ja doch nicht für eine Schande unter ihnen, auf Seeraub auszugehen. Ehrenvoll war es für den Edeling, sich durch sein Schwert Reichtum und Ansehen zu verschaffen, und die Skalden besangen die vom Volke bewunderten Seehelden. Mancher Kleinfürst, dem sein Reich nicht genug Einkünfte und kriegerische Betätigung bieten konnte, fuhr Jahr für Jahr „auf Wiking", der Sohn übernahm diese Tätigkeit, wenn den Vater das Alter zur Ruhe zwang, und selbst mächtige Könige wie Olaf der Heilige schämten sich nicht, in ihrer Jugend jahrelang als Wikinger gelebt und gekämpft zu haben. Auf ihren kleinen, einmastigen Schnellseglern trotzten sie Wind und Wetter, unvermutet erschienen sie an den ungeschützten Gestaden der Nord- und Ostsee und schließlich auch des Mittelmeeres, kühn drangen sie die Ströme hinauf bis ins Herz der Länder, und überall verbrannten sie Klöster und Städte, erschlugen sie die Männer, raubten sie Weiber und Kinder und Vieh und Habe[1]). Anfangs begnügten sie sich mit einzelnen Raubzügen und Vorstößen in die fremden Länder und kehrten dann, mit Beute beladen, in ihre Heimat zurück; ein Menschenalter später schon begannen sie in den feindlichen Ländern, meist in befestigten Lagern an den Flußmündungen, zu überwintern, und nach einem weiteren Menschenalter endlich fingen sie an, die unterworfenen Gebiete unter sich zur Ansiedlung zu verteilen und selbständige nordische Reiche zu gründen.

Gegen das nördliche England, Schottland, Irland und die kleineren britischen Inseln fluteten vor allem die Norweger heran. Anfangs verheerten sie nur in kleineren Scharen die Küsten und Inseln; bald aber erschienen größere Flotten, deren Besatzungen sich auch für den Winter an den fremden Küsten niederließen und von da aus Züge in das Innere des Landes unternahmen. So klagt ein alter irischer Chronist: „Die See spie Flotten von Fremdlingen über Erin aus, so daß sich

1) Der Ursprung des Namens „Wikinger" (altnord. víkingar) ist viel umstritten. Die einen leiten ihn vom Zeitw. vega, kämpfen, ab, andere von vík, die Bucht, und erklären ihn als „die in den Buchten auf Beute Lauernden", noch andere endlich führen ihn — vielleicht am einleuchtendsten — auf den Namen der Landschaft Vík am Kristianiafjord zurück. Die Wikinger wären sonach die Bewohner dieses Landstriches; für die Bewohner anderer Gegenden hätte dann der Name die allgemeinere Bedeutung „Fremder" und schließlich „Feind" angenommen. Andere Bezeichnungen für die Wikinger sind „Normannen", besonders in Westeuropa, und „Waräger" in Osteuropa.

kein Hafen, kein Landungsplatz, keine Festung, keine Burg, keine Schutzwehr ohne Wikinger und Seeräuber fand." Um 836 schon war Irland von allen Seiten von Normannen überschwemmt, die Hauptstadt Dublin wurde von ihnen erobert und befestigt, und überall im Lande legten sie Festungen an, von denen aus sie die Insel beherrschten und die immer wieder sich regenden Freiheitsbestrebungen der Iren unterdrückten. Es entstanden mehrere norwegische Königreiche, die sich dank der Uneinigkeit der Iren zwei Jahrhunderte lang behaupten konnten. Erst 1170 fand durch Heinrich II. von England die norwegische Herrschaft in Irland ihr Ende, während die Hebriden und die Insel Man noch 100 Jahre länger norwegisch waren und die Orkney- und Shetlandsinseln sogar bis in die Mitte des 15. Jahrhunderts unter norwegischer Oberhoheit standen. Vor allem die Insel Man bewahrt noch viele Erinnerungen an die Wikingerzeit: das Äußere der Bewohner, viele Sagen und Märchen, Namen von Personen und Örtlichkeiten weisen zurück auf die normannische Besiedlung, die Verfassung der Insel mit ihrem Tynwald-Court (gesetzgebende Versammlung, vom altnord. þingvǫllr = Thingstätte) ist nordischen Ursprungs, und viele Runensteine bewahren mit ihren nordischen Inschriften das Andenken der einstigen Herrscher.

Aber der Tatendrang der Wikinger ging weiter. Als sie von den Färöern aus das ferne Island um das Jahr 870 entdeckt und in den folgenden Jahrzehnten besiedelt hatten, fuhren sie sogar nach Grönland und schließlich nach Amerika hinüber, wo sie sich schon ein halbes Jahrtausend vor Kolumbus mit Indianern oder Eskimos herumschlugen (1000—1006).

Das südliche England hatten besonders die Dänen zum Ziel ihrer Heerzüge genommen. Seit dem Beginn des 9. Jahrhunderts erschienen sie bald an der einen, bald an der anderen Küste, mehrfach wurden sie geschlagen, aber nur stärker kamen sie wieder. Die Feindschaft zwischen Angelsachsen und Kelten benützend, drangen sie allmählich immer weiter ins Innere des Landes ein; London selbst wurde mehrfach erobert und geplündert. Im Jahre 866 landete eine große Flotte unter dem Befehl von zwei Söhnen des sagenberühmten Ragnar Lodbrók an der Ostküste von England. Die Stadt York wurde eingenommen, und in kurzer Zeit war ganz Northumberland von den Normannen unterworfen. Bis zum Jahre 871 setzten sich dann die Dänen in den Besitz der ganzen nordöstlichen Hälfte von England, und nun versuchten sie, auch das Königreich Wessex im Süden unter ihre Herrschaft zu bringen. Hier aber widersetzte sich ihnen heldenmütig König Alfred der Große. Nach einer langen Zeit der Prüfung, in der sein Land schon völlig an die Eindringlinge verloren gegangen war, gelang es ihm endlich, die Normannen in der Schlacht bei Äthandun 878 zu besiegen und sie auf das Gebiet zurückzuweisen, das sie vorher besessen hatten. Hier, im sogenannten Danelag, in Northumberland, Ostangeln und halb Mittelengland, lebten sie dann in Freundschaft mit den Nachbarn, viele ließen sich taufen, darunter ihr König Guttorm, der den Namen Äthelstan in der Taufe annahm, und allmählich verschmolzen sie mit den Angelsachsen; aber noch heute zeugt das Aussehen und die Mundart der Nordengländer von ihrer nordischen Herkunft, und viele Ortsnamen im Gebiet des Danelag, vor allem die auf -by (altn. býr, Hof), thorp (Dorf), beck (Bach), dale endigenden, gehen auf die Zeit der normannischen Besiedlung zurück.

Hundert Jahre später, am Ende der Wikingerzeit, erneuerte sich noch einmal und noch gewaltiger die Flut der Normannen gegen England. Diesmal war es ein Rachekrieg. Der angelsächsische König Äthelred II. hatte, als er die immer wieder aus Dänemark einbrechenden Wikinger nicht mehr mit Gold wegkaufen konnte, zu dem verzweifelten Mittel gegriffen, an einem Tage, der sogenannten dänischen Vesper 1002, die in England wohnenden Normannen ermorden zu lassen. Obwohl dieser Plan nur unvollständig gelungen war, landete doch der Dänenkönig Svein Gabelbart mit einem mächtigen Heere in Northumberland, Sieg errang er auf Sieg, London mußte ihm die Tore öffnen, und durch Sveins Sohn Knut den Großen wurde ganz England der Herrschaft der Dänen unterworfen. Erst im Jahre 1042, nach dem Tode der Söhne Knuts des Großen, gewann es seine Selbständigkeit unter einem angelsächsischen König zurück, aber nur, um sie 1066 dauernd an ein anderes Wikingergeschlecht, die Normannenfürsten aus der Normandie, zu verlieren.

Während nämlich die Dänen ihre Eroberungszüge gegen England richteten, war auch das Festland nicht verschont geblieben. Auch das fränkische Reich und selbst Spanien mußten bitter leiden unter dem Wüten der Normannen. Im fränkischen Reiche waren sie schon zu Karls des Großen Zeiten erschienen. Dieser starke Herrscher aber ergriff sofort kräftige Gegenmaßnahmen: er ließ eine Flotte bauen, richtete Küstenwachen ein, und so gelang es ihm, den Wikingern das Wiederkommen zu verleiden. Unter seinen schwachen Nachfolgern verfielen aber alle diese Schutzmaßnahmen wieder. Das merkten die Normannen sofort, und immer häufiger erschienen sie von nun an vor den Küsten von Friesland und Westfranken. Der Bruderkrieg, der unter Ludwigs des Frommen Söhnen das Frankenreich entzweite, offenbarte ihnen die ganze innere Schwäche des Reichs; mit einem Schlage überschwemmten sie jetzt die ganze fränkische Küste von der Elbe bis zur Garonne. Seit 841 hatten sie Friesland völlig in ihrem Besitz; 845 erschienen ganz unerwartet 600 dänische Wikingerschiffe vor Hamburg; die Geistlichkeit mit Bischof Ansgar und die Einwohnerschaft verließen in wilder Flucht die Stadt, die eingenommen, geplündert und verwüstet wurde. Bald darauf wagten sich die Normannen schon rheinaufwärts bis Neuß, wo sie einen Winter zubrachten. Von 879 an erfolgten dann die kühnsten Züge der Wikinger in das Innere von Deutschland, und auch die Niederlage, die ihnen im Jahre 881 König Ludwig III. von Westfranken bei Saucourt an der unteren Somme beibrachte (vgl. das althochdeutsche „Ludwigslied", das diese Schlacht besingt), konnte darin keine Änderung schaffen.

Köln, Bonn, Jülich und Neuß wurden erobert und verheert, auch die alte Kaiserstadt Aachen fiel 882 in ihre Hände, wobei Karls des Großen Pfalz in Flammen aufging. Bis Koblenz fuhren sie jetzt den Rhein hinauf, dann folgten sie dem Lauf der Mosel, und die rauchenden Trümmer der alten Römerstadt Trier bezeichneten diesmal den Endpunkt der wilden Wikingerfahrt. Im Jahre 891 endlich gelang es König Arnulf, den gefürchteten Feinden eine entscheidende Niederlage bei Löwen im heutigen Belgien beizubringen; 16 eroberte normannische Feldzeichen konnte er als Siegespreis nach Regensburg schicken; die Normannen aber mieden von da an den Boden Deutschlands.

Dafür aber hatten sie längst schon im westfränkischen Reiche mit seinen reichen Klöstern, seinen vielen wohlhabenden Städten ein viel lockenderes Ziel für ihre

Fahrten gefunden. Dabei lagen in diesem Lande die staatlichen Verhältnisse besonders günstig für sie: Familienstreitigkeiten im Hause der Karolinger und unaufhörliches Fehdewesen unter den Großen des Reiches ließen nur selten einen mannhaften Widerstand gegen die Eindringlinge aufkommen. Schon 799 waren einzelne Wikinger sengend und brennend auf den vor der aquitanischen Küste liegenden Inseln erschienen, wohin sie dann auch in der Folgezeit — wahrscheinlich von Irland aus — fast alljährlich zurückkehrten. In der ersten Hälfte des 9. Jahrhunderts aber tauchten sie, gelockt durch den Bürgerkrieg in Frankreich, an allen französischen Küsten auf. Im Mai 841, einen Monat, ehe die Entscheidungsschlacht bei Fontenoy zwischen den Brüdern Ludwig, Karl und Lothar geschlagen wurde, lief schon eine dänische Flotte in die Seine ein und eroberte Rouen, dessen Einwohner in die Gefangenschaft geschleppt wurden; andere Wikinger fuhren die Garonne aufwärts und drangen bis Toulouse vor; am Ostersonnabend des Jahres 845 erschienen die Normannen mit ihrem Führer Ragnar das erste Mal mit 160 Schiffen vor Paris, nachdem sie das feige und unfähige Frankenheer unter Karl dem Kahlen mühelos überwunden hatten, und nur gegen eine Summe von 7000 Pfund Silber konnten sie zum Abzug bewogen werden. Immer unheilvoller wurden die normannischen Fluten, die sich über Frankreich ergossen; von der Seine und der Loire aus stießen sie gleichzeitig ins Innere des Landes vor, und niemand wagte ihnen mehr zu widerstehen. Ein französischer Geistlicher ruft damals klagend aus: „Fast keine Stadt, fast kein Kloster bleibt unberührt; alle flüchten, und selten ist einer, der sagt: Haltet stand, kämpft für euer Vaterland, für eure Kinder und euer Volk. Gefühllos und gegenseitig verfeindet, erkaufen sie mit Lösegeld, was sie mit den Waffen verteidigen sollten, und die Gemeinde der Christen wird verraten." Und diese Klage war nicht übertrieben. Riefen ja selbst Fürsten wie Lothar die Normannen zu Hilfe, und König Pippin II. von Aquitanien, ein Urenkel Karls des Großen, erkaufte den Beistand der Heiden gegen Karl den Kahlen, indem er seinen christlichen Glauben abschwor und an der Verehrung des Odin und Thor teilnahm. Im Jahre 882 drangen die Wikinger schon bis Reims vor, und 885 erschien das sogenannte „große Heer" mit einer ungeheuren Flotte wieder vor Paris. 700 Schiffe sollen sie damals beisammen gehabt haben, und 30—40 000 Mann sollen auf ihnen gekommen sein. Sie verlangten freie Durchfahrt auf der Seine durch Paris; die tapferen Verteidiger der Stadt aber, Bischof Gauzlin und Graf Odo von Anjou, verwehrten sie ihnen, worauf Paris belagert wurde. Auch auf diese Kriegführung verstanden sich die Wikinger: mit allen Kampfmitteln ihrer Zeit, mit allen Arten von Belagerungsmaschinen stürmten sie gegen die Stadt; diese aber widerstand tapfer fast ein Jahr lang, bis der Kaiser zu Hilfe kam. Zu feige aber, um den Kampf mit den Normannen aufzunehmen, kaufte dieser die Stadt in einem schmachvollen Frieden für teures Lösegeld frei und erlaubte den Feinden, auf der Seine weiter bis nach Burgund hinaufzufahren. Doch die stolzen Pariser verwehrten auch jetzt noch die Durchfahrt durch ihre Stadt. Da zogen die Wikinger kurz entschlossen ihre Schiffe aus der Seine, schleppten sie an der damals noch kleinen Stadt vorüber auf einer Strecke von mehr als 2000 Schritten über Land, setzten sie oberhalb von Paris wieder in den Strom und fuhren weiter nach Burgund. Dort überwinterten sie und kehrten dann auf dieselbe Weise seineabwärts zurück.

Doch Beweise so tapferen Widerstandes, wie ihn Paris leistete, waren nur allzu selten. Das Volk litt unsäglich unter den Raubzügen der Fremden, die jetzt ganz Frankreich zu Wasser und zu Lande durchstreiften. Die Annalen von St. Vaast klagen im Jahre 884: „Die Normannen hörten nicht auf, das christliche Volk in Gefangenschaft zu schleppen und zu töten, die Kirchen zu zerstören, die Mauern niederzureißen und die Dörfer zu verbrennen. Überall auf den Straßen lagen die Leichen von Geistlichen, Laien hohen und niederen Standes, Weibern, Kindern und Säuglingen; ja es gab keinen Weg und Ort, wo nicht Tote lagen. Überall herrschte Jammer und Schrecken; es schien, als sollte das Christenvolk bis zur Vernichtung ausgerottet werden." Und eine andere Chronik schreibt: „Größerer Jammer war nie über Frankreich gekommen. Niemand wagte sich aus den festen Städten; niemand schlief des Nachts ruhig auf seinem Lager; wie ein Sturm brachen die Normannen herein, wo man sie gar nicht erwartete, töteten die Priester, schleppten jung und alt fort, schändeten Frauen und Mädchen, trieben das Vieh weg und verbrannten alles, was sie nicht wegbringen konnten." Immer größer wurde die Not des Volkes; es fehlte schließlich an Lebensmitteln, an Vieh, an Saatkorn. Da war es für das Land geradezu eine Erlösung, als es gelang, die Normannen durch Abtretung eines Teiles von Frankreich zu besänftigen. Der gefürchtetste Wikingerführer war damals der Normanne Hrólfr oder Gongu-Hrólfr, den die Franzosen Rollo (Rou) nannten. Dieser hatte erst Heerfahrten in der Ostsee unternommen, war dann, als er auch in seinem Heimatland Norwegen geplündert hatte, von König Harald verbannt worden und auf Wikingsfahrt nach den britischen Inseln gezogen. Schließlich hatte er sich in Rouen niedergelassen und von hier aus die Ufer der Seine geplündert[1]). Da entschloß sich König Karl der Einfältige im Jahre 911, ihm das Land an der unteren Seine abzutreten, das die Normannen seit 899 schon tatsächlich besaßen, und ihn dadurch zum Frieden zu bewegen. In den Wikingerheeren hatte sich in der letzten Zeit eine innere Wandlung vollzogen. Aus den Seeräuberscharen waren allmählich Auswandererheere mit Weib und Kind geworden, die — abgesehen von fortwährendem Zuzug aus dem Norden — sich von ihrer Heimat gänzlich losgelöst hatten und daher viel mehr zu dauernder Ansiedlung, zur Gründung von Kolonien geneigt waren. Hrólfr wurde nun mit dem Gebiete belehnt, das seitdem die Normandie genannt wurde, und ließ sich unter dem Namen Robert taufen. Das Land wurde unter seine Gefolgsleute verteilt, strenge Gesetze wurden erlassen, durch welche die Ordnung wiederhergestellt wurde, und bald blühte die Normandie in ungeahnter Weise auf, ja sie wurde die am besten angebaute und am vorzüglichsten verwaltete Provinz Frankreichs. So zeigten die germanischen Barbaren, daß sie nicht nur im Kriege zerstören, sondern im Frieden auch aufbauen und ein blühendes Staatswesen schaffen konnten. In kurzer Zeit verschmolzen die Normannen mit den Franzosen; sie nahmen ihre Sprache und Sitten an. Doch ihren kriegerischen Geist und ihre Abenteuerlust bewahrten sie sich. Ein Nachkomme Hrólfs von der Normandie war es, der 1066 England eroberte und dort ein neues Reich gründete; Edle aus der Normandie waren es, die im selben Jahrhundert neue Reiche in Süditalien und in Sizilien errichteten. Die Normannen

1) Die Person und Herkunft Rollos ist noch umstritten. Die obige Darstellung schließt sich den nordischen Quellen an; der älteste fränkische Geschichtschreiber Rollos dagegen, Dudo von St. Quentin, erklärt ihn für einen Dänen.

auch sind es gewesen, die Frankreichs Seefahrt, Frankreichs Handel entwickelten und zur Blüte brachten.

Wie schon erwähnt, war von Anfang an auch die Westküste Frankreichs von den Wikingern heimgesucht worden. Auch hier konnte ihnen keine der alten, festen Städte widerstehen. Bordeaux, Tours, Orleans wurden eingenommen und büßten die Zwietracht und Schwäche ihrer Fürsten mit furchtbarer Heimsuchung. Doch zu immer weiteren, kühneren Fahrten drängten die Normannen ihre Erfolge. Im Jahre 844 erschienen sie zum ersten Male an der Nordküste von Spanien, und im selben Jahre noch kamen sie mit einer Flotte von 54 Kriegsschiffen und ebensoviel kleineren Fahrzeugen nach Lissabon. „Wie eine Wolke von dunkelroten Seevögeln", so sagt ein arabischer Geschichtschreiber, schwärmten ihre Schiffe über das Meer heran. Einen Monat lang belagerten sie die Stadt. Aber hier hatten sie einen ebenbürtigen Gegner gefunden: die Araber, die kriegskundig und seetüchtig waren wie sie selbst. Diese leisteten den „Madschus" oder Ungläubigen, wie bei ihnen die Normannen hießen, erbitterten Widerstand, und so hoben diese endlich die Belagerung auf und setzten ihre Fahrt südwärts fort. In Cadiz landeten sie wieder und zogen von da über Land nach Sevilla, das sie bald bis auf seine Burg eroberten und in Asche legten. Diese aber, in die sich der arabische Statthalter zurückgezogen hatte, widerstand ihren Stürmen, so daß sie die Belagerung wieder aufgaben und auf ihre Schiffe zurückgingen. Bald darauf tauchten sie an der Westküste von Nordafrika auf, wo sie bei der Stadt Arsila südlich von Tanger landeten und reiche Beute machten. Als sie aber bei einer neuen Landung in Spanien eine Niederlage erlitten, gaben sie ihren Zug auf und kehrten, an der Küste bis Lissabon wiederum plündernd, nach der Girondemündung zurück.

Doch im Jahre 859 erschienen sie unter den Führern Bjǫrn Eisenseite und Hasting zum zweiten Male — wohl von der Seine aus — in Spanien, nahmen Algeciras ein und fuhren durch die Straße von Gibraltar ins Mittelmeer ein. Bei Nekur an der Nordküste von Marokko landeten sie; die Mohammedaner, die Widerstand leisteten, wurden nach heftigem Kampfe besiegt, und reiche Beute und angesehene Gefangene waren der Kampfespreis der Wikinger. Noch viele Jahre später lebten gefangene Marokkaner als Sklaven in Irland. Nach der Abfahrt von der marokkanischen Küste eroberten die Normannen die Stadt Orihuela in Spanien, verheerten die balearischen Inseln und die Mittelmeerküste von Frankreich und schlugen endlich ihr Winterlager auf der Insel Camargue in der Rhonemündung auf; von hier aus unternahmen sie noch einen Streifzug rhoneaufwärts bis nach Valence. Nun sollte auch Italien die Wikinger kennen lernen. Von Rom hatten diese gehört als der größten und reichsten Stadt. Das lockte sie, da wollten sie plündern. So fuhren sie über das Mittelmeer hinüber; vom Sturm aber wurden sie in die Bucht von Spezia verschlagen, wo Hasting durch eine Kriegslist die Stadt Luna einnahm, deren Trümmer noch in der Nähe von Carrara stehen (vgl. S. 92f.). Auch Pisa und einige andere Städte wurden erobert und verwüstet. Auf der Rückfahrt erlebten die Normannen in der Straße von Gibraltar noch einen schweren Sturm, bei dem sie 40 ihrer Schiffe verloren; nach dreijähriger Auslandsfahrt landeten sie wieder in der Bretagne.

Dieser Mittelmeerzug ist die weiteste Ausstrahlung der westlichen Wikingerfahrten gewesen. Aber auch von Osten her gelangten die Normannen schließlich ins Mittelmeer.

Während die Norweger und Dänen hauptsächlich auf „Westwiking fuhren", d. h. die britischen Inseln, Frankreich und Spanien heimsuchten, hatten sich die Schweden vor allem die Küsten der Ostsee von Deutschland bis hinauf nach Finnland als Ziel ihrer Heerfahrten gesucht. In Deutschland gründeten zwar auch dänische Wikinger unter den an der Ostsee wohnenden Wenden feste Niederlassungen; so erhob sich auf der Insel Usedom oder Wollin die berühmte Wikingerfestung Jómsborg, der Sitz der sagenberühmten Jomswikinger. Aber weiter nach Norden zu, an den Küsten von Kurland und Estland besonders, heerfahrteten die Schweden. Schon längst wohl hatten sie mit diesen Gebieten in Handelsverbindung gestanden; seit etwa 830 aber unternahmen sie immer häufiger Kriegs- und Beutezüge nach diesen Küsten; bald auch drangen sie auf den Strömen, besonders auf der Düna, landeinwärts und unterwarfen sich weite Gebiete. Von der Düna gelangten sie zum Dnjepr und diesen Strom abwärts nach Kiew, und schon um die Mitte des 9. Jahrhunderts finden wir ein mächtiges nordisches Reich auf russischem Boden. In der russischen Chronik des Mönches Nestor (etwa 1100 verfaßt) werden diese Vorgänge so dargestellt, als ob die Slawen selbst, um der bei ihnen herrschenden Unordnung abzuhelfen, „die Waräger, die Russen, ein Volk über der See", im Jahre 862 in ihr Land gerufen hätten. Da aber Nestor an derselben Stelle erzählt, daß die Slawen unmittelbar vorher Skandinavier, die sich in ihrem Gebiet niedergelassen hatten, vertrieben hätten, ist diese Erzählung von der freiwilligen Herbeirufung der Normannen wenig wahrscheinlich. Als Gründer dieses Normannenreiches, dessen Hauptstadt zunächst Nowgorod wurde, wird der schwedische Wikinger Rurik (altnord. Hrørekr) mit seinen zwei Brüdern Sineus und Truwor genannt. Nach Ruriks Tode zog dessen Heerführer Oleg (altn. Helgi) nach Kiew, erschlug die Normannenfürsten, die sich unterdessen dort eine Herrschaft gegründet hatten, und regierte an Stelle von Ruriks minderjährigem Sohne Igor (altn. Ingvarr) mächtig über das ganze Land. Seitdem war Kiew, „die Mutter aller russischen Städte", die Hauptstadt des russischen Staates.

So ist auch das russische Reich eine Wikingergründung; die Familie des Rurik hat bis 1598 auf dem russischen Throne gesessen. Von den Slawen wurden die schwedischen Krieger Rôs oder Rûs genannt[1]); so bezeichnete auch der Name der Russen

---

1) Die Namen „Rôs" oder „Rûs" und „Waräger" sind noch nicht einwandfrei erklärt. Nestor scheint den Namen Waräger als die allgemeine Bezeichnung für die Skandinavier, Russen als Bezeichnung des einzelnen Stammes zu gebrauchen, der den russischen Staat zu gründen berufen war. Rûs ist nach Thomsen, „Der Ursprung des russischen Staates", ursprünglich der finnische Name für die Skandinavier, die sich zuerst im finnischen Gebiete niederließen, das die Slawen damals von der Ostsee trennte; noch jetzt heißt „Schweden" im Finnischen „Ruotsi". Diesen Namen hätten dann die Slawen übernommen als Bezeichnung für die mit jenen Ansiedlern stammverwandten Normannen in Nowgorod und Kiew. Das Wort „Waräger" (altnord. væringi, Mehrzahl: væringjar) erklärt Thomsen als den Namen, mit dem die von jenseits der Ostsee kommenden Skandinavier, also besonders die Schweden, von ihren in Rußland wohnenden Stammesbrüdern bezeichnet wurden; er soll „Schutzbürger" bedeuten (von altnord. várar, f. pl., feierliches Versprechen). Später, als der Name „Russen" seine ursprüngliche Bedeutung „in Kiew und Nowgorod lebende Skandinavier" verloren hatte, wurde der Name Waräger bei den Slawen zur allgemeinen Bezeichnung für die Bewohner Skandinaviens und besonders Schwedens. So ist dann auch der Name der Warägerschar in Konstantinopel (s. S. 89) als „Normannenschar" zu erklären.

ursprünglich die nordischen Herrscher und ging erst auf das slawische Volk über, als die germanische Herrenschicht in der slawischen Masse aufgegangen war. Erhalten hat sich außer dem Namen der Russen fast nichts von nordischer Herkunft im russischen Volke; nur das Sinnbild der russischen Gewalt, die Knute, ist in sprachlicher Hinsicht nordischer Abstammung (knútr, Knoten), und auch der Name Waräger hat sich erhalten als Варягъ in der Bedeutung Wanderhändler, Hausierer; denn die Wikinger kamen nicht nur als Krieger in fremde Lande, sondern sie suchten auch mit der Bevölkerung in Handelsverkehr zu treten (vgl. die Schilderung in der 5. Avent. des Gudrunliedes, wo die Hegelinge als Kaufleute nach Irland kommen).

Unter Ruriks Nachfolgern wurde das russische Normannenreich durch glückliche Kriege weiter nach Osten und Süden ausgedehnt. Bald war das Schwarze Meer erreicht, und hier waren die Wikinger wieder in ihrem Element. Wie die westlichen Wikinger Rom gelockt hatte, so reizte die russischen Normannen die reiche, griechische Kaiserstadt Konstantinopel. Schon um 865 erschien „das wilde und ungeschlachte, das mordbefleckteste Volk" der Rôs, wie es die Byzantiner nannten, mit einer Kriegsflotte von 200 Schiffen vor Konstantinopel, und nur einem Wunder wurde es zugeschrieben, daß die Wikingerflotte vom Sturm zerstreut und dadurch die Hauptstadt gerettet wurde. Im Jahre 907 fuhren sie zum zweiten Male mit einem gewaltigen Heere von Hilfsvölkern auf 2000 Booten mit je 40 Mann Besatzung unter Olegs Führung den Dnjepr hinab und über das Schwarze Meer nach dem Bosporus. Nur durch reiches Lösegeld konnte sich diesmal der griechische Kaiser von den Fremdlingen befreien. Als sie abzogen, hängte ihr Anführer seinen Schild an der Stadtmauer auf als stolzes Zeichen, daß er die Stadt in Besitz genommen habe. Noch zweimal kamen sie unter Ruriks Sohn Igor wieder: das eine Mal, 941, wurde ihre Flotte durch das berühmte griechische Feuer, das ihnen noch unbekannt war und großen Schrecken einflößte, fast vernichtet, das andere Mal, 944, erzwangen sie wieder reiches Lösegeld und günstige Handelsverträge; bestand ja doch seit der Niederlassung der Normannen in Rußland reger Handelsverkehr zwischen ihnen und Konstantinopel: die „Russen" brachten Tierfelle, Sklaven, Honig usw. und holten sich Gold- und Silberwaren, seidene und andere kostbare Stoffe, Weine und Südfrüchte. In der Folgezeit finden wir viele Schweden, Dänen, Norweger und Isländer in Konstantinopel als Hilfstruppen im Heere des griechischen Kaisers; seit dem Ende des 10. Jahrhunderts wurde aus den Warägern, wie alle diese nordischen Fremdlinge in Konstantinopel genannt wurden, eine eigene kaiserliche Leibwache gebildet, und diese „beiltragenden Barbaren aus Thule", wie sie die byzantinische Prinzessin Anna Comnena nennt, waren wegen ihres Mutes und ihrer Tapferkeit weithin berühmt und gefürchtet. Seit dem Ende des 11. Jahrhunderts veränderte sich freilich diese Leibgarde in ihrem Wesen: es traten allmählich immer mehr Engländer ein, so daß schließlich die Warägerschar nur noch aus Engländern bestand.

Von den Taten, die einer dieser nordischen Fürsten als Anführer der Waräger gegen Ende der Wikingerzeit vollbringt, erzählt uns eine isländische Geschichtsquelle: Von Schweden aus kommt Harald Harðráði, der Bruder Olafs des Heiligen von Norwegen, um 1031 nach Garðariki, wie die Wikinger Rußland nannten. Nachdem er hier bei dem nordischen Herrscher mit dem slawischen Namen Jarizleif (Jaroslav) hohes Ansehen durch kriegerische Verdienste erworben hat, zieht er den sogenannten

Warägerweg, den Dnjepr abwärts, weiter nach Miklagard, zu deutsch „Großstadt", was der nordische Name für Konstantinopel war. Hier tritt er in die Truppe der Waräger ein und wird bald deren Anführer. Mit der oströmischen Flotte vereint unternehmen die Waräger eine Kriegsfahrt gegen Seeräuber in das Ägäische Meer. Bald aber zerwerfen sie sich mit dem griechischen Admiral, der ihre besonderen Rechte nicht anerkennen will, und führen auf eigene Faust den Krieg weiter. In Griechenland kämpfen sie siegreich, an der afrikanischen Mittelmeerküste erwerben sie reiche Beute, in Sizilien nehmen sie bald durch List, bald durch Gewalt mehrere befestigte Städte ein und kehren dann nach einem Besuche von Palästina ruhmreich nach Konstantinopel zurück. Nun will Harald nach dem Norden heimkehren; der griechische Kaiser Konstantinos Monomachos aber will ihn nicht fortlassen und wirft ihn unter falscher Anschuldigung ins Gefängnis. Doch Harald befreit sich, nimmt blutige Rache am Kaiser und entrinnt nach Rußland, an dessen Herrscher er alle seine Beute zur Obhut geschickt hatte. Nachdem er noch des russischen Fürsten Tochter geheiratet hat, kehrt er reich an Gold und an Ruhm in seine Heimat Norwegen zurück, wo er schließlich den Thron besteigt. Und so ist das Leben vieler edler Normannen in jener Zeit: in ihrer Jugend streben sie hinaus in für jene Zeiten unermeßliche Fernen; aber wenn sie einige Jahre ihre Kraft erprobt, ihre Abenteuerlust befriedigt haben, wenn sie Ruhm und Reichtum erworben haben, dann lassen sich viele von ihnen durch alle Genüsse der Weltstadt, all die Schönheit des Mittelmeeres und des Goldenen Horns nicht mehr halten; dann zieht es sie zurück zu den Lavawüsten und Gletscherbergen von Island, zu den schwermütigen Fjorden von Norwegen, in ihre Heimat.

Unter allen den Kriegsfahrten, welche die russischen Normannen gegen die an der Wolga sitzenden Bulgaren, gegen die Chasaren, die in Südrußland vom Schwarzen bis zum Kaspischen Meere wohnten, und gegen andere Nachbarvölker unternahmen, ist noch ihr Zug nach dem Kaspischen Meere hervorzuheben. Vom Schwarzen Meere aus fuhren sie zu Anfang des 10. Jahrhunderts den Don aufwärts, zogen dann über Land nach der Wolga und kamen schließlich mit 500 Schiffen bei Astrachan ins Kaspische Meer, wo sie in gewohnter Weise die Gestade bis in die Provinz Aserbeidschan in Nordwestpersien verheerten und plünderten. „Da schrieen die Völker, die um dieses Meer wohnten, erschrocken auf", erzählt ein arabischer Geschichtschreiber; „seit Menschengedenken hatten sie nie einen Feind gesehen, der sie auf demselben überfallen hätte, da nur Kauffahrer und Fischer es befuhren." Zwar leistete die Uferbevölkerung entschlossenen Widerstand; aber in einer Seeschlacht wurde sie vollständig besiegt und mußte nun zusehen, wie die Fremdlinge weiter hausten, bis sie endlich genug bekamen und wieder nach der Wolga zurückfuhren.

Schon in der ersten Hälfte des 11. Jahrhunderts fand das warägische Zeitalter in Rußland sein Ende. Die normannischen Herrscher hatten um das Jahr 1000 das Christentum angenommen und waren dadurch in engere Beziehung zum oströmischen Reiche getreten; außerdem waren sie allmählich ihrer Heimat entfremdet worden und hatten die slawische Sprache angenommen. Als nun noch Streitigkeiten zwischen den nordischen Kriegerscharen, die ihnen schon längst lästig und gefährlich geworden waren, und den slawischen Untertanen ausbrachen, schickten sie die Waräger aus ihrem Reiche fort. Damit endete die Wikingerzeit im Osten.

So sind wir den Normannen auf ihren Fahrten nach Westen, Osten und Süden gefolgt und haben ihre Erfolge, ihre Unwiderstehlichkeit gegenüber fast allen Völkern der Alten Welt gesehen. Worauf beruhte aber diese kriegerische Überlegenheit? Zum großen Teil ist sie sicher zurückzuführen auf die staatliche Zerrissenheit bei den angegriffenen Völkern und auf die Schwäche und Unfähigkeit von deren Herrschern. Einen nicht geringen Anteil hat aber auch die kriegerische Tüchtigkeit der Wikinger selbst, ihre überlegene Führung und Taktik, ihre unbeugsame Tatkraft und die immer größere Vervollkommnung ihrer Kriegskunst zu Lande und zur See. Diese zu betrachten soll noch unsere Aufgabe sein.

Dem Kriege geht die Mobilmachung voraus. Auch die alten Normannen hatten schon ähnliche Einrichtungen, die aber nur in Betracht kamen, wenn es sich nicht — wie gewöhnlich — um freiwillige Beteiligung an irgendeiner Wikingerfahrt handelte, sondern um einen vom Fürsten geführten Krieg oder um den Einfall eines feindlichen Heeres ins eigene Gebiet. Wenn ein Fürst zum Kriege rüstete, ließ er das Aufgebot in der Volksversammlung und durch seine Beamten und Boten im Lande bekanntmachen; wenn aber Feinde dem Lande nahten, dann flammten auf Bergen an der Grenze oder an der Küste hohe Holz- oder Reisighaufen auf und riefen das Volk zur Wehr, oder der „Heerpfeil" wurde geschnitten und durchs Land getragen. Jeder, der den Heerpfeil erhielt, war bei schwerer Strafe verpflichtet, ihn nach dem nächsten Dorfe oder Bauernhofe zu senden, sich selbst aber zum Kriege fertig zu machen. Bis zu einem bestimmten Tage sammelten sich am angegebenen Orte die gerüsteten Mannen, um ihrem Herrn zur Schlacht zu folgen oder die Flotte zu bemannen. Die Bewaffnung der Leute war ganz verschieden: die Fürsten und Vornehmen trugen reich verzierte, oft vergoldete Helme und Ringelpanzer, über die sie noch kostbare, meist rotgefärbte Waffenröcke zogen, das goldbeschlagene Schwert an der Seite und den Speer und Schild in der Hand. Die Waffen des einfachen Kriegers waren Eisenhaube, Schild und Speer; manche trugen dazu noch das Schwert, andere die bei den Wikingern besonders beliebte Streitaxt. Daneben gab es noch Leichtbewaffnete, die mit Bogen und Pfeilen ausgerüstet waren und im Kampf als Plänkler verwendet wurden. Seit etwa 850 befanden sich in den Wikingerheeren auch vielfach berittene Truppen; allerdings scheinen diese in der Feldschlacht vom Pferde gestiegen zu sein und als Fußvolk gekämpft zu haben.

Auf ihren Kriegszügen legten die Wikinger besonderen Wert auf plötzliches, überraschendes Erscheinen. Im Seekriege versteckten sie sich oft hinter Inseln oder einsamen Vorgebirgen und warteten den günstigen Wind ab, der sie schnell zur Küste führte. Noch im Gudrunliede haben wir eine Erinnerung daran, als die Flotte der Hegelinge im Normannenlande erscheint. Im Landkrieg wurden oft lange Nacht- und Eilmärsche unternommen, um bei Tagesanbruch schon vor den festen Städten und Klöstern zu stehen, ehe die Verteidiger sich rüsten konnten. Dabei verstanden sich die Normannen ausgezeichnet auf die Erkundung; sie wußten stets, wenn überlegene Heere gegen sie heranrückten, oder wenn sich der Feind eine Blöße gab. Wenn die Schlacht begann, so stiegen die Führer vom Pferde und stellten sich in die Mitte ihrer Abteilungen; neben ihnen wehte das Banner, das oft mit dem Raben, dem Vogel Odins, geschmückt war; um sie herum bildete sich die „Schildburg", ein dichter Ring aus zuverlässigen Kriegern. Dann erschallten die Hörner und gaben

das Zeichen zum Angriff. Die Bogenschützen und Schleuderer schritten voraus und überschütteten den Feind mit ihren Pfeilen und Bleikugeln — dann prallten die Heere gegeneinander. Die Schlacht löste sich in Einzelkämpfe auf; nun kam es auf die persönliche Gewandtheit und Kraft des einzelnen an. Mit Schwert, Speer und Beil wurde jetzt gekämpft, durch schnelle Wendungen und Emporspringen wich man den Schwertschlägen aus, Speere fing man oft im Fluge auf und warf sie auf den Gegner zurück. Dabei erregten die Normannen schon durch ihre reckenhafte Gestalt die Bewunderung und den Schrecken ihrer Feinde. So berichten die Fuldaer Annalen, daß man Leiber von solcher Größe und Schönheit, wie die der gefallenen Wikinger, noch nie im Reiche gesehen habe. Wenn endlich der Feind wich, erhob sich lautes Siegesgeschrei, und die Fliehenden wurden mit Pfeilschüssen verfolgt. Wer um Frieden bat, hob einen weißen Schild empor; ein roter Schild dagegen war das Zeichen zum Kampf. Gegen den besiegten Feind kannte man keine Schonung; oft wurden Gefangene hingerichtet oder grausam zu Tode gefoltert, wenn sie nicht in die Sklaverei verkauft wurden. Manchmal lesen wir, daß ein nordischer Krieger das Haupt des erschlagenen Feindes an seinen Sattel oder Steigbügel hängte oder dem Gefangenen den „Blutaar“ schnitt, indem er ihm mit dem Schwert die Rippen am Rückgrat losschnitt und die Lungen herauszog.

Nicht nur in der Feldschlacht waren die Wikinger geübt, sondern auch im Belagerungskrieg. Sie selbst verschanzten jedes Lager, das sie bezogen, mit Erdwall und Holzpalisaden; gegen Befestigungen aber verstanden sie Belagerungsmaschinen aller Art, aber auch alle Kriegslisten anzuwenden. Über ihre Belagerungskünste erfahren wir Genaueres aus einer alten Schilderung der Belagerung von Paris in den Jahren 885 bis 886. Nachdem es ihnen nicht geglückt war, die Stadt im ersten Ansturm einzunehmen, schufen sie sich ein mit Erd- und Steinwällen befestigtes Lager. Hier machten sie sich in den nächsten zwei Monaten daran, Belagerungsmaschinen zu bauen. Drei große, sechzehnrädrige Wagen wurden gezimmert, jeder mit einem festen Dach auf schweren Eichenstämmen; darin wurden eisenbeschlagene Balken als Widder zum Einrennen der Mauern aufgehängt. In die Burggräben warfen sie Steine, Rasen, Gebüsch, sogar Vieh und Leichen, um sie auszufüllen. Die Verteidiger der Mauern suchten sie auszuräuchern, indem sie brennende Wagen mit Heu gegen die Mauern schoben. Brennende Schiffe zogen sie an Seilen die Seine hinauf, um die hölzernen Brücken zu zerstören, und zu alledem überschütteten sie die Verteidiger alle Tage mit einem Hagel von Bleikugeln aus ihren Schleudern, mit Pfeilen und Speeren. Nur das Nahen des kaiserlichen Entsatzheeres errettete schließlich die Stadt, die bis dahin allen Stürmen tapfer getrotzt hatte, aber auch am Ende ihrer Kräfte angelangt war.

Auch von Kriegslisten der Normannen hören wir mancherlei. Am berühmtesten ist der Streich, durch den der Wikingerführer Hasting die Stadt Luna in Italien einnahm (vgl. S. 87). Er schickte einen Boten an den Bischof und den Befehlshaber der Stadt und ließ ihnen sagen, er sei durch den Sturm an ihre Küste vertrieben und habe nur den einen Wunsch, sich taufen zu lassen, da er todkrank sei. Der Bischof und der Stadtkommandant freuten sich, eine Seele retten zu können, versprachen ihm Frieden und Freundschaft und ließen ihn in den Dom der Stadt tragen, wo er denn auch getauft wurde. Dann brachte man ihn auf sein Schiff zurück. Doch schon in der folgenden Nacht erschallte lautes Wehklagen im Hafen: Hasting war gestorben und seine Mannen

baten, ihm ein christliches Begräbnis bei der Kirche zu gewähren. Und so zogen andern Tages die Normannen in langem Zuge mit der Bahre, auf der ihr Führer lag, zur Kirche, wo der Bischof und der Stadtkommandant die Leiche erwarteten. Aber plötzlich sprang Hasting von der Bahre auf und erschlug die beiden; seine Begleiter warfen die Mäntel ab, unter denen sie ihre Schwerter verborgen hatten, stürzten sich auf die entsetzten Bürger von Luna und metzelten viele nieder. So fiel die Stadt in die Hände der Wikinger.

Am meisten von allen Völkern zeichneten sich die Normannen als Seefahrer aus. Schon die Größe ihrer Flotten erregt unser Staunen. Mehrere hundert, ja sogar tausend Kriegsschiffe begegnen uns mehrfach bei den großen Wikingerzügen in den nordischen Meeren. Dafür aber waren die Schiffe nach unsern Begriffen für jene weiten Reisen unglaublich klein. Zwei bei Gokstad und bei Oseberg in Norwegen ausgegrabene Schiffe aus dem 9. Jahrhundert geben uns ein anschauliches Bild vom damaligen Schiffsbau. Allerdings ist das eine wohl nur ein Küstenfahrer, das andere eine Lustjacht gewesen; aber die gleichzeitigen oder späteren Kriegsschiffe werden nicht allzusehr von ihnen verschieden gewesen sein. Hat doch ein genau nach dem Muster und der Größe des Gokstadschiffes erbautes Segelboot im Jahre 1893 die Fahrt über den Atlantischen Ozean nach Amerika zur Weltausstellung von Chicago ausgeführt. Die Länge der beiden alten Schiffe beträgt etwa 22 m, die Breite in der Mitte etwa 5 m und die Höhe vom Kiel bis zur Reeling in der Mitte des Schiffes etwa 1,75 m. Infolge der flachen Bauart ist der Tonnengehalt geringer, als nach Länge und Breite geschätzt werden könnte. Er beträgt etwa 30 bis 40 Tonnen. Die Schiffe waren zum Rudern eingerichtet, und zwar führte das Schiff von Gokstad 16 Ruder auf jeder Seite; außerdem hatte es einen Mast mit einem viereckigen Segel. Aus diesen Schiffsfunden und aus den Angaben in der altnordischen Literatur kann man sich ein Bild vom Schiffswesen in der Wikingerzeit machen. Die für Kriegsfahrten in Betracht kommenden Fahrzeuge waren — wenigstens im späteren Verlauf der Wikingerzeit — die Langschiffe und für weite Fahrten über See die sogenannten Knarren (altnord. knerrir). Die letzteren waren eigentlich Handelsschiffe, wurden aber auch für die Kriegsfahrten verwendet. Im allgemeinen waren die Schiffe ungefähr 20 bis 40 m lang und hatten eine Wasserverdrängung von 30 bis 100 Tonnen, während unsere modernen Torpedoboote mindestens die doppelte Länge und eine Wasserverdrängung von etwa 600 Tonnen haben. Die Schiffe hatten immer nur einen Mast; das große, viereckige Segel war meistens durch bunte Streifen verziert. Die Zahl der Ruder betrug gewöhnlich 20 bis 30 auf jeder Seite. An den Schiffsborden waren während der Fahrt die Schilde aufgehängt, die bei dem Gokstadschiff abwechselnd gelb und schwarz bemalt waren; der Vordersteven trug oft als Schmuck ein vergoldetes Drachen- oder Greifenhaupt mit drohend geöffnetem Rachen, während das obere Ende des Hinterstevens bei den Drachenschiffen in einem Fischschwanz endigte. Auch andere Tierbilder werden erwähnt, sogar geschnitzte Köpfe von Menschen oder Göttern, die sich oft auch auf beiden Steven befanden. Die Wände der Schiffe waren über der Wasserlinie bunt bemalt, die Steven manchmal mit vergoldeten Platten belegt; manche Langschiffe waren an den Steven sogar mit Erz beschlagen. Ein Verdeck hatten nur die größten Schiffe. Die Besatzung betrug gewöhnlich 40 bis 60 Mann; nur die größeren Schiffe führten später 100 Mann Besatzung und darüber bis etwa

300. Mit diesen ihren „Drachen“, wie die Kriegsschiffe auch genannt wurden, fuhren die Wikinger von der Nordsee bis ins Mittelmeer, bis nach Grönland und Amerika. Nachts wurde, wenn es möglich war, irgendwo gelandet, am Ufer bereitete der Schiffskoch das Essen, auf dem Schiffe aber wurden Zelte ausgespannt, unter denen die Mannschaft schlief.

Wenn es zur Seeschlacht kam, stellte man die Schiffe in einer Reihe nebeneinander auf und verband sie durch Seile, damit der Feind nicht die Reihe durchbrechen konnte; die Seitenborde wurden durch hölzerne Schanzen erhöht. Im Vorderschiff wurde die auserlesenste Mannschaft um den Bannerträger, einen erprobten, vornehmen Krieger, aufgestellt; denn hier tobte zuerst und am heftigsten der Kampf. Die übrige Mannschaft war über das Schiff an den Seitenborden verteilt; der Führer aber leitete vom erhöhten Hinterschiffe aus den Kampf. Die Segel wurden heruntergelassen, und wenn zum Kampfe geblasen und der Kampfruf angestimmt war, ruderten die Schlachtlinien gegeneinander los. Sobald die Schiffe mit den Vorderteilen aneinandergerieten, begann der Kampf von Schiff zu Schiff mit Lanzen, Pfeilen, Schleudern und Steinen. Mit langen Enterhaken wurden die feindlichen Schiffe näher herangezogen, schwere Balken und Steine wurden auf die höheren Schiffe geworfen, damit ihr Bord sich neigte und das Hinaufklettern ermöglichte. Und wenn die Mannschaft im Vordersteven des feindlichen Schiffes sich gelichtet hatte, dann sprangen die Angreifer hinüber, und nun begann der Kampf Mann gegen Mann. Auf beiden Seiten des Schiffes drangen die Kämpfer fechtend nach dem Hintersteven, bis die ganze Mannschaft tot oder verwundet war oder sich ergab. Als kostbare Beute führte der Sieger die eroberten Schiffe mit sich fort. So war auch der Seekampf ein Kampf von Mann gegen Mann, nicht wie heutzutage ein Kampf von Schiffseinheiten auf weite Entfernung.

Eine lebendige Schilderung von solch einem Wikingerschiffskampf bietet uns die altisländische Geschichte vom Norwegerkönig Olaf Tryggvason. Dieser wird auf seiner Rückfahrt von den Ostseeslawen nach seinem Reiche im Jahre 1000 von einem Verräter in einen Hinterhalt bei der Insel Rügen gelockt, wo ihn seine Feinde, der Dänenkönig Svein Gabelbart, der Schwedenkönig Olaf und ein norwegischer Fürst, Jarl Eirik, mit Übermacht überfallen. Als Olaf Tryggvasons Mannen die Absicht der Feinde merken, bitten sie ihren Herrn, sein Heil in der Flucht zu suchen. Doch der König ruft: „Laßt die Segel herab! Meine Mannen sollen nicht an die Flucht denken. Ich bin nie geflohen im Kampf; walte Gott über mein Leben; aber nimmer werde ich fliehen!“ Er läßt das Trompetenzeichen zum Zusammenbinden der Schiffe geben. Hoch steht er auf dem Hinterschiffe; er trägt den vergoldeten Schild und den goldroten Helm und hat den kurzen, roten Rock über dem Panzer. Nun werden die Flotten gegeneinander gerudert. Zuerst drängen die Schiffe des Dänenkönigs an Olafs Langschiffe heran; sie erleiden aber durch Wurfgeschosse so große Verluste, daß sie sich bald zurückziehen. Ebenso ergeht es den schwedischen Schiffen. Unterdes aber greift Jarl Eirik das äußerste und schwächste Schiff König Olafs an; die Mannschaft darauf wird erschlagen und das Schiff aus den Seilen gehauen. Dann stürzt er sich aufs zweite Schiff und hat denselben Erfolg, und allmählich wird Olafs Führerschiff „Orm der Lange“ von allen Seiten umdrängt. Die Überlebenden von den verlorenen Schiffen haben sich alle auf „Orm den Langen“ ge-

rettet; die auf Eiriks Schiffen von Olafs Mannen angerichteten Verluste werden immer wieder aus den schwedischen und dänischen Flottenmannschaften ersetzt. „Da gab es Schwertkampf und Speerwerfen", heißt es in dem alten Bericht, „und andere schossen mit Pfeilen. Es flogen auf dem ‚Orm' die Geschosse so dicht, daß man kaum die Schilde halten konnte." In der Hitze des Kampfes stürzen viele Mannen Olafs über Bord, der König selbst aber steht auf dem Hinterschiff und schießt mit Pfeilen und Speeren. Doch seine Mannschaft lichtet sich, und als nur noch wenig Mannen um den Mastbaum stehen, da erklettert Eirik mit fünfzehn Kriegern Olafs Schiff. Aber er findet erbitterten Widerstand und muß schließlich wieder auf sein Fahrzeug hinabspringen; seine Begleiter sind tot oder verwundet. Und wieder wird der „Orm" mit Schüssen überschüttet. Als endlich dessen Besatzung zu erfolgreicher Gegenwehr zu schwach geworden ist, besteigt ihn Eirik zum zweiten Male. Wieder wird erbittert gekämpft; aber immer mehr Mannen des Jarls drängen nach, und Olafs Mannschaft weicht nach dem Hinterschiff zurück. Einer nach dem andern fällt, und als dem König Olaf keine Rettung mehr möglich ist, da springt er in die See, um nicht gefangen zu werden, und ertrinkt. Die Feinde aber erheben lautes Siegesgeschrei und führen seine Schiffe als Beute von dannen.

In zwei Jahrhunderten etwa, von 800 bis 1000, hat sich das Wirken der Normannen, haben sich ihre Kriegsfahrten, Eroberungen und Staatengründungen abgespielt. Ein schnelles und kurzes Aufflammen der nordischen Volkskraft bedeutete das Wikingerzeitalter, die Zeit der Völkerwanderung des germanischen Nordens. Kaum ins Licht der Geschichte getreten, stellten sich die nordischen Völker gleich in die vorderste Reihe neben die alten Kulturvölker Europas, und die Wirkungen, die sie ausübten, und die kulturellen Einflüsse, die sie selbst erfuhren, sollten auf Jahrhunderte hinaus wirksam bleiben. Die Völker, die von ihnen angegriffen und heimgesucht wurden, lernten dadurch sich fester zusammenzuschließen und erreichten so eine politische Einheit, die die Bildung der neueuropäischen Staaten begünstigte, wo nicht die Normannen selbst — wie in Osteuropa — die Staatsgründung besorgten. Sie waren ferner gezwungen, ihr Heer- und Seewesen zu entwickeln, und nahmen sich ihre Feinde darin zum Vorbild. Durch die Normannen lernten die westeuropäischen Völker erst die Bedeutung der See und den Wert der Meeresküste kennen; erst durch ihre Niederlassungen in Irland und in der Normandie entwickelte sich dort das Seewesen und damit der Handel, und nicht ohne Grund stammen die meisten von den französischen Entdeckern und Seefahrern aus der Normandie. Auch auf das Seewesen bezügliche Ausdrücke im Französischen sind nordischen Ursprungs, so z. B. matelot, Matrose aus altfranz. matenot, das auf altnord. motunautr, Speisekamerad, Tischgenosse = mittelhochdeutsch mazgenôze zurückgeht, vibord, Schandeck = altnord. vígborðr, die bei hohem Seegang aufgesetzte Borderhöhung, Setzbord, tillac, Oberdeck = altnord. þilja u. a. m. Die frische Lebenskraft der normannischen Ansiedler erfüllte die entartenden westeuropäischen Völker mit neuem Geist und neuer Kraft; so blühten besonders in der Normandie die Kunst und die Literatur (Geschichtschreibung, Vaudeville) seit der Niederlassung der Normannen auf.

Aber der gewaltige militärische und politische Aufschwung übte auch eine bedeutende Wirkung auf das Geistesleben der Nordländer selbst aus: damals erst entwickelte sich der alte germanische Götterglaube zu der Krieger-, der Wikingerreligion,

die wir aus der Edda kennen; damals auch drangen fremde, christliche Elemente in die nordische Mythologie ein, wie überhaupt das Christentum durch die nahe Berührung mit dem westlichen und südlichen Europa sich allmählich im Norden auszubreiten begann. Ein neuer Kunststil entstand in der Ornamentik unter keltischem, irischem Einfluß, und die Berührung mit Karls des Großen Reiche schuf ein neues Staatsideal, das durch Harald Schönhaar im Norden verwirklicht wurde. Der Wagemut wuchs; man fuhr aufs offene Meer hinaus und entdeckte und besiedelte neue Länder und weitete seinen Gesichtskreis; die Nordsee und der Atlantische Ozean, die bis dahin leer und öde waren, wurden zu Verkehrswegen, die nicht nur Kriegerscharen, sondern vor allem auch Handelsflotten neue Bahnen wiesen. Endlich aber schuf der gewaltige Abfluß trotziger, abenteuerlustiger und unruhiger Elemente in den nordischen Ländern selbst Raum für friedliche Betätigung und Gelegenheit zu ruhiger Entwicklung in politischer und wirtschaftlicher Beziehung. Den Fürsten wurde die Vereinigung der bisherigen kleinen Staaten zu größeren Reichen ermöglicht, und das Königtum konnte sich festigen und stärken; der Landbau hob sich, und gerade in jener Zeit drangen die Siedelungen fleißiger Bauern weit in die Wälder und hohen Täler hinein. So hat die Wikingerbewegung, die auf den ersten Blick nichts als Raub und Mord und furchtbare Schädigung der betroffenen Länder zu bedeuten scheint, doch auch den Grund zu segensreichen Entwicklungen und kulturellem Fortschritt gelegt.

Mittelalterliches und Modernes in den Dichtungen Walthers v. d. Vogelweide.

Von Harry Gerber in Frankfurt a. Main.

Wer sich eingehender mit den Dichtungen Walthers v. d. Vogelweide beschäftigt, wird einen bemerkenswerten Unterschied gegenüber den Werken der anderen bedeutenden Dichter dieser mittelhochdeutschen Blütezeit wahrnehmen können. Den Gedanken Walthers eignet nämlich in besonders hohem Maße Allgemeingültigkeit. Daß dies bei Hartmann, Gottfried und selbst bei Wolfram nicht ebenso der Fall sein kann, erklärt sich ohne weiteres aus der Gattung ihrer Dichtungen. Das höfische Epos legt durch sein stark begrenztes Stoffgebiet dem Dichter eine ebenso begrenzte Auswahl von Gedankengängen allgemeinen Inhalts auf. Er kann sie nicht wesentlich erweitern, ohne starke Verstöße gegen das Wesen des höfischen Epos zu wagen. Aber auch in der Lyrik macht sich diese Gesetzesgerechtigkeit geltend. Kein Dichter wagt sie zu durchbrechen, wie ein Blick in Hartmanns und Wolframs Liebeslyrik zeigt, von den konventionellen Dichtungen Reinmars und der in Minnesangs Frühling überlieferten Sänger ganz zu schweigen. Die Weite und Tiefe der Anschauungen Walthers dagegen tritt besonders auffallend und gleichzeitig wohltuend hervor, wenn man seine Werke unmittelbar nach der Lektüre der genannten Dichter vornimmt.

Eine kurze Übersicht über Walthers Lebensgang und seine geistige Entwicklung mag aufzeigen, welche Umstände ihn bewogen und ihm möglich machten, die enggesteckten Grenzen zeitgenössischer Kunstgesetze in jeder Richtung zu überschreiten. Liebevolle Forschung hat in allem Wesentlichen das Dunkel über Walthers Leben

erhellt, so daß uns seine Entwicklung nichts Rätselvolles mehr zu bieten braucht. Den folgenden Zeilen wurden selbstverständlich die eingehenden Untersuchungen von W. Wilmanns, A. Schönbach und K. Burdach mit zugrunde gelegt.[1])

Die Herkunft Walthers v. d. Vogelweide war in der Forschung lange umstritten. Dem einen schien er der Angehörige eines alteingesessenen Freiherrngeschlechtes, dem anderen der plebejische Genosse armseliger Spielleute, den nur sein Genie über den angestammten Kreis erhob. Die Wahrheit wird in der Mitte liegen: Walther war vermutlich der jüngere Sproß einer Ministerialenfamilie niederster Art, ohne Geschlechtsnamen. Als solcher war er gezwungen, kaum den Kinderschuhen entwachsen, sein Brot fern der Heimat zu suchen. Er konnte das in rittermäßiger Weise durch Waffendienst bei einem der vornehmeren Ministerialengeschlechter tun, wie es wohl in seiner Familie Brauch war. Aber von vornherein zeigt sich hier Walthers Eigenart: Nicht im Waffendienst mit Speer und Schwert wollte er sein Dienstlehen erkämpfen; durch geistige Waffen, durch seinen Sang und durch den moralischen Mut seines Eintretens für die vaterländischen Güter wollte er es erringen. So kommt es, daß er in seinen Gedichten gar manchen Beweis für seinen Stolz auf ritterliche Gesinnung und ritterliches Auftreten liefert (man beachte den Wert, den er auf das Reiten legt), daß er aber niemals auf Waffendienst hinweist. Ja, in einer Bemerkung über den Thüringer Hof (20, 10) und an einer Stelle seiner Elegie (125, 1) deutet er hierin einen Gegensatz zwischen sich und den Rittern an. Walther besaß also nicht die Ritterwürde, sondern hatte den, ritterbürtigen Abkömmlingen zustehenden, Rang eines „knehtes" mit dem Titel „her".[2])

Die Feststellung, daß Walther wohl adelig, aber nicht ritterlich war, ist bedeutsam; denn sein Streben, nur geistig sich durchzusetzen, mußte ihn in einen gewissen Gegensatz zu seiner natürlichen Umwelt bringen. Bemerkenswert und doch bei Walther so selbstverständlich ist ferner die gediegene Bildung, die seine Dichtungen uns verraten. Die theologische wie die klassisch-antike Literatur war ihm nicht fremd, so daß die Vermutung, er sei ursprünglich zum Geistlichen bestimmt worden, nicht unwahrscheinlich klingt.[3])

1) W. Wilmanns, Leben und Dichten W.s v. d. V., Bonn 1882; K. Burdach, Reinmar der Alte und W. v. d. V., Leipzig 1880; Ders., W. v. d. V., 1. Teil, Leipzig 1900; Ders., Der mythische und der geschichtliche W. = Deutsche Rundschau, Bd. 113, S. 98—125 und 197—216; A. Schönbach, W. v. d. V., 2. Aufl., Berlin 1895; Ders., W. v. d. V. = Wiener Sitz.-Ber. 1902, Bd. 145, Abh. 9. — Die Gedichte W.s werden zitiert nach Lachmanns Ausgabe, 7. Aufl., bes. von A. v. Kraus.

2) Wustmann, W. v. d. V., Straßburg 1913, S. 85, Anm. 2 zieht 67, 12f. als Beweis für W.s Tätigkeit im ritterlichen Dienst heran: „. . . ich han lip unde sele . . . gewaget tusentstunt dur dich (nämlich die „werlt"). Wenn man diese Stelle überhaupt wörtlich nehmen will, ist es ungezwungener, dabei an W.s politische Tätigkeit als Spruchdichter zu denken. — Die Ansicht, daß W. ein bloßer Fahrender auch der Herkunft nach sei, bringt Wallner, PBB. 33, S. 29—40 vor. — Daß W. mit seiner Tätigkeit als Dichter die Erringung eines Ministerialenlehens bezweckte, zeigt der Ausdruck „armer man", den er öfters in seinem Verhältnis zu seinen Gönnern gebraucht, so bes. Kaiser Friedrich gegenüber, nachdem er von diesem einen Eigensitz erhalten hatte. Vgl. hierfür z. B. 10, 17; zur Frage allgemein vgl. Schönbach, W., S. 149, Burdach, W., S. 37ff. — Dem Umstande, daß Thomasin von Zirklaere, Welscher Gast 11191 W. den Rang eines „guoten knehts" beilegt, möchte ich einen gewissen urkundlichen Wert nicht absprechen, da Thomasin in Standesfragen schon aus dem Zweck seines Werkes heraus recht genau ist.

3) Vgl. die Nachweise Schönbachs, Wiener Sitz.-Ber., Bd. 145 und ZfdA. 39.

Zunächst ist festzustellen, was Walther vorfand, als er seine Laufbahn zu Wien begann.[4]) Reinmar der Alte war sein Lehrer, ihm folgte er zuerst als gelehriger Schüler. Doch wie bald durchschaute er des Meisters engumgrenzte Kunst! Zwar das Besinnliche, in sich Gerichtete von Reinmars Veranlagung traf auf Verwandtes in Walther. Aber das ganze Empfindungsleben dieser Zeit war, außer etwa bei Heinrich v. Morungen, krankhaft gesteigert, war ein Tappen und Tasten nach Gefühlsinhalt; jeder Aufwallung des Inneren hing man nach. In Walther dagegen drängte alles nach außen, zur unmittelbaren nachhaltigen Wirkung auf den Hörer. Nicht lange konnte er den konventionellen Zwang ertragen, den ihm das Dichten nach Reinmars Manier auferlegte. Schon von vornherein zeigte sich darin seine Selbständigkeit, daß er manchen Gedanken älterer Minnedichtung verschmähte. Daher sind die Gedichte Walthers der Spiegel seines ganz persönlichen Gefühlslebens. Eine tiefe Wahrheit des Erlebens steckt in ihnen. Walther versteht es, aus der Gestaltung moralischer Erkenntnis innige Stimmung hervorgehen zu lassen. Schon ein Lied, das Wilmanns in den ersten Zyklus gesetzt hat[5]), zeigt in vollendetem Maße die Durchdringung von ethischer Stimmung und Liebessehnsucht. Das Leere, Hohle, Einförmige des Typischen schwindet bei Walther vor dem Gegenständlichen; in allem, was er dichtet, ist er persönlich, schaut er aufs Ganze.

Dieser Drang zum Persönlichen, zum Natürlichen mußte ihn eine Verbindung mit dem Volkstümlichen suchen lassen. Er fand sie in der sog. „nideren minne", der er eine Reihe reizender, die Stimmung des Lesers wunderbar auslösender Gedichte gewidmet hat. Er hat damit das überkommene Erbe der Minnedichtung gewaltig bereichert. Es läßt sich in Walthers Liedern noch der Augenblick feststellen, in dem er der konventionellen „wan- und tougenminne" entschlossen den Abschied gibt; in dem er sich den Widersinn des Minnedienstes zu voller Klarheit bringt: 97, 1: „Wer sol dem des wizzen danc, dem von staete liep geschiht, nimt der staete gerne war?" Was Walther an die Stelle des Minnedienstes setzt, ist gar keine „nidere minne" in unserem neuhochdeutschen Sinne; er selbst versteht darunter etwas ganz anderes. Seine Gegner, gegen die er diesen Bruch mit dem Herkommen verteidigen muß, haben der neuen Gattung gehässig diesen Namen beigelegt.[6]) Es empfiehlt sich, mit Burdach den Begriff „volksmäßige Lyrik" hierfür einzuführen. Denn keineswegs nur Liebeslieder gingen aus dieser Verbindung des höfischen Kunststils und der Formen des höfischen Minneliedes mit dem besten Inhalte des Volksanges hervor. Diese bewußte Anlehnung an das Volksmäßige, die Walther auch nicht aufgab, als er später wieder Lieder der hohen Minne weihte, hat seine Kunst unendlich bereichert. Sein Naturgefühl hat dadurch eine Steigerung an epischen Ausdrucksformen erfahren; ihm gelingt jetzt die „Schilderung in der Bewegung" wie keinem zweiten Sänger seiner Zeit (besonders in den unvergleichlichen Liedern 39, 1: „Uns hat der winter geschat überal" und 51, 13: „Muget ir schouwen waz dem meien wunders ist beschert").

Doch Walther ging noch weiter. Er suchte seine Weltanschauung dichterisch

4) „Ze Osterriche lernte ich singen unde sagen", 32, 14.

5) 92, 9ff.; Wilmanns, Kl. Ausgabe, 2. Aufl., Nr. 3 S. 17.

6) Was W. wirklich „nidere minne" nennt, geht aus 47, 5 hervor; seine Verteidigung gegen die Gegner: 49, 31.

zu umkleiden. Die Stoffe, welche er im Menschlichen und im Leben beobachtet und treu in sich aufgenommen hatte, legte er in seinen Dichtungen, von hohem Standpunkte aus, aber doch klar und allgemein faßlich, nieder. Die beste Ausdrucksmöglichkeit bot ihm hierfür die Form der Spruchdichtung. Er schloß sich darin den wirklichen Fahrenden an, deren eigentliches Gebiet diese Spruchdichtung von jeher war, während der höfische Minnesang der ritterlichen Klasse vorbehalten blieb. Wer, wie die Fahrenden, „getragene wat" nahm, durfte sich nicht unterfangen, einer vornehmen Dame seine dichterische Huldigung darzubringen! Um so kühner von Walther, zum ersten Tadel noch den zweiten herauszufordern, daß er damit ein altes Standesvorurteil durchbreche.[7]) Verkehr mit den Fahrenden hat Walther ohne Frage beeinflußt. Vermutlich hat er nach dem Tode Herzog Friedrichs von Österreich im Frühjahr 1198 Wien verlassen und ist selbst ein Fahrender geworden. Die hervorragende Bedeutung dieses Schrittes besteht darin, daß er eine Brücke zwischen Volksempfinden und aristokratischem Empfinden schlug und die höfischen Kreise mit den volkstümlichen Elementen bekannt machte. Diese Erhöhung der Spruchdichtung trug Walther die unbegrenzte Verehrung aller nachfolgenden Spruchdichter bürgerlichen Standes ein. Bei den verschiedensten Fürsten ging Walther nunmehr auf Probe und oft mit fehlendem Erfolge ein Ministerialitätsverhältnis ein. Die Bitt- und Scheltlieder, durch welche er die ihm auf Grund dieses Verhältnisses zustehenden Geschenke zu erhalten sich bemühte, bringen eine neue Note in die lyrische Dichtung. Die Not des Lebens macht Walther hellsichtig und läßt ihn den Tiefstand der sittlichen Verhältnisse desto besser erkennen. Vom moralischen wird er dann zum politischen Spruchdichter, der den „herren" wie dem Kaiser Lehren gibt, der aber auch die große Politik zum Gegenstande nimmt. Aber Walther wahrt dabei seine eigene Überzeugung; abhängig in sozialer Beziehung, bleibt er doch ein freimütiger, stark empfindender, tief denkender Mann.

Dieses Hineinziehen der großen Politik, der Not des Vaterlandes in die Dichtung ist ein ganz neues Moment in der deutschen Literaturgeschichte dieser Zeit. Bis dahin hatte sich Epik wie Minnesang gänzlich jeder Erwähnung der entsetzlichen Bürgerkriege und der großen welthistorischen Gegensätze von Papsttum und Kaisertum enthalten. Sie hatten nur die glänzenden freundlichen Bilder des höfischen Lebens geboten. — Man setzt mit Burdach jetzt das Eingreifen Walthers in die Politik gewöhnlich in den Juni 1198, nach der am 9. Juni erfolgten Gegenwahl Ottos und dem damit kundgewordenen treulosen Abfall der sog. kölnischen Partei. Diese hatte es verstanden, König Philipp vorher in völlige Sicherheit zu wiegen, um dem Ahnungslosen einen vernichtenden Schlag zu versetzen. Es wird sich wohl historisch nichts gegen Burdachs Beweisführung sagen und Wilmanns' Hypothese sich nicht halten lassen, daß Walther schon in den ersten Tagen des März 1198 — genauer vor dem 8. März, dem Tage der Wahl Philipps zu Mühlhausen, — seine Stimme in vaterländischer Sorge und Begeisterung habe erschallen lassen.[8]) Diese

7) Seine Verteidigung hat W. 47, 36—48, 24 niedergelegt, bes. 48, 5: „sit sanc ouch ich ein teil unminnecliche", unter Hinweis auf die veränderten Zeiten.

8) Zu den vorstehenden Ausführungen vgl. Burdach, W. und Berliner Sitz.-Ber. 1902, S. 897—902 und Deutsche Rundschau, S. 118—119; außerdem Wilmanns, ZfdA. 45, S. 427—439.

Frage ist für die Wertung von Walthers Persönlichkeit einigermaßen wichtig: denn im März konnte er noch nicht Kunde von dem gleichzeitig erfolgten Ableben Herzog Friedrichs von Österreich erhalten haben; er hat dann in diesem Falle den Wiener Hofdienst völlig freiwillig, aus rein patriotischen Gründen verlassen, um dem nach dem plötzlichen Tode Kaiser Heinrichs VI. in schwere Not gestürzten Vaterlande zu helfen, soweit es in der Macht seines Gesanges lag. Dagegen war im Juni für Walther die Sachlage in Wien geklärt: die Trauerbotschaft war angekommen, und die unfreundliche Haltung des Bruders und Nachfolgers Leopold ließ Walther nicht im Zweifel, daß sein Dienst um Lehen bei dem Herzoge ohne Erfolg bleiben werde. Im Juni hat ihn demnach nicht mehr ausschließlich vaterländisches Gefühl um den Reichsdienst werben lassen. — Auf alle Fälle aber trieb Walther nicht das Handwerk des gewerbsmäßigen Spielmannes, der nur ums Brot dichtet und von jedem Herrn in beliebigem Wechsel Gabe heischt. Und das ist das Große an Walther, was auch die Frage, ob er im März oder im Juni 1198, ob er ganz oder nur halb freiwillig sich dem Reichsdienst zugewendet hat, unwesentlich erscheinen läßt: der einmal ergriffenen Sache bleibt er treu; keine Meinungsverschiedenheit, kein Undank von seiten des Herrschers kann ihn in seiner Überzeugung wankend machen. Beides kann ihn zeitweilig in seiner politischen Tätigkeit verstummen lassen, es kann ihn aber nicht von dem Wiedererheben seiner Stimme in einem günstigeren Augenblick abhalten, es kann ihn vor allem nicht der Gegenpartei in die Arme treiben. — Nach dem Elend der letzten Zeit kann Walther jetzt aufatmen. Jubelnd ruft er aus: „mich hat daz riche und ouch diu krone an sich genomen" (19, 36); für mehrere Jahre läßt sich sein Dienst für Philipp und das Reich nachweisen. So erhob er noch 1201, als der Kardinallegat Guido von Präneste den Bann über den König aussprach, seine Stimme voller Empörung gegen Rom (9, 16). Dann trat eine Entfremdung ein. Möglich, daß Philipp nicht den hochgespannten Erwartungen Walthers entsprach als Vollstrecker des staufischen Reichsbegriffs. Wir finden Walther sodann im Dienste des kunstliebenden Passauer Bischofs Wolfgang v. Ellenbrechtskirchen und des Landgrafen Hermann von Thüringen, von denen der erstere ein überzeugter Anhänger der Staufer, der letztere wenigstens zur Zeit von Walthers mutmaßlicher Anwesenheit als „ingesinde" in Eisenach staufisch gesinnt war. Zwei Sprüche (16, 36 und 17, 1) aus dieser Zeit lassen erkennen — der eine mehr, der andere weniger scharf —, daß Walther nicht gut auf Philipp zu sprechen war; hierbei mag persönliche Enttäuschung über die Verweigerung eines Dienstlehens mitsprechen. Die Sprüche zeigen aber auch, daß Walthers Sorge ums Reich wohl unvermindert war. Mit der hohen Politik beschäftigt sich Walther erst wieder 1212 zugunsten Ottos, den er einst im Dienste Philipps bekämpft hatte. Walthers Haltung ist ganz folgerichtig: Otto hatte 1210 als Kaiser die traditionelle staufische Reichspolitik aufgenommen und war daher vom Papst gebannt worden. Walther nimmt 1212 und 1213 für ihn und gegen den Papst ebenso reichsbegeistert wie leidenschaftlich Stellung (11, 6—13, 4 und 33, 1—34, 3). Gerade aus seinem Verhältnis zu Otto kann man erkennen, wie sehr es ihm um das Ganze zu tun war. Denn Ottos kühle karge Natur ließ weder eine herzliche Zuneigung zu, wie sie Walther anfänglich zu Philipp gefühlt hatte, noch die Hoffnung auf das Erlangen eines Dienstlehens. Und wie sehr der alternde, sich im Reichsdienst opfernde Dichter eines solchen bedurfte, zeigt der Spruch 31, 25.

So ist schon rein menschlich zu verstehen, daß Walther sich noch vor der Katastrophe von Bouvines 1214 dem verheißungsvollen und freigebigen Gegner Ottos, dem jungen Stauferkönig Friedrich zuwandte. Er hatte Otto treue und folgenreiche Dienste erwiesen; er war enttäuscht worden, nicht nur in seiner persönlichen Angelegenheit, sondern auch in der Machtfülle von Ottos Kaisertum. Dessen Sache gewann ein immer schlechteres Ansehen, während der junge Friedrich neben der Überlieferung, die seine staufische Abkunft in sich barg, durch glänzendes Auftreten und zunehmenden Einfluß den Reichsgedanken viel würdiger für die Zukunft zu vertreten schien. Die Schwenkung, die Walther mit dem Übergange von Otto zu Friedrich vornahm, war also hinsichtlich des — staufischen — Reichsgedankens gar nicht eine solche. Sie wurde von so vielen, auch Reichsbeamten, vollzogen, sogar von dem Leiter der Reichskanzlei, Konrad v. Scharfenberg, daß die Zeitgenossen sie als Treulosigkeit gar nicht empfinden konnten. Und Burdach hat mit seiner wiederholten Mahnung Recht, man dürfe Walthers Verhalten nicht mit modernen, sondern müsse es mit mittelalterlichen Maßstäben messen. Er selbst sei aus seiner Zeit heraus zu beurteilen.[9]) — Zunächst scheint Friedrich den Dichter ohne Gegenleistung reich beschenkt zu haben, in Anerkennung seiner allgemeinen Bedeutung für das öffentliche Leben (vgl. die Sprüche 26, 23 und 27, 7). Wenigstens unterstützt Walther zum ersten Male auf dem Frankfurter Reichstag von 1220 die kaiserliche Politik, und zwar bei der Wahl des kleinen Heinrich zum römischen König (29, 15). Er erhielt dafür von Friedrich endlich ein festes unkündbares Ministerialenlehen, den bekannten Hof in oder bei Würzburg. Der Verpflichtung, weiter für den Reichsdienst zu wirken, kam er in dem Spruche 85, 1 nach, der eine moralische Unterstützung des Reichsverwesers Engelbert von Köln in seinem Kampfe gegen die Auswüchse der inneren Zustände in Deutschland bedeutet. Den Rest seines Lebens widmet Walther der Ausführung von Friedrichs Kreuzzugsplänen. Immer wieder setzt sein Bemühen ein, für sie Stimmung zu machen. Daß seine innigen, der gemütlichen Verfassung der großen Masse kunstvoll angepaßten Kreuzzugslieder Erfolg hatten, daß er selbst an der endlich 1228 zustande gekommenen Kreuzfahrt als frommer Waller teilnehmen durfte, ist gewiß ein krönender Abschluß seiner Tätigkeit.[10]) Sein Todesjahr ist unbekannt, doch trat er nach 1228 nicht mehr an die Öffentlichkeit.

Den Weg, auf dem wir Walthers Dichtungen nach ihrem Gedankeninhalt durchwandern müssen, gibt uns seine innere Entwicklung an. Er läßt sie in der Elegie (124, 1) erkennen. In deren erster und zweiter Strophe nennt er die drei Elemente seiner Lebensanschauung: sie wurzelt in der Gesellschaft, im deutschen Vaterland, in seinem Glauben. In dieser Reihenfolge wollen wir Walthers Anschauungen durchmustern und uns vergegenwärtigen, welche wir davon als rein mittelalterlich bezeichnen müssen und welche den Stempel der Allgemeingültigkeit an sich tragen, so daß sie uns ganz modern anmuten.

Beginnen wir mit dem, was dem jungen Walther als das Wichtigste im Leben erschien, mit dem Minnedienst. Dieser wurde in der Form eines regelrechten

---

9) Burdach, Walther, S. 91.

10) Über W.s Teilnahme am Kreuzzug vgl. man außer den Arbeiten von Burdach, Wilmanns und Schönbach noch Rieger, ZfdA. 46, S. 381 und Joh. Blocks Stralsunder Programm von 1901.

Dienstverhältnisses aufgefaßt, so daß der Gesang als Leistung, nicht als unmittelbarer Ausdruck der Empfindung zu gelten hat. (Aus 64, 22 geht das auch noch bei Walther hervor.) Walther paßte sich zwar dieser Übereinkunft an; zuerst in Anlehnung an seinen Lehrer Reinmar, später auch nach eigenem Geschmack. Er hat aber von vornherein in seinen Dichtungen keinen Zweifel darüber walten lassen, daß seiner sittlichen Natur dieser Zwiespalt zwischen Minnesangsempfindung und Wirklichkeit durchaus nicht entsprach. Gleich in einem seiner frühesten Lieder wendet er sich gegen die „wanminne" (95, 27): „Muoz ich nu sin nach wane fro, so heize ich niht ein saelic man".[11]) Dagegen gibt er eine Reihe schöner, sittliche Tiefe bewährender Definitionen der wahren Minne (69, 5:) „Minne ist minne, tuot si wol: tuot si we, so enheizet si niht rehte minne." Heiße Liebesleidenschaft will er also nicht mit „minne" bezeichnet haben. Ferner 59, 9: „Minne entouc niht eine, si sol sin gemeine, so gemeine daz si ge dur zwei herze und dur dekeinez me".[12]) Wo Walther es erlebt, daß wider diese Auffassung der Liebe gesündigt wird, erhebt er zornig seine Stimme. Und mochte es der junge König Heinrich selbst sein, der mit 14 Jahren die 25jährige Margarete von Österreich freite, nach einigen Jahren des Ehebundes aber überdrüssig war. Ich führe die Stellen an, in denen Walther beiden Ehegatten seine Meinung über den törichten Bund nicht vorenthält. Gegen Heinrich ist 102, 1 gerichtet: „Diu minne lat sich nennen da dar si doch niemer komen wil: si ist dem toren in dem munde zam, und in dem herzen wilde". Aber auch Margarete kann er ernste Vorwürfe nicht ersparen (102, 5 und 11): „Hiutet iuwer, guoten wip. Vor kinden bergent iuwer ja: so entwirt ez niht ein kindes spil. minn unt kintheit sint ein ander gram. ir sult spehen, war umbe, wie, wenn unde wa reht, unde weme ir iuwer minneclichez ja so teilet mite daz ez iu gezeme." — Es kann danach nicht zweifelhaft sein, welche Stellung der Dichter wirklich unwürdiger Liebe gegenüber einnimmt (47, 5): „Nideriu minne heizet diu so swachet daz der lip nach kranker liebe ringet: diu liebe tuot unlobeliche we." Dagegen 47, 8: „Hohiu minne reizet unde machet daz der muot nach werder liebe uf swinget." — Bitter beklagt Walther das Aufkommen der „valschen minne"; denn: „sit man valscher minne mit so süezen worten gert" (14, 25), kann ein Weib gar nicht mehr wissen, wer es treu und ehrlich meint: „Der diu wip alrerst betrouc, der hat beide an mannen und an wiben missevarn" (14, 30). Der Dichter verwahrt sich ausdrücklich dagegen, daß, was er unter „minne" versteht, mit der „valschen minne" zusammen genannt werde: „Die valschen minne meine ich niht: diu möhte unminne heizen baz: der wil ich iemer sin gehaz" (28, 16). Zur falschen Minne rechnet Walther auch die leichten Erfolge (96, 19) und sagt verächtlich: „So ist ein tumbiu so gewon daz ir ein tumber volge mite" (96, 27). Das Überhandnehmen der „valschen minne" ist, neben sonstiger Verschlechterung der Sitten, den „ungevüegen" zuzuschreiben, über die Walther 64, 9

11) Bei der Entwicklung der Gedankengänge sind die Lieder möglichst in ihrer zeitlichen Reihenfolge herangezogen worden, soweit dies nach Burdach, Reinmar und W., S. 101—23, 143—55 und 169—70 möglich ist; desgl. sind die Lieder gemäß der Einteilung von Wilmanns, Kl. Ausg. benutzt worden. Über die vier Abteilungen in W.s Schaffen, die Wilmanns feststellen zu können glaubt, vgl. Leben W.s, S. 257—65, 265—67 und 272—83.

12) Ich muß es mir versagen, außer diesen bezeichnenden noch weitere Definitionen W.s über die Minne wiederzugeben, und möchte nur an dieser Stelle noch auf die bekannte: „diu minne ist weder man noch wip . . ." (81, 31ff.) hinweisen.

Klage führt. Hand in Hand damit geht das Auftreten der „lügenaere“ und der „rüemec man“ (vgl. 41, 15; 41, 25; 61, 4), ferner der Zweifler an der Liebe und der Treulosen, die mit falschen Liebesschwüren die Gunst einer Dame zu erwerben trachten (61, 24). Ihnen wünscht er die fürchterliche Strafe, welche die Gottesleugner trifft. — An den Zielen, die sich der Liebende steckt, kann man Walthers Übergang von der Konvention zur Natur erkennen: zunächst genügt ihm, in Gedanken bei der Geliebten zu sein; das Gefühl macht ihn glücklich, auf diese Weise seiner geliebten „frowe“ nahe zu sein, ungestört von der „huote“ und den „merkaeren“.[13]) Man möchte fast daraus auf eine Entsinnlichung der Liebe schließen. Stellt er sich in seinen Gedanken vor, ob seine Dame ihm „friundin“ (Geliebte) oder „frowe“ (Herrin) sein sollte, so entschließt er sich dazu, letzteres zu wünschen (63, 24): „friundin, dast ein süezez wort, doch so tiuret frowe unz an daz ort.“ — In den Frauenstrophen läßt Walther, hierin einer alten Übereinkunft folgend, den natürlichen Empfindungen freieren Lauf. Da gesteht die Dame, daß sie dem Geliebten Kuß und Umarmung gewährt habe und seine weiteren Wünsche gerne erfüllen wolle, biete sich ihr nur dazu Gelegenheit (119, 30). Oder Walther besingt in ernster inniger Weise den Kampf einer „frowe“ zwischen Liebe und weiblicher Ehre (113, 31 ff.). Man kann nicht geradezu behaupten, daß die Ausmalung des Seelenverkehrs zwischen den Liebenden und die ehrfurchtsvolle Verehrung, die er in freiwilliger Entschließung der „frowe“ zollen will (63, 24), bei Walther nur Konvention sind und nicht wahre Empfindung zum Ausdruck bringen. Aber seine Auffassung bleibt so lange doch immerhin Schwankungen unterworfen, bis er entschlossen die Fessel des Herkommens abstreift. Dies geschieht natürlich nicht mit einem Male. Die Tatsache, daß er die Lösung des Problems von Liebe und Ehe auch im Minneliede zu behandeln wagt, ist gewiß ein moderner Zug an ihm. Schon in einem seiner frühesten Lieder, in dem er Anfängern im Minnedienst Unterweisungen gibt, läßt er durchscheinen, worauf es ihm eigentlich ankomme. Stellt er einerseits als das natürliche Ergebnis männlichen Werbens 92,1 „halsen, triuten, bi gelegen“ hin — mit der ungeschminkten Ausdrucksweise schon erheblich gegen die Konvention verstoßend —, so zeigt er hinwider durch eine Zweiteilung der „fröide“, die „guotiu wip“ gewähren können („offenbare stille und eine“ 91, 25), daß seinem natürlich-vornehmen Sinne die „offenbare fröide“ (die Ehe) als das angemessenste Ziel alles Minnewerbens erscheine. Der strengen Sittsamkeit der „frowe“ stellt er sich ehrlich recht verständnislos gegenüber, denn sie bringt dem Minnenden ja nur Leid. Mit feiner Ironie besingt er 70, 22 den konventionellen Minnedienst und gibt seiner „frowe“ ganz aufrichtig den Rat, sich sein Werben etwas mehr zu Gehör gehen zu lassen, wenn sie die Fortsetzung seines Dienstes wünsche (71, 5). — Die volksmäßige Lyrik, der Walther sich nunmehr zuneigt, bietet seiner Kunst die Möglichkeit, die wahre Liebe in schöner Menschlichkeit, losgelöst von allen Standesrücksichten, zu verherrlichen. Der wunderliche Widerspruch, den Minneleben und Wirklichkeit aufwiesen, war damit gelöst. Für beide Teile wurden gleiche Rechte und gleiche Pflichten gefordert.[14]) Die Andeutungen, die auf die Ehe als Überwindung der „tougenminne“ hinzielen, werden immer häufiger. An mehreren Stellen (47, 19; 49, 25) finden wir Hinweise auf ein

13) Den Seelen- und Gedankenverkehr schildert W. 99, 27—100, 2 und 44, 1—22.

14) Vgl. W.s Parodie 111, 23 auf Reinmars Strophe MF. 159, 1; ferner den Wechsel 85, 34, bes. die Stelle 86, 19—22.

„ledic wip“ als Gegenstand der Verehrung Walthers. Oder er stellt eine Betrachtung darüber an, „waz ist den fröiden ouch gelich, da liebez herz in triuwen stat, in schoene, in kiusche, in reinen siten? swelch saelic man daz hat erstriten, ob er daz vor den frömden lobet, so wizzent daz er niht entobet“ (93, 1). Sein Glück vor den Fremden in dieser Art loben kann ein Mann aber nur als Ehegatte, sonst setzt er seine Liebste der Gefahr der Bloßstellung aus.[15]) Die Perle unter den Liedern volksmäßigen Charakters, „herzeliebez frowelin“, enthält geradezu einen Heiratsantrag (49, 25). Der Dichter beginnt 29, 36: „Die nach dem guote und nach der schoene minnent, we wie minnent die.“ Das „minnen“ ist hier als Freien aufzufassen. Um die Glücksgüter ist es bei seinem Mädchen schlecht bestellt — sie hat ihm nur ein gläsernes Ringlein zu verehren —, aber: „du bist schoene und hast genuoc“ (50, 9). Die Hauptsache ist ihm ihre „triuwe und staetekeit“. Zieht man das Lied „selbvar ein wip“ (11, 12) heran, so ergibt sich, daß es sich bei dieser Liebe nicht um ein Bauernmädchen handeln kann. Denn gerade ihnen wird die Geliebte gegenübergestellt. Wir haben uns unter ihr wahrscheinlich eine Standesgenossin Walthers vorzustellen.[16]) — Walthers Auffassung über Liebe und Ehe schweifte weit über die Anschauung seiner Zeitgenossen hinaus. In allen anderen Fragen des Minnelebens konnte er an die Konvention anknüpfen; wir begegnen hier also ausgesprochen mittelalterlichen Gedankengängen in seinen Gedichten neben mancher allgemein menschlichen Wahrheit. So in der Verehrung, die das weibliche Geschlecht an sich durch den Minnedienst genoß. Um seiner „frowe“ willen muß der Minnende „elliu wip“ ehren (72, 6). Walther preist sich glücklich wegen dieses seines Dichterberufes (100, 7). Der Sang des Dichters bringt die Dame also in „werdekeit“. Das hat aber auch eine erzieherische Folge: denn zeigt sie sich des Gesanges nicht würdig, so verstummt er, und „ir lop zergat“ (73, 4). Die volle Schale seines Zornes schüttet der Dichter über die aus, welche der ritterlichen Ehrenpflicht entgegenhandeln (24, 12): „sie schallent unde scheltent reine frowen, we ir hiuten unde haren die niht kunnen fro gebaren sunder wibe herzeleit!“ Standhaftigkeit der Liebe ist ein Haupterfordernis im Minnedienst (95, 37). „Triuwe unde staete sunder wanc“ sind Elemente der wahren Liebe (z. B. 89, 15 und 90, 7). In dem Wechselgespräch 70, 22 läßt Walther eine „frowe“ in sittlich ernster Weise die Frage beantworten, ob sich ein Mann so lange leichtfertigen Liebesabenteuern hingeben dürfe, bis ihm die Gunst seiner „frowe“ zuteil geworden sei (71, 14): „Swer min ze friunde ger, wil er mich gewinnen, der laze alselhe unstaetekeit, gemeine liep daz dunket mich gemeinez leit: nu sage, weist du anders iht? davon getar ich dich niht geminnen.“ — „Schoene, kiusche, reine siten, güete (weiblicher Wert), sin (natürlicher Verstand), der vil reine weibes list (fleckenlose weibliche Einsicht), lieber lip (Anmut), tugent unde werdekeit, bescheidenheit (Einsicht), ere (Hoheit), güete bi der wolgetaene, staetekeit, mit zühten gemeit sin (in höfisch angemessener Form seiner Freude Ausdruck geben), schoener gruoz“ (freundliches Entgegenkommen), — diese Tugenden werden im allgemeinen von den Damen gefordert.[17]) Ein Wechselgespräch mit didaktischer Tendenz (43, 9)

15) Ähnlich 117, 35: „Swa so liep bi liebe lit gar von allen sorgen fri“ und 98, 22.
16) Vgl. zu diesem Heiratsplane Walthers Rieger, ZfdA. 47, S. 56—67.
17) Von den vielen Beispielen seien in Auswahl genannt: 14, 18-24; 97, 27-28; 92, 15-16; 35, 27; 92, 24-25; 110, 21; 62, 15; 91, 6-8; 113, 17-18; 59, 33; 86, 17-18; 43, 29 38.

gibt uns Auskunft, was man vom Manne erwartete (44, 1): „Ich sage iu waz uns (den Frauen) wol behaget: wan der erkennet übel unde guot, und ie daz beste von uns saget, dem sint wir holt ob erz mit triuwen tuot.“ Die „schoene“ wird vom Manne nicht gefordert: „ez ist ze wich (üppig?) und ofte hoene (hochfahrend“, 35, 28). Dagegen müssen ihm „schame“ (rücksichtsvolle Verschwiegenheit) und „triuwe“ zu eigen sein (59, 14). „Triuwe“ ist der Grundbegriff der mittelalterlichen Ethik und bedeutet in Waltherschem Sinne: Beständigkeit in den gegenseitigen Beziehungen. Der Begriff ist erwachsen aus dem Familien- oder Vasallitätsverhältnis und dann auf das Verhältnis zwischen Mann und Frau im höfischen Kreise übertragen. Die „triuwe“ deckt sich mit der wahren „zuht“. Ihr Gegensatz ist die „unfuoge“ (vgl. darüber besonders das Lied 90, 15). — Angesichts dieser hohen Anforderungen, die Walther an Mann und Frau stellt, kann er in der Minne wohl den Quell aller Tüchtigkeit (14, 9; 96, 4), aller währenden Freude erblicken (109, 1; 118, 24; 91, 19). Solange Walther jung ist, gipfelt seine Lebensauffassung in dem Satze: Wahre Lebensfreude gewährt die herzliche Zuneigung einer schönen Frau: „disen dingen hat diu werlt niht obe“ (93, 25). Wer heimliche Sorgen hat, der gedenke an „guotiu wip, er wirt erlost“ (42, 16; 27, 28). Der Minnedienst bei einem „reinen saelic wise wip“ verleiht die rechte Lebensweisheit[18]) (MF. 152, 32 und 153, 3). Die Liebe, welche keine Erhörung findet, veredelt, der „lip“ des Mannes wird dadurch „getiuret“. Ein weiterer Schluß daraus ist (59, 10): Der also guotes wibes gert als ich da ger, wie vil der tugende haben solte.“ Schlicht drückt Walther alle erzieherischen Einflüsse, welche die wahre Liebe auf den Menschen ausüben soll, zusammenfassend mit den Worten aus: „Swer guotes wibes minne hat, der schamt sich aller missetat“ (93, 17). Und das gilt heute noch.

In den Beziehungen zu seinen Mitmenschen stellt Walther an sich die höchsten Ansprüche: „Es ist min site daz man mich iemer bi den tiursten vinde.“ Und er weiß, daß man ihn zu schätzen versteht (vgl. 35, 19 und116, 13). So wünscht er auch nicht um jeden Preis Belohnung im Dienst; wichtiger ist ihm Lob für Lob, Anerkennung für Anerkennung. (Dies beweist seine Klage gegen den Markgrafen Dietrich von Meißen 105, 30.) — Walther möchte die Kreise, auf die sein Sang Einfluß hat, äußere und innere aristokratische Lebensführung betätigen sehen. Dazu gehören zunächst die Pflichten, die der einzelne in der Gesellschaft zu erfüllen hat: Er hat zur „fröide“ der Allgemeinheit beizutragen. Daß Reinmar der Alte dies tat, rechnet ihm Walther besonders hoch an (85, 7). Durch Erweckung der „fröide“ soll vor allem der Dichter das Gemüt seiner Hörer erheben, sie selbst veredeln. Sein Beruf ist: „Swer mir beswaere minen muot, daz ich den mache wider fro. er schame sich lihte und werde guot“ (62, 27). Aber jeder an seinem Teile soll dazu beitragen; vor allem die Frauen (27, 17 und 32). Doch auch dem Herrn gebührt es, „kan er ze rehte ouch wesen fro und tragen gemüete ze maze nider unde ho“. — Zur Betätigung richtiger „fröide“ gehört aber die rechte „maze“, denn die „fröide“ muß sich ohne „dörperheit“ äußern. Darum muß man schlechte Gesellschaft meiden und die gute aufsuchen, die zur Ehre gereicht. „Zuht, fuoge, hövescheit“ nennt Walther seine Gebieterinnen. Mit der „maze“ geht zusammen die „schame“, das Anstandsgefühl. Ein schlimmer

18) Derselbe Gedankengang in Goethes Tasso II, 1: „Willst du genau erfahren, was sich ziemt, so frage nur bei edlen Frauen an.“

Vorwurf ist es in seinen Augen, wenn er von jemandem sagen muß, daß er sich der „eren scheme“, d. h. kein Anstandsgefühl besitze (141, 10). Danach soll sich auch das Verhalten zum „guote“ regeln (22, 35): „Du la dir niht ze we sin nach dem guote, la dirzouch niht zunmaere sin.“ Denn: „zerget ez, so ist din fröide tot“ (23, 4). — Die „maze“ verhilft dem einzelnen dazu, seine Haltung in Übereinstimmung mit der großen Gesellschaft zu bringen (36, 10). Es ist also nicht statthaft, Liebes- oder sonstigen Kummer sich merken zu lassen, andererseits aber auch nicht, seiner persönlichen Freude überlaut Ausdruck zu geben. Walther kann von sich sagen: „ich bin als unschedeliche fro“ (d. h. ich trete mit meiner Freude niemandem zu nahe, 41, 13). Daß in dieser Beherrschtheit des Auftretens eine gewisse Verstellung liegt, erkennt Walther wohl. Sie ist aber notwendig und daher löblich: „Daz liegen was ab lobelich“, sagt er einmal (116, 39). Auch philosophisch stützt Walther diese seine Auffassung: Da es gar keine ungemischte Herzensfreude auf der Welt gibt, hat es keinen Wert, sich den jedesmaligen Lust- oder Unlustgefühlen im Übermaße hinzugeben (41, 33; 42, 7). — Freimütig bekennt Walther, daß der Thüringer Hof seiner Vorstellung von einem rechten Fürstenhofe gar nicht entspricht: Der ohrenbetäubende Lärm, das ewige Hin und Her, die gemischte Gesellschaft, besonders das Auftreten der Ritter als „kempfen“ und als starke Zecher, alles das erregt seinen Unmut. Es ehrt Walther, daß er mit seinem Tadel nicht zurückhält über diesen Hof, von dem er doch Aufnahme als „ingesinde “erwartete. Das Recht der freien Meinungsäußerung, das Bestreben, tadelnswerte Zustände zu bessern, ließ er sich nie verkümmern. Er begnügte sich dabei nicht mit oberflächlichen Urteilen, sondern suchte das Innere der Menschen zu erforschen: „Ir müezet in die liute sehen, welt ir erkennen wol: nieman uzen nach der varwe loben sol“ (35, 33). Dann erst wird die Anerkennung wahren Verdienstes möglich, die Walther an verschiedenen Stellen fordert (z. B. 41, 21 und 45, 17). Eine weitere Folge ist aber auch, daß man dann nicht alle Leute „guot“ nennen kann. Halb im Scherz, halb im Ernst begrüßt Walther die Herrengesellschaft am lärmenden Thüringer Hofe mit: „guoten tac, boese unde guot“.[19]) Auch vor den Damen macht er nicht halt mit dieser Unterscheidung. Schon in seinen ersten Liedern finden wir eine derartige Andeutung.[20]) Bald geht er dem Problem ernsthaft zu Leibe; und da er nicht mehr wie früher alle lobt, hat man ausgestreut, er sei ungezogen. Dagegen wehrt er sich (45, 7): „Ein frowe wil ze schedelichen schimpfen, ich habe uz gelobet: si tumbet, obe si niht entobet.“ Er ist also recht ärgerlich über diesen Unverstand. Und nun folgt sein Bekenntnis: „Ichn gelobe si niemer alle, swiez den losen missevalle, sine werden alle guot“ (45, 14). Eine Ausnahme will er gelten lassen (45, 17): „Ich weiz si diu daz niht ennidet, daz man nennet reiniu wip, so rehte reine sost ir lip, daz si der guoten lop wol lidet.“ Daß sich aber die „guoten“ Damen im allgemeinen nicht von ihren „bösen“ Standesgenossinnen scheiden lassen wollen, schadet ihnen selbst am meisten. Der Dichter beklagt das bitter[21]) (45, 33). Läßt Walther so einesteils nicht gelten, daß die Damen

19) Nur durch die bekannte Stelle in Wolframs Parzival überliefert (297, 25ff.).

20) Z. B. 99, 10: „da von sol man wizzen daz, daz man elliu wip sol eren und iedoch die besten baz.“

21) Hierher gehört auch der berühmte Gedankengang der Parzivalstelle Wolframs (116, 5): „Ez machet trurec mir den lip daz also manegiu heizet wip ...“

(„frowen") nur „guote" seien, so sucht er hingegen für alle „guoten" weiblichen Wesen („wip") eine ehrende Verbindung mit den Damen. Die Trennung nach gesellschaftlicher Stellung erkennt er nicht an, soweit es sich um das Lob edler Weiblichkeit handelt. Alle diese will er unter dem Ehrennamen „wip" vereinigen (49, 11): „Wip dest ein name ders alle kroenet." Walther ist entschlossen, mit den Frauen, die sich diesem Gedankengange nicht anpassen, völlig zu brechen (49, 24): „Waz han ich von den überheren?" Wir haben hier eines von den Liedern, in denen sich sein Bruch mit der Konvention, sein Übergang zu volkstümlicher — wir können sagen: moderner — Denkweise offenbart. Es zeigt eine hohe sittliche Auffassung, was er zur Begründung ausspricht. — Viel Erfolg war ihm nicht beschieden. Verharrten die höfischen Kreise verständnislos im alten Anschauungskreise, so riß zugleich ein Ton dort ein, der Walther noch beklagenswerter erschien. Die Hinweise sind in seinen Gedichten überaus zahlreich.[22]) Besonders schmerzlich empfindet er das Schwinden der freundlichen Rücksichtnahme und der maßvollen Freude in der Gesellschaft; die Welt ist „hoene" geworden (23, 33). Wer trägt die Schuld? Teils trifft sie die Frauen, welche die Männer „ein teil ze sere gelichent", d. h. keinen Unterschied mehr machen, ob sie einen höfisch fein Gebildeten oder einen „ungevüegen" vor sich haben (48, 25). Damit hat aber der sittliche Wetteifer ein Ende. Zum weitaus größeren Teile aber ist es das heranwachsende Geschlecht, welches den vergröberten Ton herbeiführt[23]) (23, 35): „Die jungen habent die alten so verdrungen, nu spottent also dar der alten." (Hierzu gehört auch 24, 9.) Aber die Strafe wird nicht ausbleiben: „Beit unz iuwer jugent zerge: swaz ir tuot, daz rechent iuwer jungen" (23, 38). Die neue Losung ist: „Swer zühte hat, der ist ir (der jungen „unhövschen") gouch" (24, 7). Auf das bestimmteste lehnt Walther die Verbindung mit der neuen Richtung ab (117, 23): „Des man da pfligt, daz widerstuont mir ie." Vorzüglich an die Fürsten richtet er die Mahnung, ihren Hofstaat davon frei zu halten bezw. zu säubern: so an den Herzog Leopold von Österreich bei seiner Rückkehr vom heiligen Lande (28, 19), an den Grafen von Katzenellnbogen (80, 27), an den Landgrafen Hermann von Thüringen (103, 13, Gleichnis vom Gärtner). — Nicht nur die Zucht der höfischen Gesellschaft verschlechtert sich, die Sittenlosigkeit nimmt in der ganzen Welt zu, besonders seitdem der junge König Heinrich seinen Vater in Deutschland selbständig vertritt. Mit seherischem Blick erkennt Walther die sittliche Minderwertigkeit der Welt, nimmt er den tiefen Zwiespalt wahr, in den seine eigene sittliche Auffassung mehr und mehr zu der herrschenden Lebensweise gerät (38, 16):

„Wir klagent alle daz die alten sterbent unde erstorben sint:
wir möhten balde klagen von schulde ander not,
daz triuwe zuht und ere ist in der werlte tot,
die liute lazent erben, diese dri sint ane kint."

Er spricht sich gern in biblischen Andeutungen darüber aus: anlehnend an den Traum Nebukadnezars (23, 11, Buch Daniel, Kap. 2). Oder er faßt die veränderten Zeiten

---

22) Z. B. 21, 10; 120, 7; 23, 33; 23, 38; 24, 1; 32, 1; 42, 37; 112, 12; 43, 1; 122, 7; 124, 14; 58, 3; 58, 12; 60, 30; 64, 31—65, 32.

23) Daß diese Klagen über eine Verschlechterung der Sitten zum Teil auch auf Angriffe gegen W.s Minnesang gehen, beweist der Spruch 103, 29. Die Absicht der „unhövschen" ist: „ich und ein ander tore, wir doenen in sin ore, daz nie kein münch ze kore so sere me geschrei" (103, 37).

echt mittelalterlich als eine Ankündigung des jüngsten Gerichtes auf (21, 25). Einmal führt er im Bilde das Leben als eine gefährliche Reise vor, auf der als „aehter" der Mord, Brand, Wucher, Neid, Haß, „diu verschampt unmaze gitekeit" den Menschen bedrohen (26, 13). „Dannoch so rennet maneger für, des ich niht han geseit" (26, 22). — Das einzige Heil sieht Walther noch in einer richtigen Erziehung der Kinder. Was er hierüber in einigen Sprüchen predigt (23, 26; 37, 24; 87, 1), hat, wie die meisten seiner dargestellten Ansichten, noch jetzt Allgemeingültigkeit. Er weist darauf hin, daß die Nichtachtung der Lehre Salomonis (Sprüche Sal. 13, 24) noch stets geschadet habe (26, 29): „Der sprichet, swer den besmen spar, daz der den sun versume gar." Aber nicht alle Kinder dürfen gleich behandelt werden (87, 1ff.): „Nieman kan mit gerten kindes zuht beherten: den man zeren bringen mac, dem ist einwort als ein slac." Das Ehrgefühl des Kindes muß wachgerufen werden: Auge und Ohren der Kinder sollen behütet werden vor schlechtem Beispiel, ihre Zunge vor eigener schlechter Sitte. Zusammenfassend gibt Walther den Jungen als goldene Lebensregel mit auf den Weg (37, 28):

„La guoten muot den boesen muot von dir vertriben:
minne got, so maht du fro beliben:
wirp umbe lop mit reinem guote, wollest du genesen:
den boesen solt du iemer gerne unheinlich wesen:
geloube swaz die pfaffen guotez lesen:
wilt du daz allez übergulden, sprich wol den wiben." —

(Schluß folgt.)

Lied und Bild.

Eine vergleichende Studie über Hauffs und Haugs Morgenrot.

Von **Fritz Breucker** in Altona.

Der Weltkrieg hat gar manchem von uns in Ton und Wort die ernste Stimmung des Volksliedes vom Morgenrot nähergebracht, als er je geahnt hätte. Und doch bleibt vielen die eigentliche Tiefe seines Inhalts verborgen; sie erliegen gewöhnlich einer Sentimentalität, die jedem echten Volkslied fehlt, auch dem „Morgenrot". Fast jeder Sangeseifrige wird auf die Frage, was denn eigentlich für ein Zeichen am Ende der zweiten Zeile stehe, mit Bestimmtheit einen Punkt feststellen, wenn er nicht gerade nur aus Gelesenem schöpft. Aber selbst dann zeigt sich noch oft ein Punkt, wie in manchen Literaturgeschichten und noch in den Begleitworten zum Haugschen Bilde „Im Morgenrot", die Voigtländers Verlag dem Katalog seiner Künstlersteinzeichnungen beigegeben hat.

Der Singende oder Lauschende hört einen Punkt, und mit Recht darf das Ohr das feststellen. Das Auge ist meistens sehr überrascht, ein Fragezeichen zu sehen. Volkslieder sollen ja nun eigentlich nur mit dem Ohr erfaßt werden, und so könnte einen die Überraschung der vielen freuen, denn ihre Meinung ist aus dem Liede, nicht aus dem bloßen Texte geschöpft, wenn nur nicht dabei die ganze Auffassung des Gedankeninhalts so verflachte und sich verirrte.

Mit Recht hat Hauff den braven Reutersmann fragen lassen: „Leuchtest du mir zum frühen Tod?" Wie würde die pessimistische Behauptung: „Du leuchtest mir zum frühen Tod!", diese vollkommene Mutlosigkeit, zu Jugend und Kampf pas-

sen! Nein, es ist eine ernste, vielleicht etwas bange Frage, ein „Vielleicht", aber nicht ein „Sicherlich". Im Gegenteil, er hofft und wünscht, noch lange zu atmen im rosigen Licht, sagt er doch in der letzten Strophe nicht etwa: „Und wenn ich nun bald den Tod erleiden werde", sondern: „Sollt' ich den Tod erleiden." Daß er überhaupt an den Tod denkt, ist psychologisch ja naheliegend: das Rot, das die Sonne in morgendlicher Frühe über die Erde legt, wie sollte ihn das nicht erinnern an das andere Rot, das bald die Kampfebene färben wird, und vielleicht ist dann auch sein Lebensrot dabei. Aber doch nur vielleicht. Und so will auch die vierte Zeile weiter nichts sagen als: mancher Krieger wird dran glauben müssen; es ist ein allgemeiner Gedanke, dem sich sein Ich unterordnet, kein persönlicher; der wäre unerträglich sentimental.

Aber woher nun diese fälschende Sentimentalität in der landläufigen Auffassung des Liedes? Schuld daran ist die Melodie. Niemand kann aus der schmerzlich fallenden Tonfigur der zweiten Zeile eine Frage hören, dazu wäre unbedingt ein steigender Abschluß der Tonfigur erforderlich, um so mehr, als der Satz an sich ohne jede unterscheidende Betonung unglücklicherweise eine Behauptung wie eine Frage sein könnte. Bei äußerlich deutlich erkennbarer Frageform wird man dem Komponisten eine größere Freiheit zugestehen können; wo aber nur der Klang, nicht die Form des Satzes dem Ohr Frage oder Behauptung klarmacht, da ist auch für den Musiker unerläßlich, daß er mit seinen Mitteln den Frageton herausbringt, sonst hat er eben schlecht komponiert.[1]) Also hat der Komponist des „Morgenrot" seine Sache schlecht verstanden? In den drei anderen Strophen ist gegen die musikalische Führung nichts einzuwenden, für die stimmt die Melodie durchaus: da ist die Harmonie des gedanklichen wie klanglichen Punktes am Ende der zweiten Zeile vorhanden. Daraus ließe sich also schließen, daß das Lied leidet an der strophischen Komposition, und daß der Musiker besser getan hätte durchzukomponieren? Beides sind Fehlschlüsse, und doch bringen sie dem Kernpunkt näher.

So wie uns die vier Strophen vorliegen, lassen sie sich wirklich nicht gleichmäßig komponieren, ohne daß die Melodie den Sinn der ersten Hälfte, sei es der ersten Strophe, sei es der übrigen drei, verwischte. Also wäre wirklich die einzige musikalische Lösung Durchkomponieren, wenn damit nur nicht völlig gegen das Wesen des Volksliedes verstoßen würde, das strophischen Gesang verlangt. Aber der Komponist ist dennoch nicht verantwortlich für den Zwiespalt; er hat sich einfach gefallen lassen müssen, was so vielen anderen, meist zu ihrem Schaden, geschehen ist; er hat gar nicht fürs „Morgenrot" komponiert. Umgekehrt! Der Dichter ist angeregt worden durch die Melodie, die zu einem alten Volksliede paßte, das noch gar nichts vom braven Reitersmann wußte, und das sich weit ins Mittelalter zurück verfolgen läßt[2]), das aber in allen seinen Fassungen niemals mit einer Frage, sondern stets mit einem Ausruf beginnt[3]), ähnlich der zweiten und dritten Strophe unseres Liedes (K. Hofmann,

1) Wer hört aus der Melodie zu Schenkendorfs Zeile „Führest deinen Reigen nur am Sternenzelt" den nötigen Frageton? Wie deutlich dagegen hört man z. B. in Beethovens Quartett Opus 135 die Frage: Muß es sein? und die Antwort: Es muß sein!

2) K. Hofmann, Zur Geschichte eines Volksliedes, Programm der Pforzheimer Realschule, 1897.

3) Vgl. auch Erk, Liederhort 2, 522.

S. 11ff.). Es war nur nicht im Geiste der alten Melodie, wenn Hauff eine Strophe mit der Reiterfrage vorschob, die als Frage die gleiche musikalische Umkleidung nicht vertrug und überdies den düsteren Klang der übrigen Strophen etwas aufhellte. An sich aber kann man Hauffs Urteil im „Lichtenstein" über unsere Melodie durchaus zustimmen: „Es war eine jener ernsten, beinahe wehmütigen Weisen, wie sie durch ihren inneren Wert erhalten und fortgetragen bis auf unsere Tage herabkamen. Noch heute leben sie in dem Munde der Schwaben, und oft und gern haben wir, ergriffen von ihrer einfachen Schönheit, von den gehaltenen Klängen ihrer vollen Akkorde, an den lieblichen Ufern des Neckars sie belauscht."

Volkslieder wollen gesungen werden. Deshalb ist nichts schwerer und nichts gefährlicher zu deklamieren als ein vielgesungenes Volkslied, bei dem sich im Sprecher wie im Hörer beständig der musikalische in den gesprochenen Rhythmus einschleichen will. Aber es ist ein guter Prüfstein für den geborenen Rezitator, der dem Gedicht nichts nehmen, ihm aber auch nichts Fremdartiges einfügen darf. Die gegensätzlichen Leitmotive, die durch das ganze Gedicht hindurchgehen, jugendlicher Lebensdrang und tapfere Sterbensbereitschaft, die muß der Vortragende herausbringen, und das kann er mehr noch als unsere teilweise irreführende Volksweise erreichen, und muß er erreichen, ohne dem Volkslied Gewalt anzutun, wie es die ältere Melodie doch etwas mit den jüngeren Strophen macht.

Der Rezitator vermag dem aufmerksamen und feinen Ohr schon in der ersten Zeile des braven Reitersmannes Zwiegefühl in seiner verschiedenen Färbung und Verschlingung deutlich zu machen. Dann entdeckt der ergriffen Lauschende auch, daß der Kehrreim[1]) zu Anfang jeder Strophe gar nicht eine leere Wiederholung gibt, noch weniger als in der Melodie, sondern eine Vertiefung und plastische Rundung. Das erste Morgenrot ist verschieden vom zweiten: das erste schimmert durch die elegische Hülle des Ganzen wirklich noch ein wenig morgenfroh, das zweite ist nachdenklicher, mehr „zu Tode betrübt"; das erste wird den Sprechakzent mehr auf den Morgen, das zweite auf das Rot legen, und beide, gleichen Leibes und doch verschiedener Seele, bereiten so wundervoll leise vor auf den thematischen Gegensatz in der zweiten Zeile vom „Leuchten" einerseits und vom „Tod" andererseits; und von neuem variiert das Thema im lebendigen Trompetengeschmetter der dritten gegenüber dem Todesgedanken in der vierten Zeile, bis die fünfte tröstend und verallgemeinernd (mit der Betonung auf „mancher") den lösenden Akkord schafft. Und was sich an der ersten Strophe deutlich zeigen läßt, das bringen die übrigen Strophen in neuen und feinen Variationen, die unaufdringlich näherzubringen die schwere, aber dankbare Aufgabe des Vortragskünstlers ist. Er muß in sich neu schaffen und kann es nur, wenn er eindringt in die feinen Verästelungen des frei-symmetrischen und organischen Kunstwerks, das des Dichters Schöpferdrang in rätselvoller Unbewußtheit formte. Was der mit innerem Ohr erlauschte, muß er dem äußeren Ohr verständlich machen, all die Klangfarben in Dur und in Moll, die des Dichters Lied in allen Stärken anschlägt, vom Morgenrot und dunklen Todesahnen des Ichs (der ersten Strophe),

1) Der Kehrreim ist auch fürs Gedicht (ohne Rücksicht auf die Melodie) anzusetzen, wenn er auch nirgends in Hauffs Werken angegeben wird. Daß aber Hauff die Wiederholung für selbstverständlich hielt, ergibt sich schon daraus, daß er nach einem älteren Liede mit der bekannten Melodie dichtete.

über das stolze Gestern und ernste Heute und das Los des Starken (in der zweiten Strophe), das Blühen und Verwelken und das Los des Schönen (in der dritten) zu der männlichen Auflösung des Gegensatzes von persönlicher Gebundenheit und freiwaltender Gottheit im entschlossenen Willen zur Tat, die sich von allen Hemmungen des Gedanklichen befreit hat.

So zeigt das Lied eine Fülle von Variationen derselben Stimmung und ist als solches von reinster Lyrik, die, scheint es, nur gefühlt, nicht geschaut werden kann. Und doch hat Hauffs Morgenrot auch ein fein empfindender Maler zum Probierstein seines Könnens gemacht.

Es ist von hohem Reiz und großem Gewinn, nach der Einfühlung in das Lied zu untersuchen, wie der malende Künstler Unsichtbares sichtbar zu machen und mit seinen visuellen Mitteln eine lyrische Stimmung hervorzurufen sucht und hervorzurufen vermag, die eigentlich ganz ins Gebiet der Wort- und Tonkunst gehört; wie er alle Vorzüge seiner Kunst gegenüber der Poesie heraushebt und stets vermeidet, da mit dem Poeten zu wetteifern, wo er elend scheitern würde. Die Poesie wirkt durch ganz andere Organe als die Malerei; das Volkslied will es am wenigsten durch dasjenige, mit dem der Maler arbeitet, und mit dem er erfaßt werden will, durch das Auge. Man redet freilich bei der Poesie auch davon, daß der Dichter manchmal etwas so deutlich gibt, daß man es sieht, aber dieses Sehen geschieht mit ganz anderem Auge als dem Malerauge, und sein poetisches Gemälde ist weit davon entfernt, ein wirkliches zu sein oder ein solches in uns anzuregen, wie schon Lessing zweifellos richtig erkannt hat. Obwohl unser Lied der Farben nicht entbehrt: Morgenrot, Schlachtenrot, Rosenrot, hat sich der Maler gehütet, in irgendeinem feurigen Rot oder in Rot überhaupt zu schwelgen. Wie leicht hätte scheinbar einen farbenfrohen Maler das poetische Gemälde dazu verführen können, das, was das Lied unserem inneren Auge vorzaubert, nachzumalen, den Gedankengang dieses Reiters, den das leuchtende Morgenrot an ganz andere Dinge erinnert als gewöhnliche Sterbliche. In der Fülle der fließenden Stimmungsfarben kann im Gedicht das Farbenprangen der Sonne, des Blutes, der Rosen den dunklen Grundton nicht verdrängen[1]), im Bilde aber würde jegliches warme Rot als ein Dauerndes aufdringlich und falsch wirken. Es wäre viel zu lebendig, zu laut, zu froh für die schwere, breitlagernde Stimmung; dazu gehören graue Töne, die bleiern lasten, ein Weiß, hart wie der Tod, ein Blau, kühl wie das Grab, und das, was an Rot auf dem Bilde liegt, darf nicht des Fahlen, Düsteren entbehren. Denn der Maler, der sich Hauffs Morgenrot zum Motiv nimmt, will ja gar nicht das Morgenrot malen, sondern nur den Reflex des Morgenrotes in der Seele des Kriegers, nicht ein lautes Schmettern nach außen hin, sondern ein stilles Fragen nach innen hinein. So war es ein feiner Doppelzug Haugs, wenn er eine Regenstimmung wählte, von der im Gedicht nichts erwähnt wird. Nur sie konnte ihm diejenige Tönung geben, die der Stimmung des Gedichtes entspricht. Er will überdies mit ihr unser äußeres Auge unmerklich in eine solche elegische Morgenrotstimmung versetzen, die dann unser inneres Auge wiederum unmerklich in den Reiter verlegt. Wann wäre unsere Stimmung trübseliger als nach durchwachter Regennacht? Regen und Müdigkeit, wie

---

1) Vgl. Lessing, Laokoon, Abschn. VI: Bei dem Dichter ist ein Gewand kein Gewand.

leicht motiviert das schwermütige Stimmung; sie beide gerade kann der Maler gut brauchen, denn sie kann er dem Auge zeigen, und so durchs Auge auch in die Tiefe des Gemütes wirken. Nichts von alledem im Liede selbst; wir mögen es kraft unserer mehr oder minder beweglichen Phantasie hinzudenken, aber wir müssen es nicht und werden es gewöhnlich auch nicht. Hier hilft der Maler nach und macht uns verständlich, was im Liede etwa noch befremdend sein könnte. Wie bringt die Einförmigkeit der verregneten Heidelandschaft auf denselben Ton, dieselbe Stimmung, die den Reiter beseelt!

Im Reiter selbst aber könnte der Maler den Gehalt des Gedichtes nur ganz, ganz leise andeuten; führte er ihn breiter aus, so entstände vielleicht bestenfalls ein mehr oder minder eindrucksvolles Porträt, aber nichts von dem, was das Motiv „Morgenrot" will. Haug trägt, um leicht und tief auf uns zu wirken, die Stimmung des Reiters in die Landschaft hinein, sie ist ihm das Wichtigere. Durchaus mit Recht: das wirkt geschlossener, massiger auf uns, als wenn ein Reiter in schwermütiger Stimmung sich vordrängte; da hätte der Maler auch auf des Kriegers Antlitz etwas als dauernd festgehalten, was doch eigentlich nur als ein vorübergehender Schatten zu ihm gehört. Ein solches Bildnis wäre zu leicht ein Widerspruch in sich geworden, eine Grimasse; es stände da ein trauriger Fatalist, aber nicht ein „braver Reitersmann".

Wie wenig es der Maler für richtig hielt, des Reiters Stimmung, wie sie sich im Volkslied äußert, gerade durch seinen besonderen Gesichtsausdruck deutlich wiederzugeben, sieht man an dem weiteren großen Unterschied zwischen Lied und Bild. Lag vorher ein Verzicht vor, so zeigt sich jetzt eine Steigerung: vier Reiter füllen das Bild. Das Lied läßt einen singen, führt ein Ich ein, keine Wir. Freilich dieser eine ist wie sehr viele und drückt die Gefühle vieler aus, aber das innere Auge wird sich zunächst doch immer nur einen vorstellen. Was das Gedicht an verschiedenem Nacheinander der Gefühle oder Reflexionen enthält, von der versunkenen Wehmut bis zu entschlossener Tatbereitschaft, das versucht der Maler innerhalb der Grenzen seiner Kunst zu geben, und zwar im Nebeneinander von vier Gestalten, in denen er mit weiser Mäßigung höchstens anzudeuten versucht, worin vor allem die Deklamation schwelgen kann.

Es ist zuzugestehen, daß Haug nicht ganz an dem Versuch vorbeigeht, den Ausdruck des Reiters, wie wir ihn uns nach dem Liede vorstellen, wiederzugeben, und zwar offenbar in dem links einsam gegen sein Pferd lehnenden Krieger, der aufschaut — wie fein und vielsagend ist der Zug, daß der eben vom Morgenrot Aufgeweckte mechanisch die Mütze lüftet — und nachdenklich in die aufgehende Sonne starrt, die sich in den wenigen und wenig geröteten Wolken ankündigt und seine Züge schärfer zeichnet als die der übrigen Reiter; da sehen wir einen leisen Versuch, dessen Schüchternheit gerade dadurch deutlich wird, daß sogleich die drei Kameraden den Eindruck wieder verwischen müssen; von denen kann keiner diese Stimmung äußern, ob sie wachen oder halb schlummern; jeder einzelne erzählt uns zwar viel, nur nichts durch seine Mienen, die der Künstler ja ganz und gar versteckt! Was sie erzählen, das erklärt nur eines braven Reiters Morgenrotstimmung (durchwachte Nacht) und löst sie auch wieder auf (Pflichterfüllung auf Vorposten); das ist ein gegensätzliches Nebeneinander, das etwa dem gegensätzlichen Nacheinander des Inhalts von Strophe 1 und 4 des Liedes entspricht.

Der einzelne Reiter also, der sich im Liede deutlich vorstellt, trägt im Bilde zwar bescheiden zum Thema bei, aber es ist nur ein zaghaftes Wagen; er ist nicht mehr die Hauptsache, da sein unsichtbares Innere dem Künstler des Sichtbaren hier ein zu undankbarer Gegenstand ist; ihm ist die Hauptsache, nicht den einzelnen Reiter zu erfassen, da er ihn ja doch nicht deutlich genug sprechen lassen kann, sondern den Gesamteindruck des Gedichtes, und den erreicht er am meisten durch die Landschaft. Nichts im Liede von einförmiger Heide, nichts von Regenwolkenhimmel, und doch alles im Geist, wenn auch nicht im Buchstaben unseres Volksliedes, aber durchaus Erfindungen des Malers, die ganz in das Bild hineingehören, deren der Dichter jedoch entraten kann.

Es gibt noch etwas, was wir zunächst und unmittelbar aus dem Volksliede heraus nicht sehen, das sind die Tiere. Gewiß, ein Reiter hat ein Pferd, aber das verschwindet im Gedicht in seiner Erscheinung gänzlich hinter ihm selbst. Es spielt gar keine Rolle. Anders beim Maler. Man könnte beinahe sagen, hier verschwindet der Reiter fast ganz hinter seinem Pferde, obwohl er sich doch deutlich davor aufbaut. Die Pferde sind dem Maler hier wirklich wichtiger als die Reiter, ein weiteres erwünschtes Mittel, mit dem er manches, wenn auch nur indirekt, sichtbar machen darf, was ihm unmittelbar darzustellen ein feiner Malersinn verbot. Gerade die Tiere und ihre sichtbaren Äußerungen sind ihm außerordentlich wertvoll, um mit seinen Mitteln auszudrücken, was das Lied in Ton und Wort gibt; es ist wundervoll, wie die Tiere auf dem Bilde mitempfinden in der beschränkten Sphäre ihrer Ausdrucksmöglichkeiten, aus der sich der künstlerische Takt des Malers nie herauswagt, und außerordentlich feinsinnig ist die Harmonie des Empfindens in Roß und Reiter. Besonders das Pferd links mit den aufgesperrten Nüstern: wir sehen es und hören es geradezu. Schrill schneidet in die Morgenstille das Schnauben oder Wiehern dieses Tieres, das mit dem tief vorgestreckten Kopf, Hals und Mähne und besonders mit diesem beängstigenden Blick ähnlich wirkt wie die Knochengäule, die der Tod bei Dürer oder Rethel reitet, wenn er grinsend über seine Saat dahinschreitet. Auch dieser Gaul scheint, wie jene, Menschenfleisch und Menschenschädel zu riechen. Er ist die sichtbar gewordene bange Todesfrage des Gedichtanfangs; im Tier durfte der Maler, der dem Gedicht sein Fragezeichen nicht nimmt, sie festhalten, die, ins Menschenantlitz gebannt, eine künstlerische Verirrung gewesen wäre. Und wie sie deutlich den Kern des Gedichtes bildet, so hebt der Maler gerade dieses Pferd, das so wichtig zur Lösung seines Problems ist, schon durch die Isolierung scharf vor allen anderen heraus; wie sein Reiter innerlich, aber unsichtbar der am meisten bewegte ist, so äußerlich und sichtbar hier sein Pferd.

Aber auch die anderen Pferde reden ihre Sprache. Ein ganz kleiner Zug, und doch wie belebend und zugleich den Eindruck des Hauptpferdes ausgleichend ist es, wenn das Tier des Vorpostens mit seinem Herrn mitlebt, dessen einzige Aufgabe Aufpassen! heißt, und daher seine auffällig dunklen Ohren so scharf spitzt, mit denen es die ferne kleine Figur fast umrahmt. So wächst diese, örtlich losgelöst, doch wieder hinein in die Gruppe, von der sie sich äußerlich durch ihre Entfernung und Kleinheit und innerlich durch die Strenge ihrer Aufgabe so deutlich abhebt. Sie hat inhaltlich ein nicht unwichtiges Gegengewicht gegen die drei anderen abzugeben, das nur klein sein darf, um die Wucht der Grundstimmung nicht zu stören; sie ist aber

doch im Bilde der die Tat betonende Abschluß, wie es im Lied die letzte Strophe gegenüber den anderen ist.

Wie diesen Vorposten sein Tier, so kopiert jedes der anderen fein abgestuft den Herrn, und doch wieder ergänzt es ihn auch, wenn das unruhige Gestampf mit dem Hinterfuß den lähmenden Eindruck, den die Müdigkeit der Reiter hervorrufen könnte, etwas aufhebt. Nur der rechts ist fest eingeschlafen; deshalb muß auch sein Tier etwas anders dargestellt werden, sonst würden wir nicht an den festen Schlaf glauben können; es zeigt die wenigst aufgerichteten Ohren und die ruhigste Beinhaltung.

Nicht nur die Wahl der Farben, nicht nur die Beschränkung oder Erweiterung des Inhaltlichen verrät uns einen feinen weisen Meister, auch die lineare Komposition führt in die Tiefe eines großen Künstlersinnes.

Jeder Linienempfindende fühlt das Lastende, Schleichende der Horizontalen, das Belebende, weil aufwärts Strebende der Vertikalen. Wer der wuchtigen Sprache großer Bauwerke einigermaßen zu lauschen versteht, ist tief ergriffen von der ungetrübten leidenschaftlichen Aufwärtsführung des gotischen Gedankens; es war keine Laune, diese Türmung in den Himmel hinein, diese beständige Betonung der Vertikalen, Verneinung der Horizontalen der gotischen Fassade; die gotische Baukunst wollte den zur Andacht Schreitenden schon durchs Auge hinausführen über die Erdenschwere und -enge in die Freiheit und Höhe himmlischer Klarheit und so schon draußen dem Worte des Priesters drinnen den Weg bereiten. Haugs Aufgabe war, wenn er mit Hauffs Morgenrot wetteifern wollte, dem entgegengesetzt; er hatte vor allem hervorzurufen den Druck, die Last, die aus der bangen Frage des Volksliedes spricht. Danach wäre bei ihm nicht zu verwundern, wenn er die Horizontale stark betonte. Und in welchem Maße geschieht das nun auch! Angefangen oben bei dem breiten stimmenden Akkord des Himmelsstreifens, der nur leise durch gleich verlaufende Wolkenstreifen belebt wird. Kein Baum, kein Hügel unterbricht die einförmige Linie des Horizontes, keine Erdwelle läuft scharf ins Bild hinein, jede verstärkt sie nur; wie werden die Regenlachen in ihrer Lagerung immer wieder dem linearen Gedanken angepaßt, überall vermeidet der Künstler auch bei ihnen jede vertikale Betonung. Da, wo sich die Regenlachen am breitesten lagern, um das Gewimmel der Pferdebeine auf der rechten Bildhälfte, drängt sich trotz ihrer Tiefenwirkung immer wieder die Horizontale herrisch, aber wirksam hervor. Daß vier Pferde 16 Beine haben, weiß auch der Künstler, aber er wußte auch, daß 16 vertikal strebende Beinlinien zu viel äußere Unruhe und Leben in sein Bild gebracht hätten, deshalb die starke Zusammendrängung der Pferdegruppe, die häufigen Überschneidungen der Tiere, sei es durch einander, sei es durch die geschickt gestellten Reiter. So werden wir uns kaum der notwendig hohen Zahl der Tier- und Menschenbeine bewußt, und so läßt der Maler sich die notwendige Herrschaft der Horizontalen nicht entreißen. Nun wird verständlich, weshalb der Maler die Pferdegruppe gerade mit so merkwürdiger und auffälliger Betonung der Hinterseiten aufbaute. Selbst zugegeben, inhaltliche Motive (etwa Vorsicht der Reiter) verlangten das Zusammendrängen der drei Tiere, so brauchten sie doch noch immer nicht in dieser unhöflichen Weise zusammengedrängt zu werden. Es ließen sich unendlich viele Stellungen denken, in denen die Beine der Tiere sich überschnitten, ohne so ausgesprochene Vermeidung der Pferdekopflinie. Die wäre eben, wenn sie nicht gerade

die des linken Tieres ist, für unser Thema zu feurig, zu stolz in ihrer Umbiegung aus der Horizontalen des Rückens in die Vertikale des Halses. Daher also gerade die Rückenaufnahme.

Die Zusammendrängung geschah nun weiter, immer aus demselben Liniengefühl heraus, so, daß die Horizontale des Pferdes ganz rechts sich fortsetzt in den Kopflinien der anderen in der Gruppe und über die Mütze des mittelsten Reiters scharf betont ausläuft in der Halsrückenlinie des einzelnen Schimmels links. Mit breiten schwarzen Streifen unterstreichen noch einmal diese sinnvolle Hauptlinie des Bildes die Mantelrollen der Gruppe.

Aber selbst eine fürs Auge so verschwindende Gestalt und scheinbare Kleinigkeit wie der Vorposten hat seine wichtige lineare Funktion; er hat den Gedanken der Horizontalen aus der Fläche am weitesten in die Tiefe zu führen[1]); er schafft erst die Vorstellung der unendlichen flachen Ebene im Bilde und verdoppelt ihn der regen Phantasie noch durch seinen Blick in die hinter der Bildlandschaft liegende Ebene, wo der Feind sein muß. Und so trägt auch das Kleinste im Bilde bei, mit geschlossener Wucht die menschlich-zwiespältige Stimmung zu erzielen, die vom Liede ausgeht.

Wie *einheitlich* des Malers Komposition sich abrundet, verrät schließlich auch das besondere Milieu, in das der Maler, abweichend vom Dichter des „Lichtenstein", seine Figuren stellt. Er kümmert sich gar nicht darum, daß Hauff das Lied den Georg Sturmfeder, einen Junker aus dem 16. Jahrhundert, singen läßt; er läßt sich nicht, wie Georg, anregen durch die Initialen und Bilder einer alten Chronik voll Schlachtstücke und Triumphzüge, „welche, mit kühnen Zügen entworfen, mit besonderem Fleiße ausgemalt, hin und wieder den Text unterbrechen". Haug wählt sich die Freiheitskriege — mit klugem Bedacht; denn gerade sie verlangten gegen den übermächtigen Korsen von der deutschen Jugend die grenzenloseste Bereitwilligkeit, wie der Reiter zu leben und zu sterben fürs heilige Vaterland: in kleinen Rahmen gefaßt ein Schauspiel, das heute, zu unüberbietbarer Größe gesteigert, nur noch von den Grenzen des Erdballs umspannt wird. Und deshalb tönt auch heute Vers, Klang und Farbe des Morgenrotthemas in so vollem Akkord an unser Ohr, da der blutigste aller jugendmordenden Kämpfe jeden Tag deutlicher verkündet, daß heute mehr denn je die Zukunft Deutschlands bei einer Jugend liegt, die trotz allen Lebensdranges und aller Lebensgier des Lebens Ängsten und das Leben wegwirft in dem tatfrohen Gedanken:

Und sollt' ich den Tod erleiden,
Stirbt ein braver *deutscher Mann.*

---

1) Man braucht nur einmal die kleine Figur zu verdecken, um sofort das Schwinden der Tiefe zu erkennen.

Anmerkung: Wir hätten gern eine Nachbildung des Haugschen Bildes gebracht. Die Schwierigkeiten waren aber nicht zu überwinden. So können wir nur auf den Katalog zu Voigtländers Steinzeichnungen verweisen. D. H.

Walter Flex zum Gedächtnis.

Von **Rudolf Nicolai** in Annaberg.

„Wir wissen es und sprechen es aus, ohne die Überlebenden und Heimkehrenden kränken zu wollen, unter denen wir ja alle um lieber Lebenspläne willen, trotz aller Bereitschaft der Seele, zu sein hoffen. Aber es sind doch die Besten, die nicht heimkehren." So schreibt Walter Flex in einem Feldpostbrief vom November 1914 — und auch er kehrt nicht wieder heim. Er fiel am 16. Oktober 1917 nach einem siegreichen Gefecht auf Ösel. Das Wort von den „Besten" gilt in vollem Umfange auch für ihn. Als Sohn des Oberlehrers Prof. Dr. R. Flex in Eisenach am 6. Juli 1887 geboren, hat er schon vor dem Krieg sich literarisch einen Namen gemacht. Seine sieben Novellen „Zwölf Bismarcks" 1913, hervorgegangen aus Studien, die ihm durch persönliche Beziehungen zur Familie Bismarck in Friedrichsruh und Varzin möglich waren, machen Anspruch auf höchste künstlerische Bewertung. Durch vier Jahrhunderte begleiten wir die Familie Bismarck; der Dichter versteht es, mit außerordentlich klarer Linienführung den Geist der Vergangenheit zu zeichnen und in diesen Zeitrahmen scharfumrissene Charaktere mit erstaunlich feingeschildertem Seelenleben zu stellen. Ein echter Dichter ist wie ein Prophet, der die Zukunft seines Volkes vorausahnt. Ein solches Ahnen webt auch in diesen Erzählungen; wie ein fernes Schwertklirren klingt es durch alle diese Novellen. Es erscheint einem als selbstverständlich, daß der Verkünder deutschen Heldentums und altbismarckischer Kampfesfreudigkeit sich zu Kriegsbeginn sofort als Kriegsfreiwilliger meldete. Im Schützengraben vor Verdun entstand 1914 sein tiefsinniges Weihnachtsmärchen „Vom großen Abendmahl". Der Dichter will das gewaltige Erleben der ersten Kriegsmonate, das ihn wie in einem entfesselten Strom in Höhen und Tiefen riß, zur abgeklärten Darstellung bringen und vermag dies in gewaltigen, an alttestamentliche Bilder erinnernden Visionen meisterhaft zu gestalten. Aber das Buch Walter Flexens ist „Der Wanderer zwischen beiden Welten". Wenn ein Späterer nach Jahrhunderten den Geist der deutschen Kriegsfreiwilligen kennen lernen will, der muß nach diesem Buche greifen. Wer deutsche Freundschaft, deutsches Heldentum im großen wie im kleinen, deutsches Pflichtgefühl, hochaufjauchzende Jugendfröhlichkeit vereint mit schwerstem Todesernst miterleben will, der lese dieses Buch, er wird fühlen, daß er wie von Priesterhand in heiliges Land geführt wird. Das Buch darf in keiner Bücherei fehlen. Es sollte kein Schüler von Deutschlands hohen Schulen ins Heer oder ins Leben treten, der nicht die Weihe dieses Buches empfunden hat. — Fast an demselben Tage, an dem den jungen, Großes verheißenden Dichter die tückische Russenkugel traf, erschien die Gedichtsammlung „Im Felde zwischen Tag und Nacht". Auch hier ein Sichentfalten einer Dichterkraft von quellender Gedankenfülle und reifstem Können, das berechtigte Hoffnungen auf einen schönen Früchtekranz edelster Dichtungen wach werden ließ. Gedichte wie „Soldat und Mutter", „Leutnantsdienst", „Fliegerbegräbnis" gehören ebenso wie die Stelle vom Tod des Freundes im „Wanderer zwischen beiden Welten" in die künftigen deutschen Lesebücher. Mit schwerem Schmerz müssen wir erkennen, daß eine glänzende Entwicklung jäh abgebrochen wurde.

Walter Flex' Dichtungen.

1. Demetrius, ein Trauerspiel, 1909 (Eisenach, Hofbuchdruckerei H. Kahle).
2. Im Wechsel, Gedichte, 1910 (Straßburg, Josef Singer, Hofbuchhandlung).
3. Der Schwarmgeist, Novelle, 1910 (Berlin, Otto Janke).
4. Zwölf Bismarcks, Erzählungen, 1913 (ebenda).
5. Klaus von Bismarck. Eine Kanzlertragödie 1913 (ebenda).
6. Das Volk in Eisen, Kriegsgesänge 1914. 1.—5. Aufl. (Lissa i. P., Oskar Eulitz).
7. Der Kanzler Klaus von Bismarck. Eine Erzählung, 1915 (Stuttgart, Verl. d. Evang. Gesellschaft).
8. Vom großen Abendmahl, Verse und Gedanken aus dem Feld, 1915. 1.—3. Aufl. (München, C. H. Beckscher Verlag). M. 1,00.
9. Sonne und Schild. Kriegsgesänge und Gedichte, 1915 (Braunschweig, Georg Westermann).
10. Der Wanderer zwischen beiden Welten. Ein Kriegserlebnis 1917. 1.—6. Aufl. (München, C. H. Beckscher Verlag). M. 2,80.
11. Leutnantsdienst, Neue Gedichte aus dem Felde, 1917 (Lissa i. P., Oskar Eulitz).
12. Im Felde zwischen Nacht und Tag, Gedichte 1917 (München, C. H. Beckscher Verlag). Geb. M. 2,50.
13. Lothar. Trauerspiel. Bisher ungedruckt und unaufgeführt.
14. Die schwimmende Insel, Ein Kriegsmärchenspiel für deutsche Bühnen in 4 Akten. Ungedruckt; im Stadttheater zu Eisenach am 22. Dezember 1916 aufgeführt.

Zur Psychologie der Kriegsdichtung.

Von **Karl Wehrhan** in Frankfurt a. M.

Das Volk liebt es, seine Gedanken und Stimmungen, Empfindungen und Gefühle, Hoffnungen und Wünsche in gebundenen Worten und in Liedern zu offenbaren; die althergebrachten Reime in Spiel und Lied, Sitte und Brauch legen vielfaches Zeugnis dafür ab. Die Vorliebe für den Reim hat sich während des Krieges aber bis zur Reimwut entwickelt. Geht man nun den einzelnen Gedichten und Reimen genauer nach, so findet sich etwas Merkwürdiges: die gleichen Stimmungen und Gefühle, die der Überfall fast der ganzen Welt auf uns Deutsche in uns und den tapferen Soldaten gelöst hatte, verdichteten sich in wunderbarer Weise in den verschiedensten Geistern und Seelen derart, daß sie sogar in denselben Formen ihren Ausdruck fanden! Das bekannte Gedicht des in der Skagerrakschlacht gebliebenen Hamburgers Gorch Fock „Dicke Berta heet ick ..." vom September 1914 unterzeichnete als Dichter schon im Dezember 1914 ein „van Keken" im „Landsturm." Ein anderes bekanntes Gedicht aus den ersten Kriegsmonaten „Und werde ich 70 und werde ich mehr, das eine vergeß ich nimmermehr ..." stammt nach der mir bekannt gewordenen ältesten Veröffentlichung (Münchener Neueste Nachrichten v. 26. 9. 14) von Jos. Burau. Einige Wochen darauf hatte der „württembergische Grenadier Egle, von Beruf Kannenlöter" dieselben Gedanken in genau dieselben Verse gebracht (Frankfurter Zeitung v. 27. 11. 14 und danach in einer ganzen Reihe anderer Tagesblätter). Kurz darauf sollte es ein Vizefeldwebel sein (Koburger Tagebl. v. 10. 12. 14). Endlich bekannte sich gleich eine ganze Gruppe als Verfasser (Schwarzwälder Bote v. 28. 11. 14).

Ein anderes unzählige Male, aber meistens mit anderem Verfassernamen gedrucktes Gedicht ist die Schilderung von Russisch-Polen mit dem Anfang „Ein jedes Land hat seine Sitten, ein jedes Land hat seinen Brauch ...". Da will ein „Gefreiter Prasse" der Dichter sein. Zugleich beansprucht aber der „Kanonier Olschak"

das Dichterrecht (Recklinghäuser Zeitung v. 15. 2. 15), daneben eine Gruppe von Soldaten, als deren Sprecher der Sohn eines Rostocker Schlachtermeisters auftritt (Rostocker Zeitung v. 21. 2. 15), während nach weiteren Angaben „zwei poetische Dragoner", Weingärtner und Dischler, diese Schilderung Russisch-Polens „stilvoll formuliert" haben (Frankfurter Zeitung v. 7. 4. 15), oder aber der Gefreite Brauckmann (Lippische Landeszeitung v. 19. 4. 16), bzw. der Kriegsfreiwillige Conny Broß (Zeitung der 10. Armee v. 24. 6. 16).

Ja, der Wehrmann „Knips" (an den Münsterschen Anzeiger, vgl. dessen Mitteilungen v. 8. 3. 15) blieb trotz Vorhaltung fest dabei, er habe ein von ihm an die Zeitung gesandtes Gedicht „Der Fahneneid" wirklich selbst als seine „neueste Dichtung" an seinem „freien Tage zurechtgeschustert", obgleich es sich in einer Sammlung von Kriegsgedichten aus den ersten Kriegswochen lange vorher gedruckt fand (von Walter Flex in „Der deutsche Krieg in Dichtung", herausg. v. Walter Eggert-Windegg, München bei C. H. Beck).

Wie ist das rücksichtslose Aneignen der Reime seitens der Soldaten oder anderer Volksangehöriger zu erklären? Auf die Vorliebe des Volkes für Reime ist schon hingewiesen worden. Dazu kommt der Wunsch mancher, sich in Dichterruhm zu sonnen. Wesentlicher aber ist noch, daß es im Volke selbst den Begriff des geistigen Eigentums nicht gibt. Der ganze Begriff des geistigen Eigentums fehlt dem gewöhnlichen Manne, der deshalb auch keine Bezeichnung dafür hat. Die Anwendung steht dem Volke über der Erzeugung, die Verwertung, Darbietung, Nutzbarmachung ist ihm wichtiger als das Hervorbringen selbst. Der Verfasser von Gedichten, die in einer Gegend volkstümlich geworden sind, wird beim öffentlichen Vortrage nie genannt, er muß beiseitestehen und den Erfolg dem Vortragenden oder Sänger überlassen.[1])

Literaturbericht 1916/17.

Geschichte und Geschichtsunterricht.

Von **Gustav Rosenhagen** in Dresden-N.

b) Staatsbürgertum.

(Schluß v. S. 75.)

Wir stehen vor der Frage der Umformung und Umbildung unseres staatlichen Lebens. Der Krieg hat uns das Gemeingefühl des Volkes wiedergegeben, dies muß zum Staatsbewußtsein aller werden und muß sich mit der Regierung die Werkzeuge einer fruchtbringenden innerstaatlichen Tätigkeit schaffen. Solche Forderungen gehen die Schule, zumal den deutschen und den Geschichtsunterricht sehr viel an. Die Erkenntnis der Notwendigkeit staatsbürgerlicher Erziehung hat sie uns schon vor dem Kriege gebracht. Immer wieder mag betont werden, daß es sich dabei nicht um Wissen und Gedächtniskram, nicht um Unterricht nach Art der französischen instructions, nicht um Anlage eines „pädagogischen Warenhauses" (Adolf Matthias) handelt, sondern um gesunden Geschichtsunterricht, lebenschaffenden Deutschunterricht, um eine gesunde Schulzucht mit rechter Würdigung der Jugendwehrübungen, mit einem gewissen Maß der Selbstverwaltung durch Schüler, mit einem Eingehen auf staatliche Tagesfragen auch in der Schule. Das sind die Gedanken, die übereinstimmen mit einer der letzten Schriften des im Alter von 70 Jahren verstorbenen, immer jugendfrischen und anregenden Adolf Matthias.[18]) Wie weit die daraus sich ergebenden Forderungen durch

1) Eine ausführliche Behandlung mit vielen Einzeluntersuchungen ist erschienen im „Bayerischen Hefte für Volkskunde". III. München 1917.

18) Staatsbürgerliche Erziehung vor und nach dem Kriege. Leipzig 1916, S. Hirzel Verlag. M. 1,50.

die Schule erfüllbar sind, dem geht der bekannte Verfasser der Angewandten Geschichte Heinrich Wolf[19]) in einer neuen Schrift nach. Sie ist hervorgegangen aus dem Kriegsunterricht in Prima und Sekunda und hat sich zur besonderen Aufgabe gestellt, den Unterschied zwischen uns und unseren Feinden herauszuarbeiten, cum ira et studio. Die angeblichen Kulturträger bekommen in geschichtlichen Rückblicken ihr Teil zu hören. Ihnen gegenüber werden Deutschlands Stärke und Schwächen geschichtlich beleuchtet, um berechtigte Mahnungen und Hoffnungen für die deutsche Zukunft daranzuknüpfen. Das Buch dringt nicht sehr in die Tiefe, das war auch nicht die Aufgabe; der deutsche Geist, der in ihm lebt und aus ihm spricht, macht es lesens- und nacheiferungswert.

Am tiefsten faßt einen Teil der aufgeworfenen Fragen, besonders die nach der politischen Eigentümlichkeit des deutschen Volkes und nach dem Gegensatz, der zwischen ihm und den anderen Völkern des europäisch-amerikanischen Kulturbereiches besteht, Hugo Preuß.[20]) Wir sind anders als die anderen. Unsere staatliche Eigentümlichkeit, unsere Stärke und unsere Schwäche, sieht Preuß in der Entwicklung unserer obrigkeitlichen Staatsform. Das weiß er geschichtlich vortrefflich zu belegen. Daß an manchen Stellen in dem leidenschaftlich und glänzend geschriebenen Buche Übertreibungen unterlaufen, mag zugegeben werden; dafür aber ist es bei aller wissenschaftlichen Tiefe doch auch eine Kampfschrift, auch ein Weckruf an das deutsche Volk, sich endlich einmal politischen Sinn zu erwerben, um seiner wunderbaren wirtschaftlichen und kriegerischen Kraft auch die nötige weltpolitische Geltung zu verschaffen. Daß Deutschland dazu von seiner besonderen geschichtlichen Grundlage aus eigenartige Wege der Entwicklung gehen mag, ohne den Durchgang durch das auf anderer Grundlage entwickelte parlamentarische System nehmen zu müssen, weist Preuß sehr gut nach. „Der deutsche Staat kann nur zum Volksstaat werden, wenn das Volk innerlich zum Staatsvolke wird." Der Raum erlaubt nicht, weitere Einzelheiten, auch Meinungsverschiedenheiten zu bringen; das Buch sei warm empfohlen.

Für Fach- und Fortbildungsschulen gibt das Preußische Landesgewerbeamt Staatsbürgerliche Belehrungen in der Kriegszeit heraus, deren 2. Band Aufsätze von sachkundigen Forschern enthält. Der General A. v. Janson stellt in Kürze den Verlauf des Krieges bis zum Juli 1916 dar. Die geschichtlichen und wirtschaftlichen Beziehungen zwischen Deutschland und seinen Verbündeten behandelt Otto Hoetzsch. Über die wirtschaftlichen Beziehungen der feindlichen Staaten zu Deutschland handelt Paul Rohrbach. Die Kriegswirtschaft findet im Ministerialdirektor Lusensky einen sehr kundigen Bearbeiter; diese Abhandlung verdient besondere Beachtung. Auch die übrigen Abschnitte zeigen die Fähigkeit der deutschen Nation, zu organisieren und in Organisationen zu arbeiten. Das eben ist der gemeinsame Gedanke, in dem die einzelnen Aufsätze gearbeitet sind. Sie bieten dem Lehrer sehr wertvolle Unterrichtsstoffe.

Ein kleines Musterbeispiel, wie staatsbürgerlicher Unterricht an einem Lebensbild in volkstümlicher Darstellung gegeben werden kann, liefert Adolf Damaschke.[21]) Auch er wünscht für den Schüler keine Übermittlung von Einzelkenntnissen, sondern Erwerbung von Lust und Liebe, Gesinnungsunterricht im guten Sinn. Sein Friedrich List ist ein lebendig geschriebenes Lebensbild, das sich vom geschichtlichen Hintergrund: Englands Handelsherrschaft und Deutschlands Handelsohnmacht, wirkungsvoll abhebt.

Fruchtbare Gedanken über den Staatsbegriff bringt eine hallische Festrede von Albert Werminghoff.[22])

Was im bürgerkundlichen Unterricht in Österreich seit der Rektoratsrede Adolf Exners

---

19) Der Unterschied. Staats- und volksbürgerliche Erziehung während des Krieges. Leipzig 1916, Dieterichsche Verlagsbuchhandlung Theodor Weicher. Geh. M. 2,50, geb. M. 3,50.

20) Das deutsche Volk und die Politik. 3.—5. Tausend. Jena 1915, Eugen Diederichs. Band XIV der Politischen Bibliothek. Pappbd. M. 3,—, Leinw. geb. M. 4,—.

21) Friedrich List, ein Prophet und Märtyrer deutscher Weltwirtschaft. Jena 1917, Verlag von Gustav Fischer. M. 0,60.

22) Der Rechtsgedanke von der Unteilbarkeit des Staates in der deutschen und brandenburgisch-preußischen Geschichte. Hallische Universitätsrede 1. Halle 1915, Max Niemeyer. M. 0,80.

im Jahre 1891: „Das 20. Jahrhundert wird ein politisches sein, wer ihm gewachsen sein will, wird politischer Bildung bedürfen", geleistet worden ist, stellt in ansprechender Weise L. Fleischner[23]) zusammen. Er behandelt die Bürgerkunde in Volks-, Mittel-, Fach- und Fortbildungsschulen und Hochschulen, bringt Mitteilungen über den Unterricht außerhalb der Schule und wird den neuen Wegen der Jugendpflege: Pfadfinderarbeit und Kriegsvorbereitungsdienst und ihrer Bedeutung für staatsbürgerliche Erziehung gerecht.

Mit der Theorie der staatsbürgerlichen Schulerziehung befaßt sich ein warmherzig geschriebener Aufsatz des Bürgerschullehrers Th. Franke.[24]) Er ist ein streitbarer Deutscher und guter Christ, und zu beidem will er den deutschen Knaben erziehen; dazu soll vor allem die Staatskunde nicht als eine Ansammlung auswendig gelernten Wissens vom Staate, sondern als erlebter Unterricht auf geschichtlich entwickelter Grundlage und als Gesinnungsbildung helfen. Er berührt sich in manchem mit Förster und Kerschensteiner und geht doch eigene Wege, besonders in der Betonung der christlichen Anschauung und des Werts der kriegerischen Erziehung.

Gustav F. Steffen[25]) untersucht das Wesen der Demokratie. Der durch seine deutschfreundlichen Kriegsschriften weiteren Kreisen bekannt gewordene Schwede ist Gesellschaftsforscher und überzeugter Demokrat. Um sich nun Klarheit über die wahre Demokratie zu schaffen, beginnt er die Untersuchung mit Rousseaus Contrat social, von dem er die Volkssouveränität anerkennt, dessen Gedanken aber, daß dieses Volk sich nicht vertreten lassen kann, ablehnt. Das Volk muß nach bestem Willen und Wissen Vertreter wählen mit gesundem Verstande, gutem sozialen Willen und zureichenden Einsichten. Demokratismus ist nicht Proletarierherrschaft, sondern eine Staats- und Gesellschaftsleitung, in der alle gesunden Menschentypen der Gesellschaft, die der „Aristokraten" mit eingerechnet, den ihnen gebührenden Einfluß haben. Demokratie ist ohne ein innerhalb der Massen vorhandenes klares Hochschätzen der aristokratischen Menschentypen und der höchsten Kulturwerte ganz unmöglich. Ein in der Tiefe wurzelnder Aristokratismus ist der Sitz des lebenskräftigen Demokratismus. So kann sich Steffen unter dem Demokratismus eine Regierungsweise vorstellen, die in höchstem Grade auf der Verwertung persönlicher Tüchtigkeit und Selbständigkeit beruht; ein System sorgfältig ausgewählter, in ihrer Tätigkeit persönlich freier und durch ihre Werte und deren soziale Ergebnisse unerläßlich verantwortlicher öffentlicher „Funktionäre" (Verwaltungsmänner). Daraus ergibt sich, daß der Demokratismus eine ethische Frage ist, wie denn die Gesellschaftswissenschaft überhaupt eine ethische Wissenschaft ist. Das Buch ist vor dem Krieg geschrieben. Vor der Gewalt der Tatsachen, die heute zu uns reden, müssen Steffens lehrhafte Untersuchungen etwas verblassen. Doch vermögen seine klaren und wohlgeordneten Untersuchungen, die fern vom Streite der Parteien der Gelehrtenstube entstammen, manches Rüstzeug zu staatsbürgerlichem Denken und Lehren geben. Deshalb wurden sie hier angezeigt.[26])

Geschichtliche Betrachtungsweise ist in der Zeit, da die Kanonen donnern, mehr wert als staatsphilosophische Theorie. Den Weg geschichtlicher Betrachtung geht die kleine lesenswerte Schrift von Karl Weitzel[27]): „Die Geschichte zeigt uns, daß das Werden, die Dauer und das Bestehen der großen Imperien abhängt von der inneren Kraft einer fortgeschrittenen Kultur und einer fortgeschrittenen politischen Organisationsform." Beides findet er im deutschen Staatsgedanken verwirklicht. Um das deutlich zu machen, sucht Weitzel die Staaten seit dem Altertum zu kennzeichnen und ihre Staatsgedanken zu umschreiben.

---

23) Der bürgerkundliche Unterricht in Österreich. Schrift 13 der Vereinigung für staatsbürgerliche Erziehung und Unterricht. Leipzig u. Berlin 1916, B. G. Teubner. Geh. M. 1,80.

24) Die Grundfragen der staatsbürgerlichen Schulerziehung im Lichte des Weltkrieges. Zugleich ein Beitrag über die Bedeutung der systematisch-dogmatischen und der historisch-genetischen Bürgerkunde. Zeitfragen evangelischer Pädagogik, 1. Reihe, 12. Heft. Berlin 1916, Fr. Zillessen. M. 0,90.

25) Das Problem der Demokratie. Jena 1912, Eugen Diederichs. Brosch. M. 1,80.

26) Vergleiche auch: Zwischen Krieg und Frieden, Heft 29. Leipzig, Hirzel.

27) Der deutsche Staatsgedanke — der Bürge unserer Zukunft. Berlin, Weidmannsche Buchhandlung. 106 S. M. 1,50.

Die Führerrolle weist Weitzel dem deutschen Staate zu: „Führung und Zusammenarbeiten mit allen Nationen für gemeinsame Kulturziele" (S. 58) ist der uns leitende Staatsgedanke. Das weiß der Verfasser in geschichtlicher und ethischer Betrachtungsweise klar und warmherzig zu entwickeln, wobei ihm Fichte, Bismarck, der Kaiser und Bethmann Hollweg ebenso wie Eucken, Rohrbach und Ruedorffer manch gutes Geleitwort mitgeben. Diese Gedankenentwicklung, die zu dem unter deutscher Führung verbundenen Europa führt, sei zum Nachdenken warm empfohlen.

Einen warmen Weckruf zu sozialer Arbeit, wie sie der Krieg für die Folgezeit dringend nötig macht, stimmt der Oberbürgermeister Konrad Maß[28]) an. Daß wir den Feind auch mit Herz und Geist überwinden, das ist das Vermächtnis, das unsere gefallenen Helden uns überlassen haben. Wie wir das auf dem Gebiete der sozialen Arbeit, durch gesundheitliche und wirtschaftliche Förderung, durch geistige Schulung und seelische Beeinflussung im Verkehr von Mensch zu Mensch leisten können, das stellt uns Maß vor Augen. Vor allem gilt es, die Gegensätze zu mildern, die die verschiedenen Volkskreise, obwohl sie zu gemeinsamer Arbeit aufeinander angewiesen sind, trennen. Das kann geschehen, so hofft der Verfasser, wenn wir die Kultur des ganzen Volkes auf eine feste deutsche Grundlage zu stellen suchen. Ausgleichung der Gegensätze durch seelische Beeinflussung: was hierzu Maß über die Pflege der Religion und der Kunst beim Volke sagt, sei auch den Lehrern ans Herz gelegt; sie haben auf allen Stufen ihrer Wirksamkeit so viel Gelegenheit, für einen gesellschaftlichen Ausgleich, für ein inneres Wiedergesunden der getrennten Gesellschaftsklassen zu wirken.

c) Quellensammlungen und Hilfsbücher für den Unterricht.

Aus der Lambeckschen Quellensammlung sind wieder eine Reihe von Heften anzuzeigen. Zu den sozialen Bewegungen, die um die Wende des Mittelalters zur Neuzeit die vordringende Geldwirtschaft in der Ritterschaft, im gewerblichen Mittelstande und im Bauernstande hervorrief, bringt Dentzer[29]) gut ausgewählte Quellenstücke und Urkunden. Um Renaissance und Humanismus klar zu machen, braucht man neben den Bildern ihrer Werke auch die Worte der Gelehrten, Dichter und Künstler dieser Zeiten. Ein Brief Petrarcas, ein Stück aus Vasaris Lebensbeschreibungen oder aus Lionardos Traktat von der Materie, des Conrad Celtis Antrittsrede in Ingolstadt und Briefe Huttens und Dürers, wie sie Paul Joachimsen[30]) in peinlichster Auswahl dessen, was besonders wertvoll oder kennzeichnend ist, zusammenstellt, bringen mehr Klarheit über die Geistesrichtung der Zeit als langatmige Auseinandersetzungen. Erinnerungen an Friedrich den Großen und seine Kriege, hauptsächlich aus seinen Briefen oder Werken, sind heute besonders willkommen; damals und heute fordern immer wieder zum Vergleich heraus. Was Otto Tschirch[31]) aus der Zeit der Kriege Friedrichs bringt, scheint gut ausgewählt und noch besser übersetzt. Über Begriff und Entwicklung der Aufklärung unterrichtet die Sammlung von Rudolf Winkler.[32]) Voran geht Kants Begriffsbestimmung; dann folgen als Vorläufer der Aufklärung Francis Bacon, Diderot, de la Mettrie und Christian Wolff. Das Verhältnis von Aufklärung und Staat beleuchten Rousseau (warum nicht auch Montesquieu?), Friedrich d. Gr., Schlözer und Wieland. An einem Worte Adam Smiths wird die volkswirtschaftliche Idee der Aufklärung, an Gedanken Lockes, Shaftesburys und Tindals die Moralphilosophie, an Reimarus, Lessing, Mendelssohn, Friedrich d. Gr. und Herder der deutsche Rationalismus erläutert. Einige Kernstücke zur Aufklärung und Pädagogik schließen das mit besonderem Geschick zusammengetragene Heftchen, an dessen Hand man im Selbststudium und im Unterricht das Wesen der Aufklärung sehr gut ergreifen kann. Deutschlehrern sei dies Heft besonders empfohlen.

Zu Fr. Meineckes Nachweis, daß das Vaterlandsbewußtsein der Befreiungskämpfer in der Gedankenwelt der Humanität und des Weltbürgertums begründet war, liefert das

28) Wofür sie starben, ein Weckruf zu sozialer Arbeit. Leipzig 1916, Dieterichsche Verlagsbuchhandl. (Th. Weise). Geh. M. 2,50, geb. M. 3,50.
29) Quellensammlung für den geschichtlichen Unterricht an höheren Schulen. II, 42: Soziale Bewegungen im 16. Jahrh. B. G. Teubner. Jedes Heft M. 0,60.
30) Desgl. II, 25. Renaissance und Humanismus. M. 0,40.
31) Desgl. II, 63. Friedrich der Große und seine Kriege. M. 0,40.
32) II, 66. Das Zeitalter der Aufklärung. M. 0,40.

Heft von Friedrich Meyer[33]) einige Beweisstücke. Das Heft Friedrich Cauers[34]) bringt Ergänzungen hierzu nach der moralischen und religiösen Seite. Das letzte der vorliegenden Heftchen führt uns in die Gegenwart des Weltkrieges[35]); den ersten Abschnitt, den Bewegungskrieg im Westen, faßt H. Strunk[36]) in gut ausgewählten Probestücken zusammen.

Aus amtlichen Kundgebungen, Feldpostbriefen und Berichten der Gegner hat derselbe Herausgeber[37]) ein hübsches Heft: Mobilmachung und Aufmarsch der Heere im Westen zusammengestellt. Das Nebeneinander deutscher und französischer Berichte über die Vorgänge im Elsaß (August 1914) ist besonders sprechend. Mit diesen beiden Sammlungen von Erinnerungsblättern aus den ersten Monaten des Krieges hat das Unternehmen eine Kriegsgeschichte angefangen, die hoffentlich weitergeführt wird und den Schülern gute Dienste leisten kann. Die staatsrechtlichen und nationalen Verhältnisse Südtirols beleuchtet das Heft von M. Wutte.[38]) Wie Trient zum Reich, zu Tirol und zu Italien in Vergangenheit und Gegenwart stand und steht, und welcher Sprache seine Bewohner angehören, wird hier durch gut gewählte Aktenstücke, Zeugnisse von Italienern und Deutschen erhellt. Drei Hefte bieten Quellenstücke zur Geschichte Österreich-Ungarns: K. Beer behandelt das Mittelalter. Was über die Römer auf österreichischem Boden beigebracht wird, könnte gern fehlen. Für das Mittelalter war die Teilung der Stücke nach den Gruppen: deutsch-österreichische Erblande, böhmische Länder, ungarische Länder nötig. Die beiden Hefte von Landwehr v. Pragenau[39]) können nach dem Zusammenwachsen der österreichisch-ungarischen Länder seit 1546 eine zeitliche Einteilung vornehmen und geben dadurch einheitlichere Bilder einzelner Zeitabschnitte. Hier sind von glücklicher Hand Kernstücke der Entwicklung Österreich-Ungarns ausgelesen worden. Mit Recht hört man die Deutschen in Österreich oft klagen, daß wir im Reiche die besonderen Verhältnisse, unter denen sie leben, und ihre geschichtliche Entwicklung so wenig kennen, daß man so oft falsche und schiefe Urteile über Österreich hören müsse. Für Selbstunterricht und für die Schule geben die beiden Hefte Landwehrs eine sorgsam gesichtete Auswahl von Lesestücken, an denen man das Wohl und das Wehe der Ostmark verstehen lernen kann. — Das preußische und deutsche Heer behandelt in zwei Heften Edwin Evers[40]) von dem Erlaß des Großen Kurfürsten vom Jahre 1656 bis zu dem Worte des Sozialdemokraten Anton Fendrich: „Das deutsche Heer ist keine Maschine, sondern hochgespanntes Leben!" Wir besitzen so viele Bücher über die Geschichte des preußisch-deutschen Heeres; klarer als sie alle können diese Aktenstücke und Berichte die Entwicklung des vielgeschmähten und doch so segensreichen „Militarismus" darstellen. Was der deutsche Priester, Ritter, Bürger und Bauer in den Ostseeprovinzen geschaffen, und was daraus unter polnischer, schwedischer und russischer Herrschaft geworden ist, erläutern die Quellenstücke, die J. Girgensohn[41]) zusammengestellt hat.

Eine hübsche Sammlung von Aufsätzen zu Deutschlands Weltpolitik für die obersten Klassen der höheren Lehranstalten bringt Jakob Wychgram.[42]) Hans Plehn und Ruedorffer, Fürst Bülow und Meinecke, Kjellén und Steffen und noch neun andere kommen zu Wort. Freilich sind es nur Bruchstücke, die die Schüler zu lesen bekommen; die verbindenden Worte bleiben dem Lehrer, wenn er nicht lieber zu eingehender Beschäftigung mit einer Einzelschrift, etwa Bülows deutscher Politik, einladen will. Oder er gibt ihnen, um geschichtliche Bildung zu fördern, ein Meisterwerk der Vergangenheit zum Selbststudium und zur Berichterstattung in die Hände, wie es L. v. Rankes Meisteraufsatz: Die großen Mächte,

33) II, 69. Weltbürgertum und Staatsgefühl in der Zeit von 1750—1822.
34) II, 93. Die sittlich-geistige Wiedergeburt zu Anfang des 19. Jahrhunderts.
35) siehe auch: II, 134. Italien.
36) II, 154. Der Bewegungskrieg im Westen, vom 20. August bis Mitte November 1914.
37) H. Strunk, II, 153. Mobilmachung und Aufmarsch der Heere auf dem westlichen Kriegsschauplatz, August 1914.
38) II, 143. Die Kämpfe um die deutsch-italienischen Grenzgebiete.
39) II, 136 und 137: Österreich-Ungarn von 1526 bis 1796 und von 1790 bis zur Gegenwart.
40) II, 88 u. 89. Das preußische und deutsche Heer. Teil I u. II.
41) II, 140. Die Ostseeprovinzen.
42) Deutschlands Weltpolitik. Siebzehn Aufsätze zeitgenössischer Schriftsteller. Velhagen u. Klasings Sammlung deutscher Schulausgaben, Bd. 162. M. 1,—.

geschrieben 1833 und heute noch so wertvoll, ist. Zusammenfassende Betrachtungen unter großen Gesichtspunkten fordert der Septembererlaß des preußischen Kultusministeriums vom Geschichtsunterricht. Rankes Aufsatz, den Hans Mähl[43]) mit Anmerkungen wieder herausgegeben hat, bringt solche, wie sie besser nicht gedacht werden können.

Wir sind damit in die Besprechung der Hilfsbücher für den Geschichtsunterricht eingetreten. Geschichtliche Lehrbücher anzuzeigen, ist nicht Aufgabe unserer Zeitschrift. Aber mit Rücksicht auf die neuen Forderungen an den Geschichtsunterricht, die schon berührt wurden, mag es diesmal erlaubt sein, auf die Studienfragen zur deutschen Geschichte hinzuweisen, die Walter Meißner[44]) in drei Bänden herausgegeben hat. Es sind nicht Lehrbücher für den Unterricht, dazu gehen sie zu sehr ins einzelne und stellen zu große Anforderungen, sind zu sehr systematisch angelegt; es sind Studienergebnisse, wie sie bei der Vorbereitung auf Prüfungen und für die Lehrtätigkeit entstanden sind. Sie wollen durch scharfe Gliederung den Überblick erleichtern, durch Hervorhebung von Ursache und Wirkung den Einblick in das Wesen und Werden der Geschichte vermitteln und durch Längsschnitte einen wiederholenden Rückblick auf die Entwicklung ermöglichen. Und dadurch kommen sie den Forderungen an einen lebensvollen Geschichtsunterricht entgegen. Sie können dem Lehrer, besonders demjenigen, der anfängt, Geschichtsunterricht zu erteilen, und in der Masse des Stoffes zu versinken droht, gute Richtlinien geben. Desselben Verfassers Studienfragen aus der brandenburgisch-preußischen Geschichte sind nach denselben Gesichtspunkten gearbeitet und in zweiter Auflage erschienen. Von geschichtlichen Einzelschriften sind noch einige nachzutragen. Die Geschichte des Welthandels von M. G. Schmidt[45]) erscheint im Kriegsjahr 1917 in dritter Auflage, durch einen kurzen Zusatz über den Weltkrieg und seine voraussichtlichen volkswirtschaftlichen Folgen vermehrt. Es hat schon in seinen früheren Auflagen vielfache verdiente Anerkennung gefunden. Ebenfalls in dritter Auflage erscheint Schwemers[46]) Restauration und Revolution, durch einen erwünschten Literaturnachweis vermehrt.

In sehr ansprechender Weise unterrichtet uns Friedrich Preisigke[47]), ein Geheimer Postrat, über das Wesen und die Bedeutung der ägyptischen Papyri und über die Kultur, das Wirtschaftsleben und die Verwaltung Ägyptens in den griechisch-römischen Zeiten, wie es uns in diesen einzigartigen Funden entgegentritt.

Wie das Land Württemberg in der vordeutschen Zeit besiedelt war, wie die Alamannen einzogen, wie es dann Herzogtum Schwaben wurde und dann aus der kleinen Grafschaft sich das Herzogtum und Königreich Württemberg in entscheidenden Zeitaltern deutscher Geschichte entwickelt hat, das bringt in meisterhafter Form Karl Weller[48]): eine kurzgefaßte und doch erschöpfende, allen Sonderbildungen und zugleich dem Hauptgebiet gerecht werdende Landesstaatsgeschichte auf dem Hintergrund der Reichsgeschichte.

Etwas fernliegend von den Aufgaben unserer Zeitschrift erscheint die Anzeige der zweiten Auflage der deutschen Rechtsgeschichte von Claudius v. Schwerin.[49]) Und doch möge ein empfehlender Hinweis hier Platz finden, weil der Verfasser mit großer Sorgfalt und sprachlichen Kenntnissen bei allen Rechtsfragen die altdeutschen Ausdrücke bringt und, falls nötig, erläutert. Dadurch gewinnt das Buch, da es die Rechtsbildung und Rechtsquellen, dann das Privatrecht und das Strafrecht durch die Jahrhunderte deutscher Rechtsentwicklung verfolgt, auch für die deutsche Sprachkunde einen besonderen Wert.

---

43) Die großen Mächte von Leopold v. Ranke. Schulausgabe. Stuttgart u. Berlin 1916, J. G. Cottasche Buchhandlung Nachfolger.

44) Studienfragen zur deutschen Geschichte: 1. T.: Mittelalter. M. 2,—, 2. T.: Neuere Zeit. M. 4,80, 3. T.: Neueste Zeit. M. 4,50 geb. Studienfragen aus der brandenburgisch-preußischen Geschichte. 2. Aufl. Halle (Saale) 1917, H. Gesenius. Geb. M. 7,50.

45) Aus Natur und Geisteswelt. Leipzig u. Berlin 1916, B. G. Teubner. Jeder Band geh. M. 1,20 geb. M. 1,50. Bd. 118: Geschichte des Welthandels. 3. Aufl.

46) Bd. 37. 3. Aufl.

47) Bd. 565. Antikes Leben nach den ägyptischen Papyri.

48) Württembergische Geschichte. Berlin u. Leipzig 1916, Sammlung Göschen. G. J. Göschensche Verlagsbuchhandlung. Geb. M. 1,—.

49) Deutsche Rechtsgeschichte, mit Ausschluß der Verfassungsgeschichte. 2., veränd. Aufl. Grundriß der Geschichtswissenschaft, herausg. von Aloys Meister. Reihe II, Abt. 5. Leipzig u. Berlin 1915, B. G. Teubner. Geh. M. 3,20, geb. M. 3,80.

Literaturbericht 1912—1917.

Schriften zur Kunst.

Von **Max Preitz** in Dessau.

II.

(Schluß v. S. 78.)

Unter den Büchern, die der Schönheit von Menschenwerk und Natur gelten, hat mir Richard Voß', des Romandichters, Reisebuch „Erdenschönheit" (J. G. Cottasche Buchhandlung Nachfolger, Stuttgart u. Berlin 1911, 2. Aufl.) nicht sonderliche Vertiefung der Eindrücke gegeben, die mir meine nur ein paar Wochen nach ihm unternommene, seinen Wegen durch das Mittelmeer zufällig folgende Fahrt eingebracht hat. Voß sieht gefühlsselig, ohne Eigenart, mißt oft ab an seinem Lieblingsbegriff „unirdisch", seine Darstellung mutet nicht selten wie die Deklamation des Rausches am eigenen Wort an, das Ganze wie kostbarer Wein, in den Zucker geschüttet ist. Wohl mehr die vielen Freunde, die die Art des Dichters unter der Leserwelt besitzt, und die Freude am Gegenstand haben dem Buche zu neuer Auflage verholfen. — Ein mustergültiger Führer, für den Fernerstehenden fast zu eingehend, durch die Kunstwerke Würzburgs und zu ihren Schöpfern, angeordnet nach den Kunstzeitaltern, liegt in Friedrich Leitschuhs „Würzburg" vor (Berühmte Kunststätten, Bd. 54, Verlag E. A. Seemann, Leipzig 1911). Darstellung und Abbildungen besitzen lockende und werbende Kraft; die schöne Barockstadt am Main und alle Kunstfreunde müssen dem Buche dankbar sein. — Sorgfältig bespricht Dr. Heribert Reiners „Kölner Kirchen" (Verlag von Bachem, Köln 1911). Was über Baugeschichte, Kunst, malerische Wirkung, auch Legendarisches wissenswert ist, findet man hier beigebracht. Die alphabetische Anordnung hat zwar für den Handgebrauch ihr Gutes, doch gibt es, da eine zusammenfassende Übersicht über Kölns Baugeschichte fehlt, mancherlei unvermeidbare Wiederholungen. — Umfassend in Weimars Stadtgeschichte und die Hauptabschnitte seiner großen künstlerischen und gesellschaftlichen Vergangenheit führt Paul Kühn ein (Stätten der Kultur, herausg. von Dr. Georg Biermann, Bd. 13, Verlag Klinkhardt und Biermann, Leipzig o. J.); ein hübsches und brauchbares Buch, an dem neben mancher Lücke (namentlich in der romantischen Gesellschaft) und mehreren Versehen leider gar zu viel Druckfehler stören.

Auf den Gebieten dreier Künste wandelt Friedrich Hirth mit seinem umfänglichen Buche „Johann Peter Lyser. Der Dichter, Maler, Musiker" (Verlag Georg Müller, München u. Leipzig 1911). Der betriebsame Schüler Jakob Minors, sorgfältig allen Spuren nachgehend, alle Grenzen des erstaunlich weiten Forschungsgebietes abtastend, bewährt sich hier. Nicht eben vorteilhaft nimmt sich's aus, daß er mit viel zu dicken Worten die angebliche Geringwertigkeit geleisteter Vorarbeit unterstreicht. Der Stoff brachte es mit sich, daß die Darstellung nur selten von den Niederungen der Kunst aufsteigt: aber eben für die Erforschung des Unterstroms, der sich schon mit Bodensatz und Schlamm bedenklich mischt, ist das Buch Hirths ein vollgültiges Muster. Erfreulich kann die Arbeit nicht immer gewesen sein; aber so wie hier muß sie gelegentlich geleistet werden, und gerade Lyser ist ungewöhnlich lehrreiche Gestalt. Daß das Buch vielfach alle Wege der Untersuchung in der Darstellung mit enthält und so öfters im Stoff stecken bleibt, hätte sich zugunsten seiner Lesbarkeit vermeiden lassen; es ist in breiten Kapiteln weniger Lebensgeschichte als Stoffsammlung dazu. Ausstattung und Bildwerk sind so, wie man es vom Verlage Georg Müller nur erwarten konnte — angesichts der an und für sich beschränkten Bedeutung Lysers doppelt dankenswert.

Als einziges Buch, das ganz der Musik gilt, liegt bisher vor: Frhr. v. d. Pfordten, „Franz Schubert und das deutsche Lied" (Wissenschaft u. Bildung, Bd. 130, Verlag Quelle u. Meyer, Leipzig 1916): ein liebenswürdiges Bändchen, bei dem einem warm ums Herz wird; eine treffliche, mit Temperament und — durchaus nicht blinder — Liebe geschriebene Einführung in Schuberts Kunst, die manche Strafpredigt wider bösen Geschmack enthält und sich streckenweise über den gewählten engeren Rahmen hinaus zu feinsinniger Erörterung musikästhetischer Fragen erhebt.

Durchweg Rühmliches läßt sich von den mir vorliegenden Gaben sagen, die die Bilderdruckkunst dem deutschen Volke geschenkt hat. Indem sie sich, gut beraten, opferfreudig und unternehmend, von Jahr zu Jahr technisch verfeinerte und in außerordentlich regen Wettbewerb trat, übernahm sie in der Tat einen der wichtigsten Dienste in der künstlerischen Erziehung: denn letzten Endes bleibt das, was das Kunstwerk zu besagen hat, die Hauptsache. Die Bestrebungen, die billige Bilddrucke, Volksausgaben, Volkskonzerte u. a. m. verfolgen, können gar nicht genug unterstützt werden. Unter den Bildbüchern und Mappen ist nicht eine, der man den wärmsten Geleitgruß in deutsche Schule und deutsches Haus weigern könnte. Hervorragend schön sind die von Dr. Hans Sauermann herausgegebenen, z. T. noch nirgends sonst vervielfältigten „Handzeichnungen altdeutscher Meister" („Deutsche Stilisten", Verlag Steinicke u. Lehmkuhl, München 1914), denen zu besonderer Lehr und Überraschung einige Zeichnungen von van Gogh, Hodler u. a. gegenübergestellt werden, die innere Verwandtschaft derer um 1500 und derer aus unseren Tagen aufzudecken. Sein zierlich stellt sich in entzückendem Gewande die vom Holbein-Verlage in München veranstaltete neue Ausgabe von Holbeins Totentanz vor. (Am Rande die Frage, warum nicht die Gedichte Jobst Denneckers mal wieder beigegeben werden, die mir einen besonderen Reiz einer älteren, nach der Augsburger Ausgabe von 1544 veranstalteten Ausgabe von „C. H." ausmachen.) Untadelig sind die 24 Rembrandt-Radierungen, die man bei dem Verlage Buchholz und Weißwange G. m. b. H. in Berlin-Schöneberg für M. 0,75 erwerben kann, und die beiden in Text und Bildern gleich guten Hefte „Hans Holbein d. J. und „Berühmte Kathedralen des Mittelalters", die die Allgemeine Vereinigung für christliche Kunst (München) für je M. 0,80 herausgibt. Die je 15 Zeichnungen, die der Leipziger Verlag Hegel und Schade in zwei Ludwig Richter-Heften („Herbst" und „Gesammeltes)" zusammenstellt, mögen Tausende liebreicher Augenpaare auf sich lenken, die unübertrefflich schönen Kunstgaben, mit denen die Freie Lehrervereinigung für Kunstpflege (Verlag Jos. Scholz in Mainz) seit Jahren das deutsche Volk beglückt, die Kunst der Trübner, Feuerbach, Knaus, Kampf (Preis des Heftes M. 1,—) in Schule und Haus tragen! Die farbige Wiedergabe von acht hoheitsvollen, eigen-herben Gemälden Feuerbachs, die der Verlag E. A. Seemann in Leipzig vorlegt, bestätigt von neuem den wohlbegründeten Ruf, den dieser Kunstverlag genießt. Die feinen Reize der Landschaftskunst des russischen Malers Nikolaus v. Astudin bringt die vom Rheinverlag von Hoursch u. Bechstedt in Köln a. Rh. besorgte Sammlung seiner Rheinbilder (von Mainz bis Köln) zu voller Ausprägung; der Farbendruck leistet hier Vorzügliches. Verdienstvoll ist die billige Verbreitung der 22 Blätter „Stimmungen" von Hermann Hirzel (Preis M. 2,50), die sich der Holbein-Verlag in München angelegen sein läßt: zugleich ein erfreuliches Zeichen für den Sieg der lyrischen Kunst Hirzels, daß von diesen stimmungsvollen Zeichnungen schon die 2. Auflage ausgegeben werden konnte. Die vom gleichen Verlage nun für weiteste Kreise wiederholte Prachtausgabe von Wagners Meistersingerdichtung mit Bildern und Buchschmuck von Georg Barlösius wünsche ich gleichfalls in recht viele Häuser: ist auch Barlösius seiner herrlichen Aufgabe nicht durchweg gleich gerecht geworden, so strahlt doch von seinem Bildwerk ein starkes Maß von Feierlichkeit und Freude aus. Endlich gilt ein besonders herzliches Willkommen dem Bande „Das Reich der Kraft", den Artur Fürst in die „Leuchtenden Stunden" eingereiht hat (diese Sammlung herausg. von Franz Goerke im Verlage Vita, Deutsches Verlagshaus, Berlin-Charlottenburg). Wenn je aus einem Buche, so vermag aus ihm die Schönheit, die Poesie, die Tragik, die Wucht und Größe der Arbeit zu leuchten, des großen Dramas, das ununterbrochen in Fabrik und Werkstatt, Bergwerk und Hafen, auf dem Schienenstrang und in der Luft spielt. Das Buch, zu dem ein bei aller Kürze doch umfassender, feine Kenntnis verratender Überblick über „Das Problem der Arbeit in der bildenden Kunst" von Paul Brandt (Verlag Quelle u. Meyer, Leipzig 1913) als kunstgeschichtliche Einleitung vorteilhaft heranzuziehen ist, gehört dem Besten an, was der Büchermarkt der letzten Jahre hervorgebracht hat. Auswahl und Wiedergabe der Bilder und die lichtvollen Gedankengänge Fürsts lassen nur einen Wunsch offen: mehr von Büchern solcher Leuchtkraft und weiter auf dieser Bahn!

Sprechzimmer.

Noch einmal „Gloria Viktoria".

(Vgl. Jahrgang 1916, letztes Heft, S. 721 f.) Uns wird geschrieben: Leider reißt der schöne Wahn entzwei, als hätte unmittelbar das singende Volk Uhlands Lied vom Guten Kameraden weiter fortgesponnen. Die Wirklichkeit ist diese: Ein noch lebender Verfasser, ein beliebter Berliner Coupletsänger, Wilhelm Lindemann, hat nach bekanntem Muster gewisser Studentenulke die sprunghaft wechselnden Zeilen angefügt, das Ganze in Musik gesetzt, es 1898 zum ersten Male vorgetragen und im Jahre 1900 drucken lassen im Kabarett-Verlag zu Karlshorst bei Köpenick.

Der Kehrreim lautet darin:

Gloria Viktoria —
Die Vöglein im Walde, die sangen so wunderschön,
„In der Heimat, in der Heimat, da gibt's ein Wiedersehn.
Hamburg ist ein schönes Städtchen,
darinnen gibt es viele Mädchen
ja zum Lieben, aber Heiraten nicht.
Ach es ist ja so schwer auseinanderzugehn,
wenn die Hoffnung nicht wär' auf ein Wiedersehn."

Uhlands Dichtung ist also von einem einzelnen zu Vortragszwecken verballhornt worden, und es hat dessen Werk (wie so manches der Art) eine Tagesbeliebtheit erlangt.

So hat das Volk gar nicht mitgearbeitet? Ei, doch! In der heute üblichsten Form, wie die Soldaten singen, fehlt der schale, läppische Schluß „aber Heiraten nicht". Daß wenigstens hiervon der todernste Sang der Treue verschont geblieben ist, darf als ein schönes Zeichen gesunden Volksempfindens gelten.

Mitteilungen.

In Tetschen a. d. E. hat sich ein „Deutscher Verein für Mittelschulumgestaltung" gebildet, der weitere Kreise für die höhere Schule interessieren will. Seinen „Richtlinien" entnehmen wir: „Den Mittelpunkt des Unterrichts soll die Muttersprache und ihr Schrifttum sowie die Geschichte des eigenen Volkes bilden. — Jeder fremdsprachliche Unterricht ist so lange hinauszuschieben, bis der Schüler im Gebrauche seiner Muttersprache genügend gefestigt ist." Der Schüler ist zu einer richtigen Auffassung des praktischen Lebens anzuleiten usw.

An der Wiener Universität sind in diesem Winter durch Prof. Dr. Eduard Castle „Grundfragen der Methodik des deutschen Unterrichts an Mittelschulen" erörtert worden, im Sommersemester soll eine Besprechung von „Waniek-Findeis' Methodik des Unterrichts in der deutschen Sprache" folgen. Vivant sequentes.

Eine treffliche Einleitung ins Studium der Deutschkunde hat ihr Vertreter an der Universität Königsberg, Georg Baesecke, gegeben (Wie studiert man Deutsch? Ratschläge für Anfänger, München 1917, C. H. Beck'sche Verlagsbuchhandlung. 26 S. M. 0,80). Auf engem Raume entwickelt der Verfasser anschaulich Sinn und Aufgabe der Wissenschaft, ihre Begrenzung und Einteilung, ihren Anschluß an die Nachbargebiete. Er zeigt dem Anfänger, dem von der Freiheit unseres Universitätsbetriebes eine so erhabene und gesunde als gefährliche Ungebundenheit gelassen wird, den Weg, den er zu gehen hat, um allzu verschlungene Irrpfade zu vermeiden, gibt Ratschläge über die Reihenfolge der zu wählenden Vorlesungen, die Arbeit im Seminar, in Lesesaal und Bibliothek. Die Zahl der Belegstunden, die Auswahl der Nebenfächer, der Wechsel der Universität, die Vorbereitung für Doktor- und Staatsprüfung, auch zum akademischen Lehramt wird erörtert. Mit der Stellungnahme des Verfassers können wir in so ziemlich allen Punkten uns einverstanden erklären; besonders beherzigt zu werden verdient, was er über die rechtzeitige Aneignung ausreichender Lateinkenntnisse, über die gleichmäßige Betätigung auf dem Gebiete

der älteren und neueren Literatur sagt. Irgendwelche Darstellung des Inhaltes der Sachwissenschaft hat er im Gegensatze zu v. d. Leyens auf gleiches Ziel gerichteter Anleitung (Das Studium der deutschen Philologie, München 1913) vermieden. Er hat aber verstanden, auch in seinen knappen Ausführungen mit so viel innerer Wärme und Verehrung von dem einzigartigen Sinn zu sprechen, den unsere Wissenschaft für jeden Deutschen haben kann und muß, daß wir sein Büchlein allen Jüngern, die ihr neu zuwachsen, nachdrücklich empfehlen möchten. F. P.

Neuauflagen. 50 Jahre nach seinem ersten Erscheinen geht Rudolf Hildebrands grundlegendes Buch Vom deutschen Sprachunterricht in 14. Auflage in die Welt. Es ist ihm merkwürdig genug ergangen. Erst nach 12 Jahren konnte die zweite Auflage, nach weiteren 8 Jahren die dritte erscheinen, dann aber begann ein wahrer Siegeszug. Ihn wird das Buch auch weiter gehen dank seiner Lebenskraft und -wärme, wird auch weiter allen Deutschlehrern ein Antrieb und eine Erquickung sein. Schön ist's, daß die Jubelausgabe ein Bild und eine Handschriftenprobe des verehrten Meisters bringt. (Leipzig, Julius Klinkhardt. Geb. M. 4,60.)

Ein anderer verdienstvoller Helfer für allen deutschen Unterricht, Oskar Weise, läßt sein Werk Die deutschen Volksstämme und Landschaften in fünfter Auflage ausgehen. Er hat ihm einen ganz neuen Aufbau gegeben. Die Bewohner ostelbischen Landes und die Ostmitteldeutschen haben neue Abschnitte erhalten, die Österreicher werden nicht mehr als Anhängsel der Bayern behandelt. Die einzelnen Wohnsitze werden nun mit den Stämmen zusammen dargestellt, dadurch wird Platz geschaffen für drei Teile über die natürliche Beschaffenheit von Nieder-, Mittel- und Oberdeutschland. Weiter wurden Charakteristiken besonderer Vertreter der einzelnen Stämme eingefügt und überall auch die Dichter und Künstler der Gegenwart herangezogen. Die Bilder sind leider alle am Schluß zusammengenommen (wohl eine Folge von Kriegsschwierigkeiten), wodurch sie nicht so unmittelbar wirken wie früher. Im ganzen ist das Buch viel geschlossener und brauchbarer geworden. Mancher wird freilich gern noch nach einer früheren Auflage greifen, um allerlei in anderem Zusammenhange zu betrachten. (Leipzig u. Berlin, B. G. Teubner. ANuG. 16. Geb. M. 1,50.)

Ebenfalls in fünfter Auflage erscheint Rudolf Euckens Der Sinn und Wert des Lebens. (Leipzig, Quelle u. Meyer. Geb. M. 4,40.) Daß dies Buch voll tapferer Lebensbejahung in immer weitere Kreise dringt, wäre allein schon ein Grund zur Freude. Daß Eucken diese Auflage aber unmittelbar für unsere Zeit umgestaltet hat, daß er überall sich mit den Erfahrungen des Krieges auseinandersetzt, das erfordert besonderen Dank. Er verkennt nicht die schweren Gedanken, die so vielen das ungeheure Erlebnis des Krieges wachgerufen hat, und setzt sich darum mit dem Zweifel auseinander, und er läßt das Buch ausklingen in Folgerungen für die Ausbildung eines deutschen Lebensstiles. So arbeitet er unmittelbar mit an dem Aufbau eines neuen Deutschlands.

In zweiter Auflage erschien: Unsere religiösen Erzieher. Eine Geschichte des Christentums in Lebensbildern. Herausg. von Bernhard Beß. (Leipzig, Quelle u. Meyer. 2 Bände u. 20 Tafeln. Geb. M. 14,—.) Es ist eine Entwicklungsreihe von den Anfängen unserer Religion bis zum deutschen Protestantismus der Gegenwart, die Vorbilder geben soll, „immer aufs neue das Christliche und das Deutsche in uns zu einer wirklichen Einheit zu verschmelzen". Das allein schon würde es uns zur Pflicht machen, auf dies feine Sammelwerk hinzuweisen. Denn es ist unmöglich, aus der Entwicklung des Deutschtums das Christentum auszuschalten, und schwärmerisch, zu leugnen, daß wir auch heute ihm unendlich viel verdanken. Freilich darf man das Christentum nicht zu eng fassen. Und daß die vorliegende Sammlung dies nicht tut, daß sie auch Dante, unsere Klassiker und Bismarck als Zeugen heranzieht, das ist der andere Grund, sie zu empfehlen. Gerade das macht sie auch für die Nichttheologen, selbst für die Nichtkirchlichen wertvoll. So wird sie gerade dazu beitragen können, zwischen Religionsunterricht, deutschem und Geschichtsunterricht Verbindungen herzustellen. — Besonders sei darauf hingewiesen, daß sich dies Werk bei seiner guten Darstellung und der gediegenen Ausstattung sehr als Geschenk empfiehlt.

Ebenso sei auf die eingehende Baugeschichte Roms von Ernst Diehl hingewiesen (Das alte Rom. Sein Werden, Blühen und Vergehen. Leipzig, Quelle u. Meyer. 2. Aufl. Geb. M. 1,25), die von den Anfängen bis zum Ende des Weströmischen Reiches führt.

In vierter Auflage erschien das sehr brauchbare Büchlein von Hanns Altmann: Wie es zum Weltkrieg kam. (B. G. Teubner. Geh. M. 0,75.) Es behandelt nunmehr alle größeren Staaten, mit denen wir im Kriege stehen, spricht kurz über die Lage Deutschlands im Krieg, über den U-Bootkrieg usw. Eine gute Ergänzung zu jedem Lesebuch.

Schulausgaben. Von Ernst Hartmanns Meisterwerken der Literatur (Leipzig, Julius Klinkhardt) sind zwei neue Bände erschienen: Wagners Meistersinger, herausg. von E. Hoebel (geb. M. 1,25), und Hebbels Nibelungen, herausg. von Hermann Jantzen (geb. M. 2,—). Dem Text folgt bei Hoebel eine ziemlich eingehende Lebensbeschreibung, dann das Notwendige über Meistergesang und Meistersinger im Mittelalter, weiter Angaben über einzelne Meistersinger (die dem Literaturunterricht überlassen werden konnten), Erläuterungen der Dichtung (den Gang der Handlung sollte der Schüler selbst finden!) und dann, was ich sehr begrüße, Erläuterungen zur Musik nebst Notenbeispielen.

Im Gegensatz zu Hoebel gibt Jantzen nichts über den Aufbau der Handlung, und ich kann das nur loben. Hebbels Leben wird kurz erzählt, dann auf Hebbels Lebensanschauung eingegangen, um zu zeigen, daß er nicht leicht zu erfassen ist, es folgen Angaben über Hebbelliteratur, die wichtigsten Quellen und Bearbeitungen der Sage, allerlei aus Hebbels Tagebüchern und Briefen und sein Urteil über Geibels Brunhild, endlich einiges aus der alten und neuen Dichtung zum Vergleich und ganz knappe Anmerkungen. Eine ganz vorbildliche Ausgabe, die dem Schüler nichts abnimmt, ihn aber zu eigener Arbeit anregt.

Velhagen und Klasings Schulausgaben Bd. 16. Schiller, Die Braut von Messina. (Geb. M. 0,85.) Der Herausgeber, K. Franz, beschränkt sich auf eine ganz knappe Einleitung und wenig Anmerkungen, gibt dafür aber Schillers eigene Abhandlung Über den Gebrauch des Chors in der Tragödie. Sehr dankenswert.

Freytags Sammlung ausgewählter Dichtungen. Grillparzer, Die Ahnfrau, herausg. von Gustav Waniek. 2. verb. Aufl. Geb. M. 0,90. Mit den Kapiteln der Einleitung: Stoffliche Grundlage und Entstehung des Dramas und die Stellung des Dramas in der Literatur kann ich mich einverstanden erklären, nicht aber damit, daß Waniek eine Analyse des Dramas gibt, das Schicksalsmäßige, Konflikte, Schuld und Aufbau behandelt und endlich — in der Einleitung! — den formalen Charakter behandelt, wobei dem Schüler lauter fertige Urteile in den Mund gelegt werden. Ich meine mit Jantzen: „Derartiges zu erörtern soll der gemeinsamen lebendigen Arbeit von Lehrern und Schülern vorbehalten bleiben."

Martin Luther als Vorkämpfer des deutschen Geistes malt uns Erich Brandenburg (Leipzig, Quelle u. Meyer. Geh. M. 1,—). Luther ist der erste Deutsche, den wir geschichtlich ganz erfassen können, ein echter Deutscher im Großen wie im Kleinen, im Schlimmen wie im Guten, deutscher Geist hat in der Reformation auch weitergewirkt. Das wird packend, ja mitreißend vorgetragen, die Rede hat bleibenden Wert und ist recht etwas für unsere Primaner. — Auch Erich Marcks (Luther und Deutschland. Leipzig, Quelle u. Meyer. Geh. M. 1,—) betont das Deutsche an Luther, aber ihm kommt es auf anderes noch mehr an: er will die Notwendigkeit in Luthers Wirken erweisen, aber auch seine Grenzen. Gerade weil dies Wirken ganz deutsch war, blieb es im wesentlichen auf Deutschland beschränkt, wird hier aber allen zum Segen. Denn die Wechselwirkung von Protestantismus und Katholizismus weckt immer neue Lebenskräfte, auch heute noch. — Die Darstellung ist von wundervoller Feinheit.

Noch einen wichtigen Nachtrag zum Kunstbericht. Hans Much konnte von seinem Heimatbuch „Norddeutsche Backsteingotik" (Hamburg, M. Glogau jr. M. 4,75) in dem einen Jahre 1917 gleich zwei Auflagen erscheinen lassen. Das Buch verdient diesen Erfolg. Es bringt (leider ohne eine Übersicht) eine Fülle von guten Abbildungen schönster Backsteingotik, die in ihrem Reichtum überrascht. Dazu schreibt er eine ganz persönlich gehaltene Einführung, die nur kurz anregt und in das Wesentlichste einführt. Für Much ist Gotik Deutschtum schlechthin und am urwüchsigsten wieder die Backsteingotik. Zu ihr müssen wir zurückfinden, an ihr, die nur das Bauwerk will, müssen wir uns freuen lernen. Dazu muß, das betont Much mit Recht, auch die Schule viel mehr helfen als bisher, und sie wird es mit Erfolg tun an der Hand dieses anfeuernden Buches.

Für die Leitung verantwortlich: Dr. Walther Hofstaetter, Dresden 21, Elbstr. 1.

Romantik und Neuromantik.

Von Eilhard Erich Pauls in Lübeck.

Zwischen Ebbe und Flut wechselt das weite Weltmeer, und es gibt keine andere Erscheinungsform, die das Leben des Wassers in gleicher Weise beherrscht. Zwei Menschenkinder gehen am weißen Strande entlang. Dem seelischen Zustand des einen entspricht das Meer, und dann sucht er es auf, wenn Wind und Salzschaum sein Gesicht brennen machen, wenn die langen Schwadronen der brandenden Wellen gegen den Strand anlaufen und am Lande fressen. Der andere sehnt sich nach der weiten Stille des Meeres, das ohne Horizont vor ihm gebreitet liegt, nach der Ruhe und der Ewigkeit des schlafenden Wassers. Beschaulichkeit und Besinnlichkeit ist das Meer in seiner Ebbe, voll Innerlichkeit ist sein Frieden; aber das flutende Meer ist Aktivität, ist Wagen und Tatendrang. Nicht anders pendelt in Gegensätzen das Denken des Menschengeschlechtes. Ein anderes Bild brauchten die Romantiker gern, auch dieses aus dem Naturleben geliehen, wenn sie sich selbst im Unterschied von den Menschen der Tat und der Wirklichkeit empfanden. Der Tatmensch liebt den Tag, dessen Gestirn ihn zu neuem Tun von einem Schlummer erweckt, den ein ermüdeter Leib erzwungen hat; er ist selbst wie der Tag, der die Schatten und Rätsel auflöst, der Träume wie Dämmerung aufsaugt; des Tages Licht schenkt ihm die Erkenntnis der Dinge, Phöbus ruft „Formen und Farbe hervor". Aber der Romantiker liebt die Nacht und besingt ihre Geheimnisse.

„Hast auch du Gefallen an uns, dunkle Nacht?" — Novalis singt seine Hymnen an die Nacht —:

„Was hältst du unter deinem Mantel, das mir unsichtbar kräftig an die Seele geht? Köstlicher Balsam träufelt aus deiner Hand, aus dem Bündel Mohn. Die schweren Flügel des Gemüts hebst du empor. Dunkel und unaussprechlich fühlen wir uns bewegt."

Und nicht anders empfindet mit uns der moderne Dichter. Jakob Julius David wurde 1859 in Weißkirchen in Mähren geboren und starb 1906:

„Schon deckt beschattend dein Gefieder
Des Tages Licht, du nahst mit Macht.
Auf starken Schwingen steigst du nieder,
Du, meine Mutter, stolze Nacht!

Ich liebe dich, bin dir entsprungen,
Und feind dem Tag, so laut und dreist;
Das Wenige, das mir gelungen,
Du gabst es dem verwandten Geist;

Dein Anhauch ist es, der zur Lohe
Der Seele trübes Licht entfacht —
Sei mir willkommen, ernste, hohe,
Sei mir gegrüßt, ersehnte Nacht!"

Alle unsere Sinne sind hell am Tage, sie fassen und begreifen und erkennen, was in Wirklichkeit ist, unser Verstand ist wach, rechnet und berechnet die Rea-

lität mit seiner scharfen, unbedingten Logik. Die Dinge stehen hart neben hart, sie geben sich in kaltem, nüchternem Lichte. Aber die Nacht:

„Nacht ist alles Seins Beginn
tiefer Leben Urgrund Schweigen,
derer, die zum Lichte steigen
und der tiefsten, welche hin
sich zum Mutterschoße neigen."

Karl Gustav Vollmöller, 1878 in Stuttgart geboren, weiß das. Tag oder Nacht, es gibt nichts drittes; Tag- oder Nachtmenschen, es gibt nicht andre; und darum eine Literatur des Tages und eine Dichtung der Nacht, es sind zwei Ausdrucksformen verschiedener Empfindungsweisen, die sich die Hand reichen, nebeneinander hergehen und in stetem Wechsel das Haus der Menschheit schmücken. Es gehen nebeneinander her und lösen sich in Herrschaft deutlicher ab romantische und nicht-romantische Dichtung, und eine dritte außer diesen gibt es nicht.

Und doch fehlen uns die scharf bezeichnenden Namen. Freilich, was wir unter Romantik verstehen, wissen wir seit Schelling, Schlegel, Novalis und Eichendorff und begreifen die nicht-romantische Dichtung nur als ihren Gegensatz. Romantik ist Gefühlspoesie. „Der Mensch ist doch nichts als Begehren, sich zu fühlen im anderen," schreibt Bettine Brentano an die Günderode. Solch ein Betonen des Gefühles kann allerdings Einseitigkeit, kann Verleugnung und Mißachtung des Verstandes werden. Dieselbe Bettine — es ist nicht Zufall, daß Frauen die aufrichtigsten Vertreter romantischen Denkens sind — schreibt an ihre Freundin: „Wissen und wissend ist zweierlei, erstes ist eine Selbständigkeit gewinnen in der Kenntnis, eine Persönlichkeit werden durch sie. Ein Mathematiker, ein Geschichtsforscher, ein Gesetzlehrer, — gehört alles in die versteinerte Welt, ist Philistertum in einem gewissen tieferen Sinn. Wissend sein ist gedeihend sein im gesunden Boden des Geistes, wo der Geist zum Blühen kommt. Da braucht's kein Behalten, da braucht's keine Absonderung der Phantasie von der Wirklichkeit, die Begierde des Wissens selbst scheint mir da nur wie der Kuß der Seele mit dem Geist; zärtliches Berühren mit der Wahrheit, energisch belebt werden davon, wie Liebende von der Geliebten, von der Natur." Aber wer gesehen hat, mit welcher warmen Hochachtung der Klassiker unter den früheren romantischen Geistern, wie Novalis, von der phantasielosesten, verständigsten aller Wissenschaft, von der Mathematik, spricht, der wird nicht der Romantik in Bausch und Bogen einseitige Betonung des Gefühls unter verächtlicher Ableugnung der Vernunft zuschreiben. Sie läßt dieser, der Vernunft, nur nicht allein und nicht das letzte Wort. Einseitige Verstandesherrschaft hat das Gefühlsleben vernachlässigt, da sie zwischen vernunftgemäßem Denken und gefühlsmäßigem Empfinden unvereinbare Widersprüche fand. Die Romantik will beides wieder vereinigen und versucht das allerdings auf der Grundlage des Gefühls. Wie Tag und Nacht, so wechseln Verstand und Gefühl als Faktoren ab, die das menschliche Denken bestimmen. Der Verstand hat er-

obert, neue Gebiete wagend erschlossen, neue Dinge in seinem scharfen Lichte gesehen, er hat in mühseligem Forschen auf allen Gebieten der Wissenschaft die Welt ein Stück vorwärts gebracht, technische Errungenschaften sind gemacht worden, geistige Probleme sind gelöst. Es ist überall ernst und mit Eifer gearbeitet worden. Die Folge ist ein verstärktes, jedesmal neu verstärktes Persönlichkeitsgefühl des einzelnen. Der Verstand fand sich in eigener Kleinheit und Bescheidenheit vor dem Objekte, nur in dieser Selbstbeschränkung, seinem hingebungsvollen Glauben an das Objekt, eroberte er es für sich. Aber die unausbleibliche Folge der Eroberung ist in einem glücklichen Siegesgefühl eine Stärkung des Subjektes. Der kämpfende, arbeitende, nüchterne Objektivist konnte die Unvereinbarkeit seines Ichs mit dem Nicht-Ich vertragen, der Subjektivist im Siegesrausche, der das Objekt erobert hat und sich in Herrschaft angeeignet, sich einverleibt hat, empfindet im Ich die Vereinigung vom Ich und dem Nicht-Ich. Im Ich findet diese Vereinigung statt! Wenn der Verstand erobert hat — aber das eroberte fremde Objekt kann wieder verloren gehen —, das Gefühl nimmt für sich den festen Besitz, und es läßt nie im Stiche. So folgen die Zeiten, da das Gefühl bestimmender Faktor des menschlichen Denkens ist, mit Notwendigkeit auf die Jahrzehnte verstandesmäßiger Tätigkeit, aber diese muß vorangehen. So folgt die Romantik auf die Nicht-Romantik, für die uns ein bezeichnender Name fehlt, aber diese muß erst einmal säen, wenn die Romantik Früchte erntet. Erst nach Arbeit und Verstandeskultur setzt der romantische Subjektivismus, die Alleinheit, die Allgemeinsamkeit, den einzelnen Menschen wieder auf den Thron, von dem ihn Kopernikus herabstieß: in den Mittelpunkt der Welt, die, wie sie um den einzelnen ist, doch allein in seiner Seele, seinem Fühlen, in seinem Ich enthalten ist, nur ist und nicht anders ist, als sie von ihm gedacht und empfunden ist.

Aber für diese wechselnden und doch wieder nebeneinander bestehenden Denkweisen des Menschentums, geradezu Erscheinungsformen des Menschentums, fehlen uns die allgemein anerkannten Bezeichnungen. Tag- und Nachtmenschen, Tag- und Nachtdenken könnten wir sagen, wenn hier nicht doch eben Bilder an die Stelle von Begriffen treten wollten. Klassisch hat ein Literarhistoriker die nicht-romantische Zeit genannt, Oskar Walzel, Vom Geistesleben des 18. und 19. Jahrhunderts. Aber klassisch nennen wir allemal das, was sich die Ewigkeit errungen hat, was von bleibendem Werte ist. Und klassische Höhe wird das romantische wie das nicht-romantische Denken und Dichten erreichen können. Rationalismus ist einmal eine solche Periode genannt worden, aber vielleicht ist das Wort in unserem Begriffe schon zu eng geworden, als daß es die verschiedenen, durch die Zeit getrennten Formen dieses Denkens alle bezeichnen könnte. Vielleicht bietet sich uns noch ein anderer Name. Es sind die verstandesmäßig kontrollierten Sinne, mit denen der Nicht-Romantiker vorsichtig und voraussetzungslos forschend in das Objekt hinein tastet. Die Natur-

wissenschaften herrschen in solchen Zeiten, in romantischen werden sie von den Geisteswissenschaften abgelöst. Naturwissenschaftliche, physikalische Erkenntnisse werden in solchen Zeiten gewonnen, während diesen in romantischen notwendig ein erneutes Bedürfnis nach Metaphysik folgt. Humanismus ist eine solche nicht-romantische Zeit einmal genannt worden, während die Romantik doch den Übermenschen, den übersinnlichen Menschen zum Ausgangspunkt und zum Ziel hat. Wenn wir die Romantik so eine Periode der Übersinnlichkeit, sie selbst Supranaturalismus nennen, so dürfen wir alle nicht-romantischen Zeiten mit Naturalismus bezeichnen, wenn wir den Sinn dieses Wortes ablehnen, den wir als einen enger gewordenen aus der modernen Literatur kennen. Wir würden Schiller den Klassiker des Naturalismus nennen, aber wir wissen, daß Schiller niemals Menschen der Gasse und der Gosse zu Trägern seiner Idee gemacht hat.

Der Naturalismus will jedes Ding verstandesmäßig erfassen, will alles als etwas Natürliches hinstellen, auch das an sich Übernatürliche, wenn es als eine Forderung der Tradition an ihn herantritt, er dieses Übernatürliche zu leugnen aber nicht wagt oder vermag. So bemüht sich denn der Naturalismus, Gott zu beweisen. Aber, so sagt nun der Romantiker, was der Mensch mit seiner Vernunft beweisen kann, das beherrscht er mit dieser seiner Vernunft. Wenn Gott zu beweisen ist, so ist Gott entthront, und Robespierre hat mit seiner Vernunftreligion, da einmal die Vernunft über Gott steht, recht. Gott ist nicht zu beweisen, sondern muß geglaubt werden, d. h. Gott ist nicht durch den Verstand zu erfassen, nur das Gefühl kann sich in ihn versenken, ihn in sich aufnehmen. Die real-naturalistische Erkenntnislogik, auf den Erfahrungstatsachen sich gründend, versagt vor den letzten Dingen. Nur das intuitive, unmittelbare Schauen reicht an sie heran. Wir begreifen, wie selbstverständlich nahe dem Romantiker die Mystik liegt, für die der Naturalist, eben weil er natürlich ist, keine Ader aufweist. Im Tageslicht, in der scharfen Wirklichkeit, werden dem Naturalisten die ihm heiligen Objekte seiner bewußten Logik faßbar, aber die unsichere Nacht gebiert dem Romantiker aus dem Unbewußten heraus alle Erkenntnisse.

So folgen denn also im Laufe der Entwicklung aufeinander Zeiten naturalistischen und Zeiten romantischen Denkens. Solche Aufeinanderfolge erkennen wir zunächst und am deutlichsten an der Kulturgeschichte unseres eigenen Volkes, die schließlich keine andere ist als die der gesamten Menschheit. Wenn die Scholastik des Mittelalters eine erste, uns sichtbare Zeit naturalistischer Verstandestätigkeit war, das Rittertum am Ausgang dieses ersten Mittelalters ist rein romantisch. Die Vereinigung von Subjekt und Objekt, Alleinheitsgefühl ist das Ziel des Romantikers, aber dieses Ziel ist ihm hienieden unerreichbar. Darum ist die Sehnsucht die Form romantischen Empfindens. Von Parzival dichtet das Rittertum, in drängender Sehnsucht nach der Sälde, der Gottinnigkeit, singt Wolfram von Eschenbach von dem, der Held des Artushofes ist und zugleich

Ritter des Grals. Das große Liebeslied von Tristan schreibt Gottfried von Straßburg, das Lied der Sehnsucht nach einem restlosen Zusammenfließen von Ich und Nicht-Ich. Denn was die Romantiker ersehnen, das Ineinsgehen des einen mit dem andern, das Aufgehen des Subjektes in dem All, das für es nun in dem einen anderen, dem einen geliebten Gegenstande begriffen ist, diese blaue Blume ist nur in der Liebe zu pflücken. Aber auch hier fließen zwei Ströme zu einem Meere zusammen, nachdem alle widerstehenden Dämme durchrissen, überflutet sind, — nur in der Auflösung, im Tode. Die Liebe und immer wieder die Liebe ist romantisches Thema, nie zu Ende gesungen, wenn auch gerade hier die süßesten Töne gefunden werden. Die gleiche mittelalterliche Romantik finden wir, denn jede Romantik ist mystisch, dort, wo das Mittelalter seine heimlichste, innigste Schönheit geboren hat, seine tiefsten Wasser der Sammlung und Beschaulichkeit angestaut hat: bei Meister Eckehart, dem Dominikaner von Köln, bei Suso, Tauler, der Schwester Mechthild von Magdeburg, und wie sie heißen. In gotische Dome denken wir sie uns hinein, in diese himmelan strebenden Hallen, die die romanische Erdenschwere überwunden haben und die frommen Seelen zur Gottinnigkeit, Gotteinigkeit führen. Es nimmt uns nun nicht wunder, wenn wir wissen oder es gerade daran merken, wie wir unser 20. Jahrhundert in eine neue Romantik hineinführen, daß diese alten Lieder von Gottes- und Liebfrauenminne heute gesammelt werden — ich denke an einen kleinen Band der Inselbücherei —, daß Meister Eckeharts Predigten wieder ihre Leser gefunden haben, daß Gerhart Hauptmann mit dem armen Heinrich, Ernst Hardt mit der Gudrun und Tantris dem Narr ihre Stoffe im mittelalterlichen Epos suchten. So war auch Simrock, der Übersetzer der Volksepen und der Edda, die der Verlag Diederichs in Jena heute neu herausgibt, so war auch Richard Wagner, den wir nicht in unsere Neuromantik rechnen, romantisch, als und weil er zum Parzival und zum Tristan griff. Diese Ritterromantik wirkt in der bürgerlichen Dichtung bis weit in das 16. Jahrhundert nach, muß dann aber einer nicht-romantischen, einer naturalistischen Dichtung Platz machen. Die gotischen Dome wiesen steil und steigend in die Höhe, eine neue Architektur bleibt mit der Betonung der horizontalen Linie an der Erde haften. Eine Renaissance-Architektur, denn jede Renaissance ist eine Verstärkung des Wirklichkeitssinnes. In romantischer Mystik hatte das Mittelalter geendet; wenn vom mittelalterlich gebundenen Denken der Fortschritt zu neuzeitlich, d. h. individualistisch freiem Denken gemacht werden soll, so ist dieser gewaltige Schritt nur einer naturalistischen Epoche möglich. Humanismus, auch Renaissance, Reformation nennen wir diese Zeit. Luther steht an ihrem Anfang, aber wie die Wurzeln seiner Kraft im Mittelalter steckten, ob er gleich der erste, größte Befreier von dieser Gebundenheit wurde, so ist er aller mystischen Erhebung fähig geblieben. Kopernikus steht an ihrem Anfang und beginnt eine Reihe stolzer Naturwissenschaftler, die voraussetzungslos nur ihren

Sinnen und der Erfahrung trauen. Und Eobanus Hessus steht an ihrem Anfang; die Humanisten, freudige Diesseitsmenschen, erobern sich das Leben und alle seine Schönheiten. Die romantische Periode, die diesem Siegessturm folgt, die Romantik des 17. Jahrhunderts scheint uns auf deutschem Boden zu fehlen, bringt es hier nicht zu klassischer Höhe, — wenn nicht Grimmelshausens Roman Simplizius Simplizissimus genannt werden darf, — denn auch für diese Zeit gilt der Satz Johann Gottlieb Fichtes, den er in seinen Reden an die deutsche Nation in allen politischen Jammer und Niedergang hineindonnerte: Es gibt keine Kultur anders als auf nationaler Grundlage. Über Deutschland aber fegte vernichtend der Sturm des 30jährigen Krieges. Dafür blühen nach ihrem Befreiungskriege die Niederlande. Und wenn irgendwo romantisches Denken zu klassischer Höhe gelangt ist, dann ist das mit der Radiernadel Rembrandts geschehen, die nicht Wirklichkeiten sah, aber Wunder vollbrachte. Dafür blüht ein erstes Mal unter Elisabeths Zepter England. Und Shakespeare dichtet mit Hamlet, König Lear und dem Sommernachtstraum seine Gesänge der Tatenfremdheit und Wahnsinnsgröße neben dem der Natureinheit der Menschen. Es kann nun nicht wunder nehmen, wenn die Romantiker Schlegel und Tieck den Shakespeare zu übersetzen für ihre vornehmste Aufgabe hielten. Nach der Öde des 30jährigen Krieges beginnt dann eine neue naturalistische Periode, denn nur sie konnte aus dem Niedergange eine neue deutsche Literatur begründen, die wir besser als jeden anderen Naturalismus kennen und mehr als jede andere Zeit als eine solche empfinden: die Aufklärung, der Rationalismus; in Lessing und Schiller kommen sie zu ihrer klassischen Vollendung, in Kant zu ihrem gewaltigen Führer. Für Kant sind Natur, sinnliche Triebe und wahre Sittlichkeit unvereinbare Gegensätze. Die Natur muß ihm im Sinne der Ethik überwunden werden, Feinde sind sie. „Viel rationalistische Mißachtung des Triebhaften, Unbewußten liegt in der ganzen Lehre.“ (W a l z e l, Vom Geistesleben des 18. und 19. Jahrhunderts.) Schiller hatte freilich gegen Kant Front zu machen gesucht, aber innere Anlage oder früher Tod verhinderten ihm doch den Übergang zur Romantik; Kant blieb sein Philosoph und er selbst der bestgehaßte Gegner der romantischen Schule um Schelling und Karoline Schlegel, wie in deren Briefen vergnüglich oder ärgerlich zu lesen ist. Der Gott des Schlegelschen Kreises, dem in Andacht immer neuer Weihrauch gestreut wurde, an den Bettine Brentano ihre schwärmerischen Liebesbriefe eines Kindes ergoß, war allezeit Goethe, der schon als Herders Schüler Romantiker im Grunde seiner Seele war, wie sein Faust alle Weisheit und alle Geheimnisse der Erde in sich erkennend aufsaugen wollte und zugleich in einem allseitig harmonisch ausgebildeten Menschentum alle Leidenschaften und Sinne heilig empfand und zu einem lebendigen Wirken gelangte. Die zeitliche Umschreibung dieser Spanne, die wir insbesondere mit dem Worte Romantik auszeichnen, steht nicht so ganz fest. Die romantische Schule, die Zeit, da Karoline in Jena der Mittelpunkt

eines glänzenden, schillernden Kreises war, zu dem der schwäbische Philosoph Schelling, ihr Liebhaber, Wilhelm Schlegel, der Shakespeare-Übersetzer, ihr Gatte, Friedrich Schlegel, der ideenreiche, ihr Schwager, weiter Novalis, ihr Sänger, und Tieck gehörten, der Schiller ehrlich oder verbissen haßte und Goethe, den doch Fernen, anbetete, ist die Vorstufe voll Kampf und frischen Eroberns, die ihren Gedanken rein hält, weil sie für ihn streitet; wenige Jahre nur, die eigentliche Romantik. Am Main und Rhein schließt sich um eine andere, noch reizvollere Frau und eigensinniges Köpfchen, um Bettine Brentano ein zweiter Frühkreis der Romantik; Clemens, der Bruder, und Achim von Arnim, der Gatte, gehören zu ihm. Aber wir erweitern die Kreise der romantischen Schule auf jene ersten Jahrzehnte des 19. Jahrhunderts, da die romantische Ideenwelt Allgemeinbesitz geworden war und damit freilich einer Verflachung anheimgefallen war, und rechnen nun hinzu die Eichendorff, die schwäbischen Dichter, die österreichischen und die anderen bis zu Mörike, bis zu Heinrich Heine und Richard Wagner, die am Abgrunde stehen, weil über sie hinaus eine Entwicklung schlechterdings nicht möglich ist. Also mußte die Pendelbewegung der Entwicklung nach der anderen Richtung ausschlagen, zu einem neuen Naturalismus führen, den ich hier nicht zu charakterisieren habe, weil wir alle in ihm groß geworden sind. Was dieser letzte Naturalismus uns als größte Erbschaft hinterlassen hat, liegt, aus seinen wirklichkeitsscharfen Augen kommend, zuletzt doch auf technischem Gebiete, ist der Impressionismus. Wir heutigen Menschlein aber, und das ist der Sinn und das Ziel unseres raschen literarhistorischen Rückblickes, kommen nicht nur, sondern werden logischerweise in eine Neuromantik hineingetrieben. Mit der Logik der Wellenbewegung, die wir in der Vorwärtsentwicklung unserer Literatur, unserer Gesamtkultur erkannt haben. Vielleicht wird der Vorwurf erhoben, daß diese Wellentheorie Tatsachen in einem Prokrustesbette zwingt und verändert. Das dürfte unrecht sein, denn wir erkennen bei dieser Wellenbewegung einmal, daß naturalistische und romantische Zeiten nicht allein und durchaus getrennt nacheinander folgen. Beide Geistesrichtungen laufen doch auch nebeneinander her; vielleicht, daß eine als die alte, herrschende, vielleicht auch, die andere als die neue, kämpfende überragt. Sie mischen sich auch in denselben Personen, so daß naturalistische und romantische Entwicklungsabschnitte, ja Stimmungen sich ablösen. Detlev v. Liliencron, vielleicht der stolzeste literarische Eroberer der impressionistischen Technik, und Richard Dehmel, der reine und entschiedene Neuromantiker, waren Herzensfreunde, wie Schiller und Goethe nicht nur Zeitgenossen waren, sondern als Kameraden zu einem Ziele zusammenarbeiten konnten, ob sie auch eine Welt trennte. Und wir erkennen zum anderen, daß eine jede Zeit am Erbe der Väter weiterarbeitet, es vermehrt und verschönt. Rikarda Huch schließt den ersten Band ihrer Romantik, die Schilderung des Jenenser Kreises: „Ja, sie verschwanden spurlos, die stürmenden Eroberer, wie die glänzenden Goten,

die so herrlich und zuversichtlich begonnen hatten, wie die blonden Vandalen, die ihre heimische Kraft rasch unter glühender Sonne verschwelgten. In dem Kriege der Menschheit mit dem Schicksal hatte für diesmal das Schicksal gesiegt. Was darüber Tröstliches und Erhebendes gedacht werden kann, liegt alles in diesen Worten von Novalis: Fortschreitende, immer mehr sich vergrößernde Evolutionen sind der Stoff der Geschichte. Was jetzt nicht die Vollendung erreicht, wird sie bei einem künftigen Versuche erreichen oder bei einem abermaligen; vergänglich ist nichts, was die Geschichte einmal ergriff, aus unzähligen Verwandlungen geht es in immer reicherer Gestalt erneut wieder hervor." — „Was hätte aus uns allen werden können, und was ist aus uns geworden!" klagte Clemens Brentano auf seinem letzten Bette. Aber es ist nichts verloren, denn alles ist Entwicklung vorwärts und aufwärts, und ein jeder Augenblick ist im Besitze aller ererbten Zeiten. Auch der unsere, die Neuromantik.

Auch dieser Neuromantik ging eine Periode des Naturalismus und damit eine solche großer Eroberungen voraus; wie stolze Eroberungen auf allen Gebieten des Lebens und der Wissenschaft, der Naturwissenschaften zuerst, der Technik, aber auch der Geisteswissenschaften, sobald sie die neue Idee ihrer rascheren Schwestern, den Gedanken der Entwicklung, der fortwährenden, nie stehenden Entwicklung vorwärts und aufwärts, auf sich anwendeten, dafür wissen wir alle hundert gute Namen für einen zu nennen. Dafür ist es kaum von Belang, daß dieser Gedanke der Entwicklung zuerst geisteswissenschaftlich gedacht war, daß Johann Gottfried Herder und Hegel ihn formuliert hatten, ehe Darwin ihn lehrte. Es bleibt dennoch Tatsache, daß, um ein Beispiel zu nennen, Karl Lamprecht von Darwin, nicht von Herder herkam, als er die Entwicklung als die gründende Idee der Philosophie der Geschichte an der Historie des deutschen Volkes bewies. Es hat wohl kaum jemals vorher einen Naturalismus gegeben, der so große Siege feiern durfte wie der, den wir durchlaufen haben. Daraus folgte denn auch für den modernen Menschen eine gewaltige Steigerung des Persönlichkeitsgefühles. Das merkten wir in dem innerpolitischen Leben an dem oft wilden Drange einst sozial gehemmter Schichten nach Selbständigkeit und Freiheit. Das merkten wir an der Autoritätslosigkeit nicht nur unserer Jugend und nicht nur auf religiösem Gebiete. Der Naturalismus konnte noch andächtig, hingebend vor den Objekten stehen, sie waren ihm seine Heiligtümer, und ihnen widmete er sein Leben, das erst von ihnen seinen Wert erhielt. Er konnte sich bescheiden vergessen. Der Romantiker jetzt im hochgespannten Selbstgefühl kann das nicht mehr, muß sich selbst den äußeren Dingen gegenüber behaupten. Er, der sein Subjekt behaupten will, steht mit der peinlich zweifelnden Frage vor diesen äußeren Dingen: Was sollen sie, was soll dies äußere Leben? Und was soll es mir? Peinliche Fragen, denn es will ihm doch nicht gelingen, sie wegzuleugnen. Er allein, das ist seine Forderung, und

nur durch ihn und in ihm haben diese Dinge ihren Wert. Aber er kann sich dem andern, ihm fast Unwürdigen nicht verschließen, daß diese Dinge auch ihre eigene Bedeutung, die Objekte ihr eigenes Leben haben. So dichtet Hugo v. Hoffmannsthal seine Ballade des äußeren Lebens:

„Und Kinder wachsen auf mit tiefen Augen,
Die von nichts wissen, wachsen auf und sterben,
Und alle Menschen gehen ihre Wege.

Und süße Früchte werden aus den herben
Und fallen nachts wie tote Früchte nieder
Und liegen wenig Tage und verderben.

Und immer weht der Wind, und immer wieder
Vernehmen wir und reden viele Worte
Und spüren Lust und Müdigkeit der Glieder.

Und Straßen laufen durch das Gras, und Orte
Sind da und dort, voll Fackeln, Bäumen, Teichen,
Und drohende, und totenhaft verdorrte . .

Wozu sind diese aufgebaut? und gleichen
Einander nie? und sind unzählig viele?
Was wechselt Lachen, Weinen und Erbleichen?

Was frommt das alles uns und diese Spiele,
Die wir doch groß und ewig einsam sind
Und wandernd nimmer suchen irgend Ziele?

Was frommt's, dergleichen viel gesehen haben?
Und dennoch sagt der viel, der „Abend“ sagt,
Ein Wort, daraus Tiefsinn und Trauer rinnt

Wie schwerer Honig aus den hohlen aben.“

Gesteigertes Selbstgefühl, immer wieder verstärkter Subjektivismus — aber ist das möglich vergangenen Zeiten gegenüber? Und wird das auch uns gegenüber und in alle Ewigkeit sich so steigern können? Steigern können bis in unsere moderne Reizbarkeit hinein? Und darüber und über uns hinaus? Ist der Individualismus der Humanisten, das Persönlichkeitsgefühl um 1800 wirklich schwächer als das unsere und an sich steigerungsfähig? Hat nicht jede Zeit das Selbstgefühl, dessen sie fähig ist? Aber diese Steigerung wird nicht nur und jedenfalls nicht in erster Linie eine quantitative sein. Auch dies wird der Fall sein. Wer war denn in Luthers Zeiten wirklich ein Mensch? Die französische Revolution wurde von dem Bürger für den bourgeois gemacht, die Stein-Hardenbergische Reform befreite den Bauer von der Hörigkeit. „Von Martini 1810 an“, hieß es stolz, „gibt es in Preußen nur freie Menschen.“ Aber erst am 11. März 1812 wurde der Jude emanzipiert und erhielt seinen Familiennamen, der denn auch in romantischer Klangfülle ertönte. Der vierte Stand, die sozialistische Arbeiterbewegung ringt heute nach politischer Vollgültigkeit. Aber die halbe erwachsene Menschheit, die Frau, ist noch dahinten geblieben. Und wenn sie alle erreicht haben, was immer sie Freiheit und Selbständigkeit nennen können, ist dann an Oberflächenausdehnung die Entwicklung an ihrem Ziele? Sind dann volle Persönlichkeiten alle, die überhaupt es werden können? Die Tierwelt schreit nach einer Erlösung, die Natur will vom befreiten Menschen befreit werden. Wir wagen es kaum, den Schleier vor einer solchen Zukunft zu lüften.

Aber in der Hauptsache wird es doch darauf ankommen, das Persönlichkeitsgefühl des Menschen in seiner inneren Zusammensetzung zu entwickeln, zu

steigern, zu kräftigen und zu veredeln. Bettine Brentano schrieb im Frühlingskranz an ihren Bruder Clemens: „Freundschaft ist aber gewiß eine die höchsten Seelenkräfte verzehrende Schmarotzerpflanze. Ich soll doch mein eigen werden, dies ist doch der Wille meines Ichs, denn sonst wäre ich umsonst; dies eine, was mich eigentümlich aus dem Gesamtsein herausbildet, das ist der Adel des freien Willens in mir; anders kann ich's nicht ausdrücken. — Sich dem Begriff und Willen eines andern unterwerfen, der auch kein Selbstsein hat, — denn sonst würde dieser Wille nicht die Geistesnatur des Freundes zu seinem Herd wählen, sondern in sich selber aufflammen, — das ist Verzichten auf diesen Adel freien Willens." Aber seit diesem Bekenntnis des Persönlichkeitsgefühles um 1800 ist der Gedanke der Entwicklung in die Welt hineingeboren und für die Geistesart des modernen Menschen der bestimmende geworden.

Schon Ludwig Feuerbach hatte von der wahren Philosophie verlangt, daß sie Erfahrungswissenschaft sei, und daß für sie die wichtigste Wirklichkeit, das bedeutungsvolle Sinnenobjekt der leibliche Mensch sei, der damit das Maß aller Dinge wird. Dann gibt es für das Ich kein fremdes Gesetz mehr, und Friedrich Nietzsche widerstrebt allem Einfluß von Gesellschaft, Staat oder irgendwelcher Gesamtheit auf die Einzelpersönlichkeit. Er lehrt also „das Nein zu allem, was schwach macht", aber auch „das Ja zu allem, was stärkt, was Kraft aufspeichert, was das Gefühl der Kraft rechtfertigt". Wenn die Sklavenmoral, das Interesse des Massenmenschen, herrscht, so ist Entartung die Folge. Das zu vermeiden, muß der Übermensch gezüchtet werden, dem die Sklavenmoral ein Gelächter oder eine schmerzliche Scham ist, für diesen Übermenschen gilt aber auch des Philosophen Satz: „Vergiß nicht, daß du für die Ewigkeit handelst!" Das ist, für die eigene Wiederkehr und ihren Wert. Den Gedanken solcher Zuchtwahl des Übermenschen übernahm Nietzsche mit vollem Bewußtsein von Darwin, zugleich aber von der modernen Biologie den einer vitalen Zweckmäßigkeit alles Geschehens. So weist wenigstens der Philosoph des Naturalismus schon zu einem Idealismus hinüber, den wir für die Neuromantik in Anspruch nehmen. Eduard v. Hartmann, der den Einzelnen als ein Mittel zum Ganzen auffaßte, und Wilhelm Wundt werden die Schöpfer einer Philosophie, die wir in der neuromantischen Dichtung wiederfinden. Die Welt wird eine Gesamtheit von Willenstätigkeiten, die durch ihre Wechselbeziehung sich in eine Entwicklung einordnen, deren Ziel das Ideal der Humanität ist. Damit wird der Einzelne zu einer sozialen Persönlichkeit, und wir haben damit den Begriff gefunden, den für die Moderne die Individualität erhalten hat. Eine soziale Persönlichkeit — wohin wir in unsere Welt blicken, da sehen wir dieses als neue Eroberung, als wirkenden Fortschritt, als gewaltige Forderung. Wir wissen alle, wie seit Bismarck und der kaiserlichen Botschaft von 1881 die Notwendigkeit sozialer Fürsorge in unserer Innenpolitik dringend geworden ist, wie eigentlich kein anderer Gedanke unserem Staatsleben die Richtung weist. Und wir wissen alle,

welch gewaltigen Schritt wir unter der Not und der Nötigung dieses Krieges gerade in diesem Sozialismus gemacht haben. Wir erwarten ja auch gerade von diesem Kriege einen gewaltigen Schritt vorwärts in der Entwicklung unserer — neuromantischen Kultur, und haben an dieser Stelle den Beweis für die kulturfördernde Bedeutung einer eisernen Zeit. Eine soziale Persönlichkeit — wenn wir heute lernen, daß keines einzelnen Leben ihm selbst gehört, daß eines jeden Leben nur der Gesamtheit gilt, der Gesamtheit, nicht dem Ich, aber auch nicht dem anderen in seiner Vereinzelung, sondern nur der Gesamtheit, auch der Gesamtheit, die wir Staat nennen, und nur von dieser Gesamtheit seinen Wert erhält, der Deutsche auch nur vom deutschen Staate, so sind wir mitten im Erleben dieses neuen Gedankens. Eine soziale Persönlichkeit — wenn unsere Brüder, so leidvoll und doch so erhebend für uns, draußen ihr Blut für uns alle, für das Reich und die deutsche Welt dahingeben, im Zeichen der Zeit und zum großen und schönen Zeichen der Entwicklung sind alle diese Opfer geworden.

Aber mit der Literatur der Gegenwart haben wir es hier zu tun, die keine Bedeutung und Aufrichtigkeit hätte, sondern Lüge wäre, wenn sie nicht aus ihrer Zeit und seelischen Stimmung hervorwüchse. In Schillers Wallenstein stand der Wille des Individuums in seinem Übermaß noch tragisch vor seiner eigenen Endlichkeit. Aber auch der Prinz von Homburg, der die letzte Erfüllung seines Lebens in einem absoluten Individualismus sucht, geht wie sein Schöpfer an der eigenen Endlichkeit zugrunde. Doch der Individualismus wird relativ, sich selbst beschränkend, bei Hebbel vielleicht zuerst. Bei ihm kämpft der freie Mensch gegen die Ordnung der Welt, denken wir an Agnes Bernauer, die Nibelungen oder welches Drama sonst, und scheitert an dieser Ordnung. Dieser Kampf wird Hebbel geradezu zum Inbegriff seiner Tragik: Der einzelne bildet den Inhalt seines Wesens, seinen Charakter, das Gute, das Starke und das Recht in sich so aus, daß er damit in einen Gegensatz zur Sittlichkeit, zur allgemeinen Weltordnung gerät. Der einzelne und sein Recht gegen die Allgemeinheit und ihre Forderung. Denn Individuum, Subjekt und Welt sind bei Hebbel noch unvereinbare Gegensätze; Hebbel, obwohl so am Anfang des neuromantischen Dramas stehend, ist selbst viel mehr noch Realist, Naturalist als Romantiker. Der Gegensatz zwischen Subjekt und Weltganzem muß sich erst in der Seele des einzelnen ausgleichen, so daß der Mensch zu seiner Erfüllung, sich auszuleben, strebt im Sinne der Entwicklung und der Erfüllung des Weltganzen, ehe wir in die seelische Stimmung der Gegenwart eintreten. Ibsen und, ihm in seinen ersten Dramen folgend, Gerhart Hauptmann kämpfen gegen die allgemeinen Einrichtungen an sich, gegen Gesellschaft, Ehe, bürgerliche Moral, welche das Individuum töten, indem sie es an seinem Individualrechte, sich auszuleben, hindern. Ibsens zweite Dramenreihe weiß kein Ziel für seine neuen Menschen, für den Baumeister Solneß, die Menschen in Rosmersholm, die nach der Zer-

trümmerung des Alten noch nicht auf einer neuen Weltanschauung stehen, die ihnen Ethik geworden ist. Aber bei dem großen Norweger ist doch schon ganz anders als bei Hebbel das sittliche Weltgesetz ein mystischer Grund der Menschenseele geworden, ist nicht mehr über und außer ihr existierend, sondern in ihr geahnt und treibend — Brand und Peer Gynt in ihrem gewaltsamen Streben nach voller Ganzheit, Konsul Bernick schon in den Stützen der Gesellschaft, die jede Gesellschaftsheuchelei niederreißen. Über Henrik Ibsen hinaus aber erkennen wir in Gerhart Hauptmann den genialen Dichter, der uns voll in neuromantisches Denken hineinführt. Er zeichnet seine Menschen als Einzelwesen zwar, aber in Eins gesetzt mit dem Ganzen, das vielleicht als Umwelt an sie herantritt, danach aber bewußter als eine grundlegende neue Ethik, als ein Welterfordernis sich dartut. Bei ihm also werden wir zuerst das Bild einer sozialen Persönlichkeit finden. Dabei ist Gerhart Hauptmann nicht in die Neuromantik hineingeboren, seine endliche Weltanschauung ist ihm nicht ein Geschenk seiner Zeit geworden, nicht eine reiche Erbschaft gewesen, die er nur anzutreten brauchte; er hat sie sich schwer erkämpfen und nach manchen Irrwegen erringen müssen. Im Naturalismus befangen liegen die Dramen seiner Jugend, auch die psychologische Vertiefung seiner Kämpfer gewährt ihm keine dauernde Befriedigung. Im Märchen und in der Sage, im Religiösen wie im Historischen sucht der Dichter nach einer Weltanschauung, bis ihm ein griechischer Frühling voll erblüht. Aber wir greifen aus der Fülle seines Schaffens nur ein Drama heraus, das wird uns genügen, wenn wir in Gerhart Hauptmann den Neuromantiker erkennen wollen. Nicht die versunkene Glocke nennen wir hier und den mystischen Pantheismus, der in ihr Rautendelein und den Faun zu neuem Leben erstehen läßt, obwohl wir gerade von dieser Märchendichtung wissen, daß sie des Dichters bewußte Absage an den Naturalismus bedeutet; nicht den Narren in Christo Emanuel Quint führen wir an, den großen Roman innigst gefühlter Gotteinheit; auch nicht den Bogen des Odysseus, in dem der Dichter die Heimkehr des Menschen zu seinem Menschentum besingt. Am armen Heinrich dagegen werden wir die Dichtung der sozialen Persönlichkeit erkennen. Das Individuum erkennt seine eigene Vervollkommnung als eine Hingabe an die Welt, als eine Pflicht für das Weltganze: Das ist die Ethik gewordene Grundanschauung, auf der das moderne Drama erwuchs. Und insofern dieser Sozialismus das eigene Persönlichkeitsgefühl zu vernichten droht, erwächst auf diesem Boden die moderne Tragödie. Wer sein Leben gewinnen will, der muß es verlieren. In solchem Satze, der aus Jesu Munde stammt, in Jesu Lehre, und Jesus lebte seine Lehre, liegt uns die Grundlage wie der gesamten modernen, so die der neuromantischen Tragödie. Tragisch wird in dem armen Heinrich der Konflikt zwischen der gesunden Lebensgier und der Ritterpflicht, für uns der Mannespflicht, der Menschenpflicht, die Schwachen zu schützen, sich für sie zu opfern, nicht aber ihr Opfer anzunehmen. Das Recht der Persönlichkeit

widersetzt sich dem Bekenntnis zur sozialen Persönlichkeit. Bis in den Wahnsinn hinein zerstört dieser Kampf ein schönes Menschentum. Ottegebens unbedingte Hingabe, ihr Opferwille ist dem Ritter Widerstreit, Gefahr seines Heldentumes, wird ihm aber zur Rettung. Die ist erreicht, als er sich selbst bezwungen hat, als er Ottegebens Opfer anzunehmen sich weigert, bereit ist, seine ekelhafte Krankheit weiter zu tragen, also sich selbst zu opfern. Er hat sich selbst überwunden. Dieses Selbst, Selbstische war seine Lebensgier, das war die Gefahr für seine Persönlichkeit, sein Rittertum, das war seine Krankheit. Also ist er mit dem Siege über sich selbst gesund geworden. Er ist von zerstörender Lebensgier gesundet. Daß der Aussatz ihm geheilt wird im selben Augenblick, ist kein Wunder mehr, denn er ist von größerer seelischer Erkrankung genesen.

Wenn ein modernes Drama nun mit dem Tode des Helden endet — der Don Juan nach seinem letzten Abenteuer bei Otto Anthes, Gudrun bei Ernst Hardt —, dann ist der Tod nicht mehr Vernichtung, er ist Anerkennung des Weltzweckes, Bejahung des Einzellebens im Weltganzen, er ist der Sieg des Sozialismus. Hugo v. Hoffmannsthal dichtete 1893 seinen Einakter: Der Tor und der Tod. Als Kind, dem Unbewußten spielend nahe noch, hat der Tor einmal geahnt, wie weltenfern und zielweit hinter den wirklichen Dingen und äußeren Erlebnissen das wesensreine Sein sich den klugen Verstandesmenschen verbirgt:

„Und was mich quälte und was mich erfreute,
Mir war, als ob es nie sich selbst bedeute,
Nein, künft'gen Lebens vorgeliehen Schein
Und hohles Bild von einem vollen Sein."

Danach aber stand er als ein Tor, für sich nur, nur für sich, mitten im Leben doch dem Leben fremd gegenüber und begegnete in seinem Allein-für-sich-sein nie dem Gott, „mit dem man ringt, bis daß er einen segnet". Seine Seele hat es nie verstanden, der liebenden, sorgenden Mutterseele zu begegnen; achtlos nahm er, was ihm Liebes geboten wurde, und wertete es nicht; Liebesbriefe, die er empfangen, wirft er dem Tod vor die Füße, sie sind ihm kein inneres Erlebnis geworden; äußeres Leben blieb, was von außen an ihn herantrat, in seinem Innern spürte er keine Antwort. Eine Saite, die in der Leere schwirrte, ist er gewesen; kein Resonanzboden gab ihm vollen Klang. Erst der Tod, der ihm geigend naht, lehrt ihn den Sinn des Lebens, und die Schatten, die der Tod ihm heraufbeschwört, lehren den Tor. Sie, die gelebt haben und seinetwegen gelitten und doch dreimal selig gegen ihn waren, der allein für sich zu bleiben lebte, keinem etwas war, und keiner war ihm etwas, lehren den Tor. So ist denn nun seine verborgene, verschüttete Geisterwelt aufgewühlt; ein schlechter Komödiant, aufs Stichwort kommend und gleichgültig gehend, ohne gerührt zu sein, ist er gewesen; aber des Kindersinnes hohe Ahnung von den Lebensdingen hat ihm der Tod neu eröffnet. Darum kann er, da tot sein Leben war, im Tode das Leben begreifen und ergreifen. Und das ist der Sinn des

Lebens: daß der Mensch wie alle Dinge seiner Welt nicht in der Vereinzelung besteht, sondern in der Gemeinsamkeit, nicht aber in einer Gemeinsamkeit nur der Leiber, sondern in einer seelisch vollkommen gewordenen Einheit. Nicht an den Dingen des äußeren Lebens haftet diese Gemeinsamkeit, die Alleinheit, sie ist ein unmittelbares Berühren, ein In=einander=fließen der Seelen. Auch in desselben Hugo v. Hoffmannsthals Bruchstück Tizians Tod kleben die Schüler noch, und darum sind sie Schüler, an den Genüssen und Freuden, den Leiden und Schönheiten dieser Endlichkeit und Vergänglichkeit, der äußeren Erscheinungsform unserer Welt, der sterbende Meister aber, der den großen Pan malt, und vielleicht das Kind in seinem unbewußten Fühlen, der 16jährige mädchenhafte Gianino mit ihm, spüren die unmittelbare Schönheit der Seele:

„Er aber hat die Schönheit stets gesehen,
Und jeder Augenblick war ihm Erfüllung,
Indessen wir zu schaffen nicht verstehen
Und hilflos harren müssen der Enthüllung . . .
Und unsre Gegenwart ist trüb und leer,
Kommt uns die Weihe nicht von außen her.

— —

Die aber wie der Meister sind, die gehen,
Und Schönheit wird und Sinn, wohin sie sehen."

Es ist für den Neuromantiker, wie es für den Romantiker an der Wende des 18. Jahrhunderts und in den ersten Jahrzehnten des 19. war, immer noch die Liebe und schließlich allein die Liebe, die ihn solches Alleinheitsgefühl hegen läßt. Die ganze große und weite Welt, alles Nicht=Ich, Natur und Gott, ist dem Liebenden umschlossen in der einen Person der Geliebten. Indem er sie in sich aufnimmt, sich in sie ergießt, wenn zwei zusammenfließen, mit ihren Körpern und ihren Seelen, dann feiern sie das Fest der großen Gemeinsamkeiten. Hier allein blüht allen Romantikern die blaue Blume ihrer Sehnsucht. Richard Dehmel, vielleicht heute schon der Klassiker in der Neuromantik, dichtet seinen Roman: Zwei Menschen: Das Individuum nimmt das All durch die Liebe in sich auf. Der höhere Mensch vereinigt das Sinnenleben durch Vergeistigung mit dem reinen Allsein. Der Mystiker mag das Sinnliche negieren, der Neuromantiker in Richard Dehmel bejaht es durch die Seele:

„Es ist in uns ein Ewig Einsames —
es ist das, was uns alle eint.
Es tut sich kund als Urgemeinsames,
je eigner es die Seele meint.
Sie wurzelt rings im grenzenlos Alleinen;
sie liebt es, sich im Wettspiel zu entzwein,
um immer wieder selig sich zu einen
durch zwei, die grenzenlos allein.

Eine Alleinheit, eine Gemeinsamkeit mit der ganzen Welt war in dieser Liebe erreicht, nur eine solche Einsamkeit, die zur Gemeinsamkeit geworden ist, entspricht der Sehnsucht des modernen Menschen. In Dehmels Gedicht: Die Harfe, heißt es also:

„Ich habe mit Inbrünsten jeder Art
mich zwischen Gott und Tier herumgeschlagen.
Ich steh und prüfe die bestandne Fahrt:
nur eine Inbrunst läßt sich treu ertragen:
zur ganzen Welt."

Es erhellt hier ein scharfer Gegensatz, der die Neuromantik unserer Zeit

von der Romantik vor 100 und 80 Jahren scheidet, an dem ins Auge fällt, welchen Schritt wir vorwärtsgetan haben. Wenn der Romantiker voller Sehnsucht nach der blauen Blume war, so erfüllte ihn eine Sehnsucht um der süßen Sehnsucht willen. Ihm war das Ziel ein immer unerreichbares. Im Ich, unter starrer Behauptung dieses Ichs, wollte er die Einheit mit Gott und allem All spüren. Die Unvereinbarkeit von Objekt und Subjekt, die völlige Getrenntheit beider, die Kant lehrte, blieb zuletzt doch auch bei dem Philosophen des Schlegelschen Kreises, bei Schelling, bestehen, wenn er auch beides zu einem Sein zu verbinden suchte, indem er dem einen ohne das andere die Berechtigung absprach. Der Romantiker also, der sein Ziel der Alleinheit niemals erreichen konnte, kam zur Verzweiflung aus dieser unerfüllbaren Sehnsucht, zu einem frühen Tode oder zum Salto mortale in die Mystik des Katholizismus, zum Pessimismus, — oder er rettete sich durch die romantische Ironie, die seinem überhitzten Gefühlssehnen ein kaltes Bad der Selbstbespöttelung war. Aus den Liedern Heinrich Heines ist diese romantische Ironie bekannt. Die Stimmung der See beschleicht im Seegespenst lockend und wehmütig sein Herz:

„Und nimmer will ich dich wieder verlassen,
Und ich komme hinab zu dir,
Und mit ausgebreiteten Armen
Stürz' ich hinab an dein Herz —.
Aber zur rechten Zeit noch
Ergriff mich beim Fuß der Kapitän
Und zog mich vom Schiffsrand
Und rief, ärgerlich lachend:
Doktor, sind Sie des Teufels?"

Der Neuromantiker aber empfindet keinen Gegensatz zwischen sich und der Umwelt, dem Ich und den Dingen, braucht also diese Ironie als Rettung nicht, weil oder wenigstens insofern beiden, dem allgemeinen Sein und den Einzeldingen, dieselbe Wesenseigenschaft immanent innewohnt: die Entwicklung. Was Hegel schon als Philosoph lehrte: Das Objekt besteht an sich, aber für mich wird es in meiner Psyche erzeugt, was Darwin als Gesetz alles Lebens fand, das bewies Karl Lamprecht an der Geschichte, dem geistigen Werden eines Volkes, dem Werden des Geistes, des Denkens: die Entwicklung. Durch das Prinzip der Entwicklung ist die Vereinigung von Welt und Ich gesetzt. Sie haben beide dasselbe Schicksal, und dasselbe in einer Linie. Das Subjekt ist nun bescheiden geworden, die Persönlichkeit hat sich zu einer sozialen beschränkt, denn die Einzelpersönlichkeit existiert selbst nur als Glied einer Entwicklung — wie jedes Ding. Der Romantiker sehnte sich nach selbstischer Vervollkommnung, was unerreichbar blieb. Der Neuromantiker findet seine Vervollkommnung in der Entwicklung über sich selbst hinaus. Was er leistet, an sich arbeitet, ist getan, damit einst sich die Idee des Menschentums erfülle, ist unverloren und immer von Wert, Bedeutung und von Erfolg gekrönt. Sein Leben ist deshalb nie zwecklos gewesen, aber er selbst bedeutet so wenig, daß die Entwicklung über ihn hinausschreitet. Es ist ein bescheideneres Glück, aber es ist erreichbar. Und das Ziel bleibt als der Übermensch. Aus der unfruchtbaren Sehnsucht ist ein starkes Streben geworden, aus der Passivität eine Aktivität, aus verzagendem Pessimis-

mus gesunder Optimismus. Jetzt ist Faustens Leben ein vorbildliches: „Wer immer strebend sich bemüht, den können wir erlösen." In der Beschränkung der Neuromantik liegt die Überwindung der Romantik. Das Ziel der Romantik blieb im Diesseits, dem modernen Menschen winkt die Palme in der Zukunft, in der Ewigkeit. Der Neuromantiker vergeht also nicht im Pessimismus, sondern schwelgt in seiner Tatkraft. Die Gewißheit von Franz Evers mag das erhärten:

Ewig erhält und bildet sich die Art
und züchtet von Geschlecht sich zu Geschlecht,
beseelter Staub, der wandelnd sich bewahrt.

Was hilft dir, Tod, dein unfruchtbares Recht!
Du mähst und mähst, doch wirkt dein Tun nicht fort,
Dein Sieg bleibt uns ein ewiges Gefecht.

In unsern Werken bleiben wir bestehn,
endloses Leben, dem wir Formen sind
zu höchster Art. Der Mensch mit seinen Wehn,
Urphantasie, ist doch dein liebstes Kind."

Das Bild der neuromantischen Dichtung, das hier zu zeichnen versucht ist, wird nicht einigermaßen vollständig sein, wenn nicht auf den mystischen Grund hingewiesen würde, auf dem jedes romantische Alleinheitsgefühl sich gründet. Der Naturalismus ging auf den Wegen des empirisch Erkennbaren, des logisch zu Beweisenden, der Vernunft. Er ist deshalb ganz gewiß nicht des Aufschwungs in hohen Idealismus unfähig, aber sein Idealismus beruht auf den äußeren Lebenserfahrungen, zieht die Richtlinien, zeigt die Ziele für einen Straßenbau auf der wirklichen Erde. Bis zu den Sternen mag seine idealistisch erfaßte Bahn führen, aber jenseits aller Wirklichkeit, auch der Sterne, beginnt das mystische Dunkel des ahnenden Romantikers. Wo der eine predigt, schweigt und empfindet der andere. Die Straße, die vom Sichtbaren hinüber zum Unsichtbaren führt, beschreitet der Mystiker. Die Mystik ist stets ein tiefer Wesenszug des deutschen Charakters gewesen, und wenn heute Moritz Maeterlinck der erste Prophet des neuromantischen Mystizismus geworden ist, so gehört dieser Fläme, so deutschfeindlich er sich jetzt gebärdet, seinem Blute und seiner Kultur nach, so sehr er sich sträubt und seine Gedanken französisch ausdrückt, dem deutschen Leben an. Wie Shakespeare zu uns gehört, mehr als zu seinen engen und engherzigen Landsleuten. Im Schatz der Armen wird man nachlesen, wenn man den Mystiker will seine Lehre auseinandersetzen hören. „Vielleicht weiß man noch gar nicht, was das Wort lieben bedeutet", heißt es in der unsichtbaren Güte: „Manche lieben, ohne es zu wissen. So lieben, heißt nicht allein Mitleid haben, sich innerlich opfern, helfen und beglücken wollen; es ist etwas tausendmal Tieferes, und die lieblichsten, geschicktesten und stärksten Worte der Menschen könnten es nicht erreichen. Zuweilen möchte man sagen, es sei eine verstohlene, aber äußerst durchdringende Erinnerung der großen Ur-Einheit." So ist dieses Lieben, das Verhältnis der Menschen zueinander nicht ein Berühren der Leiber, sondern ein solches der Seelen, das sich im heiligen, lichtvollen Schweigen vollzieht, in unseren stummen Augenblicken, in denen sich unsere Seelen vereinen.

Denn des Menschen Leben ist nicht Handlung oder Leidenschaft, nicht Lachen oder Weinen, sind nicht die Taten und Geschehnisse, Erfahrungen und Erlebnisse, die in der äußeren Erscheinungswelt ergriffen werden können, sondern das eigentliche Leben des Menschen vollzieht sich im Unbewußten, in einem transzendentalen Bewußtsein. Das gewöhnliche Bewußtsein ist nur „eine Pflanze der Oberfläche, und seine Wurzeln fürchten das große Feuer im Kern unseres Wesens". Aber im Unbewußten liegt das eigentliche, wahre Leben des Menschen gegründet, das Leben, das in allem Bewußten nur angedeutet zur Erscheinung kommt, in diesen äußeren Dingen seine sichtbaren Folgen hat, selbst aber von keinem Verstande faßbar, von keinen sinnlichen Wahrnehmungen begreifbar ist, der Urgrund alles Seins, geträumt vielleicht einmal, geahnt vielleicht einmal, getastet von Organen, die zu fein sind, um körperlich zu sein, nur der Seele unmittelbar angehören, aber vor profanen Blicken wieder untertauchend in dem Meer des Uranfanges, Ewigen, Unendlichen. Zwei ganz verschiedene Blüten erwachsen diesem Grunde. Eine Dichtung fordert der Mystiker, die von aller Erscheinungswelt absieht. Die Seelen treffen und berühren sich und ergießen sich ohne eine Vermittlung. „Es handelt sich hier nicht mehr um den bestimmten Kampf von Wesen gegen Wesen, von Wunsch gegen Wunsch, noch um den ewigen Kampf von Pflicht und Leidenschaft. Es handelt sich vielmehr darum, das Erstaunliche der einfachen Tatsache des Lebens darzustellen. Es handelt sich darum, das Auf=sich=selbst=Beruhen einer Seele inmitten einer stetig eingreifenden Unendlichkeit zu zeigen. Es handelt sich darum, über der gewöhnlichen Zwiesprache von Vernunft und Gefühl die feierlichere und ununterbrochene Zwiesprache des Wesens mit seinem Schicksal vernehmlich zu machen." Maeterlinck erläutert, was er will, an einem Beispiel, das der Tragik des Alltags entnommen ist: „Ein guter Maler malt keine Ermordung des Herzogs von Guise, keinen Sieg des Marius über die Cimbern mehr, denn die Psychologie des Sieges und Mordes ist etwas Elementares und Ausnahmsweises, und der unnütze Lärm eines gewaltsamen Vorganges erstickt die tiefere, aber zögernde und verschwiegene Stimme der Dinge und Wesen. Er wird ein Haus darstellen, das in der Landschaft verloren daliegt, eine offene Tür am Ende eines Ganges, ein Antlitz oder Hände in völliger Ruhe; diese einfachen Bilder sind imstande, unser Lebensbewußtsein um etwas zu mehren, und das ist ein Gut, das sich nicht mehr verliert." Die praktische Probe aber auf diese Theorie zu geben, war Goethe in der Iphigenie: „— Alle menschlichen Gebrechen sühnet reine Menschlichkeit" — tiefer und wahrer gelungen, als es Maeterlinck selbst gelingen wollte, als es auch Herbert Eulenberg in der Belinde zu geben gelungen ist. Eine Dichtung also, die bewußt auf äußere Handlung, auf Leidenschaften und große Geschehnisse, auf heroische Charaktere auch verzichtet, wird auf diesem Boden der Mystik, des Unbewußten gefordert und ist erstanden, des Unbewußten, welches das Seltsame, das Geahnte und Erträumte und das

Wunder ist. Aber diese selbe Abwendung von der Äußerlichkeit und Wirklichkeit, dieser selbe Glaube an das Wunder führt auch — E. T. Amadeus Hoffmann, Edgar Allan Poe hatten das vorher getan — zum Wunderlichen, Abenteuerlichen, Gespenstischen und zur Sensation, also zum geraden Gegenteil dessen, was Maeterlinck meinte. Dem Cäsar Flaischlen, der im Jost Seyfried einen Roman schuf, arm an äußerlicher Handlung, reich durch Verinnerlichung und psychologische Vertiefung, stehen die Grotesken, stehen Hans Heinz Ewers und Gustav Meyrinck gegenüber.

Wenn die Neuromantik unserer Zeit sich in manchem von früheren romantischen Perioden auszeichnet, eines haben alle Romantiker gemein, eines ist auch das freudig Neue unserer Literatur. Der Naturalismus, der Realismus mag voll Kraft und siegender Eroberung sein, die Schönheit fanden doch erst die Romantiker, die eine, echte, gefühlte Schönheit des Unbewußten. Die Freude am Schönen kann in ihrem Widerspruch gegen die banal praktische Lebensbeherrschung der Naturalisten, in Lebensfremdheit und Kampfmüdigkeit hinführen zu einem femininen Ästhetentum, und unsere Literatur hat Anzeichen genug dafür, die überwunden werden mußten und überwunden wurden, als eine wahrhafte Weltanschauung auch das Kunstwerk beseelte. Aber Schönheit braucht nicht Schwäche zu sein, so wenig Musik Schwäche ist. Und der Romantiker, der die Musik der Worte wie die Musik des Lebens erst gefunden hat, braucht nicht bei dieser Schönheit der Form stehen zu bleiben. Die Neuromantik erhebt sich über diesem Äußerlichen, und eine Freude an allem Schönen, ein Glaube an die Schönheit der Welt und des Menschentums wird unsere Zeit oder unsere Zukunft erfüllen, die eine Kraft ist, die ein fröhliches Ja-sagen zu allem Leben bedeutet und die starker und gesunder Optimismus ist. Das ist der schöne Ausblick und die prächtige Hoffnung, die die Sonne unserer Zeit, der neuromantischen, ist. Und es wird unter dieser Sonne eine Lust sein, zu leben.

Mittelalterliches und Modernes in den Dichtungen Walthers v. d. Vogelweide.

Von **Harry Gerber** in Frankfurt a. Main.

(Fortsetzung von S. 108 und Schluß.)

Die Haupttugend, die der Mensch im Verkehr mit sich selbst und mit anderen nach Walthers Auffassung besitzen muß, ist die „maze“. Er versteht darunter die Fähigkeit, nach bestem Wissen und Gewissen zu leben. Der Mensch muß dahin gelangen, eins mit sich zu sein. Dazu gehört sittliches Pflichtgefühl und Selbstprüfung. Die richtige innere „maze“ gewährt ein tadelfreies Leben (102, 29 ff.). Walther drückt dies auch in einem Bilde aus (29, 32): „Diu maze wart den liuten darumb ufgeleit, daz man si ebene mezze und trage, ist mir geseit. nun hab er danc, ders ebene mezze und der si ebene treit“. (Ähnlich 23, 3 unter dem Bilde einer Wage.) — Die „maze“ verdient hohe Verehrung: „aller werdekeit ein füegerinne“ redet

Walther ihre Personifikation an (46, 32). Mit berechtigtem Stolze kann er sich rühmen, sein ganzes Streben in ihren Besitz gesetzt zu haben (67, 1). Wem wäre nicht sein Preis der Selbstbeherrschung bekannt (81, 7): „Wer sleht den lewen, wer sleht den risen . . .?“ Die „maze“ verleiht die nötige Geduld den Mitmenschen gegenüber (73, 35). Allzu große Armut und vor allen Dingen allzu großer Reichtum sind ein Hindernis für die Erringung der „maze“; diese Armen wie Reichen mangeln des inneren Gleichgewichts (81, 23). Daher nennt Walther tadelnd den jungen König Heinrich einen „tumben richen“ (102, 25). Wer die richtige „maze“ besitzt, wird sich richtig einschätzen (81, 15). Er wird weder „veile“ werden durch „kranke miete“ (geringen Lohn), noch einen Dienst „vergebene“ (umsonst) tun; geschweige daß er „zundanke veile“ sein wird. Denn jeder Dienst fordert seinen gebührenden Lohn. Der Vasallitätsbegriff herrscht auch in dieser Auffassung vor. — Auch gegen die Trunkenheit, gegen die sich Walther sehr scharf in dem Spruche 29, 35 wendet, schützt die „maze“ (29, 25). Die „unmaze“ bringt törichte Selbstüberschätzung mit sich. Walther gebraucht dafür das Gleichnis von der Sechs, die eine Sieben werden wollte (80, 3 ff.). Sie verleitet also die Menschen, den ihnen zukommenden Stand zu verlassen (80, 19). — Nächst der „maze“ weiht Walther der Treue seinen Sang (30, 27): „Des mannes muot sol veste wesen als ein stein, uf triuwe sleht und eben als ein vil wol gemachter zein“. Den Höfen, an denen „gewisse rede“, Zuverlässigkeit, herrschte, war Walther immer „hovestaete“ (30, 9). Viel Untreue hatte Walther in seinem langen Wanderleben erfahren müssen; welch einen reichen Schatz an Treue mußte er besitzen, um trotz allem Erlebten sich so auszudrücken! Denn Treue hat in der Welt wenig Geltung, sie wird verlacht und „vil gar bescholten“ (21, 23). Treue und Freundschaft gehören zusammen. Auch mit dieser hat Walther schlimme Erfahrungen gemacht. „Gewissen friunt, versuochtiu swert sol man ze noeten sehen“ (31, 2); das ist Walthers Wahlspruch. Treue ist zwar besser wie „macschaft“ (79, 17); aber Walther hat auch erlebt, daß ein treuer Freund um der „gehalsen friuntschaft“ eines Höherstehenden willen von einem anderen verschmäht wurde. Mit der vornehmen nahen Bekanntschaft war es jedoch bald zu Ende, und den Enttäuschten wandte der „kumber wider uf die erbornen friunde“ (30, 35). Darum ist es besser, wenn niemand „des staeten friundes dur übermuot beheret“[24]) (30, 29). Schlimmer als die vorgeschilderte Freundschaftsirrung ist die ausgesprochene Untreue. Gegen sie muß sich Walther zu seinem Schmerze oft wenden (8, 4; 21, 32; 14, 32; 38, 10 ff.; 40, 29). Geht die Untreue so weit, daß „der vater bi dem kinde untriuwe vindet, der bruoder sinem bruoder liuget“, dann ruft Walther Gott dagegen zur Hilfe auf (30, 19). Denn wenn er auch weiß, daß die Betreffenden im Jenseits ihrem gerechten Lohne nicht entgehen,

„doch saehe ich an ir eteslichen gerne ein schanden mal,
der sich dem manne windet uz der hant reht als ein al,
owe daz got niht zorneclichen sere an deme wundert!“ (30, 23).

Wie hier mit einem Aal, so vergleicht Walther an anderer Stelle den Treulosen mit einem Gaukler (37, 24 ff.). — Untreue muß mit gleicher Münze gelohnt werden

24) Zum Ausdruck „gehalsen friuntschaft“ vgl. Schönbach, Wiener Sitz.-Ber. Bd. 145 S. 30. — Auch die von Degering herausgegebenen Fragmente zu W. (1912 in ZfdA. Bd. 53) enthalten den Anfang eines Spruches über Freundschaftslehren.

(79, 33). So trägt Walther auch kein Bedenken, den Markgrafen Dietrich von Meißen in drei Sprüchen durch bloßstellende Andeutungen so zu schädigen, wie er ihn selbst vorher geschädigt hatte, und ihn mit seinen Helfershelfern durch den Vergleich mit treulosen Dieben der Lächerlichkeit öffentlich preiszugeben (105, 13—106, 1). — Wie die Untreue war Walther alles Blendwerk geheuchelter Gefühle, war ihm alle Unwahrhaftigkeit in tiefster Seele zuwider. Offene Untreue schien ihm immer noch entschuldbarer als Heimtückerei. So glaubt er 105, 13ff. den Landgrafen Hermann von Thüringen wegen seines offenen Abfalls vor Kaiser Otto leicht entschuldigen zu können, indem er dieser Tat die Falschheit Dietrichs von Meißen, Ludwigs von Bayern usw. gegenüberstellt: „Die zagen truogen stillen rat" (105, 19). Er vergleicht die letzteren Dieben, welche die Schuld einer auf den andern schieben, also nicht einmal Diebskameradschaft halten (105, 22). — Über Heuchler, Lügner und die „lechelaere" (30, 12) gießt er die volle Schale seines Zornes aus. In packenden, anschaulichen Bildern stellt er den Hörern ihre Abscheulichkeit vor Augen (29, 4; 30, 12ff.; 44, 23ff.). Er weist nach, daß Falschheit sich doch schließlich selbst verrät, — nämlich zu Hause. Denn „maneger schinet vor den frömden guot, und hat doch falschen muot. wol im ze hove, der heime rehte tuot!" (103, 10). Und ferner: „geligeniu zuht und schame vor den gesten mugen wol eine wile erglesten: der schin nimt drate uf und abe" (81, 12). Besonders verderblich scheint ihm die Wühlarbeit der „hovebellen" und die Gewissenlosigkeit der verlogenen Fürstenräte zu sein. Die ersteren verraten sich wenigstens durch ihr Gebaren wie schellentragende Mäuse (32, 27). Den gewissenlosen Fürstenräten aber, die ihren Herrn zu Lüge und Heuchelei ermuntern, sollen Bein und Zunge erlahmen. Sie halten sich noch für besonders gescheit, aber „sol liegen witze sin, so pflegent si tugendeloser witze" (28, 27). Diese Unwahrhaftigkeit ist eine Eigenschaft der Niedergeborenen (83, 23). Die Auffassung, daß Adel hohe Gesinnung, geringe Herkunft niedere Gesinnung mit sich bringt, kennzeichnet Walther als Aristokraten. (Nach seiner Meinung kann auch nur der ein Ritter werden, der „muot, guot und lip" (Abkunft) eines Ritters hat 88, 1.) Erst Gottfried von Straßburg, allerdings ein Bürgerlicher, wendet den Begriff „edel" auf Herzens- und Gesinnungsadel an, den jeder besitzen könne. In seinem Sinne braucht dann auch der ritterliche Reinmar von Zweter, Walthers Nachfolger in der Spruchdichtung, „Adel" als moralisches Gut, unabhängig von hoher Geburt[25]). — Habsucht verdirbt „sele und ere" (d. h. die äußere und innere Würde, 22, 18; 32, 29ff., 23, 5). Der Weise wird daher „milte" sein. Die „milte" (Freigebigkeit) ist ein spezifisch mittelalterlicher Begriff. „milte" müssen alle Reichen sein und auf diese Weise „fröide" in das Leben bringen. Die „milte" ist jedoch nur dann lobenswert, wenn auch ihre Quelle, der erworbene Reichtum, eine lautere ist: „wirp umbe lop mit reinem guote" (37, 30). Die „schame" (das Gefühl für den wahren Anstand) hat die „milte" im Gefolge (141, 9). Mit der „milte" verwandt

25) Vgl. Vogt, Der Bedeutungswandel des Wortes „edel", S. 10. — Vogt, a. a. O., S. 14, führt von Thomasin von Zirklaere die Stelle an: ‚Wer rehte tuot zaller vrist, wizzet daz er edel ist". Doch weist Schönbach, Anfänge des Minnesangs S. 49, nach, daß Thomasin hierin nur die pflichtmäßige Anschauung der Kirche vorbringe; im übrigen aber sei seine Didaktik die ausschließlichste aristokratische Standespoesie seiner Zeit. — Reinmar v. Zweter, herausg. von G. Roethe, S. 231ff., 451, Nr. 81 und 82 und außerdem S. 592.

ist die „husere", d. h. die ritterliche Lebenshaltung um der „ere", des äußeren Ansehens, willen[26]). — Die Aufforderung zur Verschwendung mag uns heutzutage bedenklich erscheinen. Es ist aber nicht zu vergessen, daß die Forderung, die Reichen und Mächtigen sollten durch angemessenen Aufwand ein leuchtendes Vorbild vornehmer Lebensführung sein, durchaus auf gesunder volkserzieherischer Grundlage ruht. Sie ist bei Walther nur in ein mittelalterliches Gewand gehüllt. — Eine hohe politische Bedeutung gewann die Handhabung der „milte" bei den Herrschern. „milte" und „kraft" (Machtfülle) galten als vornehmste Tugenden eines Kaisers (12, 25). Die „milte" war also zugleich eine aus der Herrscherwürde hervorgehende Pflicht, wie ein Gebot der Klugheit: Denn, wie Walther König Philipp zurief (17, 3): „der milte lon ist so diu sat, diu wünnecliche wider gat, darnach man si geworfen hat". Gern wird Saladin oder Alexander der Große den Fürsten zum Vorbild erhoben: „der gap und gap, und gap sim (nämlich die „milte") elliu riche" (17, 10). Auch auf den Loskauf von Richard Löwenherz aus der Gefangenschaft spielt Walther an: er führt diesen auf die Dankbarkeit der Untertanen zurück für die „milte", welche der König Zeit seines Lebens geübt habe (19, 25). — Gegen die Vorstellung, daß „milte" die notwendige Folge des Lehensverhältnisses sei, in dem Kaiser und Reichsfürsten zueinander stehen, durfte kein Herrscher ankämpfen. Er mußte einfach geben, also war es besser, er gab freiwillig: So hält Walther König Philipp 19, 20 vor: „Du möhtest gerner dankes (freiwillig) geben tusent pfunt, dan drizec tusent ane danc. Dir ist niht kunt wie man mit gabe erwirbet pris und ere." Walther kannte genau die Anforderungen der höchsten Kreise an die kaiserliche „milte", — wie wir gleich sehen werden, infolge seiner Beziehungen zu den verschiedensten Fürstenhöfen. So dürfen wir aus seinem berühmten Spruch über den Spießbraten, von dem Philipp allzu dünne Scheiben vorlege (17, 11), nicht schneidenden Hohn herauslesen, sondern müssen die ernste Sorge des vaterlandliebenden Mannes darin erkennen. Aus vollem Herzen pries er später die kaiserliche „milte" Friedrichs (28, 1; 28, 31 usw.), während er sie an Otto beim besten Willen nicht loben konnte (26, 33; 26, 23). Dessen Untergang schob er wohl mit Grund gerade seinem Mangel an „milte" zu. — Wir besitzen von Walther auch Äußerungen über die „milte" Hermanns von Thüringen, Leopolds von Österreich, Bernhards von Kärnten — ihn nennt er „marterer umb ere" (32, 32) — und Wolfgers von Passau. Es ist bezeichnend, was er als lobenswert hervorhebt. Zunächst tadelt er schrankenloses Versprechen, dem ein Erfüllen nicht auf dem Fuße nachfolgen könne (80, 11—18). Andererseits soll der „milte" Fürst seine Gaben nicht bereuen. Rühmend hebt Walther hervor (84, 13 und ähnlich 105, 7—8): „Man sach Liupoldes hant da geben, daz si des niht erschrac". Richtige „milte" verschönt den Fürsten (81, 2—4). Walther befürwortet also keineswegs „milte" unter jeder Bedingung. Er tadelt sie vielmehr, wenn sie nicht derart ist, daß der Hof des Fürsten dadurch geziert wird. So schildert er ironisch die sinnlose Verschwendung am Hofe Hermanns (20, 10—15) und die Bevorzugung elender Musikanten, „Polan und Riuzen", im Schlosse des Katzenellnbogener Grafen, der doch nur durch den Sang reichbeschenkter Edelsänger an Ansehen gewinnen könne

26) Über die „husere" bei W. 103, 10 und der bekannte Tegernseer Spruch 104, 23. — Über die „husere" vgl. man auch den Spruch Spervogels in MF. 22, 17ff.

(80, 30ff.). Walthers Stellung zu der „milte“ des Herzogs von Österreich ist verschieden: bald singt er ihr ehrliches Lob, dann hören wir ihn wieder tadeln. Einige Lobsprüche auf die „milte“ Leopolds sind so scherzhaft übertrieben, daß der gegenteilige Eindruck hervorgebracht wird (21, 1; 24, 33ff.; 25, 26ff.; 84, 14). Derartige Kritik ist denn auch wirkungsvoller wie positiv gehaltene. — Den nahen Beziehungen Walthers zu den erwähnten Fürsten und Herren erwuchsen auch zusammenhängende Betrachtungen über die zum Herrscheramt nötigen Eigenschaften (36, 11; 85, 17). Einen Fürstenspiegel stellt er 36, 11 auf; die reine Menschlichkeit, welche er atmet, macht ihn wertvoll und verleiht ihm Gültigkeit weit über Zeit und Zweck seiner Bestimmung hinaus.

Wir kommen zum zweiten Element von Walthers Lebensanschauung, zu seiner Vaterlandsliebe. Zeit seines Lebens lag ihm die Sorge um das Vaterland am Herzen. Sogar im Minnelied begegnen wir dem Ausdruck dieser Sorge (vgl. z. B. 117, 5). Walther ist der erste Dichter, in dessen Werken sich ein gesamtdeutsches Gefühl ausspricht. Während die Volksepen (Nibelungenlied, Gudrun, der Sagenkreis um Dietrich von Bern usw.) noch auf dem Boden der altgermanischen Auffassung von Verwandtschaft und Gefolgschaft stehen, kennt das höfische Epos nur die internationalen Ideale des Rittertums. Und wo wir in älteren deutschen Gedichten dem Patriotismus begegnen, äußert er sich im Stammesbewußtsein: So fühlt sich Otfrit als Franke, der Verfasser der Kaiserchronik als Bayer usw. Erst Walther fühlt sich als „tiuscher man“[27]) und will das ganze deutsche Volk zu dem Gemeinschaftsbewußtsein erziehen. Es zeigt seinen politischen Weitblick, daß er dies mit Beziehung auf die deutschfeindliche nationale Bewegung tut, die sich damals in Sizilien, Mittelitalien, in Frankreich, Dänemark und England entwickelte. Er wollte das Volk aufklären über die Gefahr nationaler Zersplitterung, wie über die Kraft, die in der nationalen Einheit steckt; eine Aufgabe von hervorragender erzieherischer Bedeutung. Diesem Zweck dient sein herrliches Preislied: „Ir sult sprechen willekomen“ (56, 14). Mit dem Rechte des Weitgereisten faßt er sein Urteil über die verschiedenen Länder zusammen:

„Ich han der lande vil gesehen
unde nam der besten gerne war:
übel müese mir geschehen,
kund ich ie min herze bringen dar
daz im wol gefallen
wolde fremeder site
nu waz hulfe mich, ob ich unrehte strite?
tiuschiu zuht gat vor in allen.
von der Elbe unz an den Rin
und herwider unz an Ungerlant
so mugen wol die besten sin,
die ich in der werlte han erkant“ (56, 30).

Wie hoch und stolz in Ehren hatte vordem das Reich bei aller Welt gestanden (85, 25) und wie steht es nun um das deutsche Vaterland! (8, 24): „untriuwe ist in der saze, gewalt vert uf der straze, fride unde reht sint sere wunt“; allenthalben trifft man auf Mord und Brand (26, 16). Es scheint heutzutage unmöglich, daß „guot und weltlich ere und gotes hulde mere zesamne in ein herze komen“ (8, 20), denn „die meiste menge enruochet wies erwirbet guot“ (31, 15). Mit Entsetzen gedenkt Walther im Rückblick auf sein Leben (124, 1) der grauenvollen Wirkungen der inneren Zwietracht: „vereitet (verbrannt) ist das velt“ (124, 10).

Der niedrigen Gesinnung, der Eigensucht und politischen Einsichtslosigkeit, die

27) Das Wort „tiusche“ braucht W. öfters, z. B. 9, 8; 12, 18; 13, 5; 56, 37; 57, 8.

sich in diesen von Walther beklagten Zuständen ausdrückt, hält er nun die weltumspannende Idee des deutschen Imperialismus entgegen. Voll sittlicher Hoheit und Würde, läßt er sich durch keine bittere Erfahrung seiner hohen Aufgabe entfremden: Unter drei Herrschern erhebt er immer wieder seine Stimme bittend, warnend, beschwörend, alle kleinlichen Wünsche und Begierden verstummen zu lassen und allein das erhabene und erstrebenswerte Ziel ins Auge zu fassen. Wenn Wackernells[28]) ansprechende Vermutung richtig ist, ist diese feurige Begeisterung für die Macht und Größe der imperialistischen Idee schon im jungen Walther geweckt worden durch einen Besuch in Wien, den Friedrich Barbarossa 1189 auf dem Durchmarsche zum heiligen Lande unter voller Prachtentfaltung kaiserlicher Majestät abgestattet hat. Diese uns phantastisch anmutende Idee ist ja die einzige Form, die das Mittelalter für das Nationalgefühl hatte. Seit Burdachs Untersuchungen kennen wir die Quelle für Walthers Reichsauffassung genauer: Es ist der staufische Reichsbegriff, wie er in dem Kreise der Reichsministerialenschaft gepflegt wurde. Walther lernte ihn eingehend kennen durch seine Verbindung mit diesen Hofkreisen, besonders mit dem Kanzler Konrad v. Querfurt und dem Protonotar der Reichskanzlei, Konrad v. Scharfenberg, seit dem Frühsommer 1198. Mit seiner eigenen Anschauung von deutscher Größe und Sittlichkeit, die in seinem Preisliede zum Ausdrucke kommt, verband sich ihm der staufische Reichsbegriff zu einem untrennbaren Ganzen. Nach diesem Begriff sollte das römische Kaisertum deutscher Nation im vollen Sinne des Wortes das übertragene alte Imperium ausüben. Es sollte die ganze Welt beherrschen, und alle anderen Königtümer, auch das Kaisertum von Byzanz, sollten ihm unterworfen sein. Seinen Ausgangspunkt nahm dieser stolze Gedankenflug, wie natürlich, von der Machtpolitik eines Friedrich I. und Heinrich VI. — Wie faßte nun Walther seine erzieherisch-politische Aufgabe an? Im Juni 1198 trug er als erste politische Dichtung seinen berühmten Spruch vor: „Ich saz uf eime steine“ (8, 4), in welchem er die beklagenswerten Zustände im Reiche schilderte. Wir haben sie schon im Anfang dieses Abschnittes kennen gelernt. Schon hier verband Walther seine eigenen Gedanken mit solchen, die dem offiziellen Reichsprogramm Philipps entlehnt waren: denn „fride“ und „reht“, deren Hilfsbedürftigkeit Walther hervorhebt (8, 26), sind die beiden Grundbegriffe des Krönungseides. Schon viel bestimmter bewegt sich Walthers zweiter Spruch (8, 28) im Rahmen der staufischen Reichsauffassung. „Ein Werk mittelalterlicher offiziöser Publizistik“ nennt ihn Burdach.[29]) Wirkungsvoll wird an den einzelnen Tierreichen die völlige Unterordnung im Innern gezeigt. Dagegen hält nun Walther (9, 8):

„So we dir, tiuschiu zunge,
wie stet din ordenunge!
daz nu diu mugge ir künec hat,
und daz din ere also zergat.
bekere dich, bekere.
die cirkel sint ze here.
die armen künege dringent dich
Philippe setze en weisen uf
und heize sie treten hinder sich.“

Es ist die höchste Zeit, daß alle nationalen Kräfte sich um einen Herrscher sammeln, denn des Reiches Grenzen werden von den „armen künegen“, „den cirkeln“, bedroht. Mit diesen beiden Ausdrücken bezeichnete nämlich der staufische Kurialstil

28) Wackernell, W. v. d. V. in Österreich, Innsbruck, 1877, S. 7.
29) Burdach, Walther S. 260.

die ausländischen Königreiche: Frankreich, England, Dänemark, Böhmen, Ungarn, Sizilien usw. und sogar den byzantinischen Kaiser![30]) Walther hat die Forderung des Standes der Reichsministerialen in seinem Spruche in ein unabweisliches Gebot der nationalen Notwendigkeit umgewandelt. Sie ist bei ihm zu einem Appell an das patriotische Gewissen der Deutschen geworden mit einer direkten Spitze gegen das Ausland. — Daß gerade Philipp von der Vorsehung zum deutschen Herrscheramt erkoren sei, deutet Walther in symbolischer Weise an. In einem Spruche auf seine feierliche Krönung, im Sept. 1198, weist er darauf hin, wie auffallend schon rein körperlich Philipp in die Krone hineinpasse (19, 2). Und bei der Schilderung des Magdeburger Weihnachtsfestes von 1199 macht er darauf aufmerksam, daß Philipp in sich selbst ein Wunder der Dreieinigkeit darstelle: Er selber ist König, und er ist zugleich eines Kaisers Bruder und eines Kaisers Kind (19, 8). — Später wandte sich Walther, wie schon eingangs erwähnt, von Philipp ab, vielleicht weil er doch nicht das Ideal eines machtvollen Herrschers in ihm zu erblicken vermochte. Doch nicht Philipp allein maß er die Schuld bei, wenn es der Reichspolitik, seinem Urteil nach, an Schwung und Energie fehlte. Philipp ermangelte ja wohl der richtigen Art der „milte“, und pflichtgemäß machte Walther ihn darauf aufmerksam. Aber ein gutes Teil der Schuld trugen auch die Reichsdienstmannen. Von ihnen hat sich Walther spätestens bei seinem Scheiden aus Philipps Diensten losgelöst: Sie nützten ihren Einfluß eigennützig und gewalttätig auf das verwerflichste zum Schaden der übrigen Stände aus. So hat Walther auch sie in seinem Spruch vom Reichsspießbraten derb hergenommen und sie ermahnt, die Scheiben für die Reichstreuen nicht allzudünn (zu ihrem eigenen Vorteil natürlich) abzuschneiden (17, 11). In einem anderen Spruche beklagt er es, daß die Reichsdienstmannen die angestammten Kronräte, nämlich die Fürsten, ganz aus der Umgebung des Königs verdrängt hätten (83, 20): „Waz stent die hohen vor der kemenaten?“ Recht und „e“ (Ordnung) werden durch diese Übermütigen zerstört, „nu sehent wie diu krone lige und die kirche ste“ (83, 25). Walther muß also die Reichsidee gegenüber ihren ursprünglichen Trägern zur Geltung bringen: zur Erreichung des fernen Ziels die Kräfte aller Reichsglieder zu sammeln und anzuspannen. — Zur Ermordung Philipps nimmt Walther keine Stellung. Daß er dieses, die ganze Nation in ihrem Innersten erschütternde Ereignis nicht in seinen Dichtungen erwähnt haben sollte, ist unwahrscheinlich. Vermutlich sind die Sprüche dieser Zeit verloren gegangen. Kaiser Otto versöhnte durch seine tatkräftige Politik in Italien seine staufischen Gegner. Es trat der seltsame Fall ein, daß der Welfe im Reichsinteresse staufisch-ghibellinische Politik trieb. Nach seiner Rückkehr aus Italien gelang es Otto auf kurze Zeit noch, seine Stellung in Deutschland zu festigen. Auf dem Frankfurter Hoftage von 1212 erschien auch Walther und begrüßte den Kaiser in drei herrlichen Sprüchen (11, 30ff): In ihrer ganzen Großartigkeit tritt die Kaiseridee hierin zutage: Ottos Krone steht ob allen Kronen, „kraft und guot, manheit unde milte“ sind des Kaisers machtvolle Eigenschaften; Strafe und Lohn stehen allein bei ihm; die Fürsten ordnen sich ihm willig unter. Der Kaiser ist der alleinige Stellvertreter (voget) Gottes auf Erden.

30) Burdach, Deutsche Rundschau S. 124. — Seine Auffassung: „cirkel = ausländische Königskrone“ (im Gegensatze zu der deutschen Kaiserkrone mit hohem Bügel), begründet Burdach a. a. O. S. 116—117 und Berliner Sitz.-Ber. von 1902 S. 897—903.

Als des Höchsten Bote (fronebote) verkehrt der Dichter mit dem Kaiser und überbringt ihm den Auftrag Christi, sein Land (das heilige Land) von der Unterjochung durch die Heiden zu befreien. Aber vor allem muß der Kaiser in Deutschland, als der Grundlage seiner Macht, Friede und Gerechtigkeit befestigen; der Erfolg wird nicht ausbleiben. Denn dann kann der Kaiser seine eigentliche imperialistische Aufgabe erfüllen und über den Weltkreis den christlichen Geist verbreiten („die kristenheit süenen", 12, 22). — Wie gewaltig widersprach doch diese ideale Vorstellung von der weltgebietenden Kaiserherrlichkeit den wirklichen Zuständen! In dem Augenblicke, in welchem Walther diese Worte sang, war Otto gebannt, sein Feldzug in Italien fehlgeschlagen. Durch die Erhebung Friedrichs, des jungen Staufers, drohte ein neuer Bürgerkrieg über Deutschland hereinzubrechen. — Auch die beste moralische Unterstützung konnte auf die Dauer nicht Ottos sinkendes Schiff vorm Untergange bewahren. 1213 war Friedrich bereits zu solcher Macht in Deutschland gelangt, daß die wahre Vertretung der deutschen Herrscherwürde durch ihn allein möglich schien. Daß Friedrich es verstand, durch klug angewandte „milte" seinen Herrschertugenden einen glänzenden Hintergrund in den Augen seiner Zeitgenossen zu verleihen, wurde schon erwähnt. Im Dienste Friedrichs verfaßte Walther 1220 seinen diplomatisch erfolgreichsten Spruch (29, 15): Indem er sich scheinbar auf den Boden fürstlicher Selbständigkeitsgelüste stellt — es geschieht hier das einzige Mal —, rät er den Fürsten, dem Kaiser möglichst bald die Kreuzfahrt zu ermöglichen. Dies sei ihr eigener Vorteil, denn „Waz ob er hie heime iu niemer mere niht gewirret? belibe er dort, des got niht gebe, so lachent ir" (29, 21). Die Veranlassung des Spruchs, die Wahl des jungen Heinrich zum römischen Könige vor Antritt des Kreuzzugs, gelang. Das Reich hatte ein Oberhaupt, während der Kaiser sich seiner imperialistischen Pflicht unterzog. So fein und kunstvoll ist der Spruch Walthers angelegt, daß von dieser Hauptsache kein Wort darin erwähnt ist. Er bildet auch den Höhepunkt von Walthers diplomatisch-politischer Tätigkeit. Was jetzt während der Regentschaft des Reichsverwesers Engelbert v. Köln und dann während der selbständigen Regierung Heinrichs noch folgt, bringt die uns schon bekannten Motive. Es sind Beschwörungen, die nationale Ehre auch während der Abwesenheit des mächtigen Herrschers hochzuhalten. Erzbischof Engelbert war ein Mann so recht nach dem Herzen Walthers: energisch und gegen alle Niedertracht und Ungerechtigkeit rasch zufahrend. Dies trug ihm viel Feindschaft ein, so daß Walther besorgt ihm zurief, er möge sich dadurch in seiner segensreichen Tätigkeit nicht stören lassen: „si iuwer werdekeit dekeinen boesen zagen swaere, fürsten meister daz si iu als ein unnütze dro!"(85, 4). Außer sich vor Empörung und Schmerz ist daher Walther, als der Erzbischof durch die Hand eines Mörders seiner aufopfernden Wirksamkeit entrissen wird. So gefährlich es ist, ihn, den seine Tatkraft und Macht vor dem Hasse der Gegner nicht hatte schützen können, nach seinem Tode zu besingen; Walther tut es mit den mannhaften Worten (85, 9): „Swes leben ich lobe, des tot den wil ich iemer klagen." Keine irdische Strafe scheint ihm für den Mörder hart genug (85, 16): „Ich warte allez ob diu helle in lebende welle slinden." Mit dem Tode Engelberts bricht das alte Leid über die Gauen Deutschlands herein: Der Kaiser noch für Jahre fern, sein Sohn zu jung und zu unerfahren, dazu außerordentlich eigenwillig, nach dem Tode des besten Rates von keinem Uneigennützigen mehr umgeben. —

Nachdem Walther lange Zeit sein Leid für sich getragen und auf Besserung gehofft hatte, muß er sich schließlich von Heinrich lossagen (101, 23): „Selbwahsen (ungezogenes) kint, du bist ze krump: sit niemen dich gerihten mac, — du bist dem besmen leider alze groz, den swerten alze kleine —, nu slaf und habe gemach.“ Jetzt kann er seinem Kummer ungehemmt Luft machen: Weisheit, Adel und Alter sind aus dem Königsrate verdrängt, ihre Stühle stehen leer (102, 15ff.): „ez hat der tumbe riche (Heinrich) nu ir drier stuol, ir drier gruoz, owe daz man dem einen an ir drier stat nu nigen muoz! des hinket reht und truret zuht und siechet schame“ (102, 25). Es ist der letzte Spruch Walthers, der sich auf das Reich bezieht.[31]) Späterhin beschäftigt er sich nur noch mit dem seit 1220 geplanten Kreuzzuge.

Es wäre seltsam gewesen, wenn Walthers Herz und Sinn nicht auch von den kirchlichen Fragen seines Zeitalters aufs tiefste bewegt worden wäre. Gerade während seiner Lebenstage hatte der ungeheure Kampf zwischen Papsttum und Kaisertum eine Entwicklung genommen, die einen Sieg des ersteren wahrscheinlich machte: Auf der einen Seite ein Papst von der Bedeutung Innozenz' III., auf der anderen das Deutsche Reich — in zwei Lager geteilt. Den Staufer hinderten der Feind im Rücken und fehlende Herrscherkraft daran, den Traditionen seines Geschlechts entsprechend zu einer Beugung des Papsttums zu schreiten. Den Welfen seinerseits band die herkömmliche papstfreundliche Politik, die sein Haus immer kennzeichnete. Sein Versuch, von ihr abzugehen, scheiterte kläglich genug. Walthers unvergängliches Verdienst ist es, in diesem Streite zwischen schwacher weltlicher und starker geistlicher Macht den ganzen Einfluß, den sein Dichterruhm und seine hohe lautere Gesinnung ihm geschaffen hatten, im deutsch-nationalen Sinne aufgeboten zu haben, unbeirrt von dem Kirchenbann, durch welchen das Papsttum jeden Widerstand zu ersticken suchte. Mochte Walther von seinem Standpunkte aus, der nur einseitig sein konnte, manches irrig, weil mit dem Auge des Laien, ansehen: daß sich in dieser Zeit, welche den einzelnen in seinen heiligsten Gefühlen wankend machen konnte, ein unbestechlicher Rufer im Streit fand, der die Volksstimmung in dichterischer, gewaltig eindrucksvoller Form wiederzugeben verstand, das war für das Reichsgefühl der Menge ein unschätzbarer Gewinn.—

„Unkristenlicher dinge ist al diu kristenheit so vol,
swa kristentuom ze siechhus lit, da tuot man im niht wol.“

Aus dieser pessimistischen Grundstimmung heraus (6, 30) betrachtet Walther die deutsche Geistlichkeit, wie die Geistlichkeit allgemein: Habsucht, Übermut, Unkeuschheit nimmt er an ihnen wahr: es sind die beklagenswerten Folgen der Konstantinischen Schenkung (siehe auch 25, 11—25 und 11, 2). Rückkehr zum Urchristentum, Aufgabe allen Besitzes und aller weltlichen Macht sind Walthers ideale Forderungen (10, 28): „gedaehtens ouch daz si durch got e waren almuosenaere!“ Aber in Wirklichkeit sind die Geistlichen weit davon entfernt (33, 31, vgl. auch seine Klage über die päpstliche Simonie 33, 1). Lehre und Werke stehen bei ihnen im Widerspruch (33, 27). Walther ist sich wohl bewußt, mit diesen allgemeinen Vorwürfen gar manchen Unschuldigen mit zu treffen; aber die Geistlichen wollen sich nicht sondern lassen und setzen sich daher freiwillig dieser Gefahr aus (45, 27).

31) 106, 17—107, 16 wird von Wilmanns, gr. Ausgabe, S. 367ff. für unecht erklärt.

Im Jahre 1201 fand Walther zum ersten Male Gelegenheit, politisch gegen den Papst aufzutreten. Innozenz hatte das Recht der päpstlichen Approbation bei der deutschen Königswahl wieder geltend gemacht und nach längerem Zögern 1200 Otto anerkannt. Bei dessen Wahl 1198 hatte sich der päpstliche Einfluß ebenfalls schon geltend gemacht. Die notwendige Folge der Anerkennung Ottos durch den Papst war, daß 1201 Philipp gebannt wurde. Die reichstreuen Bischhöfe und Fürsten verwahrten sich gegen diesen päpstlichen Eingriff in innere Reichsangelegenheiten durch den Hallenser Fürstenprotest. Im engsten Anschluß daran dichtete nun Walther seinen berühmten Spruch: „Ich sach mit minen ougen manne unde wibe tougen" (9, 16): Von Rom ging ein ungeheurer Betrug aus; zwei Könige wurden betrogen (nämlich Philipp und Friedrich, der schon zu Lebzeiten Kaiser Heinrichs zum römischen König gewählt worden war). Das ganze Elend des politisch-kirchlichen Bürgerkriegs sieht Walther vor seinem geistigen Auge auftauchen (9, 24). Und doch hat er bei diesem seinem ersten Spruch noch eine Entschuldigung für den Papst. Er schließt mit den Worten: „Owe, der babest ist ze junc, hilf, herre, diner kristenheit" (9, 39). — Der Sturm legte sich wieder. Für die nächsten Jahre erwähnt Walther nicht des Papstes in seinen Liedern. Nur ist es bezeichnend für die schon geschilderte Auffassung Walthers von der Geistlichkeit, daß er des Papstes weltliche Ansprüche mit Stillschweigen übergeht. 1212 erscheint Walther als „fronebote" vor Kaiser Otto in Frankfurt. Er führt sich mit den Worten bei ihm ein (12, 6): „her keiser, ich bin fronebote und bring iu boteschaft von gote. Ir habt die erde, er hat daz himelriche. Ir sit sin voget..." Vom Papste im ganzen Spruche kein Wort! Und das in einem Augenblicke, wo des Papstes reale Macht den Kaiser von den Grenzen Siziliens in eiliger Flucht nach Hause getrieben hatte. — Es war der Auftakt zum neu entflammenden Kampfe zweier Weltanschauungen. 1213 wurde der Bann über Otto verhängt. Das war vom Standpunkt des Papstes aus ganz konsequent. Otto wollte kein gefügiges Werkzeug zur Ausführung der päpstlichen Pläne sein. Er wollte die für das weltliche Papsttum todbringende staufisch-imperialistische Politik treiben. Folglich mußte er vernichtet werden. Es konnte nicht leichter geschehen als durch Aufstellung eines Gegenkönigs und Entfesselung des religiösen Bürgerkriegs. Denn zum Bann gehörte das Interdikt. Dann war Italien vor den Angriffen durch die Barbaren, die „alman", sicher. Und zunächst glückte alles vortrefflich. Der „Pfaffenkönig" Friedrich war vorläufig zu ohnmächtig, um sich vom Papste zu lösen. Wie sehr sich Innozenz in diesem Schützling geirrt haben sollte, erlebte er nicht mehr. 1216 ist er gestorben. — In Deutschland aber begriff man die tieferen Gründe für den plötzlichen Bann Ottos nicht. Es ist bemerkenswert — worauf Schönbach aufmerksam macht[32]) —, daß Walther niemals ein Wort über den Zusammenstoß kaiserlicher und päpstlicher Interessen im Süden Italiens verliert. Der deutschen Laienwelt mußte die, vom Standpunkte weltlicher Politik betrachtet, so folgerichtige Handlung des Papstes vom sittlich-religiösen Standpunkt aus als eine ungeheure Treulosigkeit erscheinen. Walther ist in den beiden Sprüchen 11, 6 und 12, 30 das Organ dieser Volksstimmung: „durch got bedenkent iuch dabi ob ir der pfaffen ere iht geruochet" (11, 16), ruft er dem Papste zu und „uns dunket, einez si gelogen (der vormalige Segen oder der jetzige Bann), zwo zungen stant

32) Schönbach, Walther S. 110.

unebene in einem munde" (13, 3). — Schlag auf Schlag folgen jetzt die Sprüche Walthers gegen Innozenz. Sie sind zugleich ein Muster gewaltiger dichterischer Kraft des Ausdrucks, unbekümmerter[33]) edler Leidenschaft wie patriotischer Einseitigkeit. Geiz, Lug und Trug werden dem Papste vorgeworfen (33, 11). Innozenz erscheint schlimmer als der „Zauberer" Silvester II.: der schädigte nur sich selbst durch seine Schändlichkeiten, Innozenz dagegen reißt die ganze Christenheit mit ins Verderben. Denn die Geistlichen, der Papst an der Spitze, „widerwürkent siniu (Gottes) werc und velschent siniu wort. sin kameraere (der Papst) stilt im sinen himelhort. sin süener mordet hie und roubet dort" (33, 27). Durch den Bann verleitet der Papst die deutschen Fürsten zum Ungehorsam und trägt auch dadurch zur Schädigung von Deutschlands nationaler Ehre bei (105, 21). — Den Gipfel nationalen Hasses und persönlicher Verdächtigung erreichte Walther in den Sprüchen über die Aufstellung des Opferstockes. Innozenz hatte sie 1213 angeordnet, um Mittel für den Kreuzzug zu sammeln. Die unseligen Früchte einer für den Laienverstand unfaßbaren päpstlichen Politik begannen aufzugehen: Gerade bei den nachdenklichen Schichten Deutschlands stieß der Papst auf Unverständnis und Unglauben. Der kindlich arglose fromme deutsche Glaube war schon oft genug Gegenstand der päpstlichen Ausbeutung gewesen. Die ungeheure Gemütserregung verhinderte die Erkenntnis, daß der Papst diesmal wirklich lautere Absichten mit der Geldsammlung verband; seine peinlich genauen Vorschriften über die Aufbewahrung der gesammelten Schätze hätten Beweis genug dafür sein sollen. Aber hatte nicht Innozenz schon öfters morgen widerrufen, was er heute bestimmt hatte? Besser war es, sich gar nicht ausbeuten zu lassen. — Schon früher glaubte Walther Grund zur Anschuldigung der Habgier gegen den Papst zu haben (33, 11). Die Opferstockangelegenheit gab ihm den gewünschten Beweis dafür (34, 20): „Ich waen des silbers wenic kume ze helfe in gotes lant: grozen hort zerteilet selten pfaffen hant." Im Selbstgespräch führte Walther den Papst seinen Hörern vor: Teuflische Freude über das Gelingen seines Planes, Geldgier und unsäglichen Hohn legte er in des Papstes Worte (34, 10):

„Ich hans an minen stock gement (geführt), ir guot ist allez min:
ir tiuschez silber vert in minen welschen schrin.
ir pfaffen, ezzent hüener unde trinkent win,
unde lant die tiuschen ... vasten."

Noch heute, nach 700 Jahren, macht die plastische Kraft der Waltherschen Worte einen tiefen Eindruck auf den Leser. Wie ungeheuer die Wirkung der Sprüche auf die Zeitgenossen war, wie sie Tausende von dem Pflichtopfer für die Kreuzfahrt abhielten, bezeugt Thomasin von Zirklaere in seinem Welschen Gast (Vers 11191 ff.); es ist eine bekannte Tatsache. Man kann es als ein Glück für Walther bezeichnen, daß der Kampf gegen den Papst in dieser Form keine Fortsetzung fand. Zu welcher Leidenschaftlichkeit der Sprache, zu welchen Äußerungen seiner Phantasie hätte Walther kommen müssen, um die Wirkung der letzten Sprüche noch zu überbieten! Man darf annehmen, daß das sichere Gefühl des echten Dichters ihn die Grenze zwischen künstlerischer Form und Pamphlet nicht überschreiten ließ. Und dies hätte eine weitere Steigerung in der maßlosen Kampfesweise unfehlbar mit sich bringen müssen. Walther hatte seine

33) Vgl. die Wendung (33, 19): „Nu merkent, wer mir daz verkeren müge: sus wirt der junge judas mit dem alten dort ze schalle."

Pflicht getan und die nationale Ehre des deutschen Volkes gegenüber welscher Anmaßung verteidigt. Wo er künftighin des Papstes in seinen Sprüchen in gegnerischem Sinne gedenken muß, geschieht es indirekt, ohne Namensnennung; nur dem Eingeweihten ist erkennbar, worauf er zielt. So, wenn er die unter der Menge verbreitete Anschauung behandelt, der Papst stehe mit den Heiden im Bunde, um den Kreuzzug Friedrichs zu verhindern (10, 9ff.). Wie verblaßt erscheint die Bannung Friedrichs von 1227 durch Gregor IX. in Walthers Elegie (124, 26): „Uns sint unsenfte brieve her von Rome komen." Und doch hätte sich die Ungerechtigkeit dieses Bannes mindestens mit demselben Grunde und mit derselben Wirkung zu erneuter Aufstachelung der Volksstimmung gegen die römischen Übergriffe verwenden lassen können. Aber Walther war gegen 15 Jahre älter geworden; er sah die Dinge jetzt von der hohen Warte eines Geistes, der alles Irdische in der Welt als nichtig erkennen mußte. Wie sollte da in ihm ein Bann noch besonderen Zorn auslösen! Nur Trauer konnte er noch dafür aufbringen: „uns ist erloubet trure" (124, 27). — Beklommen hatte Walther von Anfang an die Folgen der päpstlichen Eingriffe in Deutschland gesehen: Ein Teil der deutschen Geistlichkeit wandte sich dem Papste zu und nahm eine reichsfeindliche Haltung ein. Die Wahl Ottos zum deutschen König schien Walther deshalb schon anfechtbar und verwerflich, weil die Geistlichkeit, auf römische Weisung hin, ihre Hand dabei im Spiele hatte. Diese „Pfaffenwahl" erschien ihm ein Schandfleck auf dem Ehrenschilde Deutschlands. Mit bitterem Schmerze bespricht er die Folgen, die für Deutschland daraus entstehen werden, in dem Spruche: „Künec Konstantin, der gap so vil" (25, 20ff.). Den deutschen Geistlichen, welche das energische Auftreten des Papstes in ihrer Haltung zum Kaiser schwankend gemacht hat, ruft er die Worte Christi im Gleichnis vom Zinsgroschen ins Gedächtnis: „do riet er den unwisen, daz si den keiser liezen haben sin küneges reht und got, swaz gotes waere" (11, 27). — Verheerend mußte die Verhängung des Interdikts auf den Zusammenhalt zwischen Geistlichkeit und Gemeinde wirken. Man stelle sich vor, was es bedeutet, daß diese päpstliche Verordnung die Geistlichen zwang, „die guoten ze bannen und den übelen ze singen" (11, 1). Viele Gemüter vermochten diese Gewissensnot nicht zu überwinden. Es blieb nur die eine Möglichkeit, so folgerte Walther, daß der Kaiser den Inhalt des staufischen Reichsbegriffs, auch soweit er sich auf die Geistlichkeit bezog (im Sinne einer Nationalkirche), in die Wirklichkeit umsetzte.[34]) So fehlt es nicht an Aufforderungen Walthers an den Kaiser, daß er „die rehten pfaffen warne, daz si niht gehoeren den unrehten, die daz riche waenent stoeren; scheides von in, oder scheides alle von den koeren" (10, 22). Die hier verhüllt ausgesprochene Maßregelung der Ungehorsamen durch Säkularisation fordert er deutlich 11, 2 „Man swenke in (den Ungehorsamen) engegene den vil swinden widerswanc: an pfrüenden und an kirchen müge in misselingen: der si vil die dar uf iezuo haben gedingen, dazs ir guot verdienen umb daz riche in liehten ringen." Die letzte Zeile verrät uns, daß wir es bei dieser Forderung mit der Anschauung weiter fürstlicher und ritterlicher Kreise zu tun haben. Der Vergleich mit Sickingens Versuch von 1522/23 liegt nahe. Aber wie verschieden ist, bei näherem Zusehen, die Begründung für das Vorgehen beider: Walther geht ganz von hohen, ethisch-nationalen Vor-

---

34) Vgl. Burdach, Walther S. 175 über diesen Inhalt des staufischen Reichsbegriffs.

stellungen aus; von der ungemessenen Ausdehnung der kaiserlichen Machtfülle in allen irdischen Angelegenheiten einerseits, von der Lauterkeit und Weltabgewandtheit des geistlichen Berufs anderseits. Sickingen dagegen nimmt seinen Ausgangspunkt von rein real-politischen Erwägungen: Er will der Reichsritterschaft größeren politischen Einfluß durch Vermehrung ihres Besitzes verschaffen. Nur auf diese Weise konnte, nach seiner Auffassung, ihr politischer Tod abgewandt werden, den der Wandel der Zeiten zu bringen drohte.

Wir kommen zum letzten Punkte, zu Walthers religiöser Weltanschauung. Walther war, dies sei zunächst festgestellt, ein durchaus gläubiger Sohn seiner Kirche, ein Christ im vollen und ganzen Sinne seiner Zeit. Es läßt sich hierfür in seinen Gedichten eine genügende Anzahl von Belegen finden: in seinem Leich (3, 1), in seinen beiden Kreuzliedern (14, 38 und 76, 22), in seinen Karfreitagssprüchen (37, 3ff.) und in seinem Ausfahrtssegen beim Verlassen des Wiener Hofes (24, 18). In seinen Dichtungen widerspricht er keinem einzigen Dogma: vom Bann bis zu den Reliquien und bis zur Verwaltung des Schatzes überzähliger guter Werke erkennt er alle von der Kirche gelehrten Glaubenssätze an. Nur wo ihm die irdischen Vertreter der Kirche mit deren Satzungen in Widerspruch zu geraten scheinen, läßt er seine Stimme mahnend und anklagend ertönen. In solchen Fällen tritt öfters ein Klausner warnend in Walthers Gedichten auf (9, 36; 10, 33; 34, 33), dessen Aussprüche man als die Meinung eines über den Parteien stehenden echten Laienchristen aufzufassen hat. Bemerkenswert ist auch, daß Walther über jeden Aberglauben erhaben ist (vgl. die Verspottung der Wahrsagerei in 95, 8). — Mit diesem kirchlichen Glauben weiß Walther eine höchst persönlich gefärbte Weltanschauung zu vereinigen. Schon in jungen Jahren suchte er eine Verbindung zwischen Gott und der irdischen Minne herzustellen. Wir stoßen in seinen Minneliedern auf verschiedene solcher Stellen[35]). Von vornherein ist sein Streben auf „gotes hulde und miner frowen minne" gerichtet (84, 7); ohne die „minne" kann niemand Gottes Huld gewinnen (81, 35). Auch „ere und gotes hulde" nennt er gerne zusammen in seinen weltlichen Gedichten (z. B. 20, 25—26 und 22, 24—27). — Minnedienst und Mariendienst bildeten im Mittelalter eine einzige Linie. So hat auch Walther in einigen Liedern das Lob der Mutter Gottes gesungen. Innigkeit und Schlichtheit zeichnen diese Gesänge aus; die Attribute, die er der heiligen Jungfrau beilegte, zeugen für Walthers vornehme Zurückhaltung. Er steht auch hierbei in wohltuendem Gegensatz zu Reinmar.[36]) — Walther war eine praktische Natur. So gab er sich mit Dingen, denen durch noch so tiefsinniges Nachdenken nicht beizukommen war, nicht lange ab. Bezeichnend ist die Art, wie er sich mit der Unerforschlichkeit Gottes abfindet (10, 1):

„Mehtiger got, du bist so lanc und bist so breit:
gedaeht wir da nach daz wir unser arebeit
niht verlürn! dirst ungemezzen maht und ewekeit.
ich weiz bi mir wol daz ein ander ouch darumbe trahtet:
so ist ez als ez ie was, unsern sinnen unbereit.
du bist ze groz, du bist ze kleine: ez ist ungahtet.
tumber gouch, der dran betaget unde benahtet!
wil er wizzen daz nie gepredjet wart noch gepfahtet."

---

35) Wenn sie echt sind: vgl. Schönbach, Wiener Sitz.-Ber. a. a. O. S. 50—51.
36) Die wichtigsten Stellen sind: 3, 25ff.; 36, 21; 78, 32.

Eine Hauptforderung Walthers ist, daß Wort und Werk eines Christenmenschen im Einklang miteinander stehen müssen (7, 11; 22, 3; 23, 17; 30, 7). Fühlt einer das Unvermögen in sich, streng nach den christlichen Lehren zu leben, dann soll er sich aufrichtiger Selbsterkenntnis befleißigen, wie Walther in dem schönen Spruche tut: „Vil wol gelobter got, wie selten ich dich prise" (26, 3). Ehrlich muß er, vermutlich um seinen Abfall von Kaiser Otto zu rechtfertigen, bekennen (26, 6ff.):

„ichn tuon diu rehten werc, ichn han die waren minne
ze minem ebenkristen, herre vater, noch ze dir!
so holt enwart ich nie dekeinem nie so mir,
wie solt ich den geminnen, der mir übele tuot?
mir muoz der iemer lieber sin der mir ist guot."

Vermag Walther auch nicht, seine Feinde zu lieben, so hat er doch die milden versöhnenden Grundsätze der Lehre Christi so weit in sich aufgenommen, daß er erstaunlich tolerant ist. Für ihn sind Heiden und Juden ebensogut wie die Christen Geschöpfe aus Gottes Hand, „der elliu lebenden wunder nert" (22, 15 und ähnlich 16, 29ff.). Dem Toleranzempfinden Walthers steht das Gefühl brüderlicher Ebenbürtigkeit aller Menschen zur Seite (20, 19;22, 9; 67, 10). Wiederholt gibt Walther sich und uns Rechenschaft darüber, worauf es ihm in seinem Leben stets angekommen sei (66, 33): „Lat mich an einem stabe gen und werben umbe werdekeit mit unverzageter arebeit, als ich von kinde han getan, so bin ich doch wie nider ich si, der werden ein, genuoc in miner maze ho . . . . der werden wirde, dist so guot, daz man ins hoehste lop sol geben. ezn wart nie lobelicher leben, so swer dem ende rehte tuot." Den Zwiespalt zwischen dem vergänglichen Werte irdischer Liebe und dem dauernden der himmlischen hat er schon immer empfunden (67, 24). In steigendem Maße kommt ihm die Erkenntnis, daß alles irdische Leben nur eitel ist. Die Welt erscheint ihm als ein schönes trügerisches Weib (67, 8ff.), oder er stellt sie als Wirtshaus dar, in dem der Teufel die Zechschulden eintreiben möchte (100, 24). Zwar weiß Walther, daß man sich seines Lebenskreises nicht selbst entledigen kann (67, 32, das Bild von der im Leibe gefangenen Seele). Aber immer mehr sehnt er sich von der irdischen eiteln Welt hinweg. „Ich wil ze herberge varn", ruft er der Welt zu, die ihn zu halten bestrebt ist (101, 22). Voll Schrecken gesteht er sich ein, daß er sein ganzes Leben lang den Nichtigkeiten nachgegangen sei (122, 24ff.) und sich um sein Seelenheil allzuwenig gekümmert habe. Aufrichtige Reue ist das einzige, was vor Gott helfen kann (6, 10). — In seinem letzten Gedichte, der Elegie (124, 1), verwendet er das Epimenidesmotiv.[37]) Wie aus einem Traume erwacht er, und die Schuppen fallen ihm von den Augen (124, 33):

„Owe wie uns mit süezen dingen ist vergeben (Gift eingegeben ist),
ich sihe die bittern gallen mitten in dem honege sweben:
diu welt ist uzen schoene, wiz grüen unde rot
und innan swarzer varwe, vinster sam der tot."

Nur einen Trost gibt es für die Allgemeinheit wie für den einzelnen: durch den Kreuzzugsdienst „wirt er mit swacher buoze grozer sünde erlost" (124, 40). Mit der Besprechung der Kreuzzugsidee wenden wir uns einer rein mittelalterlichen Anschauung zu. Die Pflicht, mindestens eine Kreuzfahrt ins Gelobte Land zu unter-

37) Vgl. Burdach, Berliner Sitz.-Ber. v. 1903, S. 612—13.

nehmen, die dem schon öfters besprochenen imperialistischen Reichsgedanken entsprang, erscheint moderner Auffassung als eine unerträgliche Anforderung an die deutschen Herrscher. Es gab keinen, der nicht fraglos wichtigere Aufgaben in Deutschland darüber versäumen mußte. Aber der Anspruch, daß der deutsche Kaiser der weltliche Oberherr über alle Christenheit sei, bedurfte von Zeit zu Zeit der Unterstützung durch ein machtvolles Auftreten in dem Heiligen Lande, sollte er nicht zur bloßen Fiktion werden. — Wir sehen Walther nacheinander alle drei Herrscher, denen er diente, zu dieser ihrer heiligsten Pflicht mahnen, ohne Rücksicht auf die politische Lage, in der sie sich jeweils befanden. — An Philipp trat Walther damit im Jahre 1201 heran (21, 25), zu einer Zeit, in welcher diesen der Anschluß des Papstes an Otto in eine sehr ungünstige Lage versetzte. Man erkennt hieran, wie stark diese ideale Vorstellung von der Kaiserwürde in Walther lebte. Gewiß verkannte er nicht den Ernst der Lage; aber gerade deshalb war es nicht nur eine religiöse, sondern auch eine politische Pflicht des Kaisers, den Glauben des Volkes an die Größe seiner Machtfülle zu beleben. Gerade deshalb mußte er der ganzen Welt zeigen, daß er gegen den Papst[38]) und alle weltlichen Feinde seine Kreuzzugspläne durchsetzen könne. Wie der Wächter, der vom Turm das Erwachen des Tages verkündet und die Schläfer in die Höhe treibt, will Walther Herrscher und Volk an ihre deutsche Kreuzzugspflicht mahnen: „Sturmzeichen kündigen sich an, bald kann der jüngste Tag hereinbrechen. Gerade darum erfüllt noch schnell eure Christenpflicht." — Gott selbst ruft den deutschen Kaiser zu Hilfe, ihm in seinem Lande gegen die Heiden beizustehen. Christus wird es dem Kaiser im Jenseits vergelten (12, 6). Mit diesem Gedankengang sucht Walther 1212 den Kaiser Otto zu überzeugen. Bei Friedrich hatte er das nicht nötig. Dieser nahm bei seiner Aachener Krönung 1215 in einer „seltsamen Mischung von Gefühlsaufwallung und politischer Berechnung"[39]) das Kreuz. Hier handelte es sich für Walther darum, den Widerstand der Reichsfürsten zu brechen (29, 18). Er verwarnt sie: „der helt wil kristes reise varn: swer in des irret, der hat wider got und al die kristenheit getan". Auch durch die Geistlichen soll sich der Kaiser nicht beirren lassen. — Die Kreuzzugsidee geht bei Walther noch tiefer; sie ist ihm nicht nur ein Mittel zur Stärkung national-deutschen Ansehens. Sie erscheint ihm als die Pflicht eines jeden Christen, sofern er die Möglichkeit hat, als Kreuzritter oder Waller „kristes reise ze varn". Sie ist so die Krönung von Walthers religiöser Weltanschauung. Zum Kreuzzug darf man sparen, ohne einen Vorwurf darum befürchten zu müssen (36, 1). Erleidet der Gläubige auf der Wallfahrt den Tod, so ist er „an der sele genesen" (19, 30), kommt er heil zurück, so ist er „der sünden unde schanden fri" (28, 16). Im Himmel und auf Erden geht seines Ansehens und Heiles verlustig, wer sich seiner höchsten Pflicht entzieht (13, 6). Das herannahende jüngste Gericht läßt die Errettung des Seelenheils besonders dringlich erscheinen (13, 12). — Für Walther ist — nach den schönen Worten Uhlands (Schriften 5, 104) — „das Heilige Land die durch Gottes irdischen Wandel verklärte Erde, der Kampf um dieses Land

38) 1228 suchte z. B. Gregor IX. tatsächlich den Kreuzzug Friedrichs II. durch Abmachungen mit dem Sultan El Kamil zu hindern; vgl. hierüber Walther 10, 9—10, und Rieger, ZfdA. 46, 387—88.

39) K. Hampe, Deutsche Kaisergesch. im Zeitalter der Salier und Staufer, 2. Aufl. S. 217.

eine höhere Weihe, ein Übertritt vom Dienste der Welt in den des Himmels; der Tod in diesen Kämpfen der geradeste Pfad nach dem Reiche Gottes". Diesen Gedankengang geben seine beiden Kreuzzugslieder wieder, beide zum Gesang durch das Kreuzheer bestimmt (14, 38 und 76, 22): Christen, Juden und Heiden machen Anspruch auf das Heilige Land, die ersteren mit der größten Berechtigung. Darum auf, erwerbe sich, wer kann, die Seligkeit durch Befreiung des unglücklichen Landes (77, 36ff.). — Walther läßt sein zweites Kreuzlied folgendermaßen beginnen (77, 38ff.): „Allererst leb ich mir werde, sit min sündec ouge siht daz here lant und ouch die erde, der man vil der eren giht. mirst geschehen, des ich ie bat, ich bin komen an die stat, da got mennischlichen trat." Man hat Wahrscheinlichkeitsgründe genug zur Annahme, daß Walthers Herzenswunsch erfüllt wurde, daß er — vermutlich als schlichter Waller im Gefolge Friedrichs — im Jahre 1228 den Boden Palästinas betrat. In diesem Falle ist ihm selbst im schönsten Sinne beschieden worden, was er unermüdlich seinen Zeitgenossen vor Augen hielt: „dem ende reht ze tuon" (67, 7). Er hat dann im Heiligen Lande mit der „saelden krone" die Krönung seiner Lebensaufgabe und seiner Weltanschauung erlangt.

Wir sind am Schlusse. Blicken wir zurück auf die Fülle volkserzieherischer Anregungen, die Walther seinen Mitmenschen gab, und die größtenteils noch in unserer Zeit in gleicher Stärke wirken können, so überkommt uns Bewunderung ob der Vielseitigkeit seines durchdringenden Geistes. Es will kaum gelingen, ein Gebiet mittelalterlichen Lebens, Denkens und Fühlens zu finden, in dem er nicht heimisch wäre. Allüberall lauschte er auf die Stimmen des nationalen Gewissens seiner Zeit und ließ sie in seinen Gedichten reden. Man hat zum Vergleich wohl öfters Männer anderer Zeiten, anderer Wirkungskreise herangezogen. Am liebsten stellte man ihn neben Luther, Hutten und Uhland. Aber damit wird sein Wesen nicht erfaßt. Walther kann nur aus seiner Zeit heraus gewürdigt werden. Wer ihn aber in seinen Voraussetzungen verstanden hat, der wird ihn fürs Leben liebgewinnen und in die Worte Karl Weinholds einstimmen, die er bei der Einweihung des Bozener Waltherdenkmals 1889 sprach: „Darin ist der heutige Tag gegründet, daß in Walther das ewig Menschliche und das eigentlich Deutsche unserer Poesie leiblich vor uns tritt. Der Ritter vom Schwert und vom Geist, Walther von der Vogelweide, soll ein Markwart sein deutscher Sprache, deutscher Sitte, deutscher Ehre."[40])

Kritische und erläuternde Beiträge zu deutschen Dichtern.

Von **Alfred Puls** in Husum.

Karl Gerok.

In dem Gedichte „Die Rosse von Gravelotte" heißt es in den Strophen 7—9:

Str. 7. Ledige Rosse, den Sattel leer,
Irren verwaist auf der Walstatt umher.

8. Doch der Trompete schmetternd Signal
Ruft aus der Ferne zum drittenmal.

9. Schau, und der Rappe, dort spitzt er das Ohr,
Wiehernd wirft er die Nüstern empor.

40) Abgedruckt im Arch. f. d. Stud. der neuer. Lit. u. Sprachen 84, 115.

Auffallen muß hier die Zeichensetzung von Strophe 9, 1, die sich aber so im Original findet. Und doch muß hier ein Fehler vorliegen; denn was soll es heißen: 'Schau, und der Rappe, dort spitzt er das Ohr'? 'Dort' als adverbielle Bestimmung zum Prädikat gibt gar keinen Sinn; es muß vielmehr als Attribut zu 'Rappe' gezogen werden: der Rappe dort. Aber dann haben wir den Satz: 'Der Rappe dort spitzt er das Ohr', mit den beiden Subjekten 'der Rappe' und 'er'. Das kann Gerok auch nicht geschrieben haben, da das 'er' überflüssig ist. Nun, so wird es überhaupt zu streichen sein. Hiergegen spricht auch nicht das sonst angewandte Versschema, wonach zwischen der 3. und 4. Hebung eine zweisilbige Senkung steht, da an zwei Stellen des Gedichts sich an dieser Stelle nur eine einsilbige Senkung findet, nämlich Strophe 7, 1 und 8, 2. Diesen beiden Stellen würde sich also Strophe 9,1 zugesellen, und wir haben demnach wohl zweifellos zu schreiben: 'Schau, und der Rappe dort spitzt das Ohr.'

Christian Fürchtegott Gellert.

Der Reisende.

1. Ein Wandrer bat den Gott der Götter,
Den Zeus, bei ungestümem Wetter
Um stille Luft und Sonnenschein.
Umsonst, Zeus läßt sich nicht bewegen;
Der Himmel stürmt mit Wind und Regen;
Denn stürmisch sollt' es heute sein.

2. Der Wandrer setzt mit bittrer Klage,
Daß Zeus mit Fleiß die Menschen plage,
Die saure Reise mühsam fort.
So oft ein neuer Sturmwind wütet
Und schnell ihm stillzustehn gebietet,
So oft ertönt ein Lästerwort.

3. Ein naher Wald soll ihn beschirmen;
Er eilt, dem Regen und den Stürmen
In diesem Holze zu entgehn;
Doch eh' der Wald ihn aufgenommen,
So sieht er einen Räuber kommen
Und bleibt vor Furcht im Regen stehn.

4. Der Räuber greift nach seinem Bogen,
Den schon die Nässe schlaff gezogen;
Er zielt und faßt den Pilger wohl.
Doch Wind und Regen sind zuwider;
Der Pfeil fällt matt vor dem darnieder,
Dem er das Herz durchbohren soll.

5. „O Tor!" läßt Zeus sich zornig hören,
„Wird dich der nahe Pfeil nun lehren,
Ob ich dem Sturm zuviel erlaubt?
Hätt' ich dir Sonnenschein gegeben,
So hätte dir der Pfeil das Leben,
Das dir der Sturm erhielt, geraubt."

In vorstehender Gestalt steht dieses bekannte Gedicht in sämtlichen Ausgaben der Gellertschen Schriften und ist auch so in die Gedichtsammlungen und Lesebücher übergegangen.

Wenn man aber einmal die beiden ersten Verse der 4. Strophe ansieht, so muß man doch zugeben, daß Gellert gar nicht so geschrieben haben kann. Denn daß eine Bogensehne, ein gespanntes Seil oder ein Strick, wenn sie durch Regen naß werden, nicht schlaff, sondern im Gegenteil mehr angespannt werden, ist eine ganz alltägliche Erfahrung, die jeder in seinem Leben macht. Das wußte Gellert natürlich auch. Auch der Fortgang des Gedichts legt Widerspruch ein gegen unsre Lesart. Denn es wird uns berichtet, daß der Räuber mit seinem Bogen auf den Wanderer zielt und ihn wohl aufs Korn nimmt, was mit schlaffer Bogensehne nicht gut möglich ist. Ja, wenn er gesehen hätte, daß sie schlaff war, so würde er sie jedenfalls erst gespannt haben. Auch das folgende „doch" gibt zu erkennen, daß das Mißlingen des Treffens von dem Dichter dem fortgesetzten Regensturm zugeschrieben wird. Hätte der nicht entgegengewirkt, so würde der Räuber den wohl aufs Korn genommenen Wanderer voraussichtlich auch getroffen haben. So sprechen alle Gründe dafür, daß in dem

'schlaff' eine Textverderbnis vorliegt, da nur das Gegenteil davon richtig sein kann, nämlich: straff. Setzen wir diese Lesart ein, so ist alles in schönster Ordnung. Die Nässe hatte dem Räuber bereits seine Bogensehne straff gezogen, so daß er sie nicht erst stärker zu spannen brauchte, wodurch er Zeit gewann und sofort auf den Wanderer anlegen konnte, ohne daß dieser erst Zeit hatte, ihm auszuweichen. Und er würde ihn auch getroffen haben, wenn nicht das Unwetter dies verhindert hätte. So wird demnach Strophe 4 zu lesen sein:

Der Räuber greift nach seinem Bogen,
Den schon die Nässe straff gezogen;
Er zielt und faßt den Wandrer wohl usw.

Max von Schenkendorf.

1. Auf den Tod der Königin.

Str. 4. Sink in Schlummer, aufgefunden
Ist das Ziel, nach dem du schrittest,
Ist der Kranz, um den du littest,
Ruhe labt am Qeull der Wunden.

So steht es in der Ausgabe von A. Hagen (1878[5]). Was heißt hier: 'am Quell der Wunden'? Man mag sich die Sache noch so eingehend überlegen, wie man will, einen Sinn geben diese Worte nicht. Den Himmel, in den die Verklärte einging, als den 'Quell der Wunden' zu bezeichnen, das geht doch beim besten Willen nicht an. Oder könnte uns hier vielleicht eine andere Stelle desselben Dichters (in dem Gedicht 'Auf der Reise' Str. 10, S. 193) Licht geben, wo es heißt:

'Wir finden uns gewiß am Ziel
In unsers Vaters Haus
Und ruhn an Bächen, traut und kühl,
An Jesu Wunden aus'?

Hier sind in der Tat in mystischer Weise 'Jesu Wunden' als 'Bäche der Erquickung' bezeichnet. In ähnlicher Weise ('Mariä Himmelfahrt' Str. 5, S. 158) sagt Maria zu Jesu:

'Laß mich ruhn an deinen Wunden,
Sonne mich in deinem Glanz!
Schmerzen, die ich dort gefunden,
Werden hier zum Siegeskranz.'

Sollte demnach an unserer Stelle der Dichter bei dem Ausdruck 'Quell der Wunden' an 'Jesu Wunden' gedacht haben? Dem Sinne nach wäre diese Annahme bei der religiös-mystischen Anschauungsweise Schenkendorfs ja durchaus möglich, aber den Worten nach wohl kaum, da eine solche Ausdrucksweise doch gar zu mißverständlich gewesen wäre.

Hagen erwähnt in seinen 'Anmerkungen' (a. a. O. S. 264), daß, dem ersten Druck in der Königsbergischen Hartungschen Zeitung entgegen, in den früheren Ausgaben die Lesart stand: 'Ruhe lebt am Quell der Wunden', und bemerkt dazu, daß diese Lesart doch 'wohl unrichtig' sei. Hieraus geht klar hervor, daß er von der alleinigen Richtigkeit seiner Lesart („labt") auch nicht so ganz überzeugt war. Gibt denn nun die Lesart mit „lebt" einen Sinn? Wenn man 'leben' im Sinne von 'vorhanden sein' und 'der Wunden' als dat. sg. fem. (vulneratae) nimmt, dann würde

sich der Sinn ergeben: 'Ruhe ist für die Wunde an der Quelle vorhanden'. Daß die Königin, die die Märtyrerkrone erlangt hat[1]), als die Wunde, Verwundete bezeichnet wird, könnte bei einem Dichter wie Schenkendorf nicht überraschen. Ihr, der vom Martyrium auf Erden Wunden, lebt Ruhe an der Quelle.

Aber was heißt hier 'an der Quelle'? An der Quelle des Lebens? Bei Gott? Bei Christus, dem Erlöser? Das gäbe ja gewiß einen Sinn; aber daß 'Quell' ganz allein so etwas bedeuten könne, das möchte ich doch sehr bezweifeln. Das würde nicht so leicht jemand haben verstehen können, und der Dichter veröffentlichte doch gerade dies Gedicht, um allgemein verstanden zu werden. Über diese Schwierigkeit hilft uns auch nicht die Lesart hinweg: 'Ruhe labt am Quell den Wunden.'[2]) So wird in den Worten 'am Quell' eine Textverderbnis anzunehmen sein.

Der Sinn der Strophe muß uns die Richtung angeben, in der die Besserung zu suchen ist. Der Dichter sagt nach den drei vorhergehenden Strophen: „Du darfst jetzt den Schlummer des Todes genießen; denn du hast das von dir erstrebte Ziel — die Vollendung — erreicht, hast den Märtyrerkranz, um den du strittest, erlangt; du darfst nun ausruhen von deinen Schmerzen und Wunden, deinen Mühen und Qualen, darfst dich der Labung der Ruhe erfreuen." Und so glaube ich denn, daß der Dichter ursprünglich schrieb: 'Ruhe labt die Qual der Wunden', d. h. die Ruhe des Todesschlummers läßt die von Wunden Geplagte die Schmerzen nicht mehr fühlen, stillt, lindert sie. Ob man nun den Ausdruck 'die Qual der Wunden' fassen will als dolores vulnerum oder vulneratae (wenn nicht gar verallgemeinernd: vulneratorum), das mag jedem selbst überlassen bleiben. Ich möchte mich für die erste Annahme entscheiden in dem Sinne: „die Ruhe des Todes läßt dich die Qualen, die die Märtyrerwunden dir machten, nicht mehr fühlen", indem ich dabei hinweise auf ähnliche Stellen unsers Dichters wie: 'wo die Wunden nicht mehr drücken' (S. 196), 'um zu lindern seine Wunden' (S. 11).

2. Scharnhorsts Tod.

Str. 1, 1 f.

In dem wilden Kriegestanze
Brach die schönste Heldenlanze,
Preußen, euer General;
Lustig auf dem Feld bei Lützen
Sah er Freiheitswaffen blitzen,
Doch ihn traf der Todesstrahl.

Bei Dietlein-Gosch-Polack, Aus deutschen Lesebüchern Bd. II, S. 247 lese ich s. v. 'Erläuterungsfragen': „Warum wird der Held Scharnhorst mit einer Lanze verglichen?" und S. 249 s. v. 'Eigentümliches': „der Held — eine Lanze." Daß diese Anleitung durchaus falsch ist, läßt sich leicht beweisen. Wenn nämlich 'Heldenlanze' Subjekt wäre, dann könnte 'euer General' ja nur Apposition sein. Der Satz würde dann nichts anderes besagen, als daß Scharnhorst fiel, aber nicht genug damit, daß der Dichter uns dies gleich zu Anfang berichtet, wiederholt er es am Schluß der Strophe noch einmal: „ihn traf der Todesstrahl". Einem wirklichen Dichter wie Schenkendorf eine solche Geschmacklosigkeit aufzubürden, ist ein starkes Stück.

Und dabei liegt die Sache doch so einfach. Der Turnierausdruck 'eine Lanze brechen' für 'kämpfen' ist sogar in gewöhnlicher Rede gebräuchlich. Der Dichter macht daraus

1) Diese Vorstellung findet sich auch bei anderen gleichzeitigen Dichtern.

2) Vgl. Dietlein-Gosch-Polack, Aus deutschen Lesebüchern. Gera und Leipzig, 1893³, Bd. III, S. 239. Eine Erklärung dieses Ausdrucks wird hier auch nicht gegeben.

'eine Heldenlanze brechen' im Sinne von 'heldenhaft kämpfen'. In der Schlacht bei Lützen kämpften alle Preußen heldenmütig, Scharnhorst aber am heldenmütigsten, und so brach er eben die schönste Heldenlanze. So wird denn am Anfang vom Dichter Scharnhorsts Betätigung am Kampf und dann sein Tod berichtet. Ich dächte, das Verständnis dieser Strophe des herrlichen Liedes böte auch nicht die geringste Schwierigkeit, während allerdings andre Strophen weniger leicht zu verstehen sind.

Wilhelm Müller.

Der Glockenguß zu Breslau.

Str. 26. Der Meister hört sie klingen
So voll, so hell, so rein!
Die Augen gehn ihm über,
Es muß vor Freude sein.

27. Und seine Blicke leuchten,
Als wären sie verklärt;
Er hat in ihrem Klange
Wohl mehr als Klang gehört.

28. Hat auch geneigt den Nacken
Zum Streich voll Zuversicht;
Und was der Tod versprochen,
Das bricht das Leben nicht.

Über den Sinn der beiden letzten Verse von Strophe 28 ist man sich nicht einig. Am besten gefällt mir noch die Erklärung von K. Th. Kriebitzsch: „Das jenseitige Leben wird dem Meister das Versprechen erfüllen, die Schuld durch das Opfer seines Lebens zu sühnen"[1]), aber ich glaube, daß auch sie nicht das Richtige trifft.

Wie liegt denn die Sache eigentlich? Warum leuchten die Blicke des zum Tode Geführten wie verklärt? Weil er bei dem Geläut seiner Glocke mehr als Klang gehört hat, nämlich die Vergebung seiner Schuld. Seine Todesstunde verspricht ihm diese Vergebung. Nun kann ein Versprechen nachträglich ja immer wieder gebrochen werden, aber in diesem Falle ist es unmöglich, weil das Leben des Meisters zu Ende ist. Das Leben kann nicht mehr brechen, was der Tod ihm versprochen hat, weil es ja mit dem augenblicklich bevorstehenden Tode abschließt. Also das diesseitige Leben hat m. E. der Dichter gemeint, keineswegs das jenseitige. Das gäbe nicht den rechten Sinn, weil die unzweifelhafte Gewißheit fehlte. In Prosa hätte W. Müller gesagt: „Und was der Tod versprochen, das bricht das Leben nicht mehr, weil es ja mit dem nahen Tode abschließt."

Friedrich Schiller.

Das Lied von der Glocke.

V. 133ff.: Und der Vater mit frohem Blick
Von des Hauses weitschauendem Giebel
Überzählet sein blühend Glück,
Siehet der Pfosten ragende Bäume
Und der Scheuern gefüllte Räume
Und die Speicher, vom Segen gebogen,
Und des Korns bewegte Wogen,
Rühmt sich mit stolzem Mund:
„Fest wie der Erde Grund,
Gegen des Unglücks Macht
Steht mir des Hauses Pracht!"

Alle Erklärungen, die unter 'der Pfosten ragenden Bäumen' irgend welche Holzteile an Gebäuden verstehen wollen, sind sämtlich falsch und verkennen vollkommen die ganze Lage. Bei ihrer Erklärung kommt weder das Attribut 'ragende'

1) K. Th. Kriebitzsch, Zum Lesebuch. 3. Aufl. bes. von Dr. P. Kriebitzsch. Gotha 1897, Heft I, S. 31.

noch der 'weitschauende' Blick des Vaters von seinem hohen Standpunkt aus zu seinem Rechte.

Der Vater schaut vom hohen Giebelzimmer seines Wohnhauses zuerst weithin auf seine Felder, von da schweift sein Blick zurück zu den Scheunen, gleitet dann hinüber zu den Speichern und geht wieder aufs Feld hinaus. Es ist ein Hin- und Herschauen. Das Korn ist noch nicht gemäht oder wenigstens noch nicht alles gemäht, aber seine Speicher sind bereits voll von Getreide. Er hat jedoch nicht nur Überfluß an Korn, sondern auch an Futter fürs Vieh. Seine Scheunen sind voll Heu; ja, sie konnten den Überfluß nicht fassen, deshalb mußte ein Teil des Heus auf freiem Felde untergebracht werden zwischen hohen ragenden Stangen mit Dächern darauf. Es sind demnach 'der Pfosten ragende Bäume' Vorrichtungen auf den Feldern, um das überreiche Futter, das die Scheunen nicht mehr fassen können, in Heuschobern unterzubringen. Derartige Heuschober stehen in reichen Futterjahren überall auf den Feldern, bei uns so gut wie in Mittel- und Süddeutschland.

Und nun gibt unsre Stelle den besten Sinn. Die reiche Heuernte ist beschafft, die Kornernte noch nicht oder jedenfalls noch nicht ganz. Da schweift der Blick des Landmanns vom hohen Giebelzimmer seines Hauses aufs Feld hinaus: er sieht seinen innerhalb hochragender Pfosten untergebrachten Überfluß an Futter, läßt den Blick zu den Scheunen zurückgleiten, die ebenfalls voll von Heu sind, springt dann zu den nahen Speichern über, die mit Korn gefüllt sind, und so zwingt ihn dieser Ideengang, wieder hinaus zu schauen aufs Feld, wo noch viel Korn der Sichel harrt. Also Überfluß in Hülle und Fülle, wohin er nur schaut; das macht ihn stolz und verleitet ihn zur Hybris.

V. 193ff.: Durch der Hände lange Kette
Um die Wette
Fliegt der Eimer; hoch im Bogen
Spritzen Quellen Wasserwogen.

Das V. 197 überlieferte 'Quellen' gibt, von welcher Seite man die Sache auch betrachten mag, keinen befriedigenden Sinn.[1]) Sollte nicht zu schreiben sein: 'Spritzen quellen Wasserwogen', d. h. Spritzen lassen Wasserwogen hervorquellen, und zwar hoch im Bogen?

Ludwig Uhland.

Graf Eberhard der Rauschebart.

Die Döffinger Schlacht.

Str. 20, 4. Der Fink hat wieder Samen, dem Herrn sei Dank und Preis!

Der erste Teil dieses Verses ist bekanntlich in seiner Bedeutung strittig. 'Samen' im Sinne von 'Nachkommenschaft' zu fassen, wozu ja das Vorhergehende auffordert, führte dazu, in 'Fink' eine Bezeichnung des membrum virile zu sehen. Wenn das nun auch für Norddeutsche möglich wäre, so ist es doch sicher, daß Uhland als Schwabe diese Bedeutung des Wortes gar nicht gekannt hat. Für ihn ist 'Fink' der bekannte Vogel

1) Die Zeichensetzung: 'Spritzen Quellen, Wasserwogen', die sich in Echtermeyers Auswahl deutscher Gedichte, 1903, 34. Aufl., herausg. von Rausch findet, scheint meine Ansicht zu bestätigen, bessert aber m. E. nichts; mit dem Substantiv 'Quellen' ist eben nichts anzufangen.

(Fringilla), und er gebraucht hier eben ein Gleichnis in der Bedeutung: der Vogel hat wieder zu fressen, es geht ihm gut.

Zur Stütze dieser Erklärung mache ich noch aufmerksam auf eine Stelle in des Schwaben Max Eyth trefflichem Buche 'Hinter Pflug und Schraubstock' (Stuttgart 1902[5]), wo es Bd. II, S. 198 heißt: „Er triefte heute von Lebensweisheit, vermutlich, weil er jetzt im Hanfsamen saß und die armen Sperlinge noch nestlos auf den Hecken umherhuschten." Der Verfasser braucht hier dasselbe Gleichnis wie Uhland: Sein Freund hatte ein Nest gefunden, ihm ging es gut, er war in seinem Fett, wie der Hänfling im Hanfsamen.

Peter Hebel.

Der Winter.

Str. 3, 5f.: „Der Nußbaum het doch auch si Sach
Und's Herehus und's Chilchedach."

Reinick übersetzt:

„Der Nußbaum auch macht's ihnen nach
Und auch das Schloß- und Kirchendach"

und begeht dabei den Fehler, daß er das alem. 'Herehus' mit 'Schloß' wiedergibt. Es handelt sich hier aber um ein kleines Dorf, wo dicht neben der Kirche natürlich das 'Pfarrhaus' steht. Schmeller in seinem 'Bayrischen Wörterbuch' (München 1872[2] ed. Fromman, Bd. I, Sp. 1151 f.) gibt das Richtige, wenn er sagt: „Auf dem Lande wird die Benennung Herr insonderheit den Geistlichen beigelegt. An Orten, wo nur ein Geistlicher ist, heißt er ausschließlich der Herr." Wie im bayrischen, so ist es auch im alemannischen Sprachgebiet.

Geben wir nun auch den ersten Vers etwas genauer wieder, so würde unsre Stelle hochdeutsch lauten:

Der Nußbaum auch hat seine Plag'
Und's Pfarrhaus und das Kirchendach.

Theodor Storm.

Auf dem Staatshof.

(Sämtl. Werke, Neue Ausg. 1898, Bd. I, S. 68.)

Nachdem der Erzähler berichtet hat, daß er nur an Sonntagen mit seiner kleinen Freundin Anne Lene zusammengekommen und daß sie nach dem Begräbnis ihrer Großmutter als Mündel seines Vaters zu ihnen ins Haus gekommen sei, fährt er fort:

„Am andern Tage begann der werktägige Gang des Lebens wieder. Anne Lene war nun ja mit mir in einem Hause, aber die Zeit unsers Beisammenseins bestand nicht mehr wie sonst nur in sonntäglichen Spielstunden. Meine Hausarbeit für das Gymnasium wurde von meinem Vater noch strenger überwacht als sonst, und Anne Lene war außer ihren Schulstunden meist unter der Aufsicht der Mutter beschäftigt. Während meiner Freistunden nahmen die eigentlichen Knabenspiele einen immer größeren Raum ein, und ich habe meine kleine Freundin nie bewegen können, auch nur unter dem türkischen Zelt Platz zu nehmen, das ich von alten Teppichen in der Spitze eines alten Birnbaums aufgeschlagen hatte." Dann wird weiter

berichtet, daß sonst während ihrer ganzen Jugend nur eine Freude ihnen gemeinschaftlich blieb, nämlich an Sonntagnachmittagen nach dem Staatshof zu gehen.

Danach muß man die gesperrten Worte des Stormschen Textes so verstehen, als ob der Verkehr zwischen den beiden Kindern nicht mehr wie sonst (non iam ut antea), sondern anders geworden war. Dem widerspricht aber durchaus das Folgende; denn da wird uns erzählt, daß trotz der eingetretenen Veränderung alles beim alten geblieben sei. Wenn wir nun bedenken, daß häufig — allerdings unrichtig — nach dem Komparativ 'wie' statt 'als' gebraucht wird und wenn wir dies auch an unsrer Stelle annehmen, dann kommen wir sofort auf das Richtige: nicht mehr als sonst (non plus quam antea), wobei das 'mehr' stark zu betonen ist. Der Spielverkehr der Kinder fand trotz des Beisammenlebens in einem Hause nicht mehr, d. h. nicht häufiger, statt als früher. Es wird demnach ohne Frage zu schreiben sein: „aber die Zeit unsers Zusammenseins bestand — nicht mehr als sonst — nur in sonntäglichen Spielstunden", und damit ist dann alles in Richtigkeit.[1])

Über den schriftlichen Ausdruck in der Schule.

Von **Ludwig Wolff** in Göttingen.

Wie soll der Schüler in seinen Aufsätzen und Arbeiten sich ausdrücken, was kann der Lehrer von ihm verlangen? Die ganze Antwort auf diese Frage läßt sich in einem Satz zusammenfassen: Der Ausdruck soll dem Inhalt entsprechen. Der Gedanke, die Empfindung sollen sich den Ausdruck selbst schaffen — das ist eine Forderung aus den Tagen Hamanns, Herders und der Stürmer und Dränger. Und doch, so einfach und einleuchtend sie ist — noch hat sie sich nicht überall durchsetzen können. Das zeigt sich z. B. bei vielen Sagen- und Märchensammlungen, besonders freilich den älteren: die ganze anschauliche Schlichtheit, die diesen kleinen Erzählungen gerade ihren eigenartigen Reiz gibt, ist meist verschwunden unter einem verwickelten, angelernten Stil und Satzbau. Um so beschämender ist es, als doch die Brüder Grimm, die Gelehrten von so staunenswertem Wissen, in ihrem tiefen Verständnis und ihrer Verehrung für das Wesen des deutschen Volkes mit so wundervollem Beispiel vorangegangen waren. Die Ursache dieses traurigen Zustandes liegt zum Teil wohl in dem tiefeingewurzelten Verstandeshochmut des Menschen, der in der Aufklärung seine grellsten Töne erreichte, aber noch immer nicht besiegt ist, zum Teil aber auch darin, daß die Menschen durch Erziehung und Studium der natürlichen Ausdrucksweise wirklich entfremdet sind.

Der Ausdruck soll das, was der Mensch zu sagen hat, möglichst unmittelbar wiedergeben. Nur eine Einschränkung haben wir zu machen: wir schreiben eine alle Stämme umschließende Gemeinsprache, und es ist daher alles fernzuhalten, was von dieser Gemeinschaft als störende Besonderheit einer engeren Gruppe empfunden und zurückgewiesen wird. Innerhalb dieser Grenzen aber hat der Satz volle Geltung, und man muß sich nur darüber klar werden, was das im einzelnen sagen will.

1) Der Herausgeber der neusten Ausgabe (1912), ein Sohn des Dichters, teilte mir mit, daß er meinen Besserungsvorschlag in den Text aufgenommen habe.

Handelt es sich um eine Erzählung, so sollen wir mitten in die Ereignisse hineinversetzt werden, sollen sie im Geiste noch einmal miterleben. So wie eins nach dem anderen geschieht, ein Eindruck dem anderen folgt, so soll auch die Schilderung eins nach dem anderen berichten; auf unsere Gedanken, durch die wir die Dinge nachträglich verknüpfen, kommt es dabei meist nicht an, sie würden uns von den Ereignissen selbst abziehen. So ergibt sich als die natürliche Form für die Erzählung eines Erlebnisses die zwanglose Aneinanderreihung, keine ineinander geschachtelten Haupt- und Nebensätze, sondern eine Folge von einfachen Sätzen, wie es die Dinge mit sich bringen.

Etwas anderes ist es natürlich schon bei der Erzählung eines seelischen Erlebnisses, wo es auf die verwickelteren menschlichen Gedanken und Empfindungen ankommt. Es bildet die Zwischenstufe zu den rein gedanklichen Auseinandersetzungen und bezeichnet ungefähr wohl auch den Weg, den die Entwicklung des menschlichen Geistes genommen hat, als er vom sinnlich Anschaulichen ausgehend nach und nach zu abstrakten Begriffen und abstraktem Denken gelangte.

Bei gedanklichen Auseinandersetzungen kommt es darauf an, alle Beziehungen möglichst scharf auszudrücken, Grund und Folge, Bedingung, Gleichzeitigkeit usw. Hier sind daher Hauptsätze miteinander zu verknüpfen oder untergeordnete Sätze zu verwenden, selbstverständlich mit Maß, daß durch ein zu verwickeltes Satzgefüge die Deutlichkeit nicht wieder gefährdet wird; hier kann der Lehrer darauf halten, daß der Schüler die Gedankenverknüpfungen wirklich zum Ausdruck bringt.

Im übrigen sollte er immer im Auge behalten, daß die Sprache von Haus aus nicht logisch, sondern psychologisch ist, d. h. daß sie die menschlichen Empfindungen und Gedanken wiedergibt, wie sie von selbst einander folgen und sich ablösen, daß sie logisch also nur so weit sein kann, als eben das menschliche Denken durch strenge Schulung logisch geworden ist. Wenn die Worte in uns wieder dieselben Vorstellungen und Gedanken erwecken, wie in dem Sprechenden oder Schreibenden, so haben sie ihre Aufgabe vollkommen erfüllt, und es ist falsche Pedanterie, nun in dem Ausdruck noch logische Fehler nachzuweisen. Jeder große Dichter verstößt in zahllosen Fällen gegen kleinliche logische Regeln; wir empfinden es nicht, wir fühlen nur, wie er das Seelenleben mit den feinsten Regungen lebendig vor uns erstehen läßt. Der neuhochdeutsche Pedant aber setzt für jedes „er", das zwar dem natürlichen Empfinden klar, aber für den nachprüfenden Verstand nicht zweifelsfrei ist, „der erstere" oder „der letztere" ein. Er bedenkt dabei nicht, daß er einen damit jedesmal aus dem Zusammenhang reißt und nötigt, auf das Papier zu sehen, welches Wort in dem vorangehenden Satze gerade an erster oder letzter Stelle gestanden hat.

Wie der Satzbau und die Verbindung der Sätze, so soll sich auch die Wahl des Ausdrucks natürlich aus dem Inhalt ergeben. Ist von alltäglichen Dingen die Rede, so nehmen wir auch Worte des täglichen Lebens, bilden das Leben und die Anschauung des Volkes den Inhalt, so greifen wir auch zu volkstümlichen Ausdrücken. Die Lese- und Übungsbücher zeigen in dieser Beziehung oft die merkwürdigsten Verirrungen, die einfachsten Sachen werden häufig in gewählten Wendungen gesagt; die Wirkung ist natürlich lächerlich. Greift der Inhalt in höhere Kreise, bringt er idealere Anschauungen und Empfindungen, so ändert sich natürlich auch der Ton. Selbstverständlich ist der Inhalt nicht allein durch den Stoff gegeben, sondern erhält

sein eigentümliches Gepräge erst durch die Persönlichkeit und Anschauungen des Erzählenden; das Volk wird in einer volkstümlichen Erzählung auch vom König in seinen Ausdrücken reden. Das Ganze erhält dadurch immer eine einheitliche Färbung. Eine Abstufung auch innerhalb der einzelnen Abschnitte nimmt nur das Drama vor, indem es den verschiedenen Personen ihre besondere Ausdrucksweise läßt, aber auch hier steht dieser Hervorhebung des persönlich Verschiedenen die Forderung der künstlerischen Einheit gegenüber, und es wird zwischen beiden Erfordernissen ein Ausgleich getroffen, der je nach dem Dichter verschieden ausfällt.

Man muß also der Eigenart des Stoffes wie der Persönlichkeit den weitesten Spielraum lassen und nur Verstöße gegen die innere Einheit tilgen. Jedem natürlich und lebhaft Empfindenden wird das leicht fallen, wenn er nur darauf hält, ohne eigenes Vorurteil, ohne in einer eigenen Anschauung befangen zu sein, an den Stoff heranzugehen. Die Persönlichkeit zur Geltung kommen zu lassen, aus seiner Eigenart heraus ein Werk zu verstehen und zu würdigen — auch das ist ein Grundsatz der Stürmer und Dränger, der dann in den Brüdern Schlegel die Kritik zu ihrer vorbildlichen Höhe gehoben hat.

Will der Lehrer eine Entwicklung herbeiführen, so kann er sie nur auf geistigem Gebiete suchen, die Sprache folgt von selbst nach. Er kann den Schüler vom Alltäglichen zum Höheren, Dichterischen, Gewählten, vom einfach Anschaulichen zum logisch Abstrakten führen. Nur wenn auf diesem Wege — an Jakob Grimm haben wir gesehen, daß es nicht zu geschehen braucht — die lebendige, frischäugige Ursprünglichkeit verlorengeht, so darf er sich über den Wert dieser Entwicklung keinen Täuschungen hingeben. Es ist dieselbe Entwicklung beim einzelnen, die auch die Sprache im ganzen durchmacht: von der Jugend zum Alter. Das jugendliche Sprachalter aber, sagt Herder, „war bloß das poetische . . . die Sprache war sinnlich und reich an kühnen Bildern; sie war noch ein Ausdruck der Leidenschaft, sie war noch in den Verbindungen ungefesselt . . . Je mehr man an Perioden künstelt . . ., je mehr Regeln eine Sprache erhält, desto vollkommener wird sie zwar, aber desto mehr verliert die wahre Poesie . . . Das hohe Alter weiß statt von Schönheit bloß von Richtigkeit.“

Michel, seine Vorfahren und Verwandten.

Von **G. Heins** in Cöln-Lindenthal.

Jedes Volk hat seine alten Sagen, jede Sage ihren Helden. Der Zeit der Wanderungen und Kriege entsprechend war dieser Held ein kriegerisches, soldatisches Vorbild. Da die herrschende Klasse, die der Freien, im Grunde das Volk ausmachte, fiel hier der Standesheld mit dem Volkshelden zusammen. Obwohl anfangs jeder Stamm seinen besonderen Helden als Vorbild hatte, flossen im Laufe der Zeit die Bilder mehrerer Helden ineinander. So entstand nicht selten ein bevorzugter Held. Steigerte man seine Eigenschaften, so ward aus dem großen, rein menschlichen Krieger ein halb göttlicher Heros, aus dem Heros wohl gar ein Gott. So steht bei den Griechen neben Achill der Gott Ares, bei den Römern neben Romulus der Gott Mars; selbst bei den Germanen gab es in ältesten Tagen neben dem Heros den Gott des Krieges. Da uns aber diese älteste Zeit weniger geläufig ist als die jüngere

Geschichte der Völkerwanderungszeit, so gilt als die uns noch lebendige Welt eben diese jüngere. In ihr jedoch wirkte bereits das Christentum gegen das Heidentum. Darum sind die Götter nahezu ganz geschwunden und die Helden trotz einigen wunderbaren Zügen im Grunde nur große Menschen, Heroen. Der eine Zeitlang in den Vordergrund tretende Dietrich von Bern hat die wunderbaren Züge auf die Dauer nicht an sich fesseln können und hat im Verlauf der Geschichte seinen Vorrang sogar an den älteren, auf kürzere Zeit von ihm verdunkelten Siegfried wieder abtreten müssen. Für uns heute ist Siegfried der germanische Heros der Völkerwanderung. Er ist aber nicht bloß der große Held, sondern noch der Wunderheld mit der „Hornhaut", die er sich im Kampf mit dem Drachen erwarb. Siegfried und der Drache sind nicht mehr voneinander zu trennen. Als Drachentöter war und blieb er das Vorbild der germanischen Krieger.

Die Herrschaft des Christentums, das sich unmittelbar nach der Völkerwanderungszeit endgültig durchsetzte, brachte natürlich einen Wechsel in allen Lebensformen und Anschauungen mit sich. Wir denken an das Kaisertum Karls des Großen mit seiner römisch-germanisch-christlichen Mischung, vor allem an die Bestrebungen von Cluny, die Ernst machten mit der Einstellung des Lebens auf die praktischen Lehren des Christentums. Und als endlich der Priester, der so lange der Führer in aller höheren Bildung gewesen war, die Früchte seines unendlich mühsamen Kampfes um Verinnerlichung und Veredelung des Menschen und des Lebens aufkeimen sah und darum die höheren Kreise freier und selbsttätiger in der neuen Welt gehen lassen durfte, war aus dem germanischen Recken ein christlicher Ritter geworden. Diese Entwicklung war jedoch nur langsam, nicht durch einen Bruch mit dem Alten vor sich gegangen. Wie man das Heilandsleben im Heliand in Sprache, Vers und Anschauungsweise der Sachsen übertrug, um das Neue weniger auffällig zu machen, wie man beim Gottesfrieden die Woche gleichsam in eine christliche und eine heidnische teilte und so durch ständiges Ausgleichen das Alte langsam verschob, das Neue vorwärtsdrängte, so verfuhr man mit klügster Anpassung auch in der Welt der Ritter. Der alte Heros der Reckenzeit, der Drachentöter Siegfried, nahm christliche Züge an, während man auf einen christlichen Heiligen heidnische Symbole übertrug. Das neue Vorbild ist mehr als Siegfried vielleicht ein Standesheros; es ist mehr als mancher Heros; denn es ist ein Heiliger. Aus den besonderen Umständen der christlichen Auffassung mußte man auf eine volle göttliche Gestalt verzichten.

Die christliche Legende hätte mehrere Heilige geboten; aber man entschied sich vornehmlich für den heiligen Georg[1]), weil er nicht wenig Züge bereits mit Siegfried gemein hatte. Dieser unter Diokletian 303 als Märtyrer enthauptete Heilige soll der Sohn einer vornehmen kappadozischen Familie gewesen sein. Er wird meist als schöner Jüngling bald auf, bald neben seinem Rosse dargestellt, ähnlich wie Siegfried, der zwar in Worms zu Roß erscheint, den Drachen aber zu Fuß allein mit dem Schwerte erlegt. Der anfangs vor allem im Morgenlande verehrte, aber im Abendlande bereits im 6. Jahrhundert bekannte, in Deutschland im 10. Jahrhundert in einem Liede, im 13. Jahrhundert in einem langen epischen Gedichte besungene Heilige erscheint — und das ist das Wesentliche — als Lindwurmtöter erst in der

1) Nach Brockhaus Konv.-Lex. 1902 unter „Der heilige Georg".

legenda aurea des 1230 geborenen, 1298 gestorbenen Jakobus de Voragine[1]), also nach dem Wiederauftauchen Siegfrieds in der über dem Volke stehenden Literatur. Selbstverständlich trägt er nun auch die Ritterrüstung mit Lanze und wird meist als Ritter Sankt Georg bezeichnet. Wie wenig zwingend aber diese eine christliche Gestalt war, lehrt trotz ihrer großen Verbreitung die bedeutende Zahl anderer ähnlicher Heiliger bald zu Roß, bald zu Fuß, die sich gemäß der wachsenden Zersplitterung der Welt, die weder Karl der Große noch die Kirche aufhalten konnten, später herausbildeten. So hat man Heilige für deutsche, französische, englische, schottische, irische Ritter.

Da alle diese Gestalten der Götter, Heroen und Heiligen nur Vorbilder bestimmter Stände oder Zeiten waren, so mußten sich die Bilder mit jedem wesentlich neuen Schritt der Entwicklung verändern. Der neueren Zeit fehlte die bequeme Verschiebung auf einen anderen Gott, wie sie im Altertum bei der Vielheit der Götter leicht möglich gewesen war. Man konnte darum nicht von einem Ares auf einen Hermes verfallen. Und doch änderte sich die Welt mit dem ausgehenden Mittelalter so gewaltig, daß das alte Standesvorbild der Ritter nicht mehr passen wollte. Ja die Entwicklung verschob sich nicht nur von einem Stand auf den andern, sondern erweiterte das Standesinteresse zur Angelegenheit des ganzen Volkes. Insofern macht sich allerdings auch die Auffassung wenn nicht eines anderen Standes, so doch anderer als der ritterlichen Stände geltend, als das Kriegerische oder Ritterliche dem Bürgerlichen im allgemeinen Platz machen mußte. Obwohl nun dieser mehrere Stände umfassende allgemeine Zug auf das Bürgerliche oder das Volksganze hin einer geschlossenen Hinwendung zu einem neuen Vorbild entgegen war, diese neue Welt auch nicht das Glänzende einer Helden- oder Göttergestalt mitgeben konnte, so haben sich doch wieder solche Vorbilder herausentwickelt. Sie haben aber durchweg den Zug ins Bürgerliche, und, was mehr sagen will, sie entbehren nicht nur des Glanzes, sondern sind geradezu wie mit Absicht ins Gegenteil gekehrt, also unter dem „Stande" gezeichnet. Wenigstens kann man auf den ersten Blick hin nicht von Vorbildern sprechen, die emporziehen, wenn man an Gestalten denkt wie den russischen Bauern, John Bull oder Bruder Jonathan. Anstatt begeisterter Verehrung verrät sich mehr oder minder gutmütiger Spott. Wie erklärt sich dieser Spott? Man könnte meinen, daß ein Volk die jeweils geschaffene Gestalt dem andern zugeschoben hätte. Dem widerspricht weniger die Annahme dieser Gestalt durch das bedachte Volk als vielmehr die Aufnahme dieser Gestalt als der dem betreffenden Volke zukommenden durch alle Völker. Vor allem weiß man, daß der John Bull eine Schöpfung der Engländer selbst ist. So wird es auch zumeist bei den andern Völkern und ihren neuen Helden so liegen. Wir müssen also erklären, warum das Volk selbst seiner spottet, und zwar, warum alle Völker diesen Zug zeigen.

Bei aller künstlerischen Betätigung — und in der Schaffung dieser Gestalten haben wir auch damit zu tun — müssen wir den Unterschied einer reinen und einer aus dem Leben für das Leben schaffenden Kunst machen. Somit wird vieles durch den Gegenstand oder die außerkünstlerischen Beweggründe des Schaffenden bedingt. Beim Spott liegt entweder eine allgemeine Neigung zum Scherz zugrunde oder eine bestimmte und unverkennbare Absicht. Bei Homer ist die Gestalt des Thersites

1) Nach Brockhaus Konv.-Lex. unter „Jakobus".

mit einer ausgesprochenen Absicht geschaffen, einen in den Sitten der alten Klasse unbewanderten Emporkömmling durch beißenden Spott herabzusetzen. Bei Aristophanes wird zwar auch nicht säuberlich mit dem Verspotteten umgegangen; aber da Aristophanes über eben alles spottet, über Götter und große Männer wie über seine Zuschauer, so liegt hier nicht die Quelle in Überheblichkeit, in Standesvorurteilen, in der Absicht zu verletzten, sondern allein in der Neigung zur Lustbarkeit. Homers Art entspricht der vornehmen Abgeschlossenheit einer Kaste, die bei aller guten Sitte erbarmungslos wird, wenn man ihre Herrschaft gefährdet; bei Aristophanes spricht das Volk, das keine eigentliche Überheblichkeit kennt, sondern nur den Wunsch hat, alles Große auch einmal klein zu sehen, klein bis zur Karikatur, und das ebenso über sich wie über andere zu lachen vermag. So folgt auf Aristophanes das bürgerliche Lustspiel, das sich im eigentlichen Sinne mit nichts als dem Bürgertum abgibt.

Was wir im höchsten Maße bei den Griechen sehen, kehrt bei unserer eigenen Welt im Mittelalter wieder. Wieder zeigt die ausschließende Klasse der Ritter die Erbarmungslosigkeit der homerischen Helden, wenn es sich um einen ihnen Fremden handelt. Wenn es im Parzival dem Helden noch milde ergeht, so erfährt Meier Helmbrecht einen um so grausameren Hohn und ein um so herberes Schicksal. Wieder aber entspringt aus den bürgerlichen Kreisen das gutmütigere, wenn auch derbe und stark karikierende Scherzen der Fastnachtsspiele. Diese Richtung findet ihre Höhepunkte in Shakespeare, wo allerdings das Aristokratische noch einen bitteren Einschlag gibt, und in Molière, wo das Bürgerliche sich zumeist auf sich selbst stellt. Nicht umsonst gehen die Fäden von Molière zur antiken Komödie zurück. Wie allgemein aber dieser satirische Zug gerade ein Wesenszug des Volks in seiner bürgerlichen oder demokratischen Art ist, hat uns sehr fein Goethe in Dichtung und Wahrheit gedeutet, wenn er als die notwendige Eigenart der ihm vorausgehenden Zeit gerade die Satire darstellt. Anderseits lehrt ein Blick auf das sogenannte Volkstümliche, wie stark der Sinn für alles ist, was Lachen erregt. Dem alten Jahrmarktsgaukler und Fastnachtsdichter entsprechen noch heute die Erben der Puppentheater. Im Romane verkörpern Dickens und Reuter diese Neigungen. Und was nicht in der hohen Kunst oder im Theater Leben findet, hat sich, von Leuten wie Wilhelm Busch abgesehen, in die Witzblätter geflüchtet, die im wahrsten, wenn auch nicht edelsten Sinne die Erben eines Aristophanes sind und dem allgemeinsten Zuge des breiten bürgerlichen Volkes dienen. Immer aber liebt es dies Volk vornehmlich, sich selbst zu verspotten, seinesgleichen zu belachen.

Da nun seit dem Mittelalter die bürgerliche, demokratische Welt wachsend die Herrschaft in die Hand nimmt, so sind die neuen Volksheiligen in ihrer bürgerlichen Gestalt sowohl wie in ihrer karikierenden Umbildung echte Erzeugnisse ihrer Zeit. Der Zeit entspringt auch der Mangel alles Religiösen und Wunderbaren, da die Glaubensspaltung auch auf die künstlerischen Hauptgebiete der Phantasie zerstörend einwirkte. So mußte natürlich auch der Drache fallen. Umgekehrt wurden den neuen Gestalten nicht bloß die Gewänder ihrer neuen Zeit und des vorherrschend gedachten Standes verliehen, sondern auch ganz neue Eigentümlichkeiten zugelegt. Wann die einzelnen Gestalten auftauchen, ist nicht immer klar. Sicher ist es bei John Bull.[1]) Er ist vermutlich die Schöpfung des berühmten Spötters Jonathan

1) Nach Brockhaus Konv.-Lex. unter „Bull".

Swift. Nach anderer Ansicht ist er der History of John Bull des John Arbuthnot zu verdanken, einem gegen die damals aufkommenden Whigs[1]) gerichteten Pamphlet der Hofpartei. Es ist also die Zeit einer allgemeinen Umwälzung in England, die neben dem Protestantismus dem Städter und Kaufmann das Übergewicht verschaffte, die Zeit, da in England die bürgerliche Komödie nach Molière, die bürgerliche Tragödie und die bürgerlichen Romane entstehen. Während bei John Bull der Ausgang im eigenen Lande liegt, scheint Bruder Jonathan[2]) einem Spott der Engländer entsprungen zu sein, die sich damit über die Vorliebe der Amerikaner für alttestamentliche Namen lustig machen wollten. Auf jeden Fall weist die allbekannte Kleidung Jonathans in das 18. Jahrhundert, wie die John Bulls auf 1700 hindeutet. Damit liegen die Geburtsstunden dieser beiden Gestalten fest. Auch die französische Marianne[3]) läßt sich wenigstens äußerlich sicher genug unterbringen. Ihr Name, aus Maria Anna, der allgemeinen Bezeichnung des Weibs aus dem Volke, entstanden, wurde auf Grund der Teilnahme der Frauen am Straßenkampf in den Revolutionen der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts symbolisch für alle Freiheitsbestrebungen und damit für die Republik Frankreich selbst, nachdem der Name einem sozialistischen Geheimbunde bereits als Titel gedient hatte. Marianne ist also den französischen Revolutionen zu verdanken. Sie trägt darum auch, noch im Anklang an die große Revolution, die Jakobinermütze. Michel erweist sich mit seiner Pfeife, dem Geschenk der Neuzeit, zumindest auch als ein Kind der neuen Welt. Andere Gestalten wie die der kleineren oder kulturell unbedeutenderen Staaten werden offenbar durch Nachahmung entweder im eigenen Lande oder bei den Nachbarn geschaffen. Diese Gestalten sind weder so fest wie die bisher erwähnten, noch können sie die Nachahmung oder Anähnelung in den Hauptzügen verbergen. So liegt es sicherlich beim Russen, der bald als Bauer oder als Bär erscheint, oder bei andern, wo eine männliche neben einer weiblichen Gestalt auftritt. Wir können diese daher übergehen.

Die Hauptgestalten aber sind nicht durchweg reine Schöpfungen der Neuzeit. Mehrfach lassen sich die Spuren zu den älteren Vorbildern zurückverfolgen. Bei einigen geht allerdings nur die Idee in ihrer allgemeinsten Bedeutung als der eines Volkshelden oder Volksheiligen auf die frühere Zeit zurück, so bei John Bull oder Bruder Jonathan. Beim Italiener liegt in der flotten Erscheinung des Räuberartigen, das ihm beigegeben wird, vielleicht noch ein Anklang an das Ritterliche vor, wie wir ja im Banditen[4]) den letzten Erben der Heldenzeit zu sehen haben. Am deutlichsten verrät sich diese Verwandtschaft offenbar in der französischen Nationalheldin, wiewohl kaum gesagt werden kann, daß sie mit voller Bewußtheit hergestellt worden ist. Man blieb eben in der gewohnten Linie, hatte doch Frankreich von jeher eine besondere Geige gespielt. Seitdem die Verehrung der Mutter Gottes in herrlichen

---

1) a. Gardiner, A Student's History of England II. Longmans, Green and Co., London 1903.
   b. Green, A Short History of the English People. Macmillan and Co. Ltd., London 1905.

2) Nach Brockhaus Konv.-Lex. 1902 unter „Jonathan".

3) Nach Brockhaus Konv.-Lex. 1902. Meyer Konv.-Lex. 1906. Nouveau Larousse illustré. Paris.

4) Dedel, Heldenleben. B. G. Teubner. ANuG 292. Leipzig 1909.

„Frauenliedern" der weltlichen Verehrung der Dame in oft sehr weltlichen Liedern gewichen war, war es nur eine Frage der Zeit, wann das auf seine Ritterlehre und seinen Damendienst stolze Land neben die Ritterheiligen der älteren Zeit seine eigene Ritterheilige setzen würde. Das Glück kam ihm im Auftreten der Jungfrau von Orléans entgegen, die nun alle Kennzeichen des Heiligen Georg übernimmt, bald als Drachentöterin, bald aber auch als himmelsentzückte Führerin erscheint und damit ein Neues aufnimmt, das sie einer andern Gestalt angleicht, die wir weiter unten zu behandeln haben. Johanna gemäß ist dann die weibliche Gestalt auch im Bürgerlichen beibehalten; aber da das Ritterliche fiel, verschwand auch das Pferd, um so mehr, als bei den männlichen Heiligen der berittene Heros nicht mehr dem meist zu Fuß dienenden Söldner entsprach.

Am bedeutsamsten, aber auch am schwierigsten erkennbar ist die Entwicklung in Deutschland; denn wir haben bis heute eine Doppelgestalt: einen Michael und einen Michel. So offensichtlich die Namen auf engste Verwandtschaft schließen lassen, so schwierig ist doch diese Verbindung wirklich festzulegen.

Der Michael[1]) allein macht uns keine Mühe. Er war nicht eigentlich dasselbe wie die alten Ritterheiligen. Obwohl kriegerisch gehalten, war er mehr als ein bloßer Standesheld, er galt als der Schirmherr der gesamten Christenheit. Das hängt zusammen mit seiner Herkunft. Der schon im Alten Testament vorkommende, als „Fürst" im Sinne eines Schutzherrn von den Juden verehrte und später weiter ausgearbeitete Erzengel ist auf Grund einer Stelle im Neuen Testament, wo er mit dem Teufel ficht, im Laufe der Zeit auch zum Schirmherrn der christlichen Welt geworden oder nach anderer Lesung zum Führer der Seelen in das Paradies. Die Legende von seiner Wundererscheinung auf einem Berge hat vielleicht dazu beigetragen, ihm später viele dem Wodan heilige Höhen zu weihen. Er war in Europa weit verbreitet. Sein Festtag ward in Deutschland bereits unter Karl dem Großen eingeführt. Er ist stets unberitten; bald tötet er die Teufelsschlange mit der Lanze, den Fuß auf dem Nacken des Ungeheuers; bald stürzt er den Bösen gefesselt in den Abgrund; bald trägt er die Wage des Gerichts. Da dieser Michael nicht ausgesprochen rittermäßig war, konnte er den heiligen Georg in der ritterlichen Zeit wenigstens bei uns leicht verdrängen.

Für unsere Tage aber ist selbst dieser Michael nicht mehr der gleiche. Anstatt des Religiösen macht sich das sittlich-ideale Wesen kräftiger bemerkbar. Anstatt des Heiligenscheines findet man vielfach eine Strahlensonne um sein Haupt; darin verrät sich eine Verschiebung vom christlichen Heiligen über die Engelsgestalt hinweg zum apollinischen Wesen. Meist sehen wir ihn, die alte jüdische Bedeutung festhaltend, als den ruhig dastehenden Schirmer, nicht selten das Schwert in der Scheide, beide Hände auf dem Knauf. Vielleicht spüren wir in dieser Beschränkung und Erneuerung die Wirkungen des Humanismus und vor allem des Protestantismus. Warum diese Gestalt in Deutschland die andern Heiligen verdrängte, liegt vielleicht an seiner allgemeinen Bedeutung als Schirmherr der Christenheit. Dann aber hätte die Entwicklung auch anderswo eintreten können, um so mehr, als vor allem Frankreich in der Normandie einen als Wallfahrtsort weit berühmten Mont Saint Michel[2])

1) Nach Wetzer u. Weltes Kirchenlexikon. Herder 1893 unter „Michael".
2) Nach Grimms Wb. unter „Michel".

besaß. Daß der Michael sehr beliebt war, geht auch aus der Wahl seines Namens als Vornamen hervor. Vielleicht aber hat erst der Michel auch dem Michael in Deutschland zum entscheidenden Siege als Volksheld verholfen. Gerade die Geschichte Michels[1]) liegt aber nicht klar.

Der Name Michel ist die volkstümlichste Form für Michael und bezeichnet seit alters sowohl in oberdeutschen wie niederdeutschen Gegenden einen dummen Menschen. Die Wendung „der deutsche Michel" soll der Spottname für deutsche Wallfahrer sein, die zum Mont Saint Michel in der Normandie pilgerten. Diese ebenso bequeme wie kaum annehmbare Erklärung belehrt nicht über den Widerspruch, warum es denn nicht ein, sondern stets der deutsche Michel heißt. Sicher ist nur, daß in dieser Bezeichnung die altgewohnte „Dummheit" in der Unbeholfenheit und geistigen Beschränktheit festgehalten wird. Aber die schon im 16. Jahrhundert eingebürgerte Gestalt umfaßt neben der Unwissenheit bereits die heute wohlbekannte Biederkeit und Gutmütigkeit. Der deutsche Michel entstand also offenbar gerade in einer Zeit, in der das Rittertum sank, der Söldner an seine Stelle trat, der Protestantismus aufstand, die bürgerlichen Stände hochkamen oder wenigstens wie die Bauern emporstrebten, und in der der Spott weidlich im Lande umging, eine Zeit, die mit Hans Sachs, Jörg Wickram und Fischart nicht minder umwälzend und ausgelassen erschien wie die Tage, da John Bull und Marianne das Licht der Welt erblickten.

Und doch lebt in diesem bäuerischen Michel mit seinen Hemdsärmeln, der Zipfelmütze, den Holzpantoffeln oder Schnallenschuhen und der Pfeife im Munde noch heute ein Rest der alten Gestalten, der mehr gilt als der bloße Name. Dieser Michel steht mit festen Füßen auf dem Seinen und schirmt das Seine. In dieser Haltung gleicht er dem Michael. Er ist kein Streitsüchtiger, aber ein wackerer Hüter; nur wer ihn angreift, wird es mit ihm zu tun haben. Dieser Formlose, den andere für dumm, unwissend, plump halten, birgt in sich die höchsten sittlichen Werte eines guten Herzens im Dulden wie im Handeln. Diese sittlichen Werte treten um so schärfer zutage, je mehr die Gestalt des Religiösen, ja, der Aufgabe entkleidet erscheint, die es Michel zur Pflicht macht, für andre zu sein und zu leben. Ihm fehlen die Heerscharen oder Schützlinge, die Michael oft um sich hat. Er ist der Einsame, nur insofern nicht einsam, als ihn die Welt umtost und umfeindet; er läßt sie gehen, bis das Maß des Möglichen überschritten wird; wenn er jedoch kämpft und hart streitet, so kämpft er nur für das Gute, nie für kleine selbstische Zwecke. Das hebt das Sittliche noch klarer hervor. Und mit feinstem Griff ist diesem Wesen gemäß gerade das Symbol der neueren Zeit Michel beigegeben, das den Frieden am besten zu verkörpern scheint: die Pfeife, die nur der Friedliche genießt, und mit der sich der Erzürnte wieder zum Frieden zurückfindet. Die Waffe ist gefallen — wenigstens sucht sich Michel die Waffe nur dort, wo die Not sie ihm bietet. Er, der Arbeitsame, kann sein Handwerksgerät, wenn's nottut, zur Waffe umformen. Sehen wir in John Bull zwar den erfolgreichen, so sehen wir in ihm nicht minder den anmaßenden, herzlosen Gewinner; in Marianne wird das Frauliche hinweggenommen durch die Wildheit der Gasse; Michel, der anstatt der kecken Jakobinermütze die gemütliche Zipfelmütze trägt, aber blickt mit friedlichen, heiteren, hellen und treuherzigen Augen, die gut ins Leben, aber auch für das Höchste passen, in die Welt.

1) Nach Grimms Wb. unter „Michel".

Während nun die meisten Gestalten, auch der Michel, fast alle in ihrem Äußeren etwas Überlebtes tragen, dürfen wir uns gerade um seines sittlichen Wertes willen unsern Michel gern noch ein Weilchen gefallen lassen, obwohl auch er manchem schon allzu bescheiden wird.

Wie lange wird uns der Michel noch recht sein? Möge er ruhig den Weg mit hinausnehmen über das freie Meer; denn kein Volk sonst hat es verstanden, in eine solch bescheidene Hülle einen so edlen Kern zu legen, so daß selbst ein Heiliger oder Erzengel sich nicht zu schämen braucht, sich heute von dem dummen Michel vertreten zu sehen. Wer dächte beim Entwicklungsgange Michels nicht auch an das Leben Parzivals? Was mag darum aus dem Michel noch werden?

Gedanken zum deutschen Unterricht nach dem Kriege.

Von **Adolf Krüper** in Hagen i. W.

Der Deutschlehrer, der nach vielmonatigem Dienst an der Front vorzeitig in die Schule zurückkehrt, muß freudig überrascht sein, in der Sachliteratur der Kriegszeit immer wieder den einen Gedanken obenan stehen zu finden: der deutsche Unterricht muß nach dem Kriege noch viel hingebender und weitblickender an der vor allem ihm zufallenden Erziehungsaufgabe arbeiten, als dies bisher an sehr vielen Stellen geschehen ist. Denn die Erfahrung, wie unzulänglich unsere Leistung, im ganzen genommen, bisher gewesen ist, hat besser als irgendein anderer der vom Erziehungswerk zum Waffendienst abberufene Lehrer machen können, der auch draußen nicht aufhörte, mit dem Herzen und den Gedanken oft in der Schule zu sein. Neben ihm standen ja jetzt als Kameraden die jungen Krieger, die bis zu diesem Augenblicke gleich ihm der Schule angehört hatten. Was sie von dort an wirklich geistigem Besitz aus dem Schatze vaterländischer Werte, die der deutsche Unterricht an erster Stelle vermitteln soll, mitbrachten, um davon im Leben — in einem Leben voll höchster Spannung und Aufgaben — zu zehren, das konnte er da draußen, sei es im stillen Beobachten, sei es im kameradschaftlichen Gedankenaustausch, immer wieder feststellen. Und nur zu oft wird er zu der Erkenntnis gekommen sein, daß der Unterricht dem jungen Menschen eigentlich doch noch viel mehr lebendige Lebenswerte, ein heißeres Begehren nach ihnen wenigstens, mit auf den Weg hätte geben können. Man lese daraus keinen Tadel unserer heldenhaften jungen Krieger! Wer wollte auch nur mit einem Worte das Lob einschränken, das ihrer Tapferkeit und Pflichttreue, ihrem von dem einen hohen Ziele des Sieges stets neu begeisterten Tatendrang gebührt. Daß die deutsche Schule dem Vaterlande für die Zeit der Not eine solche Jugend zur Verfügung stellen konnte, wird ihr stets zum Ruhme gereichen. Aber das schließt nicht aus, daß die Schule und in ihr vor allem der deutsche Unterricht in vielem glücklicher und zielbewußter ihre Aufgaben hätten erfassen und durchführen können.

Woher kommt es sonst, daß so viele, wenn nicht die meisten, der durch unsere höhere Schule hindurchgegangenen jungen Soldaten da draußen so wenig Sinn und Verständnis zeigen für die Schätze der deutschen Literatur, für all das Schöne, Große und Erhebende, das sie birgt, und das gerade der der seelischen Ermunterung und Wiederaufrichtung oft bedürftige Krieger in ihr zu finden vermag, falls er den Weg zu ihr kennt und sie sich wirklich zum Freunde für das Leben gewonnen hat. Aber ich habe nur bei ganz

wenigen diese lebendige Freude am guten deutschen Schriftwerk gefunden. Das Interesse der allermeisten ging nicht über die Erscheinungen der Ullstein-Bibliothek oder ähnlicher, im wesentlichen doch wohl für den weniger gebildeten literarischen Geschmack bestimmten Sammlungen hinaus. Das erklärt sich natürlich zum Teil daraus, daß in dieser Kriegszeit alles, was über die Zeit und aus der Zeit heraus geschrieben ist, im Vordergrunde des Anteils stehen muß, erst recht für alle diejenigen, die mitkämpfend in den Schrecken des Krieges selbst mitten drin stehen. Aber mir ist auch so oft auf meine Frage, ob sie nicht dieses oder jenes Werk aus der Fülle des wirklich Wertvollen lieber lesen möchten als den modernen Durchschnittsroman, die Antwort zu Ohren gekommen: „Ach, davon haben wir in der Schule genug gehört", und, wenn sie es nicht aussprachen, so dachten sie es wohl dazu: „Gut, daß wir damit nichts mehr zu tun haben." Wahrlich, ein klägliches Ergebnis unseres Deutschunterrichts! Anstatt zu begeistern, Auge und Herz weit zu öffnen für all das unvergänglich Schöne, wie es in den Denkmalen deutschen Geisteslebens überliefert ist, und dadurch die höchste Kulturaufgabe zu erfüllen, nämlich das Lebensgefühl und den Lebenswillen zu vertiefen und zu klären, hat er bei einem großen Teil unserer gebildeten Jugend nur erreicht, daß sie die Kenntnis der deutschen Literaturgeschichte und ihr Wissen von den Werken der deutschen Dichtung mit in das Leben hineinnehmen als behaftet mit dem Geschmack des Schulmäßigen, des Aufgezwungenen, wert, bald der Vergessenheit anheimzufallen wie so viel anderes von dem in der Schule oft nur widerwillig Gelernten.

Was läßt sich nicht aus dem deutschen Unterricht alles machen! Die Geschichte ausgenommen, gibt es ja kaum ein Lehrfach, in dem der rechte Lehrer seinen Schülern so wie hier zum Führer fürs Leben werden kann, sie am Studium des deutschen Schrifttums hinzuleiten vermag zu Sachlichkeit und Gründlichkeit, Gläubigkeit und Hingebung, in ihnen wachrufen darf den Sinn für Innerlichkeit und Gedankentiefe, für das Große, Erhabene und alles wahrhaft Menschliche. Das haben wir immer gewußt und erstrebt, wie in keinem andern Fach ist uns aber hier der Mißerfolg beschieden gewesen. Die Schwierigkeiten der Methode sind hier eben besonders groß, das Ziel, eben weil es nicht mit einer bestimmten Summe positiven Wissens zu umschreiben ist, sondern Menschenbildung im vornehmsten Sinne des Wortes bedeutet, stets nur annähernd erreichbar. Der Versuch der Verwirklichung muß aber immer von neuem gemacht werden, und die Zeit nach dem Kriege wird sicher alles bisherige Bemühen um den rechten Weg weit übertreffen.[1])

Einer der Hauptgründe, weshalb in unserer Jugend, ja sagen wir ruhig in unserm Volke, der Sinn für die deutsche Literatur nicht recht aufgehen will, ist sicher, daß in der Schule bisher der literaturgeschichtliche Unterricht und ebenso die Lektüre der Schriftwerke zu einseitig und engherzig immer noch auf ein einziges, das klassizistische Zeitalter zugeschnitten wird. Alles, was folgt, der literarische Inhalt eines Jahrhunderts, das durch eine Überfülle neuer Erscheinungen und Errungenschaften das Antlitz der Erde wie das Dasein der Menschen umgestaltet hat, wird als epigonenhaft, als geringwertiges Anhängsel behandelt. Und doch gehören in dieses Jahrhundert Dichter wie Grillparzer, Hebbel, Ludwig, Richard Wagner, ist die überreiche Literatur dieser Zeit der getreue poetische Ausdruck alles dessen, was unser Volk in einer Entwicklung

1) J. G. Sprengel in Norrenberg, Die deutsche höhere Schule.

ohnegleichen an Großem erlebt und geleistet hat. Wie oft ist auch schon in vergangenen Tagen auf diese Verkennung der wahren Aufgabe des deutschen Unterrichts hingewiesen worden! Aber viel gefruchtet hat es nicht. Ein Blick in die Lektürepläne beweist es. Das Althergebrachte wurzelt dort so fest, daß das eine oder andere neuere Dichtwerk meist nur anhangsweise, so als Zugabe für etwa übrigbleibende Zeit aufgeführt wird. Ich habe mich draußen mit meinen Kriegskameraden, Zöglingen der verschiedensten Schulen aus fast allen Gegenden unseres Vaterlandes, gern über die Werke unterhalten, die sie in der Schule kennen gelernt haben. Und ihre Aussagen haben die oben angeführte Feststellung nur bestätigt. Daß sie selbst den Mangel bitter empfanden und vorwurfsvoll des Unterrichts gedachten, braucht kaum hinzugefügt zu werden. Ja, es sind auf deutschen Schulen noch ganz andere Dinge möglich gewesen. Es ist vorgekommen, daß Schüler im fremdsprachlichen Unterricht über französische und englische Literaturströmungen des 19. Jahrhunderts recht eingehend belehrt worden sind, beispielsweise die romantische Dichtung der beiden fremden Nationen aus der eigenen Lektüre heraus kennen gelernt haben, nicht aber die deutschen Romantiker! Da muß sich dann die Schule allerdings mitschuldig fühlen an einem Zustande, der es zuließ, daß bis zu diesem Kriege auf allen Gebieten des literarischen Lebens ausländische Werke die Erzeugnisse der deutschen Muse in den Hintergrund drängten. Kein Geringerer als Fürst Bülow weist in dem Schlußkapitel seines Werkes von der deutschen Politik mahnend auf diesen Mißstand hin.

Woher eigentlich diese beharrliche Zurückhaltung von der Literatur der nachgoethischen Zeit und unserer zeitgenössischen Dichter? Sie liegt im Grunde doch in einer übertrieben einseitigen Wertschätzung der klassizistischen Dichtung, die glaubt, keine Zeit übrig zu haben für alles, was darauf folgt. Der andere Einwand, die romantische, noch mehr die realistische und naturalistische Dichtung enthalte stofflich zu viel, was sich der Behandlung in der Schule entziehe, und deshalb lasse man sie am besten ganz aus dem Lektüreplan heraus, dürfte jetzt wohl als erledigt gelten, nachdem der Weltkrieg uns einen anderen Maßstab lehrte für das, was wir unserer deutschen Jugend bieten können, und „durch seine Tatsachen so manchen Beweis überflüssig machte, mit dem man sich vorher mühsam und oft vergeblich abgequält hat". Gibt es noch Zweifler und Kleinmütige, die in Frage stellen, daß der Faust in die Prima gehört? Nun dann brauchen wir auch nicht Hebbel und Otto Ludwig, Gottfried Keller und Storm, und ebensowenig wirklich bedeutende Dichter der neuesten Zeit, unsern Schülern vorzuenthalten. Der andere Einwand ist sicher ernster zu nehmen. Sollen wir die Möglichkeit, unsere Schüler in die neuere Literatur einzuführen, etwa erkaufen mit einer Vernachlässigung Lessings, Schillers und Goethes? Auf keinen Fall. Nach wie vor muß es eine unserer vornehmsten Aufgaben bleiben, das Ideal der Humanität des 18. Jahrhunderts, des Heroenzeitalters unserer Poesie, tief in die Brust der deutschen Jünglinge zu senken. Mit Recht weist Sprengel in dem bereits angeführten Aufsatz darauf hin, daß alle die Großen jener Geburtszeit des neueren Deutschtums heute an der Spitze unserer Heere marschieren. Aber man kann es heute trotzdem ruhig aussprechen, daß nur noch eine beschränkte Anzahl von Werken unserer klassischen Literatur im Volke wirklich lebendig sein kann. Von Schiller, der immer noch am ehesten wirklich volkstümlich sein wird, die Dramen und eine Menge seiner Gedichte, aber kaum die große Zahl seiner prosaischen Abhandlungen, denen bei allen Vorzügen der Form und dem unübertrefflichen Reichtum an

Ideen doch zu sehr das rein ästhetische Interesse einer uns immer ferner rückenden Zeit zugrunde liegt, als daß sie der überwiegenden Mehrzahl der Gebildeten unseres Volkes viel mehr sein könnten als eine große Erinnerung. Wir haben ja bisher auch manches davon in den Schulen gelesen; sind wir aber sicher, daß es irgendwie dauernden Einfluß auf das Leben unserer Schüler gewonnen hat?

Wie steht es mit Goethe? Ist die Zahl der Werke, die wirklich in das Gemüt des deutschen Volkes einziehen, mit der Zeit größer geworden? Sicher nicht. Sie bleibt beschränkt auf eine Auswahl der Gedichte, Werther, den ersten Teil des Faust, Götz und Egmont, Hermann und Dorothea, vielleicht noch Dichtung und Wahrheit. Schon Tasso und Iphigenie vermögen nur wenigen zur Offenbarung einer Welt idealer Schönheit zu werden. Lessing ist zum Segen für unser Volk auch jetzt noch ein Dichter, den es kennt und schätzt, und Werke wie Minna von Barnhelm und Nathan der Weise dürfen ihm nie verlorengehen. Aber von den andern Werken, durch die er als der tapfere Kämpfer und Kritiker Großes geleistet hat, von Laokoon und der Hamburgischen Dramaturgie, läßt sich das gleiche nicht sagen. Auch in unseren Schulen dürfte die Zahl derer, die noch den Mut haben, diese Werke als Klassenlektüre zu wählen, nach dem Kriege noch erheblich kleiner sein, als sie vorher schon war. Wieland, Herder und Klopstock endlich sind Namen, die das Volk, unsere höheren Schüler eingeschlossen, mit etwas scheuer Verehrung ausspricht, von deren Werken es aber wenig oder gar nichts mehr weiß.

Wenn es so steht, daß der Klassizismus in seinem vollen Umfang und Gehalt doch eine Welt bedeutet, die zur unsrigen in immer stärkeren Gegensatz tritt, können wir dann noch unsern ganzen Unterricht darauf einstellen? Müssen wir nicht vielmehr, so schwer uns der Verzicht auf manches uns persönlich ans Herz gewachsene Werk jener großen Zeit werden mag, uns auch im Unterricht der Jugend immer mehr der Zeit zuwenden, die zu dem, was wir jetzt erleben und sind, in engerem, ursächlichem Zusammenhang steht? Wir haben allen Grund, die Romantik dem Unterricht wirklich zu erschließen, ist sie doch die Geburtsstunde des bewußten deutschen Nationalgefühls, erstrecken sich doch die Wirkungen ihrer unverwüstlichen Grundkraft bis in die Tage der Gegenwart. Kleist und Grillparzer dürfen nicht mehr gegenüber den eigentlichen Klassikern als zweitklassige Dichter hingestellt werden, als enthielten sie geringere Kunst- und Lebenswerte. Heinrich von Kleist dürfte in unsern Tagen sich für immer den festen Platz in den Lektüreplänen erobert haben und endlich auch im Unterricht zu dem ihm gebührenden Recht gelangen. Über Grillparzers Eigenwert und Bedeutung für die gegenwärtigen Tage später noch einige genauere Ausführungen. Und darf die Schule auch weiterhin an der deutschen Wirklichkeitskunst vorübersehen oder sie nur leicht streifen, obgleich sie die Geistesgeschichte der beiden letzten Geschlechter ausfüllt, und obgleich sie es zu einer neuen glänzenden Blüte auf allen Gebieten des poetischen Lebens gebracht hat? Kein anderer Unterrichtsstoff ist doch so sehr geeignet, der Jugend das Verständnis für unser heutiges Volks- und Staatsleben zu vermitteln und in ihr einen klaren, kraftbewußten Wirklichkeitssinn heranzubilden. Wenn die Jugend, die heute draußen auf den Schlachtfeldern die letzte und schlimmste aller Wirklichkeiten des Lebens, den Krieg, erlebt, teilweise so unbefriedigt an die im deutschen Unterricht ihr vermittelten Lebenswerte zurückdenkt, so liegt das daran, daß wir in dem, was wir an künstlerischen Werten unsern Schülern boten, zu wenig die Forderungen unserer Zeit berücksichtigt haben.

Kein Zweifel, daß mit einer so gebotenen Hinkehr zur Literatur des 19. Jahrhunderts und unserer eigenen Zeit die Zahl der Dichtwerke, die dem Schüler erschlossen werden müssen, erheblich wächst, selbst wenn wir manches von dem bisher einseitig Bevorzugten preisgeben. Eine ernste Schwierigkeit des Zeitmangels wird sich aber kaum daraus ergeben, vorausgesetzt, daß auch die Art der Lektüre frei ist von aller Pedanterie und langweiligem Schematismus, der glaubt, in einem Kunstwerk um jeden Preis alle Punkte einer mühsam und künstlich ausgeklügelten Einteilung oder Gliederung wiederfinden zu müssen. Das Ziel der unterrichtlichen Behandlung jeder Dichtung ist es doch, zum seelischen Nacherleben und Einfühlen zu verhelfen, nicht aber einen begrifflichen Denkgewinn zu vermitteln. Das kann der Lehrer des Deutschen nicht oft genug sich selbst vorstellen und wiederholen, denn seine Aufgabe weicht von den sonstigen Zielen der Schule erheblich ab, und nur zu leicht verfällt er in dem ihm innewohnenden Eifer des Belehrens in den Fehler, das Kunstwerk durch ein Übermaß an Sacherklärungen in seiner Wirkung zum wenigsten erheblich abzuschwächen.

Hast, die leicht zur Oberflächlichkeit führt, verträgt sich natürlich in keiner Weise mit der richtigen Art der dichterischen Lektüre, noch viel weniger mit der künstlerischen Vertiefung, die Aufgabe des richtig verstandenen deutschen Unterrichts ist. Und doch kann man sagen, daß bei solchem Verfahren auch stofflich viel mehr bewältigt werden kann, als es bei dem alten Betrieb möglich war, wo oft unnötig ganze Szenen und Akte in der Klasse gelesen und dann stundenlang nach allen nur denkbaren Beziehungen hin durcherklärt wurden. Der Grundsatz, daß die Lektüre im allgemeinen pflichtgemäß zu Hause zu erfolgen hat, ist immer noch nicht überall aufgestellt. Und ohne ihn ist allerdings nicht auszukommen, wenn die unendlich reiche Literatur des 19. Jahrhunderts wirklich in den Lektüreplan aufgenommen werden soll. Die Hauptbedingung aber wird immer bleiben, daß dieses Gebiet des Unterrichts wirklich auf das lebendige, von keiner Schulpedanterie getrübte Interesse unserer Schüler rechnen kann. Denn nur dann wird zur pflichtmäßigen Lektüre die ebenso wichtige freiwillige erfolgreich hinzutreten und damit erst, langsam, aber sicher wachsend, die Freude an deutscher Literatur und deutschem Geistesleben überhaupt.

Seltsam, aber wahr ist es, daß erst der Krieg, der uns die ganze Größe und Stärke unserer militärischen und politischen Bundesgenossenschaft mit Österreich vor Augen führt, uns auch den Blick wieder geschärft hat für alles, was uns geistig mit dem stammverwandten Österreich verbindet. Sollte nicht in dieser Zeit und auch später unsern Schülern auch im deutschen Unterricht der Weg zu einem tieferen Erfassen des geistigen Lebens Österreichs gezeigt werden? Dazu ist erforderlich, daß wir in der Literaturgeschichte die Sonderentwicklung, die hier im Südosten erfolgt ist, stärker hervorheben und ferner, daß wir Werke österreichischer Dichter zahlreicher für die Besprechung im Unterricht heranziehen. Sehr wertvolle Hinweise und Ratschläge in dieser Richtung enthalten die „Gesammelten Aufsätze zur neueren Literatur in Deutschland — Österreich — Amerika" von Anton E. Schönbach.

Es käme dabei zunächst auf eine historische Betrachtung der deutschen Gebietsteile der Donaumonarchie an, um verständlich zu machen, daß hier deutsches Geistesleben sich in besonderer Weise gestalten mußte. In langen und harten Kämpfen gegen slawische Völkerschaften haben einst Bajuwaren unter ihren Herzögen diese Länder an der Donau erobert und deutscher Kultur erschlossen, ohne allerdings das Slawentum

völlig zurückdrängen oder mit sich verschmelzen zu können. Über diese Gebiete mit ursprünglich keltischer Bevölkerung waren vorher schon die Heerhaufen der Römer, Hunnen, Goten, Avaren hinweggezogen, hatten sie zum Kampfplatz wechselnder Geschicke gemacht und Reste mannigfacher Kulturen dort zurückgelassen. Und durch diese Landstriche führte auch in Zukunft die Heerstraße aus dem rauhen Norden nach dem lachenden Süden. Kein Wunder also, daß ein deutscher Stamm hier eine ausgesprochene Eigenart annehmen konnte. Hier ist der Österreicher so geworden, wie wir ihn aus dem täglichen Leben kennen, wie er uns auch in der Geschichte des geistigen Lebens entgegentritt. Was ihn auszeichnet, ist vor allem eine klare Anschauung der Wirklichkeit, verbunden mit großer Natürlichkeit des Wesens und leicht beweglicher Denkungsweise. Eine feine Ausbildung der Sinne, namentlich des Auges und des Ohres, die stets geöffnet sind für Farbe und Klang, weckt in ihm das Bedürfnis, Leben und Natur in vollen Zügen zu genießen. Das weiche Gemüt gestattet sehr wohl hohe Begeisterung für alles Große und Anspannung der Kräfte, wenn es gilt, dieses zu erreichen, obgleich andererseits Entschiedenheit und Beharrlichkeit des Willens, Ausdauer gegenüber den Widerwärtigkeiten nicht im gleichen Maße zu finden sind wie bei den Stammesbrüdern im Norden von mehr Härte und Geschlossenheit des Charakters.

Nach einer solchen Bestimmung des österreichischen Wesens könnte man darangehen, den Schülern die oben angeführten Züge an einigen ihnen schon bekannten Werken der Literatur, die auf Österreichs Boden entstanden sind, aufzuweisen. Treten sie uns nicht fast alle schon deutlich erkennbar entgegen in Walter von der Vogelweide, dem größten Lyriker des deutschen Mittelalters? Sind sie es nicht, die aus ihm eine so klar ausgeprägte menschliche und künstlerische Persönlichkeit machen? Ja, liegt nicht in ihnen mit der Grund, weshalb das gesamte geistige Leben damals, in der ersten Blütezeit deutscher Literatur, dort in Österreich etwas Bodenständigeres, Volkstümlicheres hat als etwa in Schwaben und am Rhein? War nicht Österreich besonders geeignet, die alten, in ihrem Ursprung ebenfalls auf den Norden und den Rhein hinweisenden Sagen von den Nibelungen und Gudrun in einem der ritterlichen Zeit entsprechenden, fortgeschritteneren, aber immer doch volkstümlichen Gewande neu aufleben zu lassen, ihnen die Form der geordneten Erzählung zu geben, in der sie bis auf uns gelangt sind?

Von dem literarischen Leben Österreichs in den folgenden Jahrhunderten werden wir allerdings unsern Schülern wenig zu sagen haben. Von bleibendem Wert sind eigentlich nur einige Volkslieder, im übrigen ist die Poesie vorwiegend satirisch und, soweit das von den Späßen des Narren beherrschte Theater in Frage kommt, unerfreulich derb. Auch das Morgenrot der Renaissance und des Humanismus hat in Österreich noch weniger als in Deutschland eine wirklich große Literatur von poetischem Wert aufgehen lassen. Aber als Erklärung dafür ist hier doch wohl der Hinweis am Platze, daß in Österreich damals womöglich noch mehr als im Norden schwere politische und religiöse Wirren die Poesie zurückgedrängt haben. Und vergessen wir dann nicht hinzuzufügen, daß Österreich damals mit dem Opfer seiner kostbarsten Kräfte dem Deutschtum und der Menschheit einen unschätzbaren Dienst leistete, indem es sich der gefahrvoll andringenden Weltmacht der Türken als Schutzwall entgegenstellte.

An der neueren Literatur Österreichs werden wir zunächst allgemein festzustellen haben, daß der große Aufschwung zu einer neuen literarischen Blüte in Österreich später

eintritt als bei uns und zum Teil wenigstens erst unter dem Einfluß der großen klassischen Epoche unseres Geisteslebens. Gleichzeitig aber haben wir hinzuzusetzen, daß eine andere geistige Macht, das Lebenselement des Österreichers, die Musik, schon im 18. Jahrhundert zu höchsten Leistungen gelangt war. Haydn und Mozart hatten schon, in ihrem echten Werte zwar noch nicht voll erkannt, in ihrem Schaffen jedoch unbeirrt, ihre unsterblichen Meisterwerke geschaffen. Wien war schon damals die musikalische Hauptstadt der Welt geworden, zu der am Ende des Jahrhunderts auch Beethoven hinstrebt, um dort der gewaltige Vollender des Schaffens seiner großen Vorgänger zu werden. Und in Franz Grillparzer schenkt Österreich der Welt zum zweiten Male den wahrhaft großen Dichter, der sich in seiner Sonderart würdig neben Schiller und Goethe stellt, der es verdient, daß ihm endlich in ganz Deutschland Beachtung und Anerkennung zuteil wird. Am deutschen Unterricht ist es, ihn viel mehr als bisher dem Volke als einen der größten unter den deutschen Dichtern bekannt zu machen. Was vermag er uns nicht zu sein! Wie Goethe und Schiller strebt auch er zur klassischen Vollendung, wie sie besitzt auch er die Wundergabe des wahrhaft großen Dichters, in das unruhig bewegte Herz die Milde und den Glauben an die ewige Schönheit hineinzusenken. Aber er ist kein bloßer Nachahmer, sondern eine durch und durch eigenartige künstlerische Persönlichkeit, wie sie nur in Österreichs Boden wurzelnd möglich werden konnte. Über seinem Schaffen liegt der Erdgeruch seiner Heimat, die packendste Anschaulichkeit, die wie Musik anmutende lyrische Stimmung, die Sehnsucht nach dem Frieden des Herzens und frohem Lebensgenuß. Ganz besonders aber sollten wir unser Interesse jetzt den historischen Trauerspielen Grillparzers zuwenden, in denen er sich ganz als der Dichter seines Volkes gefühlt hat, dazu berufen, Gestalten der vaterländischen Geschichte in dichterischer Verklärung wieder aufleben zu lassen. Jetzt, wo Österreichs Geschichte im wahren Sinne des Wortes zu unserer eigenen geworden ist, werden diese Gestalten der Grillparzerschen Dramen und die großen Geschichtshandlungen, die zu ihnen gehören, samt dem, was hier vom Dichter über Land und Volk der Donaumonarchie gesagt wird, uns noch viel mehr bedeuten können als bisher.

Grillparzer ist nur der glänzendste Name unter einer großen Zahl bedeutender Talente, die Österreich damals hervorgebracht hat: Nikolaus Lenau und Anastasius Grün, Ferdinand Raimund und Eduard v. Bauernfeld, und neben sie treten Moritz v. Schwind und Franz Schubert.

Je weiter wir von Grillparzer weg in unsere eigene Zeit kommen, um so größer wird die Zahl der Dichter, die uns beweisen, welch hervorragenden Platz Österreichs Dichtung in der neueren Geschichte des deutschen Geisteslebens einnimmt. Namen wie Ludwig Anzengruber, Peter Rosegger, Adalbert Stifter, Robert Hamerling, Marie v. Ebner-Eschenbach zählen mit unter den besten der neueren deutschen Literatur. Wer sie kennt, der weiß, welcher künstlerische und nationale Wert für unser Volk in ihnen steckt, welche hohen bildenden und erziehlichen Werte wir auch für unsere deutsche Jugend in der Schule aus ihnen ziehen können.

Diese Ausführungen über die literarische Bedeutung Österreichs mögen im Rahmen dieser Arbeit etwas gesucht erscheinen. Mancher wird vielleicht erstaunt fragen: „Sollen alle diese Dichter und Werke, die da genannt sind, auch noch in den Unterricht hineingebracht werden?" Das ist natürlich nicht möglich. Wenn nur Grillparzers Werk durch den deutschen Unterricht mehr als bisher zum geistigen Eigentum unseres Volkes ge-

macht wird, dann ist schon viel erreicht. Im übrigen kann auch hier die Schule nur anregen, dem literarischen Interesse Ziel und Richtung weisen, dafür sorgen, daß die starken geistigen Bande, die uns in allen Zeiten mit Österreich verknüpft haben, wieder aufgedeckt werden. Und so sei hier zum Schluß nur noch die Aufmerksamkeit des deutschen Lehrers auf einen der modernsten Dichter Österreichs gelenkt, dessen Werke dazu geschaffen erscheinen, uns das Verständnis für eine der schwierigsten Fragen des österreichischen Lebens, das Nationalitäten- und Staatsproblem, noch deutlicher aufgehen zu lassen, Rudolf Hans Bartsch. Mit wunderbarer Kraft und Anschaulichkeit schildert Bartsch in seinen Romanen: Zwölf aus der Steiermark, Das deutsche Leid, Frau Utta und der Jäger den Gegensatz zwischen deutschem und slawischem Volkstum. Wir handeln zeitgemäß, wenn wir unseren ins Leben tretenden Schülern eine Empfehlung dieser Werke mitgeben oder, soweit bereits für Schulzwecke bearbeitete Ausgaben vorliegen, sie schon in der Schule damit bekannt machen.

Auch ein Gedächtnistag für den deutschen Unterricht.

Von Fritz Tögel in Rochlitz.

Am 15. November 1917 beging in feiner Stille der Leipziger Verlag Philipp Reclam jun. eine schöne, seltene Feier: die des fünfzigjährigen Bestehens von Reclams Universal-Bibliothek.

Von dieser Stelle aus jenes Ereignis zu würdigen, bedeutet die schlichte Erfüllung einer Pflicht, die den Vertretern des deutschen Unterrichts durch die stetige Verlagsarbeit des Hauses Reclam nahegelegt worden ist.

Ein bescheidenes Gedenkschriftchen über die erwähnte Feier trägt diese Aufschrift: 50 Jahre deutscher Kulturarbeit. Darin sieht der Verlag die Größe seiner Leistung, daß er deutsches Kulturgut, deutsche Geistesfrucht in breite Schichten des Volkes getragen hat vermöge der einzigartigen Billigkeit der kleinen und doch zumeist sehr gediegenen Ausgaben seiner Universal-Bibliothek, die bis zum Einbruch der allgemeinen Kriegsteuerung auf den Einheitspreis von 20 Pfennig gestellt war. Anerkennung und Ehrung sind dem Verlage dafür so reichlich ausgesprochen worden, daß dem nichts mehr beizusteuern ist. Nur soll vor der Öffentlichkeit auch die einzigartig reiche Verlagsarbeit von pädagogischer Warte aus kurz gewürdigt werden.

Welche Werte die Reclam-Bändchen für das große Stoffgebiet des deutschen Unterrichts, für die Betrachtung der deutschen Literaturgeschichte enthalten, hat gewiß mancher schon auf der Universität schätzen gelernt. Bei wieviel Vorlesungen und Übungen dienten da nicht die billigen Quellenausgaben als Handbücher! Recht eigentlich kommt aber die Bedeutung für das Fach erst dann zur Geltung, wenn ein Deutschlehrer in den Oberklassen versucht, den Unterricht in der Literaturgeschichte so anschaulich wie nur möglich zu gestalten. Und Anschauung ist gerade für den Literaturgeschichtsunterricht unentbehrlich, um vor dem berüchtigten Leitfadenwissen zu bewahren. Anschauung ist Quellenlektüre. Nun ist an Quellenausgaben für die Schule kein Mangel; aber es gibt Pädagogen, die eben solche Schulausgaben mit ihrem vielen Rankenwerk nicht lieben. Die Reclam-Bibliothek sieht von vornherein von einer Einstellung des Blickes auf die Schule ab, faßt darum den Rahmen auch viel breiter, als es die Schule verlangt. Das hat den Vorteil, daß man jeden beliebigen Stoff herausgreifen kann. Und dazu die Gediegenheit und Billigkeit auch für die Schule! Wer damit arbeitet, die Schüler auf möglichst viel Quellenstücke hinzuweisen, sie anzuregen, diese durchzulesen und, soweit es nur angängig ist, sie auch anzuschaffen, damit sie weniger schnell dem Auge entschwinden, damit sich vielleicht Fäden spannen von der Schule zur Universität, der hat es gewiß wieder und wieder dankbar begrüßt, daß er auf eine gute Ausgabe zum niedrigen 20-Pfennig-Preis zeigen konnte.

Auf diese hervorragende und umfangreiche Weise der Bereicherung und Belebung des deutschen Unterrichts gedient zu haben, kann sich kein anderer Verlag rühmen. Wie und bis zu welchem Grade die Universal-Bibliothek zur fruchtbaren Ausgestaltung des Deutsch-, im besonderen des Literaturgeschichtsunterrichtes herangezogen werden kann, ist hier nicht darzulegen. Es sei nur auf die Abteilung „Altnordische und ältere deutsche Literatur" verwiesen. Wo es sich darum handelt, von der sprachlichen Fassung abgesehen, rein inhaltlich Gepräge und Eigenart einer Dichtung in Unterrichts- oder Hauslektüre zur Wiedergabe, zum Vortrag oder zur schriftlichen Bearbeitung aufzunehmen, da tun die schlichten Bändchen prächtige Dienste. Den Heliand, das Annolied, die Dramen der Roswitha von v. Gandersheim, Logau und Liscow bieten sie dar, daneben viele andere seltene Werke in leicht zugänglichen Ausgaben! Besonders reich der Anschauungsstoff dann für das 18. und 19. Jahrhundert bis auf die Gegenwart!

Wer die Erfahrung gemacht hat, wie die weitestgehende Heranziehung dieses Unterrichtsmittels in den Schülern immer wieder beides erzeugte: Anschauung, also einfache, aber wirkliche Kenntnisse, — und Begeisterung für die Schönheit und Größe des Stoffes, der empfindet gewiß Dankbarkeit und Hochachtung vor dem kaufmännisch-literarischen Unternehmen, das die Voraussetzungen dazu schafft. Und wenn dieses Unternehmen auf eine Dauer von 50 Jahren zurückblickt und der Hunderttausend und Millionen von Bändchen gedenkt, die es ins deutsche Volk hineinsäte, so sei ihm auch ein einfaches Wort des Dankes gesagt für die Anregung und Hilfe, die es in den deutschen Unterricht hineinströmen ließ.

Literaturberichte 1917.

Der deutsche Unterricht.

Es geht vorwärts mit dem deutschen Unterricht, vorwärts mit der Erkenntnis, daß seine Erweiterung und Verstärkung nötig ist, vorwärts aber auch im inneren Ausbau. Das zeigt ein Blick auf die neusten Werke, die sich mit ihm beschäftigen. Wir können des Raumes wegen nur wenig drüber sagen, hoffen aber, daß unsere Leser zu den meisten von ihnen selbst greifen werden.

Da ist zunächst Sprengels[1]) große Abrechnung mit denen, die im deutschen Unterricht alles beim alten lassen wollen: Unser Volk ist sich seines Eigenwerts bewußt geworden, drum gilt es, diese Werte nun auch zugänglich zu machen. So ist der Kampf um den deutschen Unterricht nicht eine Fachsache, sondern eine Angelegenheit des Volkes. Dabei handelt es sich nicht etwa um einen Kampf gegen die Fremdsprachen, weder die alten noch die neuen, sondern nur um ihre richtige Einschätzung und um die Vorrangstellung des Deutschen. Das erweist Spr. in eingehenden Auseinandersetzungen mit den Frankfurter Sprechern des Gymnasialvereins. Wie ich seinerzeit schon tat, betont Sprengel, daß Wrede in seinen gegen die Germanisten gerichteten Ausführungen deren Anschauungen gerade als richtig bestätigt, daß er selbst den Forderungen des Germanistenverbandes recht nahe kommt und die Versammlung ihm im Sachlichen kaum widersprochen hat. Und nun entwickelt Sprengel noch einmal die gesamten Forderungen des Verbandes in gründlicher Auseinandersetzung mit allen Einwürfen. Er betont dabei u. a., die vornehmste Aufgabe des deutschen Sprachunterrichts sei gerade das Bewußtmachen des Unbewußten, das Aufsuchen der wirklichen (psychologischen, nicht logischen) Gesetze. Gegenüber dem Vorwurf der Deutschtümelei sagt er: „Nur aus inniger Vertrautheit mit den Höhen und Tiefen des deutschen Wesens, mit der faustischen Natur der deutschen Seele quillt ihr die Sicherheit des Weltfühlens, die sie vor den Gefahren wurzelloser Weltbürgerlichkeit ebenso bewahrt wie vor hohler Deutschtümelei." Wenn man sagt, die Erweiterung des deutschen Unterrichts scheitere an der Lehrerfrage, so bemerkt Spr. sehr richtig, es sei schon ein tüchtiger Stamm da, und man gebe den Germanisten nur ausreichende Aussichten, so werde es an ihnen nicht fehlen. Freilich muß die Universität

1) Joh. Georg Sprengel, Des deutschen Unterrichts Kampf um sein Recht. Berlin W 57, Otto Salle. M. 1,80.

auch das ihrige tun und in eigenen wissenschaftlichen Anstalten für deutschen Unterricht alle verschiedenen Ausstrahlungen der Deutschwissenschaft im Brennpunkt des Unterrichts zusammenfassen, zeigen, wie die Einheit der deutschen Kultur mit ihren mannigfachen Äußerungen auf wissenschaftlicher Grundlage in der Schule lebendig wird. — Aber um die Frage nach Erhöhung der Stundenzahl kommen wir nicht herum, wir wissen wohl, daß es nicht allein auf die Stundenzahl ankommt, aber ohne ausreichende Stundenzahl ist im Deutschen nichts Ausreichendes zu leisten.

Von anderer Seite her beleuchtet Hofmiller die Frage.[2]) Ihm liegt es daran, daß jede Anstalt und besonders sein geliebtes humanistisches Gymnasium sein Wesen möglichst treu auspräge. Dazu wird es aber auch im altsprachlichen Unterricht an manchen Stellen einer anderen Betrachtungsweise, besonders aber eines andern Tempos bedürfen. Dann wird auch Platz für den deutschen Unterricht. Und gerade der Lateinschüler „braucht diesen, braucht ebenso viel deutsche Stunden wie der Realschüler, da sein deutsches Sprachgefühl durch den intensiven Lateinbetrieb abgestumpft wird und daher der Schärfung bedarf. Außerdem verlangt seine vorwiegend verstandesmäßige Tätigkeit eine Ergänzung und ein Gegengewicht nach der Seite des Gemütes und der Phantasie hin, wenn er nicht bei aller Verstandesbildung innerlich arm und roh bleiben soll." Das oberste Ziel des deutschen Unterrichtes auf allen Stufen aber kennzeichnet Hofmiller genau wie der Germanistenverband. Was er dazu nun im einzelnen sagt, möchten wir am liebsten Satz für Satz hierhersetzen, wenn er etwa von der Erziehung zum Reden spricht und sich gegen die Übermacht des Aufsatzes wendet, wenn er gegen die vielen Übersetzungen aus dem Deutschen ins Lateinische spricht oder die Bedeutung der Prosa unterstreicht, wenn er vor dem Zuviel-Erklären warnt, oder wenn er auch der lateinisch-deutschen Dichtung des Mittelalters das Wort redet. Doch ich muß mich beschränken. Nur ein Wort noch: „Nichts wäre irriger zu glauben, man müsse im Deutschen mehr verlangen. Dem Gemüt und der Phantasie soll mehr geboten werden."

Als dritter im Bunde erscheint der Oberrealschuldirektor Neuendorff.[3]) Er bietet auf knappem Raum eine Fülle durchdachter Vorschläge, die zum Teil über den Rahmen dieser Besprechung hinausführen. Auch ihm ist die wichtigste Erfahrung des Krieges die Notwendigkeit, unsere eigene völkische Eigenart zu entwickeln. Dazu muß Religion, Deutsch, d. i. Deutschkunde, Geschichte und Landeskunde der Kernpunkt jeder deutschen Schule werden. Die Einzelvorschläge erstreben eine weitgehende Umwandlung des Bestehenden, enthalten aber sehr viel Anregendes, darunter freilich manches, dem ich nicht zustimmen möchte. Aber im Grundton pflichte ich ihm bei: wir brauchen mehr als je Idealismus, Sammeln auf das Wichtigste und ein Verinnerlichen, damit wir das rechte Gleichgewicht zwischen äußerer und innerer Kultur finden.

Und als letzten Kronzeugen einen Vorkämpfer der Volksschule. Auch für Ernst Lüttge[4]) ist es keine Frage, daß das Bildungsziel der Zukunft der edle Mensch in deutschvölkischer Ausprägung sein muß, und er beweist dies gründlich und voll Begeisterung. So sehr die Wünsche im einzelnen auseinandergehen, in der Grundrichtung begegnen sich die Vertreter aller Schularten; ist das nicht Beweis genug, daß es sich hier nicht um eine einseitige Bewegung, sondern um eine Aufgabe der gesamten deutschen Schule, der deutschen Kultur handelt?

Anders als Neuendorff will Dilmar[5]) an der bisherigen Art der höheren Schulen festhalten, sucht aber einen geschlosseneren Aufbau zu erreichen. Möglichst lange soll das allen Schulen Gemeinsame herrschen, so daß auch noch möglichst lange der Übergang von der Volksschule offensteht, dann aber sollen die verschiedenen Zweige um so mehr ihre Eigenart haben, sollen aber durch starken Ausbau des wahlfreien Unterrichts den persönlichen Neigungen entgegenkommen. Es ist ein geschlossener Aufbau auf Grund des Reformprinzips, wobei

2) Josef Hofmiller, Vom alten Gymnasium. — Englisch oder Französisch? — Laiengedanken zum Religionsunterricht. München, Hugo Bruckmann. M. 2,—.

3) E. Neuendorff, Kriegserfahrungen und Neugestaltung des höheren Schulwesens. Seemannschriften 16. Leipzig, B. G. Teubner. M. 1,20.

4) Ernst Lüttge, Das deutsche Bildungsideal und der deutsche Gedanke im Unterricht. Leipzig, Wunderlich. M. 1,20.

5) W. Dilmar, Vorschläge zu einer Neuordnung unseres Unterrichtswesens. Frankfurt-Leipzig, Kesselring. M. 1,80.

auch das Lehrerseminar mit einbezogen wird. Das Deutsche könnte dabei etwas verstärkt werden. Im Blick auf die wissenschaftliche Grundlegung des Deutschunterrichts scheint freilich der Gedanke nicht glücklich, den Unterricht in Sexta und Quinta ganz den Mittelschullehrern zu übergeben. Unterstreichen möchten wir Vilmars Bemerkung, daß bei geringer Zahl die Schüler der humanistischen wie der realen Oberstufen den deutschen (und andern) Unterricht gemeinsam haben können und daß gerade daraus viel Anregung erwächst. „Wer deutsche Stunden so gibt, daß der Schüler der Griechen nicht mit einem Realisten gemeinsam deutschen Unterricht haben kann, der erniedrigt die deutschen Stunden zu einem Hilfsfach des klassischen Unterrichts."

Ganz im Gegensatz zu Neuendorff und Vilmar will Siebourg nichts von größeren Lehrplanänderungen wissen.[6]) Er legt den Hauptwert auf die gesteigerte wissenschaftliche Bildung der Oberlehrer, denn die innere Weiterentwicklung der höheren Schule hängt von der Entwicklung der Wissenschaft ab. (Das spricht gerade für eine Verstärkung des deutschen Unterrichts, dank der glänzenden Weiterentwicklung gerade der deutschen Sprachwissenschaft.) Neben der Wissenschaft soll das Leben unserer unmittelbarsten Gegenwart gleichberechtigtes Unterrichtsprinzip sein. Wie das Leben den Unterricht befruchten kann, zeigt er an reizvollen Beispielen. Dabei kommt er auch aufs Deutsche zu sprechen. Die Bewegung des Germanistenverbandes begrüßt er, macht aber kritische Bemerkungen dazu. Wenn er dabei besonders die Selbstarbeit betont, so ist dem nur beizupflichten, aber dann merkt man hinter seinen weiteren Ausführungen den Wunsch, nachzuweisen, daß es auch mit der bisherigen Stundenzahl gehe. Denn das „Markten um die Stundenzahl" ist ihm zuwider. Dabei versteigt er sich sogar zu der Behauptung, auch bei zwei Stunden Deutsch in der Tertia brauche die Wortbildungslehre nicht zu kurz zu kommen! Dagegen kann man nichts mehr sagen. Hier macht der Wunsch, nichts im Schulaufbau zu ändern, blind gegen Mißstände, die sonst von allen Seiten als solche anerkannt werden.

Das Wesentliche sieht Siebourg in einer guten Vor- und Fortbildung der Lehrer. Für erstere ist ja in Preußen durch die neuen Prüfungsordnungen, die nun erfreulicherweise die wissenschaftliche und die pädagogische Prüfung trennen, gesorgt. Wenn man sie an Hand des neuen Reinhardtschen Buches[7]) durchgeht, so wird man mit Freude feststellen, daß die pädagogische Vorbildung nun etwas Geschlossenes wird und daß auch die neue wissenschaftliche Prüfung erfreuliche Fortschritte bringt. Der Wegfall der allgemeinen Prüfung wird der Wertschätzung des Deutschen nur zugute kommen, ebenso begrüße ich, daß die Bindung nach Fächern aufgehoben ist. Besonders günstig ist die Schaffung der Zusatzfächer, von denen für die Deutschkunde neben der Philosophie vornehmlich die Geschichte der Kunst des Mittelalters und der neueren Zeit wichtig ist. Diese Neuerungen gehen zweifellos auf Vertiefung aus, ihre Bedeutung wird von Reinhardt gebührend beleuchtet. Das Hauptstück des Buches aber bildet der Teil über die praktische Ausbildung; was hier an Winken geboten wird, ist so reizvoll und anregend, daß ich das Buch auch denen empfehle, die nichts mit der Ausbildung von Kandidaten — Verzeihung, Studien-Referendaren zu tun haben. Da spricht ein Mann aus reichster Erfahrung heraus und gibt so feine Winke, daß man seine helle Freude daran hat. — Drei Aufgaben hat die höhere Schule: das wissenschaftliche Denken zu schulen, die Schüler mit einem Inhalt zu erfüllen, der sie über die Alltäglichkeit erhebt, und endlich die Gestaltungskraft zu bilden. Daraus erhellt die Bedeutung des deutschen Unterrichts, der alle drei Aufgaben in besonderem Maße erfüllen kann. Richtig ist, daß jeder Lehrer in gewissem Sinn ein Deutschlehrer sein muß, denn z. B. „nur ein Kenner der deutschen Sprache ist imstande, den fremdsprachlichen Unterricht erfolgreich zu leiten". Wenn aber Reinhardt nun meint (S. 40): „Jeder, der eine fremde Sprache studiert hat, muß sich auch mit der Muttersprache so gründlich befaßt haben, daß er den Unterricht darin bis zu einer bestimmten Klassenstufe übernehmen kann", so ist dies einmal (muß) eine ideale Forderung, andernteils ist's für

6) M. Siebourg, Die innere Weiterbildung unserer höheren Schulen. Leipzig, Quelle u. Meyer. M. 1,20.

7) Karl Reinhardt, Erläuterung zu der Ordnung der Prüfung und zu der Ordnung der praktischen Ausbildung für das Lehramt an höheren Schulen in Preußen. Berlin, Weidmann. Geb. M. 2,80.

den deutschen Unterricht nicht genug, wenn sich einer mit der Muttersprache befaßt hat, denn Reinhardt sagt selbst (S. 113): „Der deutsche Unterricht kann nicht bestehen ohne die Deutschkunde, ohne Kenntnis von dem Wesen und Leben unseres Volkes in den alten wie in den späteren Zeiten.“ Hier möchte ich um Klärung bitten, sonst aber für das Werk einen herzlichen Dank aussprechen.

Am Ende erwähnt Reinhardt auch die Fortbildung und spricht von Einrichtungen ähnlich dem Berliner Zentralinstitut, die in anderen Universitätsstädten voraussichtlich entstehen werden (hoffentlich auch außerhalb Preußens). Dieser Hinweis ist sehr erfreulich, denn sonst sind die Aussichten nicht gut, wenigstens wenn man den Ausführungen von Metzger gen. Hoesch folgt.[8]) Er kommt zu dem Schluß: in uns allein liegt das Heil, viel Förderung von außen dürfen wir jetzt nicht erwarten. Seine größte Hoffnung ist die Weiterbildung des Berliner Instituts und die Auswertung seiner Ergebnisse durch eine neue Zeitschrift. Sonst ließen sich vielleicht noch weitere Kurse aus der Oberlehrerschaft selbst einrichten, wobei die praktische Arbeit stärker betont werden müßte. Das Wesentliche aber sei die Selbsterziehung des einzelnen als Gelehrter, Lehrer und besonders als Erzieher, und ihr widmet er darum den Hauptteil seiner Ausführungen, die das ganze Gebiet beleuchten und gute Ratschläge geben.

Der pädagogischen Förderung für unser Fach dienen mehrere Arbeiten. Umbach[9]) stellt sich auf den Boden des Germanistenverbandes, ohne zur Begründung der Forderungen etwas Wesentliches beizubringen. Sein Buch ist brauchbar als Überblick. Eine tiefschürfende Arbeit danken wir Bojunga.[10]) Er betont, daß die notwendige gemeinsame Grundlage unserer — jetzt ganz zerrissenen — Bildung nur die Beschäftigung mit den eigenen Bildungsgütern unseres Volkes geben kann. Freilich ist man sich über das Ziel des Sprachunterrichts noch nicht klar, wie Bojunga nicht ohne Humor zeigt, indem er die verschiedenen preußischen Lehrpläne gegeneinander ausspielt. Die Grundlage für den deutschen Sprachunterricht der höheren Schule ist die Kenntnis der Mundart und der Umgangssprache. Sein Ziel ist einmal Herrschaft über die Sprache, d. h. Einheit von Sprachgefühl und eigener Leistung, zum andern wissenschaftliche Arbeitsweise; sie ist nur am Deutschen zu lernen, da nur hier der Schüler einen Überblick über den gesamten Stoff kriegen und die Arbeit durch eigene geistige Anstrengung leisten kann. Eng damit verknüpft ist die Heranführung zur künstlerischen, d. h. frei schöpferischen Tätigkeit. Aus dem allen erwächst Freude an der Muttersprache und der Wille, sie zu fördern und zu schirmen. — Im einzelnen bespricht Bojunga nun die Erziehung zur Sprachbeherrschung (Wortschatz, Aussprache, Stil), zur wissenschaftlichen Beherrschung (begriffliche Klarheit, Kenntnis der Wortveränderung, der Satzlehre, des Laut-, Bedeutungs- und Formwandels). Die Hauptsache ist stets: man beschränke sich nie auf die Tatsachen, sondern immer sehe man sie im Verhältnis zueinander und erkläre sie aus ihren Ursachen heraus, so erwächst die Erkenntnis, daß die Sprache das ganze Leben der Volksgemeinschaft zum Ausdruck bringt.

Die vielen feinen Einzelbemerkungen Bojungas kommen dem Unterricht unmittelbar zugute, der Hauptwert der bedeutenden Schrift aber liegt darin, daß sie die großen Grundsätze klar herausstellt und die Eigenart des deutschen Sprachunterrichts erweist, die ihn vor allem fremdsprachlichen Unterricht auszeichnet.

Diese Sonderbedeutung betont auch F. Hartmann in seiner vorsichtig abwägenden Arbeit „Zur Neugestaltung des Sprachunterrichts“.[11]) Das Deutsche sei besser daran als z. B. die alten Sprachen, weil in sprachwissenschaftlicher Arbeit hier schon viel mehr geleistet worden sei. Darum falle ihm „die wichtigste Aufgabe zu in dem Plan der Erziehung unserer Jugend zu lebendigem Verständnis des Wesens der Spracherscheinungen“. Darum sei auch selbstverständlich bei Einführung einer Parallelgrammatik überall dem Deutschen die führende

8) Oskar Metzger gen. Hoesch, Die Fortbildungsfrage im höheren Lehramt. Leipzig, Quelle u. Meyer. Geh. M. 2,80, geb. M. 3,40.

9) E. Umbach, Ziele und Wege des Sprachunterrichts auf unseren höheren Schulen. Leipzig, Quelle u. Meyer. Geh. M. 1,20.

10) Klaudius Bojunga, Der deutsche Sprachunterricht auf höheren Schulen. (Deutschunterricht und Deutschkunde. Arbeiten aus dem Kreise des deutschen Germanistenverbandes, hg. v. K. Bojunga, Heft 1) Berlin W. 57, O. Salle. M. 1,60.

11) Monatsschrift für höhere Schulen XVI (1917), 10. u. 11. Heft. S. 472—498.

Rolle zu sichern, zugleich aber eine richtige Methode des Vergleichens nötig, damit endlich die schiefen Werturteile über das Deutsche aufhören. Es sei falsch zu behaupten, Sprachgefühl sei von Natur angeboren, nein, es stamme aus der Spracherfahrung der ersten Lebensjahre und lasse sich leiten und gestalten. „Die Freiheit im Gebrauch der Sprache erwächst, wie auf allen Gebieten, aus der Beherrschung des Gegenstandes; dazu gehört aber bewußte Schulung, Kenntnis der Gesetze und Achtung vor dem Sprachgebrauch." Gerade diese Achtung aber sei nötig, wenn uns nicht das Verständnis für die Werke unserer größten Geister verlorengehen soll. Eingehende, bewußte Sprachpflege aber sei auch deshalb nötig, weil der fremdsprachliche Unterricht viel Schuld an dem Leiden habe, an dem jetzt die deutsche Sprache kranke.

In der Bojungaschen Sammlung spricht Reuschel über die Volkskunde.[12]) Sie umfaßt ihm, was für das Denken des Volkes charakteristisch ist (also vorwiegend Gefühlsbetontes), aber nur, soweit es stetig im Volk lebt. Mit reichen Literaturangaben wird gezeigt, wie weit das Volkskundliche schon für die einzelnen Unterrichtsfächer nutzbar gemacht wird und wieviel mehr man dafür noch leisten kann. Bei der Fülle des Stoffes muß sich der Verf. meist auf kurze Andeutungen beschränken, so daß man manchmal das Gefühl des Hetzens kriegt. Das schadet aber nichts, denn gerade dadurch zeigt Reuschel, wie übergroß der Stoff ist, und wie viele Kräfte mitarbeiten müssen, aber auch können. Hoffentlich reizt er dadurch viele zur stärkeren Bearbeitung dieses so fruchtbaren Bodens, wo ein jeder sein Ecklein mit Liebe bebauen kann.

Den Abschluß dieser Übersicht bilde der Hinweis auf Adolph Matthias letzte Gabe für den deutschen Unterricht.[13]) Noch einmal tritt der alte Meister für ihn ein, für das Fach des Erlebnisses. Überall gilt's, Leben hineinzubringen, in den Grammatikunterricht, durch „deutschsprachliche Ausflüge", im Aufsatz, wo durch zu frühes Schreiben und durchs Korrigieren nur zu leicht das eigene Leben ertötet wird; auch bei literarischen, ethischen und philosophischen Themen muß der Weg zu eigenem Erlebnis noch mehr gefunden werden. Und in den Lesebüchern gilt's die Systematik auszutreiben, den Schulausgaben ist das Schulmäßige zu nehmen, und bei den Dichtwerken hüte man sich vor Verfrühung edler Lektüre, vor Engherzigkeit in der Wahl des Lesestoffes und suche stets Fühlung mit der häuslichen Lektüre — dann wird das Leben überall in den deutschen Unterricht strömen. W. H.

Jüngere Romantik.

Von Friedrich Schulze in Leipzig.

Die Aufrechterhaltung des wissenschaftlichen Verlags im Weltkrieg ist eine Ruhmestat des deutschen Verlagsbuchhandels, für die man mit Anerkennung nicht zurückhalten soll. Mehr als die überschäumende Kriegsliteratur ist diese Leistung ein Beweis unserer Stärke: das militärisch bis zum Äußersten angespannte Deutschland behält noch Zeit für wissenschaftliche Arbeit und hat zugleich die wirtschaftliche Kraft, die Ergebnisse in Buchform dem Suchenden zugänglich zu machen.

Indem man aber bei solchen Erwägungen längst vergangener Zeit vergleichend gedenkt, wird man sich der Lücken bewußt, die der Krieg auch in unsere Reihen riß: von den Romantikkennern vermissen wir schmerzlich einen, der mir persönlich ein lieber Freund und für unser Forschungsgebiet eine Hoffnung war. Daß in Albert Poetzsch (gefallen in der Nacht vom 2. zum 3. Juli 1915 in den Kämpfen bei Arras) für die Klärung des schwierigen Problems Romantik und Politik noch viel zu erwarten war, wußten alle, die sich mit ihm auf dem gleichen geistesgeschichtlichen Boden bewegten.[1]) Pläne eines tiefangelegten Werks über diese Frage,

---

12) Karl Reuschel, Die deutsche Volkskunde im Unterricht an höheren Schulen. Berlin W. 57. O. Salle. M. 1,60.

13) Schulstaub und deutscher Unterricht. Monatsschr. f. höhere Schulen. XVI (1917), Heft 12. S. 559—568.

1) Ein schöner Nachruf von Bruder und Schwager findet sich im Afraner-Ecce von 1915; auch im Leipziger Tageblatt vom 14. Juli 1915 (Nr. 352) hat einer seiner Freunde,

die Absicht einer ideenreichen, kongenialen Würdigung Friedrich Schlegels sind dort im Artois in ein schlichtes Heldengrab gesenkt worden.

Von umfassenden Versuchen aus dieser Berichtszeit ist allein Paula Scheidweilers Buch über den „Roman der deutschen Romantik" zu nennen.[2]) Paula Scheidweiler konstruiert vom Wilhelm Meister bis zu Immermanns Münchhausen einen vollkommen geschlossen verlaufenden Prozeß, der in dem Eindringen des romantisch-musikalischen Geistes in die Romanform und in seiner Überwindung durch die reine Epik zu erblicken ist. Diese Überwindung kommt mit Immermann und seiner Sehnsucht nach dem Praktischen, Wirklichen zum vollen Durchbruch, Immermanns Vorläufer aber ist Arnim, wie überhaupt nicht alle Romantiker in gleicher Stärke wie Novalis, Hölderlin oder auch Brentano vom Musikalischen erfüllt sind. Unter Musikalischem aber ist etwa das Streben nach dem Absoluten als das spezifisch romantische Lebensgefühl zu verstehen, das, unter der Einwirkung von Dilthey und auch von Witkop, Paula Scheidweiler in den Mittelpunkt der Betrachtung zu rücken versucht. Schopenhauers berühmte Definition der Musik, die er im § 52 seines Hauptwerks aufstellt, käme dieser Auffassung wohl am nächsten: „Die Musik ist also keineswegs, gleich den anderen Künsten, das Abbild der Ideen, sondern Abbild des Willens selbst, dessen Objektivität auch die Ideen sind." Gegenspiel des Musikalischen ist das Wirkliche, Plastische, das auf einem völlig anderen Welt- und Lebensgefühl beruht: „Der Mensch des plastischen Romans ist dienendes Glied der ganzen Welt. Der musikalische Roman kennt ihn allein als Reflektor des Gefühls, eines Weltgefühls." Aber gerade für diese Kunstgattung ist nach der Meinung der Verfasserin das romantische Verhalten zur Wirklichkeit eine Gefahr und führt zur Verneinung ihrer unentbehrlichsten Lebensbedingungen, anderseits aber auch zu einem unvermeidlichen Rückschlag. Im ganzen wird man dieser Darstellung seine Zustimmung nicht versagen, auch manche Einzelheit wird in ihrem Zusammenhang in unerwartete Beleuchtung gerückt, doch würde man immerhin wünschen, daß Konstruktion und Geschichtsverlauf gelegentlich in ein annehmbareres Verhältnis treten. Ob es unbedingt geboten ist, Eichendorff vor Arnim, den Godwi vor dem Sternbald zu behandeln, erscheint mir zweifelhaft. Ich halte nach wie vor (auch für eine philosophische Behandlungsweise) das Umgekehrte für richtiger und aufschlußreicher.

An die Scheidweilersche Monographie seien zwei Spezialarbeiten zur romantischen Epik angeschlossen: Tiecks Jugendwerk „Der getreue Eckart und der Tannenhäuser" (1799) hat Theodor Hertel methodischer Betrachtung unterzogen.[3]) Die komplizierte Quellenfrage muß dabei trotz mancher Einzelhinweise in der Hauptsache mit einem »non liquet« beantwortet werden. Tieckisch ist jedenfalls die wilde Vermengung der Sagen, die Freude am Schaurigen und Grauenvollen sowie namentlich die psychologische Erklärung der Tannhäuserfigur; sein Versuch einer gedanklichen Verknüpfung beider Teile ist als mißglückt anzusehen. Zahlreiche Widersprüche namentlich der Tannhäusererzählung erklären sich aus der schnellen, geradezu leichtsinnigen Arbeitsweise. Auch die drei Fassungen, wenn man überhaupt so sagen soll, von 1799, 1811 und 1828 zeigen nur geringe Abweichungen.

Kindlich-volkstümlich ist Tiecks Erzählung gegenüber dem Erzeugnis eines Heidelberger Romantikers von 1808, Graf Loebens Guido.[4]) Trotzdem Loeben 1905 in Raimund Pissins Biographie eine ausführliche und überzeugte Würdigung gefunden hat, blieb die Arbeit einer genaueren Vergleichung des Guido mit seinem Vorbild dem Heinrich von Ofterdingen, die allein das wirre Buch voll aufhellen kann, noch zu tun übrig. Daß Fritz Kollmanns sachliche, aber methodischer Feinheit entbehrende Arbeit dies im ganzen Umfange leistet, kann nicht zugegeben werden. Was indes Positives gebracht wird, ist richtig. Von den

Dr. Menke-Glückert, des Toten in liebevoller Charakteristik gedacht. — Eine seiner letzten Arbeiten über Rudolf Hildebrand und sein Vermächtnis ist Ende 1917 in Bd. 11 der Schriften des Vereins für die Geschichte Leipzigs erschienen.

2) Paula Scheidweiler, Der Roman der deutschen Romantik. Leipzig und Berlin 1916, B. G. Teubner. Geh. M. 4,—, geb. M. 5,40.

3) Theodor Hertel, Über Ludwig Tiecks Getreuen Eckart und Tannenhäuser. Marburger Dissertation von 1917. Borna b. Leipzig, Robert Noske.

4) Fritz Kollmann, Novalis' „Heinrich von Ofterdingen" und der „Guido" des Grafen von Loeben. Selbstverlag der deutschen k. k. Staatsrealschule zu Budweis.

Belegen über Loebens Novaliskenntnis geht Kollmann aus und setzt dann die beiden Romane motivlich zueinander in Beziehung. Die eingeschobenen Märchen werden für sich behandelt. Ähnlich wie Pissin möchte Kollmann Loebens Lyrik (der Guido strotzt von Gedichteinlagen) höher als seine Prosa werten. Eine Vergleichung der Tendenzen zieht das Fazit: das sozusagen Materielle der Anschauung wie die verklärende Geschichtsauffassung, die katholisierende Tendenz, die Naturbeseelung, der Dichterstolz und nicht zuletzt die Verherrlichung der Romanform selbst ist beiden Werken gemeinsam, wogegen sie sich in Klarheit und Tiefe der Anschauung — von der künstlerischen Leistung noch gar nicht zu reden — um eine Welt unterscheiden. Denn Loeben war — so schildert ihn Kollmann nach dem Vorgang seines Lehrers Minor — Nachahmer von Natur, der auch dadurch nicht freier wurde, daß er sich urplötzlich ganz entgegengesetzten Einflüssen überlieferte und seiner Guidozeit die „Absage an die Mystik" oder durch Künstlernamen ausgedrückt: die Rückkehr von Novalis zu Goethe, auf dem Fuße folgen ließ.[5])

Auf den Arnim-Bettinabriefwechsel nochmals eingehender zurückzukommen, gebietet die Wichtigkeit der Veröffentlichung.[6]) Persönlich-biographisches und allgemein-zeitgeschichtliches Interesse halten sich in dem Buch beinahe die Wage. Über die Entwicklung von Arnims und Bettinens Liebe erhalten wir überraschende Aufschlüsse. Trotz seit Jahren festwurzelnder Zuneigung fällt Bettinen das Jawort schwer genug. Noch in den entscheidungsnahen Bukowaner Junitagen von 1810 weiß sie sich einer letzten rückhaltlosen Aussprache zu entziehen, und erst auf Arnims beschwörenden, möglichen Einwänden mit liebender Dialektik begegnenden Brief vom 10. Juli gibt sie in Worten fast religiösen Bekenntnischarakters die von Liebeszweifel schier verdunkelte Zusage: „Ich aber achte die Liebe als das höchste und einzige im Menschen, die einzige wahre Himmelsgabe. Wer sie hat, ist herrlicher denn alle, und er ist mächtiger denn alle; was er will, das wird ihm gelingen! Wer kann nun sagen: ich habe die Liebe? Lieber Arnim! mein Wille ist die Liebe, ich streb nach ihr und ich hab auch den Willen, daß ich ihr alles aufopfern will; aber ich kann nicht von ihr sagen, daß ich so herrlich bin." Und genau so wie die Phantasiereiche, früh Aufgewühlte in ihrer Sehnsucht nach dem Wunderbaren und noch Gewaltigerem, im Suchen auch nach eigenen Zielen, zuletzt an dem Glück ihres Lebens beinahe vorübergegangen wäre, so erschließt sich auch dem romantischen Träumer noch die Erkenntnis: „Ich habe lange geharrt, daß mir die Seligkeit kommen sollte von selbst, ohne mein Zuthun" (Rainer Maria Rilke, derselbe Rilke, der in seinen Aufzeichnungen des Malte Laurids Brigge ein so tiefes Verständnis für Bettinens Art an den Tag legt, hat in einem Jugenddrama „Das tägliche Leben" einen ähnlichen seelischen Sachverhalt, modern gewendet, dargestellt).

Aber zum mindesten gleich wichtig ist der allgemein zeitgeschichtliche Inhalt der Briefe. Was er in den Vorbereitungsjahren der Freiheitskriege empfand, hat Arnim wohl nirgends wieder so deutlich ausgesprochen. Schon das zeigt, daß in dem umgebenden Kreis bedeutender Menschen ihm keiner näher als Bettina stand. Bei aller Verschiedenheit des Charakters ist sie ihm die gleichstrebende, kongeniale Gefährtin, nicht zum wenigsten deshalb, weil über dem Willen, ganz den Aufgaben ihrer Zeit zu leben, ihre Lebenswege sich noch hätten trennen können. Wer Arnims Stellung zu den aufregenden Ereignissen von 1806 oder 1809 genau erfahren will, wird künftig vor allem zu diesem Bande greifen müssen. Freier und schöner über die Königin Luise als in diesem Briefwechsel hat er sich nirgends ausge-

5) Den Ofterdingen selbst hat in der Berichtszeit Dr. Karl v. Hollander in einer auf den genießenden Leser berechneten Form mit einem Nachwort neu herausgegeben: als 39. Bd. von Kiepenheuers Liebhaberbibliothek. Weimar 1917, Gustav Kiepenheuer. Kart. M. 1,50, geb. M. 2,— bzw. M. 4,—.

6) Achim von Arnim und die ihm nahe standen. 2. Bd.: Achim von Arnim und Bettina Brentano. Bearbeitet von Reinhold Steig. Mit 2 Porträts und einem Musikblatte. Stuttgart und Berlin 1913, J. G. Cottasche Buchhandlung Nachf. Geh. M. 10,—, geb. M. 11,50. (Vgl. das Maiheft 1915 dieser Zeitschr. S. 379.) — Dazu als wichtige Ergänzung Arnims Brief an Bettina aus der ersten Brautzeit vom 22. Juli 1810: Vossische Zeitung, Beilage Nr. 51 vom 19. Dezember 1915. Am 11. März d. J. ist Reinhold Steig, wie ich erst während der Korrektur erfahre, nach längerer Krankheit in Friedenau verstorben. Ein kurzes Wort über seine Lebensarbeit wird erst der nächste Bericht bringen können.

sprochen: „Giebt es einen Tadel gegen sie, so ist's von denen grade, die sie zu politischem Wirken, wozu ihre höhere Natur gar nicht geschaffen, anregten und sich dann von ihrer Natur nicht gehalten und in entscheidender Zeit nicht unterstützt fanden. Wer die Zeit gekannt hat, wird ihr diese kleine Abirrung leicht verzeihen, ja sich verwundern, daß sie nicht viel unbesonnener eingewirkt hat. Wenn ihr auch dieses größere Einwirken fehlte, das überall nur wenigen zum Heil verliehen, so hatte sie doch in allen Verhältnissen eine Würde, eine Sicherheit, Ruhe und Folge, die selbst Napoleon imponierte. Sie mochte gern erscheinen, und warum hätte sie es nicht thun sollen, deren Erscheinung aller Welt eine Aufmunterung war und mitten in der drohendsten Zerstörung den Glauben an die Dauer unsres Staates fesselte" (Brief vom 22. Juli in dem zitierten Nachtrag in der Vossischen Zeitung).

Mit dem Arnim-Bettinabriefwechsel schließt zwei Jahrzehnte fast nach dem Erscheinen des ersten Bandes (1894) Steig seine Briefpublikation „Achim von Arnim und die ihm nahe standen" ab, in dem Briefwechsel Brentanos mit den Brüdern Grimm stellt er neben die drei Bände noch ein innerlich eng zu ihnen gehörendes Supplementwerk.[7]) Wieder lernen wir das Leben des Jungromantikerkreises um einiges näher kennen, und das Seelenproblem, wie der unstete, bewegliche, ewig von neuen Plänen erfüllte und von Seelenpein umhergetriebene Brentano und die „treufleißigen", in stetiger Arbeit aufbauenden Brüder über Entdecken und Schwärmen zeitweilig gar nicht zu merken scheinen, daß sie so grundverschieden sind, hat wirklich etwas menschlich Ergreifendes und für alle Werdezeit Gültiges an sich. Wenigstens in den Jahren 1808—1811 ist das gegenseitige Verhältnis in dieser Weise freundschaftlich bestimmt, und nicht nur die Ehrfurcht vor Mittelalter und Vorzeit, die sich sogar auf altschechische Volksbücher und Sagen mit erstreckt, auch Familiensorgen wie die Künstlerausbildung des jungen Ludwig Grimm sind Gegenstand gemeinsamer Verhandlung. Aber zu vereintem Handeln kommt es doch nicht, und als Jakob Grimm eine Brentanosche Anregung in seiner systematischen Art zu dem Plane einer altdeutschen Zeitschrift fortentwickelt, da erhält er von dem Anreger des Gedankens keine Antwort mehr und fühlt sich nur um eine verdrießliche oder vielmehr schmerzliche Erfahrung reicher. Der Brentano aber, der vier volle Jahre später mit wiederkehrendem explosiven Mitteilungsbedürfnis von neuem Fühlung sucht, ist so gänzlich verändert, daß ein Austausch von jetzt an nur noch Episode sein kann. Er ist im Begriff, seiner Vergangenheit zu entsagen, und selbst an dem Besten, was er zu geben hatte, ist er irre geworden: „Meine dichterischen Bestrebungen habe ich geendet, sie haben zu sehr mit dem falschen Wege meiner Natur zusammengehangen, es ist mir alles mislungen, denn man soll das Endliche nicht schmücken mit dem Endlichen, um ihm einen Schein des Ewigen zu geben" (15. Februar 1815). Mit sehnsuchtsvoller Bewunderung blickt er aus solcher Zerrissenheit zu dem gleichmäßigen Tagewerk der Brüder oder zu der wegweisenden kühnen Wirksamkeit von Görres hinüber, und höchstens der alte „Liederbruder" Arnim erscheint ihm in seiner künstlerischen Zwiespältigkeit weniger fern: „Seine Bücher erstaunen einen immer von neuem, wenn man sie liest, aber wenn man sie gelesen hat, so weiß man ihre Vortrefflichkeit nicht, es sind zu viele Eminenzen in dem Umriß, die den Totaleindruck stören. Sie sind noch immer Bilderbücher und keine Bilder. Aber sie sind wahr und herrlich begeistert, und von dem Dichter geliebt, wenn gleich nicht erzogen, sondern verzogen: so sind auch seine Kinder." Noch mancherlei ließe sich an Tatsachen, noch mehr an Urteilen herausholen, aber was über Kleist, Fouqué, Loeben oder auch Schleiermacher gesagt wird, bringt, so amüsant es sich liest, dem Kenner nichts Überraschendes, und mehr in den geschilderten seelischen Vorgängen scheint mir Hauptwert und Hauptreiz der Veröffentlichung zu liegen, deren Lesbarkeit leider durch Steigs bekannte Art der engen Verflechtung von Quelle und eigenem Verbindungstext nicht eben gefördert wird.

Brentanos religiöse Entwicklung, soweit sie sich in seinen Dichtungen spiegelt, behandelt der schlesische Franziskaner Ägidius Buchta.[8]) Von einem vollkommenen Bruch in Bren-

7) Clemens Brentano und die Brüder Grimm. Von Reinhold Steig. Mit Brentanos Bildnis. Stuttgart und Berlin 1914, J. G. Cotta'sche Buchhandlung Nachf. Geh. M. 5,—, geb. M. 6,—.

8) Ägidius Buchta, Das Religiöse in Brentanos Werken. Ein Beitrag zur Geschichte der Romantik. Breslau 1915, Franz Goerlich. M. 6,—.

tanos Entwicklung will Buchta nichts wissen. Sein Leitgedanke, der ihn zwischen den verschiedenen Lebensaltern des Dichters festere Verbindungsfäden aufspüren läßt, heißt: „Alle Dichtung Brentanos ist gedichtetes Leben." Und im Leben wie in der Dichtung bereitet sich schon sehr früh seine spätere Wandlung vor. Auch die bedeutendsten Werke seiner „heidnischen" Frühzeit (wie sich die Auffassung von Laube, Brandes und auch Kerr schlagwortartig zusammenfassen läßt): die Chronika, Aloys und Imelde, die Gründung Prags, selbst der „verwilderte Roman" Godwi, von den Rosenkranzromanzen überhaupt zu schweigen, „entbehren (nach Buchta) der religiösen Gedanken nicht", die späteren Dichtungen sind lediglich von ihnen erfüllt. Bei der Betrachtung der im engeren Sinne religiösen Schöpfungen Brentanos glaubt Buchta alle literarischen Quellen und Einflüsse beiseite lassen zu können und beschränkt sich in der Hauptsache auf Wiedergabe, klassifizierende Beschreibung und biographische Einordnung seiner religiösen Lyrik, der Märchen und der Erbauungsbücher. Als Bekenntnisdichter in rein persönlichem Sinne neigt Brentano der Mystik zu, dem Kirchenlied steht er fern, und der Mangel an Form, den seine religiösen Gedichte zeigen, hat mit ihrer vorherrschenden Subjektivität sicherlich einen gewissen inneren Zusammenhang. An Einzelergebnissen ist Buchtas Arbeit bei dieser Art der Anlage verhältnismäßig arm, mit der Gesamtanschauung aber wird sich künftig der Brentanoforscher vorurteilslos auseinandersetzen müssen.

Eine volkstümliche Auswahl aus Brentanos Werken von etwas größerem Umfang, als sie Morris bei Hesse herausgegeben hat, bietet Max Preiß in Meyers Klassikerausgaben.[9]) Der Lyriker und Epiker Brentano ist mit Recht in den Vordergrund gestellt, und um des nachhaltigen Eindruckes willen wurde Beschränkung auf ausgereifte Gedichte geübt, wogegen Unabgeschlossenes, wie die für das Verständnis wichtigen Rosenkranzromanzen, die Morris' Ausgabe noch mit aufnahm, weggeblieben ist. Indessen enthält die Ausgabe, abgesehen von den ausgewählten Gedichten, die Märchen nach Böhmers Abschrift von 1831, die zum erstenmal in getreuem Abdruck erfolgt, die Chronika eines fahrenden Schülers in den beiden Fassungen von 1802 und 1818, die Geschichte vom braven Casperl, die Wehmüller, die drei Nüsse, die Rose, den Philister, eine Anzahl von Prosastücken aus Trösteinsamkeit und Gesellschafter und endlich als einzige dramatische Schöpfung des Dichters sein bezeichnendes Werk „Die Lustigen Musikanten". Das Erfreulichste jedoch an der Ausgabe ist, daß Preiß auf eigene kritische Arbeit nicht verzichtet. Er hat die in Berlin und Frankfurt aufbewahrten Handschriften und die Originaldrucke verglichen und scheut vor selbständiger Forschung nicht zurück, was besonders bei der Feststellung von Brentanos Beiträgen zum Gesellschafter und für die sorgfältige Biographie Ertrag abwirft. Da die große kritische Ausgabe, deren Herausgeber Schüddekopf auch unter den Kriegsopfern zu beklagen ist[10]), für viele unerschwinglich bleibt, so ist die zuverlässige und wohlfeile Ausgabe, namentlich auch den Schulen, als geeigneter Ersatz zu empfehlen.

Weniger als in früheren Berichtsjahren kommt diesmal Görres zu Wort, der dritte von den Intimen des jungromantischen Kreises. Damit seine Stimme im Weltkrieg nicht ungehört bleibt, hat unter dem gutgewählten Titel „Flammenzeichen" Bernhard Achtermann zeitgemäße Görres-Worte zusammengestellt.[11]) Die systematische Blütenlese, die von jeder Zeitfolge absieht, vermag von der Ideengewalt des großen Tagesschriftstellers einen freilich abgeschwächten Eindruck zu geben und für die größere Schellbergsche Ausgabe seiner Werke mitzuwerben, wenn es auch gerade bei dieser Natur für ein Wagnis anzusehen ist, ihn als Aphoristen aus seinen Zeitbedingungen herauszulösen.

9) Brentanos Werke. Kritisch durchgesehene Ausgabe mit Brentanos Leben, seinem Bildnis und einer Handschriftenprobe, Einleitungen und Anmerkungen herausg. von Max Preiß. Leipzig und Wien 1914 bzw. 1916, Bibliographisches Institut. 3 Bde. in Halbleinen geb. M. 9,—.

10) Schüddekopf starb am 30. März 1917, nachdem er zeitweise als Hauptmann im Felde gestanden hatte, an einem Herzleiden, das er sich im Dienst des Vaterlandes zugezogen hatte. Vgl. Witkowskis Nachruf vom 1. April 1917 in der Zeitschrift für Bücherfreunde.

11) Flammenzeichen. Zeitgemäße Görres-Worte. Mit einem Geleitwort von Bernhard Achtermann. Kempten und München 1915, Jos. Köselsche Buchhandlung. Geh. M. 1,—.

Daß übrigens neben dem Publizisten der Naturforscher Görres selbst heute noch auf Beachtung Anspruch hat, erweisen zwei Aufsätze von Robert Stein.[12]) Im Jahr 9 der Republik (1800/1) veröffentlichte Görres seine Übersetzung von Fourcroys eben erschienenen „Synoptischen Tabellen" der Chemie und schuf damit eines der frühesten Hilfsmittel für den chemischen Unterricht in Deutschland, mit dem er sich überdies zu den modernen Anschauungen Lavoissiers bekannte. Zudem aber hat er — und das ist das Bedeutsamste an der Schrift — in einem selbständigen Zusatz den wertvollen Gedanken eingefügt, „durch Interpolation in einer Reihe bekannter chemischer Werte ein unbekanntes Glied zu suchen", der nach Stein den Keim zum periodischen System Mendelejeffs und Lothar Meyers enthält: „chemische Eigenschaften als Funktionen chemischer Zahlenwerte zu fassen".

Auf lange hinaus werden die Namen Arnim, Brentano, Görres mit der Stadt Heidelberg und ihrem Geistesleben verknüpft sein, das diesmal für den in Frage stehenden Zeitraum ganz besonders liebevoller Betrachtung gewürdigt worden ist, und zwar gleich in zwei größeren Arbeiten. Auf Franz Schneiders sehr erfreuliche Geschichte der Universität in dem für ihre Reorganisation entscheidenden Zeitraum von 1803—1813 kann hier freilich nur nachdrücklich hingewiesen werden[13]): Der Verfasser wird den verschiedenen Seiten seiner umfassenden Aufgabe gerecht und besitzt neben dem erforderlichen Aktenfleiß auch die unentbehrliche gute Befähigung geistesgeschichtlich einzuordnen. — Im engsten Zusammenhang mit der Reorganisation steht die Gründung der Heidelberger Jahrbücher Ende 1807, deren Entwicklungsgang in den Jahren 1808—1816 unter besonderer Berücksichtigung der technisch-redaktionellen Einrichtung und der bezeichnendsten ihrer fünf Abteilungen, der Gruppe „Philologie, Historie, Literatur und Kunst", von Alfred Kloß eingehend geschildert wird.[14]) Die Gründung der Jahrbücher bedeutet einen Sieg Creuzers über den alten Voß, der am liebsten die Jenaische Literaturzeitung nach Heidelberg gezogen hätte. So ist es kein Wunder, wenn die Gegner der Romantiker in der Anfangszeit mehrfach übergangen werden. Um einen genügenden Kreis von Gesinnungsgenossen um sich zu haben, ist jedoch Creuzer genötigt, sich nicht auf Heidelberg zu beschränken, sondern auch auswärtige Mitglieder heranzuziehen. Nur inhaltlich Neues, nicht die Gesamtheit der Neuerscheinungen soll ursprünglich angezeigt werden, aber nur zu bald weicht man von diesem Prinzip ab. Bereits mit dem Ende von Creuzers Redaktionstätigkeit am 1. April 1809 ist auch die eigentliche Blütezeit der Zeitschrift vorüber, die nun mehr und mehr auf das Niveau der anderen Literaturzeitungen herabsinkt. Damit parallel geht zugleich das Schwinden des romantischen Einflusses. Am Schluß des Zeitraums sind die Romantiker geduldete Gäste, nicht aber mehr die Herren der Zeitschrift. Bezeichnenderweise behauptet sich der romantische Geist am stärksten auf dem Gebiete der germanischen Philologie, während die bedeutendsten Leistungen in der Anfangszeit auf rein literarischem Gebiet gelegen hatten. So wichtige Beiträge wie Friedrich Schlegels Besprechung der Goetheschen Werke und Görres' Wunderhornrezension waren damals von den Jahrbüchern gebracht worden.

Damit ist jedoch sozusagen erst das sachliche Gerippe der Arbeit bloßgelegt, deren Hauptwert in einer gründlichen und exakten Methode besteht. Es ist darin wirklich der Versuch gemacht, ein Zeitschriftenunternehmen von der organisatorisch-wirtschaftlichen Grundlage aus zu analysieren, und bei Darstellung der wichtigen inneren Geschichte bemüht sich Kloß ernsthaft um einen vergleichsweisen Maßstab, der die Umschau unter den zeitgenössischen Konkurrenzunternehmungen nicht scheut. Daß diese ausgezeichnete Monographie auch von viel Finderglück begünstigt war, ist ebenfalls nicht als bloßer Zufall zu betrachten.

---

12) Robert Stein, Eine chemische Arbeit von Görres. Im Hochland, Februarheft von 1916. S. 595—601. Die fachwissenschaftliche Ergänzung dazu in den Mitteilungen zur Geschichte der Medizin und Naturwissenschaften. XV. Bd. (1916), S. 5—9.

13) Geschichte der Universität Heidelberg im ersten Jahrzehnt nach der Reorganisation durch Karl Friedrich (1803—1813). Von Franz Schneider. Preisschrift der Corps Suevia-Stiftung. Heidelberg 1913, Carl Winter's Universitätsbuchhandlung. Geh. M. 9,20. (Heidelberger Abhandlungen zur mittleren und neueren Geschichte, Heft 38.)

14) Die Heidelbergischen Jahrbücher der Literatur in den Jahren 1808—1816. Von Alfred Kloß. R. Voigtländers Verlag in Leipzig, 1916. Geh. M. 5,80. (Probefahrten 24. Bd.)

Im Anschluß an diese Heidelbergensien kann auch dem liebenswürdigen Cicerone durch die „Romantikerklause" Stift Neuburg bei Heidelberg ein kurzes empfehlendes Wort mit auf den Weg gegeben werden.[15]) Sein Verfasser, Fritz Krauß, ist leider im Dezember 1914 als junger Offizier auf dem westlichen Kriegsschauplatz gefallen. Von Goethe und Marianne Willemer bis auf Stefan George haben zahllose berühmte Gäste auf der ehemaligen Besitzung Fritz Schlossers geweilt, und die Erinnerung an die bedeutendsten unter ihnen zu pflegen und festzuhalten ist ein kunstverständiger Erbe, Freiherr Alexander v. Bernus, bereit.

Eine grundlegende Veröffentlichung beschert uns Hans v. Müller in den Tagebüchern E. Th. A. Hoffmanns.[16]) Während die 1904 von Müller entdeckten Tagebücher aus den Jahren 1812, 1813 und 1815, die das Märkische Museum heute aus Hitzigs Nachlaß verwahrt, mittlerweile in der Forschung schon mehrfach verwertet worden sind, legt Müller jetzt auch die 1909 dazu gefundenen Jahrgänge 1809, 1811 und 1814 vor, so daß wir nicht nur eine geschlossene Reihe kennen, sondern vor allen Dingen völlig unabhängig von Hitzigs willkürlich auswählender Benutzung sind.

Aus der Absicht des Künstlers, mit sich selber fertig zu werden, sind diese Tagebücher entstanden. Für sich und für niemand anders hat Hoffmann seine Aufzeichnungen gemacht. Sigel und Abkürzungen, eingestreute fremdsprachige Brocken, die gelegentliche Schreibung deutscher Worte in griechischen Buchstaben, kurz die ganze äußere Form spricht dafür. Und rückhaltslos vertraut er diesen Blättern sein Leben an. Nicht umsonst stoßen wir unter dem 23. Februar 1804 auf die Bemerkung: „Ich lese Rousseaus ‚Bekenntnisse' vielleicht zum 30sten mahl." Zwar hält sich Hoffmann zunächst an die feste Einteilung in V. M. (Vormittag) und N. M. (Nachmittag), aber mehr noch als von seinem Tagewerk will er sich von seiner Stimmung Rechenschaft geben, ohne daß er dabei den Versuch macht, Kompromittierendes, wie etwa die Einwirkung des Alkohols, zu verbergen. Eher könnte man ihm gelegentlich selbsterzieherische Absicht zutrauen. So ringt er zweifellos mit seiner Liebe zu Julia Marc, aber die Beobachtungsfreude des Künstlers an dem Auf und Ab der Gefühle, dem er oft wie ein unbeteiligter Dritter zuzusehen scheint, ist doch stärker als alle vernunftgemäßen Anwandlungen. Daß eine größere Unterbrechung des Tagebuchs (vom Mai bis Dezember 1811), die wir der begreiflichen Eifersucht von Hoffmanns Frau verdanken, die Kenntnis eines Teils dieser Vorgänge uns entzieht, bleibt vom Standpunkt des Seelenforschers zu beklagen. Nicht würdigen läßt sich in diesem Rahmen, was der Band zur Entstehungsgeschichte Hoffmannscher Werke enthält, aber durch eine ausgezeichnete systematische Zusammenstellung am Schluß bietet der Herausgeber die Möglichkeit einer sofortigen Ausnutzung, wie denn die Hoffmannschen Tagebücher in Hans v. Müller nicht nur ihren Wiederentdecker, sondern auch ihren mit einfühlendem Verständnis begabten Erschließer gefunden haben. Rücksichtslose Wahrheitsliebe und äußerste Sorgfalt sind die Norm dieser geradezu leidenschaftlichen Sammlernatur. Oft peinlich umständlich, sucht er in sein Druckbild möglichst viel von den psychologischen Anhaltspunkten der Handschrift hinüberzuretten, und wir folgen seiner Führung um so lieber, weil er uns eines der wertvollsten Seelendokumente der Romantik neu geschenkt hat.

Von der Begründung eines Eichendorffbundes sei wenigstens durch flüchtigen Hinweis Kenntnis gegeben. Anerkannte Vertreter deutscher Kunst wie Thoma, Pfitzner, Schaukal, Kellermann stellen dem Vorstand ihre Namen zur Verfügung. Über das Literarhistorische

15) Stift Neuburg eine Romantikerklause. Ein Wegweiser durch die Sammlungen des Stifts von Fritz Krauß. Kempten 1913, Jos. Kösel, Graphische Anstalt.

16) E. Th. A. Hoffmanns Tagebücher und literarische Entwürfe. Mit Erläuterungen und ausführlichen Verzeichnissen herausg. von Hans v. Müller. 1. Bd. Texte. Berlin 1915, Gebrüder Paetel. Geh. M. 10,—. — Zur Frage der in dieser Zeitschrift bereits erwähnten Hoffmannschen Napoleonkarikaturen ist jetzt mein Aufsatz im Literarischen Echo 16. Jahrg. (1913/14) Heft 13 Sp. 894/97 und meine Veröffentlichung für die Gesellschaft der Bibliophilen „Die deutsche Napoleonkarikatur" (1915) zu vergleichen, die beide auch Wiedergaben der in Frage kommenden Blätter enthalten. Ein Erläuterungstext zum Hauptblatt, der wohl Hoffmann selber zuzuschreiben ist, wird im Literarischen Echo mit Erläuterungen abgedruckt und in der Buchausgabe im Faksimile geboten.

hinaus scheinen sich die Ziele des Bundes auf die Pflege „romantischer Weltanschauung" zu erstrecken. Da bleibt zunächst abzuwarten, wie der wieder auflebende Eichendorffkalender und die geplante Kulturzeitschrift „Der Wächter" aussehen werden. Am liebsten hörte man indes, daß eine solche auf die Pflege einer Künstlerindividualität zugeschnittene Organisation die Durchführung der kritischen Gesamtausgabe sicherte.

Eine Arbeit Elsa v. Kleins führt in die literarisch-künstlerischen Kreise Königsbergs, die namentlich in der Zeit von 1806—1810 engere Beziehungen zur Romantik haben. Sie ist der etwas stoffbeschwerten Form nach eine Entstehungsgeschichte von Schenkendorfs nur bruchstückweise erhaltenem Liederspiel „Die Bernsteinküste", das am 2. März 1809 in der Wohnung des Landhofmeisters v. Auerswald vor der Königin Luise seine Aufführung erlebte, gibt aber inhaltlich eine Fülle brauchbarer Nachweisungen und Zusammenstellungen über romantische Zusammenhänge überhaupt, so daß ihr allgemeineres Interesse zugestanden werden darf.[17]) Die Schilderung der bemerkenswerten geistigen Sphäre, in der sich das damalige preußische Hofleben abspielte, die Einflüsse, unter denen der nachmalige König Friedrich Wilhelm IV. steht, das Fortleben Herderscher Gedanken, die musikalischen Anregungen Reichardts, — solche Themen machen die Arbeit jedem Romantikforscher wertvoll. Nicht fehlen dürfte freilich eine Art von Rekonstruktionsversuch der Schenkendorfschen Dichtung, der zugleich auch der Arbeit einen festeren Zusammenhalt gegeben hätte.

Zur romantischen Malerei sind einige Beiträge zu nennen: Andreas Aubert, der Rungeforscher, wendet sich Caspar David Friedrich zu, von dessen Werken die Mannheimer Kunsthalle Anfang 1916 eine größere Ausstellung veranstaltet hat. Spitzweg hat durch Uhde-Bernays eine neue sachverständige Würdigung erfahren. Leider liegen die betreffenden Veröffentlichungen zu einer eingehenderen Betrachtung nicht vor.

Von der Romantik führen noch sichtbare Verbindungsfäden zu Grabbes Lustspiel „Scherz, Satire, Ironie und tiefere Bedeutung", das der Verlag Kurt Wolff nach einer im Besitz des Grabbesammlers Alfred Bergmann befindlichen älteren Fassung in einer beschränkten Auflage hat abdrucken und von dem Darmstädter Künstler Karl Thylmann, der vor kurzem gefallen ist, mit zwölf Originalholzschnitten hat schmücken lassen[18]) — zum Genuß der immer größer werdenden Bibliophilengemeinde in Deutschland.

An Schulausgaben sind diesmal nur zwei zu verzeichnen: Ludwig Tiecks Camoensnovelle „Der Tod des Dichters", der Bruchstücke aus den Lusiaden in der Übersetzung von A. W. Schlegel und Wilhelm Storck beigegeben wurden[19]), und Friedrich Rückerts überarbeitende Verdeutschung des persischen Epos „Rostem und Suhrab"[20]), das die bayrische Schulordnung als Lektüre für die sechste Klasse der bayrischen Mittelschulen empfiehlt. In beiden Fällen handelt es sich um Ausgaben, die den Lesestoff unserer höheren Schulen in zweckmäßiger Weise vermehren.

17) Schenkendorfs Liederspiel „Die Bernsteinküste". Von Dr. Elsa v. Klein. Halle a. S., Max Niemeyer. M 3,60.

18) Christian Dietrich Grabbe, Scherz Satire, Ironie und tiefere Bedeutung. Ein Lustspiel. Mit 12 Originalholzschnitten von Karl Thylmann. Leipzig 1915, Kurt Wolff Verlag. Geb. M. 6,—.

19) Tod des Dichters. Novelle von Ludwig Tieck. Bruchstücke aus den Lusiaden von Luis de Camoens. Herausg. von Dr. Maja Loehr. Graesers Schulausgaben klassischer Werke Heft 109/10. Leipzig und Berlin, B. G. Teubner. Geh. M. 1,—.

20) Rostem und Suhrab. Eine Heldengeschichte von Friedrich Rückert. Herausg. und erläutert von Oskar Schwarz, K. Gymnasiallehrer am Luitpoldgymnasium in München. München 1915, Verlag von Heinrich Hugendubel. Geh. M. 1,20.

Drama der Gegenwart.

Von **Robert Petsch** in Posen.

Vor dem Kriege habe ich hier ausführlich über die Hauptströmungen im Drama der Gegenwart berichtet (Bd. 28, S. 305ff., 402ff., 483ff.). Es kam mir damals vor allem darauf an, vom Standpunkt der Literaturgeschichte aus einen Überblick über die neu errungenen künstlerischen Werte zu geben und das Drama als Spiegel der geistigen und sozialen Strömungen unseres Zeitalters zu würdigen. Dabei traten naturgemäß jene Bestrebungen in den Vordergrund, die heute in der Öffentlichkeit, vor allem in der Presse, am lebhaftesten erörtert, auch im Auslande mit besonderer Aufmerksamkeit verfolgt werden und die vielleicht auch ein künftiger Geschichtschreiber als kennzeichnend für die „Gesellschaft" unseres Zeitalters ansehen wird. Aber wir dürfen uns nicht verhehlen (und es blieb auch in jenem Aufsatze nicht unausgesprochen), daß wir damit immer nur den mehr oder weniger künstlerisch-dramatischen Ausdruck des inneren Lebens ganz bestimmter Volkskreise umschrieben, deren Umfang und Bedeutung für das Ganze der Nation man denn doch nicht überschätzen darf. Der Weltkrieg hat z. B. gezeigt, daß eine Fülle von Kraft und von Hingabe an geistigen Werten in diesem Volk vorhanden war, woran die wenigsten glauben wollten, die unser „Geistesleben" nur aus der Presse und aus der Kunst eines offenbaren Verfalls kennen gelernt hatten. Dieses „Bürgertum", dessen Schwäche und Sattheit von einem überreizten Geschlecht grausam aufgetrieben, dessen Bild im Hohlspiegel herzloser Satire um ihrer selbst willen verzerrt worden war, erwies sich merkwürdigerweise als gar nicht so rückständig und beschränkt, so faul und verlogen, sondern als Hüter einer sehr gesunden Volkskraft, die sich im Zuschlagen und im Durchhalten, im Dulden und fortwährenden Opfern bewährte. Hier, wie bei den angeblich verwöhnten und verweichlichten „oberen Zehntausend", wie in den Tiefen des Volkes — überall dasselbe Heldentum, das nur, in der Art unserer Zeit, nicht gern viel von sich reden machte, sondern sich eher unter absonderlichen Masken versteckte.

Sollten nun diese Riesenkräfte, die in unserem Volke schlummerten, in den Zeiten vor dem Weltkriege und in der stahlharten Gegenwart gar keinen künstlerischen Ausdruck gefunden haben? Sollte auf den Bahnen eines Ernst v. Wildenbruch nicht noch mancher gewandelt sein, der ähnliche Kraft und reine Vaterlandsgesinnung, vielleicht aber noch stärkere dramatische Folgerichtigkeit, reineres Formgefühl und höhere, künstlerische Ausgeglichenheit in sich vereinigte, der vielleicht auch den berechtigten und zukunftssicheren Strebungen in der eigentlich „modernen Welt" noch besser entgegenzukommen wußte? Vielleicht war kein überwältigender Dramatiker darunter, der einem Shakespeare oder Schiller gleich die Zeitgenossen und die Welt mit fortzureißen vermochte, aber dennoch so mancher, der in seiner Art das Recht beanspruchen durfte, seiner künstlerischen Eigenschaften wegen so gut wie als dichterischer Fürsprecher ungeheurer und für die Zukunft entscheidender Volkskreise gehört zu werden. Wenn Presse und Theater, wie sie heute einmal beschaffen sind, geflissentlich an dem vorübergehen sollten, was gesund, was vaterländisch, was vor allem echt und wahr empfunden, aber nicht eben „sensationell" ist (künstlerischen Wert immer vorausgesetzt!), so darf sicherlich die Schule das allgemeine Totschweigen oder Schnell-Vergessen nicht mitmachen. Sie wird sich nicht einseitig auf den Standpunkt einer religiösen, politischen oder sozialen Gruppe stellen, sich noch weniger auf irgendwelche philosophische oder unphilosophische Weltanschauung vereidigen lassen; aber sie wird die Jugend, gerade die heranwachsende deutsche Jugend gewiß vor allem dahin führen wollen, wo inmitten einer Verfallskultur, deren Anzeichen auch im Weltkriege nicht verschwunden sind, frisches, gesundes Leben auf dem Boden der dramatischen Kunst zu erwachsen beginnt.

Ich bin ja überzeugt, daß ein ernster Lehrer einer tüchtigen Prima auch jene Verfallserscheinungen nicht zu verleugnen braucht, — beschimpfen wird er sie ja wohl nicht, soweit er ein wahrhaft gebildeter, auch geschichtlich gebildeter Mann ist, dem der tiefe Sinn der „Notwendigkeit" auch im künstlerischen Geschehen aufgegangen ist. Er wird also z. B. auch

wohl am geeigneten Orte[1]) einen Blick hinübertun auf die moderne und modernste Auffassung des freien Weibes, auf den „Feminismus“ der Amerikaner und seine ungeheuren volkswirtschaftlichen und bildungsgeschichtlichen Gefahren[2]); und er wird sich nicht scheuen, auf das leidenschaftlich alle Schranken überschreitende oder naturhaft-raubtiermäßig lauernde und vernichtende Weib bei Strindberg und seinen künstlerisch so viel geringeren deutschen Jüngern, z. B. bei Wedekind hinzuweisen. Er wird auch nicht verschweigen, daß der deutsche Bürgerstand, dessen herrlichem Emporstreben die ganze große Kultur des deutschen Idealismus zu danken ist, in der Berührung mit kapitalistischem Geiste, d. h. zumeist mit ausländischem Geiste, Entartungserscheinungen gezeitigt hat, die nun von Dichtern wie Sternheim, Georg Kaiser, Kornfeld[3]) u. a. mit unbarmherziger Grausamkeit, aber mit einer wahrhaft verblüffenden Technik dargestellt werden: es dürfte endlich der Mühe lohnen, an einem besonders wohlgelungenen Beispiel den Schülern Art und Weise des „Expressionismus“ vorzuführen, der das Absonderliche und Unerhörte in Erlebnis und Stimmung auch mit absonderlichen und unerhörten Mitteln des Klanges, des Bildes und der Gebärde auszudrücken sucht. Auch hier kommt alles immer auf die Persönlichkeit des Lehrers und — der Klasse an! Ein rechter Deutschlehrer in den oberen Klassen soll so etwas wie ein Gewissensrat seiner Schüler, vor allem in Sachen ihrer unter starkem Ringen sich bildenden Welt- und Kunstanschauung sein oder werden. Kann er hierbei dem Religions- und Geschichtslehrer, vielleicht auch dem Naturforscher die Hand reichen, um so besser fürs Ganze. Ich pflege aber, wenn meine Schüler mich fragen, ob sie zu der und jener Aufführung von Strindberg, von Wedekind oder Sternheim usw. gehen „sollen“, zu sagen: „Verbieten tue ich's Ihnen nicht, und ich werde Sie auch nicht verkennen, wenn sie hineingehen. Aber wünschen möchte ich, um Ihrer selbst und um des Dichters willen, daß Sie diese Dinge, die Sie jetzt unmöglich ganz verdauen und rein künstlerisch verarbeiten können, erst als reife Menschen mit einiger Lebenserfahrung sehen. Bilder dieser Art, in Ihrem Alter aufgenommen, können Ihnen das bißchen Jugendglück zerstören, das ich Ihnen von Herzen gönne.“ Natürlich werden da auch Stadt und Land, Groß- und Mittelstadt verschiedene Anforderungen stellen. Wenn in einer kleinen Landstadt eine reisende Truppe den „Erdgeist“ spielt, so gehören selbstverständlich die Schüler unter keinen Umständen hinein. Aber das berührt erzieherische Fragen, die über den Rahmen dieses Berichts hinausführen.

Wir wollen hier vor allem einige neuere Erscheinungen berücksichtigen, die für den deutschen Unterricht in den Oberklassen, insbesondere auch für die Privatlektüre in Betracht kommen, und deren Besuch der Lehrer in Städten, wo eine tüchtige und wagemutige Bühne vorhanden ist, mit gutem Gewissen anregen kann. Von geschichtlichen Dramen der Gegenwart, besonders solchen, die sich um die Gestalt des Kronprinzen Friedrich und seine Flucht im Jahre 1730 bewegten, war hier schon ausführlich die Rede.[4])

---

1) Von der Kriemhild des Nibelungenliedes läßt sich eine Brücke schlagen, ebenso von Shakespeares Kleopatra oder von Goethes Adelheid von Walldorf und Schillers Gräfin Terzky!

2) Vgl. Paul Ernst, Die Zerstörung der Ehe. Darmstadt 1917, Falkenverlag. (Ein wichtiges Buch für jeden Erzieher!)

3) Vgl. etwa Sternheim, „1913“ (Die Tragikomödie des Kapitalismus) und „Tabula rasa“ (diejenige des Sozialismus) (beide bei K. Wolff, Leipzig); Kornfeld, „Verführung“ (Berlin, S. Fischer).

4) Bd. 29 S. 43ff.; 246ff., 385ff. Inzwischen habe ich mit einer Untersekunda den „Preußengeist“ von Paul Ernst gelesen (Leipzig, Reclam), auch einzelne Auftritte daraus bei einer Schulfeier aufführen lassen und kann den Amtsgenossen nur empfehlen, den Versuch gleichfalls zu wagen. Nebenher wird sich ein freier Vortrag über Burtes „Katte“ ermöglichen lassen. Der Lehrer selbst wird einige besonders farbenprächtige Szenen aus Emil Ludwig vorlesen können, um vor allem das Ohr des Schülers für künstlerische Stilunterschiede zu schulen. Die hier (Bd. 28, S. 404 f.) eingehender gewürdigte tragische Grundanschauung Paul Ernsts könnte dann noch in einem freien Vortrage im Anschluß an sein mittelalterliches Kaiserdrama („Canossa“) festgelegt und vor der Klasse erörtert werden. Von Ernsts dramaturgischen Aufsätzen („Der Weg zur Form“) ist eine sehr erwünschte Neuauflage erschienen (München, bei Georg Müller, als 11. Band der „Gesammelten Schriften“). Im selben Verlag: 1. Eine wichtige Aufsatzsammlung, mit Beiträgen von Wilhelm Schäfer, Karl Scheffler, Joh. Schlaf,

Ob das geschichtliche Drama in naher Zukunft aus dem, was wir in diesem Kriege gelernt haben, eine über das Stoffliche hinausgreifende Befruchtung erfahren wird, läßt sich noch nicht sagen; jedenfalls müssen die großen, innerlichen Erlebnisse der Zeit erst einmal aus einem gewissen Abstand ruhig verarbeitet werden — vielleicht zieht dann die Dichtkunst (wie die Geschichtsforschung nach 1871) aus dem allgemeinen Zuwachs an „historischen Ideen" neue Nahrung. Inzwischen sei doch darauf hingewiesen, daß wir an tüchtigen Dramatikern auf diesem Felde nicht arm sind, wenn es auch nicht immer die deutsche, zumal die Reichsgeschichte ist, auf deren Boden ihre Ernte reift. Hermann Burte, dem Dichter des „Katte", verdanken wir ein ganz ausgezeichnetes geschichtliches Charakterbild aus der schwäbischen Stammesgeschichte in seinem „Herzog Utz", der weit mehr gibt als eine Ehetragödie aus fürstlichen Kreisen: wirft doch der Dichter wieder und mit größerer Reife die Frage auf, die er jugendlich in seinem verheißungsvollen, aber verworrenen und vielfach verzeichneten Roman „Wildfeuer" gestellt und in einem Einakter behandelt hatte: es ist die Frage des „kranken Königs"[5]), dessen Herrscherwille erschlafft ist, und der einer gründlichen Seelenkur bedarf, um sich zu seinen eigentlich fürstlichen Pflichten zurückzufinden. Die Art, wie Burte vom Standpunkt des erstarkten Ichbewußtseins und eines gesunden politischen Machttriebes her die heikle Frage anfaßt, wie er sie in echtes dramatisches Leben umsetzt, das verspricht reichen Gewinn für die Stählung jugendlicher Herzen gegen gleich- und schlappmacherische Phrasen aller Art.

Viel weniger geeignet für das jugendliche Alter erscheint mir das vielumstrittene Drama „Louis Ferdinand Prinz von Preußen" von Fritz v. Unruh.[6]) In dem Dichter ringen wahrlich nicht geringe Kräfte der Gestaltung und des Ausdrucks noch mit einer starken jugendlichen Unausgeglichenheit und Unreife. Wie sich der strahlende Prinz, dessen Führereigenschaften wir freilich seiner schwärmenden Umgebung beiderlei Geschlechts aufs Wort glauben müssen (noch viel mehr als bei Goethes Egmont!), von einem zerfahrenen Genießer- und Alles-Versucher-Dasein zum entschlossenen Vorkämpfer des leidenden Vaterlandes durchringt, und warum er dann doch schließlich die Krone, die ihm angetragen wird, nicht annehmen mag, sondern den Tod im Felde sucht, das alles wird dem Leser nicht recht klar. Vielleicht vermag eine sehr gute Aufführung es zum Erlebnis zu erheben und die abgerissene,

---

W. v. Scholz u. a.: „Paul Ernst. Zu seinem 50. Geburtstag", herausg. von W. Mahrholz, 1916. 2. (Wichtig auch für Schulbibliotheken!) Ernsts zeitgenössische Romane: „Der schmale Weg zum Glück" und „Saat auf Hoffnung".

5) Alle Werke von Burte im Verlag von Gideon K. Sarasin, Leipzig. Seit dem Abschluß unseres Berichtes ist ein neues dramatisches Werk von Burte erschienen: „Simson, ein Schauspiel" (1917). Der Dichter hat dem neuerdings viel behandelten biblischen Stoff (vgl. Eulenberg, Wedekind u. a.) nicht bloß neue Seiten abgewonnen, sondern ihn mit reichem, persönlichem Leben erfüllt. Der auserwählte Streiter, der von seinem eigenen Volk an die Philister verraten wird, der vergeblich versucht, sich selbst durchzusetzen und dem Gotte, der ihn treibt, zu entfliehen, und der endlich im tiefsten Leide sich wiederfindet — das ist gewiß ein großer Wurf und eines echten Dichters würdig. Aber Burte schädigt sein Drama empfindlich, indem er die wichtigsten Wandlungen hinter die Bühne verlegt und uns nur ihre Wirkung vorführt. Und das in einer aufgeregten, nicht bloß ein-, sondern auch aufdringlichen Sprache, die nach Vertonung schreit, wie denn das ganze Werk mit seiner prangenden Bilderfülle und seinen starken Bühneneffekten oft an die Oper gemahnt. Bei aller Größe des Schauens ist das Drama nicht genügend ausgereift, als daß wir es dem Schüler in die Hand geben möchten. Ein verwandtes Thema behandelt Stefan Zweig in seinem streng stilisierten Ausdrucksdrama „Jeremias" (Leipzig, Inselverlag). Hier herrscht echtes dramatisches Leben in dem Ringen des Propheten mit dem Gott in seinem Busen und mit dem widerstrebenden Volke, das er durch Selbstüberwindung schließlich zur Höhe führt. Bei aller Strenge des Baues ist die Darstellung von außerordentlicher Leuchtkraft und die Sprache von zwingender, echt dramatischer Gewalt. Viel mehr lyrisch ist wieder Arno Nadels gedanken- und formschönes Drama „Adam" ausgefallen (Leipzig, Inselverlag), und die Überwindung alles Selbstischen, Gewaltsamen, Verbrecherischen in der Seele des ersten Menschen durch die hingebende Liebe seines Weibes wirkt mehr rührend als überzeugend.

6) Berlin, Erich Reiß. 1914. Über U's neuestes Drama „Ein Geschlecht" vgl. J. Petersen, Lit. Echo, Bd. 20, Sp. 501 ff.

oft auf Phrasen einherstelzende Redeweise (besonders der Gestalten niederer Ordnung) verständlich zu machen. Unruh bewährt eine starke Kraft der atmosphärischen Wirkung, aber der Übergang aus dem Dunst zur Klarheit gelingt ihm nicht recht, und um so fremdartiger wirken dann einige große, starke Linien, die seinen Helden doch von fernher dem „Prinzen von Homburg" annähern. Die Atmosphäre selbst ist aber so stark mit schwüler Erotik und müder Entartung gesättigt, daß die vaterländischen Töne, die der Dichter anschlägt, nicht rein und stark in uns nachklingen wollen.

Im übrigen wird die geschichtliche Dichtung, sobald sie sich nur auf ihr schönstes Vorrecht besinnt, die tragenden und treibenden Gedanken im Wirrwarr des Geschehens sichtbar werden zu lassen, von dem absterbenden Impressionismus so gut wie von dem heute so laut gepriesenen Expressionismus Vorteil ziehen können. Ich sehe zwar noch nicht, daß die letztere Richtung allein das Heil bringen könnte. Ein Dichter wie Georg Kaiser, der noch kaum seinen eigenen Stil gefunden haben dürfte, der aber trotz einiger Fehlschläge (wie mit der gewöhnlich-possenhaften „Sorina") und überhetzter Kinostücke („Von Morgen bis Mitternacht") große Verheißungen mitzubringen scheint, hat vielleicht mit seinen „Bürgern von Calais" das Höchste geleistet, was die neue „Ausdruckskunst" auf geschichtlichem Gebiet irgend leisten kann.[7]) Aber die Siedehitze der einzelnen Szenen, das von Gedankenspielen und Spitzfindigkeiten triefende Pathos der Rede und vor allem die überkünstliche Zuspitzung des Problems halten uns eben doch bei nervenaufpeitschenden Augenblicksbildern aus der Vergangenheit fest und lassen uns den großen Atem des geschichtlichen Geschehens nur in Augenblicken verspüren. Freilich wird ein reifer Leser und Zuschauer sich der Wirkung der großen Gastmahlsszene nicht entziehen können; unseren Jungen aber wird man wohl die nötige innere Ruhe, die eine rein künstlerische Aufnahme verbürgt, nur in ganz seltenen Fällen zutrauen können. Wurde doch bei der ersten Wiener Aufführung trotz hervorragender Besetzung der Hauptrollen, „trotz Rhythmus und edler Massengeste und sicherer Chordressur das Ganze als Marter" empfunden.[8]) Wir vermissen bei aller ehrlichen Anerkennung der geistigen Durchdringung des Problems den belebenden Atem einer frischen Willenshandlung, ohne die das Drama nun einmal nicht sein kann.

Wenn die dramatische Dichtung der jüngsten Schule nach der gedankenhaften, so schweift diejenige der älteren oft genug nach der lyrischen Seite hin aus oder begnügt sich mit einzelnen, stimmungserfüllten Bildern. Karl Schönherr zumal scheint die Kunst des geschlossenen, dramatischen Aufbaus, die er in seiner gewaltigen Bauerntragödie „Erde" meisterlich zu handhaben wußte, mit der Zeit abhanden zu kommen. Seine Ehetragödie „Weibsteufel" krankte schon sehr an jener epischen Breite, die das tragische Erleben des um seine Würde ringenden und durch fortgesetzte seelische Mißhandlungen zur Furie sich entwickelnden Weibes zu ersticken drohte; die Zuhörer ergötzten sich schließlich an einzelnen „pikanten" Szenen, und das Ganze verfiel einer Beurteilung, die seinem ernsten Gehalt nicht gerecht wurde; unserer Jugend dürfte die nötige Reife zum wahren Genusse des Dramas kaum zugemutet werden, doch sollte man ihr das Tiroler Drama „Volk in Not" darbieten — freilich mit Kritik! Die Kunst des Dichters von „Glaube und Heimat", große Massenbewegungen in einzelne Vorgänge aufzulösen und uns durch lauter Teilwirkungen mitzureißen zu einem starken Gesamteindruck versagt auch hier nicht ganz, aber die Einheitlichkeit des Ganzen ist bedeutend schwächer wie in dem älteren Stück, und jene musivische Technik, der die Geschichtsromane von Ricarda

---

7) Berlin, S. Fischer.

8) Nach dem ausgezeichneten Bericht von Alfred Polgar über die Aufführung vom 11. Oktober 1917 in der „Vossischen Zeitung". Ebenda: „Die ganze Atmosphäre des Dramas ist von seltsam harter und reiner Kälte. Den Menschen friert der Hauch vorm Munde und ihre Rede kristallisiert zu bizarren Formen. Die einfache und in ihrer Einfachheit bezwingende historische Anekdote" (von den sechs Bürgern, die sich dem englischen Sieger freiwillig ausliefern wollen, um den Hafen ihrer Stadt zu retten) „scheint von Tiefsinn unterkellert und von Philosophie überwölbt. Etwas spitz Spintisierendes steckt in der ganzen künstlerischen Arbeit, das gedankliche Pathos ist bis zur Fistelstimme hinaufgetrieben". Sollte das nicht bis zu einem gewissen Grade auch von manchem anderen expressionistischen Drama gelten? — Das Buch erschien in S. Fischers Verlag zu Berlin.

Huch[9]) ihre beste Wirkung verdanken, widerstrebt eben der dramatischen Gattung. Schönherr gibt aus dem großen Kriegsdrama nur drei Auftritte von verschiedener Leuchtkraft, zusammengehalten durch die Schicksale einer Familie, die doch wieder nicht im Mittelpunkt unserer Teilnahme steht; auch hier strebt, wie bei diesem Dichter so oft, die Handlung über das irdische Maß hinaus und endigt mit dem heldenmütigen Verzicht auf den natürlichen Willen; im Augenblick mag wohl eine starke Wirkung davon ausgehen, zumal Schönherr die Ausdrucksmittel seiner Mundart meisterlich beherrscht wie je — wenn nur den „Umwandlungen" am Schluß ein wirkliches Ringen vorausginge und sie nicht manchmal so plötzlich kämen, wie aus der Pistole geschossen. Schönherrs neuestes Werk „Frau Suitner" hat diese Klippe glücklich vermieden; aber das Leiden der trefflichen Krämersfrau, die auf der Höhe ihrer geschäftlichen Erfolge sich plötzlich als kinderloses Weib einer gähnenden Leere gegenübersieht, ihre Eifersucht auf die lebensprühende Magd, die ihren Mann zu fesseln weiß, endlich ihr freiwilliger Tod — das alles mutet uns in der Gesamtheit an wie eine große traurige Ballade, zumal von einem eigentlichen Ringen zwischen den beiden Frauengestalten wiederum keine Rede ist. Wozu die Aufführung? Gewiß verhilft sie den einzelnen Bildern zu sinnfälliger Wirkung, aber auch der Erzähler Schönherr darf doch seiner Wirkungen gewiß sein.[10])

Einen Dichter von unverkennbarer dramatischer Gestaltungskraft begrüßen wir dagegen in Otto Erler. Er verspürt im geschichtlichen Leben den Pulsschlag menschlicher Leidenschaften und greift das Persönlich-Kampfhafte heraus, ohne den großen Hintergrund und die Bedeutung des Geschehnisses zu übersehen. Einen Kampf zwischen Herr und Günstling behandelte sein dramatisches Erstlingswerk „Zar Peter". Mit dem gewaltigen Kulturkaiser ringt Alexander Mentschikoff zu dreien Malen: um das Weib, um den Thronfolger, um die Krone. Katharina ist nicht ihm, sondern Peter zugefallen, weil die beiden Liebenden in ihrem Stolz ihr Gefühl einander nicht zu gestehen wagten; den schwächlichen Alexei versucht Mentschikoff vergebens zur Größe aufzupeitschen, der Vater schlägt den Weichling nieder, während er sich vor einem würdigen Sohne wohl gebeugt hätte; endlich gelingt es dem Emporkömmling, den Zar mit brutaler Gewalt zu überwinden, ja der Sterbende bestimmt ihm die Krone, aber nun zeigt sich der Sieger als Skule-Natur, die man nur an einer zweiten Stelle gebrauchen kann. Der Starke ist gestürzt, und sein Werk scheint so gut wie vernichtet. Eine tragische Stimmung von zwingender und erschütternder Gewalt durchzieht diese farbenprächtige Handlung, die uns wohl etwas von dem Atem der Weltgeschichte spüren läßt; leider nur ist der Dichter so wenig wie seine Vorgänger[11]) der ungeheuren Stoffmasse Herr geworden. Bei weitem besser aufgebaut, aber wohl auch von geringerer Schlagkraft ist sein neues Werk „Struensee". Die Stärke der Dichtung liegt in der feinen, seelischen Entwicklung des Liebesverhältnisses zwischen der unglücklichen Königin Karoline Mathilde von Dänemark und ihrem deutschen Leibarzt. Struensee hat den schwächlichen König zu Reformen in seinem Land veranlaßt, die den stärksten Widerstand der Stiefmutter des Königs und der Aristokratenpartei herausfordern; die Entdeckung seiner Herzensgeheimnisse führt zu seinem Sturz und zur Trennung der königlichen Ehe. Aber die politischen Kämpfe geben nur den Hintergrund ab für eine seelische Handlung von seltener Feinheit, durch die Erler seine Vorgänger (u. a. Michael Beer und H. Laube) weit in den Schatten gestellt hat; selbst bei der Königin-Mutter ist mehr die Fürsorge für ihr verzärteltes Söhnlein und die Neigung zu ihrem Sekretär Guldberg im Spiel als eigentlich politischer Ehrgeiz. Nur Guldberg selber ist es eigentlich um die Macht zu tun, und er benutzt die ganze Herrscherfamilie als Figuren in seinem Spiel. Kein Zweifel, daß der Dichter mit der starken Verquickung staatlicher und menschlich-allzu menschlicher Beweggründe eine Art geschichtlichen Glaubensbekenntnisses ablegt, ohne daß er doch nur auf einen Augenblick zum Prediger einer Weltanschauung

9) Vgl. besonders „Die Geschichte von Garibaldi" und ihr Meisterwerk „Der große Krieg in Deutschland" (3 Bde., Leipzig, Inselverlag).

10) Schönherrs Dramen erscheinen im Verlag von Staackmann in Leipzig. Zum Stoffe vgl. seine prächtige Erzählung von der Schlacht am Berge Isel: „Tiroler Bauern von 1809" (in der Sammlung „Aus meinem Merkbuch").

11) Vgl. z. B. das blutrünstige Drama des Neuklassizisten S. Lublinski, „Peter von Rußland".

würde. In die Maschen dieses Netzes aber verfängt sich der großgesinnte, von edler Leidenschaft erfüllte Deutsche, verfängt sich auch die Königin, der „Engel aus Engelland", die zum erstenmal das Glück einer wahren Liebe aus der Ferne winken sieht. Hier spielt sich aber keine schale Ehebruchstragödie hinter verschlossenen Türen ab. Frei und kühn verlangen die Liebenden von dem König, daß er ihnen das Feld räume; aber der Schwächling versagt der großen Forderung gegenüber, und das bißchen Größe, zu der ihn Struensee aufgerüttelt hat, macht gemeiner Eifersucht und kleinlichen Intrigen Platz. Der ewige Widerspruch zwischen Herzensrechten und konventionellem Zwange soll hier gleichsam in der reinsten Form ausgefochten werden, und während das Liebespaar sich angesichts der Gefahr und des Todes zur höchsten Menschlichkeit steigert, versinkt die Umwelt in völlige Gemeinheit und Verrohung, um dann doch äußerlich zu triumphieren, — ein Vorgang „tragischer Integration", wie wir ihn bei den deutschen Neuklassizisten, Paul Ernst voran, zu erleben pflegten. Immerhin wird der allgemein-menschliche Gehalt des Ganzen, den der Dichter herausarbeiten wollte, doch stark beeinträchtigt durch die Zerfahrenheit und Vermorschtheit dieser Rokokowelt am dänischen Hofe, durch den im Hintergrunde lauernden Wahnsinn des Königs und manches andere, was eben nicht mit unmittelbar überzeugender Kraft herausgearbeitet ist. Und gerade auf solche allgemeine Gültigkeit des Konflikts und seiner Lösung muß ein Dichter bedacht sein, der so mannhaft wie Otto Erler die abgetakelte Lehre von der „Schuld, diesem Polizeibegriff der Ästhetik, der untrennbar von Strafe oder Sühne ist", verwirft und das Drama unter einen ganz anderen Gesichtspunkt rückt: die neue Tragödie, die er sucht, entsteht, „wenn charakternotwendig wahr und gerecht, also sittlich handelnde Menschen, in denen ein elementares Problem Leben gewann, durch ihr Handeln das Gleichgewicht ihrer Lebenskräfte, von dem allein ihre Lebensmöglichkeit abhängt, unheilbar zerstören." Struensee und seine geliebte Königin, die beide mit ein bißchen Verstellung und feigem Nachgeben ein heimliches „Glück" genießen könnten, die aber ihrer Liebe treu bleiben bis zum äußersten und damit aus dem Kreise der Lebensfähigen ausscheiden, das sind echt tragische Gestalten, zu deren vollem Verständnis auch reife Jugend befähigt werden muß. Möge es Erler gelingen, mit seinem Ringen um die innere und äußere Form der Tragödie den eigenen Ton vollends zu finden; einstweilen fühlen wir uns noch manchmal peinlich berührt von seinem Schwanken zwischen realistischer Prosa und rhythmischer Formrede.[12])

Von gleicher Tiefe, aber reiner und sicherer im Ausdruck ist die dramatische Dichtung Eberhard Königs, die allmählich in den dauernden Besitz unserer heranwachsenden Jugend überzugehen verdient, und die eine eingehende Behandlung im Unterricht wohl verlohnt. Eberhard König ist freilich kein „Neutöner"; aber er beherrscht die sprachlichen Ausdrucksmittel mit voller Überlegenheit und weiß ihnen manche neue Note abzugewinnen, indem er das Derb-Charakteristische mit dem Feierlich-Erhabenen zu vermählen sucht. Nicht ganz selten ruht auch seine Darstellung auf dem schönen Klange aus und er verweilt bei der lyrischen Ausschöpfung der Stimmungsfülle eines Gedankens oder einer besonderen Lage, wo wir das unaufhaltsame Vorwärtsdringen der (wenn auch rein innerlichen) Entwicklung, auf die seine Handlung mit echter dramatischer Triebkraft hinweist, auch aus Vers und Sprache heraushören wollen. So fordert König sorgfältigste Vorbereitung und reifste Ausdruckskunst von der Bühne, vor allem aber von seiner Zuhörerschaft ein hohes Maß von Innerlichkeit und verständnisvollem Mitgehen, wenn das, was gerade er zu sagen hat, rein heraustreten soll. König hat in der Darstellung heldenmäßiger Entsagung und Lebensüberwindung seine ganz eigene Note und das sichert ihm eine Stelle in der Geschichte unserer Dichtung. Es steckt ein gut Stück Eberhard Königs selbst in allen seinen Helden, in denen seiner erzählenden wie seiner dramatischen Werke; nur daß die persönliche Gebärde, das unmittelbare Bekenntnis und die Mahnung in den letzteren mehr zurücktreten — zum Vorteil der künstlerischen Wirkung. König selber hat sich mehr als einmal über den eigentlichen Nerv seiner dramatischen Kunst ausgesprochen, am deutlichsten vielleicht in einem Aufsatz über „Goethe und das Heroische"[13]); auch er, dessen

12) Erlers Dramen erschienen bei H. Haessel in Leipzig. Ebenda seine Auseinandersetzung mit seinem größten Vorgänger: „Die tragischen Probleme des Struenseestoffes. Eine Betrachtung der Hebbelschen Abhandlung".

13) Im 17. Jahrgang von „Bühne und Welt".

ganze menschliche und künstlerische Art von steifem sittlichen Rückgrat zeugt, geht nicht von einem läppischen Rechenspiel mit „Schuld und Sühne" und anderen „höheren Ideen" aus. Durch seine Dichtung geht etwas von der Stimmung von Schillers Gedicht „Die Ideale": der schmerzliche Einschlag in seiner tragischen Wirkung ist der Zusammenbruch der jugendlichen Träume. Nicht zufällig hat sich König als geschmackvoller Erneuerer alter deutscher Märchen bewährt[14]) und selbst aus dem mythischen Schatze des Volkes neue Märchendichtungen gewonnen[15]), die denn auch unter Mitwirkung der Tonkunst auf der Bühne erscheinen konnten; König gehört zu unseren besten Jugendschriftstellern[16]) und verweilt auch sonst mit besonderer Liebe bei der Schilderung sonniger Kindheit. Sein neuer Roman „Fridolin Einsam"[17]), der dem Andenken W. Raabes gewidmet ist, veranschaulicht mit ergreifender Wirkung den Zusammenbruch der Kindertraumwelt in einem überempfindsamen jugendlichen Kinderherzen. Solchen Zusammenbruch erleben wir wohl am stärksten beim Übergang aus der Kinderstube in die Schule des Lebens, und für manchen bedeutet er den endgültigen Übertritt ins Philisterium; wie ihn aber König erlebt hat und uns miterleben läßt, ist das Ende kein feiger und fauler Verzicht und noch weniger ein Sichbelügen über die Nachtseiten des Daseins; es ist hohe „Verzweiflung" im Sinne Goethes, neben der „jeder Trost niederträchtig" ist[18]), jenes „Stirb und werde", das der holden Erdensonne entschlossen den Rücken zukehrt. Aber auch die Flucht aus dem Leben ist nicht Königs Art. Frei und kühn heftet er den Blick auf den Erlöser Tod, den unerbittlichen Richter dieser Zweitwelt, der aber zugleich den Blick in eine höhere Welt der ungebrochenen Erscheinungen, der ungehemmten Kräfte und unbefleckten Ideale eröffnet, in eine Welt, die sich die stark fühlende und strebende Persönlichkeit, die sich der Geistesverwandte Goethes nicht rauben lassen will. Nicht wie bei W. Raabe rumpelt der alte Würger mit seinem „Schüdderump" durch das Leben hindurch, alle reine Freude störend und alle frischen Kräfte wenigstens auf Augenblicke lähmend; sondern wie unser Rethel den „Tod als Freund" an den Sorgenstuhl des alten Küsters herantreten läßt, so grüßt König den „Gevatter Tod"[19]), der ihm den Blick für das Leben eröffnet hat, — das Leben mit seiner Endlichkeit, seiner Vergänglichkeit, seinen steten Irrungen und Wirrungen. „Überall Wahn", Wahn, der gerade die Augen der Besten trübt, aber auch die der Masse befangen hält, daß sie den Retter von sich stößt, der sie zum Land ihrer Sehnsucht führen könnte. Das Leben ist nun einmal eine Kette der Mißverständnisse, der Verkennungen, des Mißtrauens, und nur der Blick auf den Tod kann uns so weit über das Allzumenschliche erheben, daß wir die Knoten der eigenen und fremden Schicksale aufzulösen vermögen.

Das läßt sich schwer in einem Stoff aus der unmittelbaren Gegenwart darstellen; je weiter ab, desto besser. Richard Wagner hat der alten Tristanfabel ähnliche Wirkungen abgewonnen. König greift besonders gern in die germanische oder griechische Sage zurück. Man wird reiferen Schülern unbedenklich die „Klytaimnestra" in die Hand geben dürfen, zumal wenn man sie die „Orestie" griechisch oder in der Eindeutschung durch Wilamowitz-Möllendorff hat lesen lassen. Frei und doch nicht mit der Willkür Hugos v. Hoffmannsthal, so frei etwa wie einst Euripides tritt König dem alten Stoff gegenüber; mag er in der Vermenschlichung der alten Heldengestalten bis an die Grenze gehen — um so ergreifender wirkt das Tragische, das notwendige Mißverstehen der beiden Gatten, die sich in langer Trennungszeit auseinanderentwickelt haben, wirkt vor allem das Erlebnis der Königin, die den er-

---

14) Von Hollas Rocken. Mainz, Josef Scholz. Mit Bildschmuck von Hans Schroedter. M. 3,—.

15) „Von dieser und jener Welt". (Darin besonders wichtig: „Die Geschichte von der silberfarbenen Wolkensaumweise", „Das Märchen vom Waldschrat" und das Versepos: „Hermoders Ritt", z. T. auch einzeln käuflich.) Leipzig, Erich Matthes 1917. M. 4,50, geb. M. 6,—. („Der Waldschrat" auch in dramatischer Form, vertont von Hans Sommer.)

16) Vgl. besonders den „Dombaumeister von Prag" und „Ums heilige Grab", beide mit Bildschmuck von Ernst Liebermann. Mainz, Scholz. Geb. je M. 3,—.

17) Fridolin Einsam, die Geschichte einer Jugend. Leipzig, Erich Matthes.

18) Vgl. das 83. Paralipomenon zum „Faust".

19) Drama: „Gevatter Tod, ein Märchen von der Menschheit". Leipzig 1909, Erich Matthes.

sehnten und verehrten Mann erst in den Staub legen muß, um sein Bild rein zurückzugewinnen, das sie mit eigener, vorübergehender Untreue in ihrer Seele getrübt hat.[20]) Reiner klingt das Drama vom „Teukros"[21]) aus, wenngleich die große lyrische Klage hier über das eigentlich Dramatische überwiegt. Dafür tritt hier der erhebende Faktor des tragischen Eindrucks um so stärker hervor. Von der ganzen Welt und von dem eigenen Vater verkannt, des Schutzes seines gewaltigen, rein vertrauenden Bruders Ajas beraubt, zieht sich Teukros auf sich selbst, auf die Liebe der Tekmessa und auf die Treue seiner Gefährten zurück, um irgendwo ein neues Heimatland zu gewinnen; bricht dem Edlen auf dieser Welt alles zusammen, was Glück heißt, so bleibt ihm noch der Kampf. So erscheinen die griechischen Gestalten in echt germanischem Lichte. Etwas von dem Starken und Herben der isländischen Saga wohnt hier, wie in der biblischen Tragödie vom „König Saul" und David.[22]) Wie Haakon und Skule bei H. Ibsen, so stehen hier der Junge und der Alte einander gegenüber, nur daß der deutsche Dichter ungleich inniger als der Norweger das liebevolle Werben und Bangen der Jünglingsseele um den einst vergötterten Führer, den schweren Kampf zwischen Herzensneigung und Pflichtbewußtsein herausgearbeitet hat. Aber auch in dem Herzen Sauls spielt sich eine blutige Tragödie ab; mit sicherem Gefühl weicht der Dichter dem Widerstreit zwischen Königtum und Priestertum, worin frühere Dramatiker (Gutzkow!) geschwelgt hatten, bald genug aus, um den Gewaltigen im Ringen mit Gott selber, mit der Notwendigkeit, mit dem Schicksal zu zeigen, — eine Wotangestalt in Wagners Sinne, die notwendig unterliegen muß. Und wenn der Sterbende mit dem letzten Seufzer der Seele David noch glühend umfängt, den er beargwöhnt, gehaßt und verfolgt hat, so schließt sich wundervoll der Ring tragischen Erlebens, schließt sich das tragische Weltbild in Königs Sinne zur letzten Einheit ab.

Kein eigentliches Drama, sondern ein „dramatisches Heldengedicht" voll märchenhafter Ereignisse, von märchenhafter Freiheit in der Behandlung der Gestalten und Ereignisse, von starker musikalischer Klangwirkung und wieder von tiefbohrender Gedankenhaftigkeit hat Eberhard König dem Schmied Wieland gewidmet, einer der menschlich bedeutsamsten Gestalten der germanischen Sagendichtung.[23]) Die alte Geschichte vom germanischen Dädalus ist mehr als einmal zum dichterischen Ausdruck des höchsten menschlichen Sehnens nach Befreiung von irdischen Fesseln verwendet worden. Richard Wagner legte sein glühendes Verlangen nach einer neuen Kunst in die Seele des gelähmten Schmiedes hinein: „Der Not entwachsen Flügel" und tragen ihn der Sonne seligsten Schaffens zu. Königs Held wird durch Schwanhild aus dumpfem Brüten zu bewußtem Leben und freiem Schaffen erweckt. Als sie, dem Drange ihrer Seele folgend, der oberen Welt wieder zueilt, läßt sie ihm mit ihrem Ring und mit ihrem Scheiderufe „Gedenke mein" unendlich Großes zurück, das Sehnen nach dem erschauten und entflogenen Ideal, zugleich den Besitz geheimnisvoller Kräfte und Güter, mit denen er selber noch wenig genug anzufangen weiß, die aber alsbald den Neid und die Gier der Umwelt erregen. Wielands Weg führt in die Menschenwelt hinein, die er zunächst nicht durchschaut und dann, als er „sehend" wird, mit seinem Hammer bekämpft. Aber die Welt ist stärker als er; sie überwältigen nicht bloß seinen Körper, auch seine Seele wird herabgezogen und entwürdigt. Erst durch Schuld und Selbstanklage hindurch führt sein Weg zur Selbstbesinnung und zum letzten Aufstieg; von Schwanhild erlöst, kann er dann auch der leidenschaftlichen Tochter des Königs verzeihen, die so viel zu seinem Unglück beigetragen hat: was wollen schließlich alle Leiden und Irrungen sagen, wenn der Starke sich selbst wiedergefunden hat! Das Werk ist nicht im Innersten dramatisch, es ist eine epische Dichtung in dramatischer Form und mit vielen, unzweifelhaft bühnenwirksamen Auftritten. Dem Theater muß es erst durch eine einschneidende Bearbeitung gewonnen werden. Der Jugend sollte es schon jetzt nicht vorenthalten werden.[24])

20) Klytaimnestra, Drama. Jena, Hermann Costenoble. M. 1,—.
21) Teukros, Drama. Berlin, E. Fleischel. M. 2,—.
22) König Saul, Trauerspiel. Jena, Costenoble. M. 2,—.
23) Wieland der Schmied. Ein dramatisches Heldengedicht. Berlin, E. Fleischel u. Co. M. 4,—, geb. M. 5,50.
24) Ganz episch gehalten, aber voll wohlgelungener, auch für Schulaufführungen geeigneter Szenen ist das Festspiel „Stein", das sehr zu Unrecht 1913 nicht zur Aufführung

Ein eigentliches Bühnenstück hat auch Fritz Lienhard mit seinem „Wieland“ nicht geschaffen. Lienhard ist ein ungewöhnlich vielversprechender Erzähler.[25]) Aber auch seine Dramen haben leicht einen Zug vom Romanhaften, während anderseits der Kulturvorkämpfer, der Kunstprediger Lienhard auch in ihnen nur zu leicht zum Worte kommt. Nun tritt zwar das Belehrende, Moralisierende in seinen jüngsten und reifsten Schöpfungen erfreulich zurück, sein Denken verwandelt sich allmählich wirklich in Schauen, und das innere Erlebnis wird so gestaltet, daß es wohl ans Herz greifen kann. Der häßliche Waldschmied, der doch ein Heldenherz in der Brust trägt, wird durch die Walküre geadelt; über alles, was seine Hand berührt und sein Auge streift, breitet sich nun ein Glanz aus, und er bleibt nicht bei toten Gebilden aus toten Stoffen stehen, er muß Leben und Liebe um sich haben. Wie er die Liebe der Allweiß errungen hat, läßt er nun auch die Wichtel frei, die ihm dienen. Aber seine schmachvolle Knechtung unter den Willen des feigen Nidhod droht alles Edle in ihm wieder zu verschütten; scheint ihn doch die Geliebte verlassen zu haben und alles um ihn her voll Trug zu stecken. Auch der Wanderer in der Gestalt der Alrune scheint vergebens an seine Tür zu klopfen mit der Mahnung: „Schmiede den Schmerz“. Schließlich genügt aber eine Feder vom Gewande der Allweiß, die des Königs Knaben in seiner Truhe finden, um ihn von grauser Mordtat zurückzuhalten, und ein Wort aus Kindermund entfesselt die höchste Kraft in ihm, die Kraft, die ihm Flügel und Freiheit schafft, die ihm zur Flucht aus dem finsteren Lande zu lichten Höhen verhilft. Wäre nur nicht die seelisch-symbolische Handlung in ein Gewirr von abenteuerlichen, oft romanhaft anmutenden Geschehnissen eingewickelt, und wirkten nur die Gestalten nicht noch so oft wie bloße Figuren ohne seelische Vereinzelung und Vertiefung. Was den Stil seiner Darstellung anlangt, so hat sich Lienhard, dessen frühere Bühnenwerke unter einer gewissen Unsicherheit der Formgebung litten, neuerdings einer größeren Bestimmtheit und Geschlossenheit befleißigt. Das gilt vom „Wieland“, wie vom „Odysseus“. „Sowohl in der Prosa des ersten, wie in den Versen des zweiten Werkes hat sich seine in früheren Werken leicht, häufig allzu leicht vom Munde fließende Dichtersprache zu charakteristischer und bedeutsamer Prägnanz verdichtet.[26])

Wenn Lienhard es ausdrücklich ablehnt, in seinem Wieland von Richard Wagner ausgegangen zu sein, so will er mit seinem Griechendrama ausgesprochenermaßen in Wettbewerb mit Gerhart Hauptmanns „Bogen des Odysseus“ treten. Hält man freilich Lienhards letzte Bühnendichtung neben das Griechenstück Gerhart Hauptmanns, so verliert sie in künstlerischer Hinsicht noch bedeutend. Wir begrüßen in dem elsässischen Dichter gewiß einen hochwillkommenen Darsteller starker Willenskraft. Aber er macht aus Odysseus den strafenden, durch kein Schicksal innerlich zu erschütternden Heros, den nur äußere Leiden quälen können. Äußerlich ist sein Werk denn auch von Leben erfüllt und mag auf der Bergbühne gewiß ebenso seine Wirkung gehabt haben, wie es sie beim Lesen auf jugendliche Leser ausüben wird. Aber eine eigentliche Bereicherung unserer hochtragischen Dichtung können wir auch darin nicht sehen. Hauptmanns Bühnendichtung schreitet seit „Kaiser Karls Geisel“ auf neuen Geleisen daher; jeder Fortschritt des Dichters in der Zergliederung

---

kam (Berlin, E. Fleischel, M. 1,50). Ein Werk von reinstem vaterländischen Gehalt, aber ohne jede vaterländische Phrase.

25) Lienhards Werke erscheinen bei Greiner & Pfeiffer in Stuttgart. In jede Schüler- (und Lehrer-) Bibliothek gehören seine beiden trefflichen Kulturromane „Oberlin“, Roman aus der Revolutionszeit im Elsaß (mit wirksamer Verkörperung des Kreises, in dem einst der junge Goethe verkehrt hatte), (M. 4,50, geb. M. 5,50), und „Der Spielmann, Roman aus der Gegenwart“ (M. 3,—, geb. M. 4,—); ebenso die zur Einführung in Lienhards Schaffen unentbehrlichen theoretischen Schriften, besonders die gesammelten Aufsätze „Neue Ideale“ (M. 4,—, geb. M. 5,—) und die (auch zur Vorlesung in der Schule wohlgeeigneten) „Wege nach Weimar“ (I. H. v. Stein und Emerson. II. Shakespeare und Homer. III. Friedrich der Große. IV. Herder und Jean Paul. V. Schiller. VI. Goethe. Geb. je M. 3,50). Diese Schriften sind darum von besonderem Werte, weil Lienhard die großen Gestalten der Vorzeit nicht bloß geschichtlich betrachtet, sondern stets nach ihrer Bedeutung für die Gegenwart fragt. „Weimar ist für ihn ein symbolischer Name, der, Akkorde weckend, die Summe von geistigen Höhenwerten darstellt, die er sucht“ (Fr. Schultz, F. L.s schöpferische Persönlichkeit. Straßburg 1914, Trübner. S. 13).

26) Fr. Schultz, a. a. O. S. 18.

„modernen" Seelenlebens bis in die zartesten Schwingungen hinein, die ganze Verfeinerung seiner Stilmittel ist diesen letzten Dramen zugute gekommen; ob aber dadurch die eigentlich dramatische Wirkung zugenommen hat, die man an seinen früheren Werken öfters vermißte? Er schildert heute weniger die Willenlosen, von hartem Schicksal zum Tragen und Dulden Verurteilten, die nur auf einen Augenblick Luft schnappen wollen und an ihrem einmaligen Freiheitsstreben vollends zugrunde gehen.[27]) Er liebt es jetzt, kräftigere Gestalten vor uns hinzustellen, die einmal als Willensmenschen das Leben gemeistert haben, nun aber von ihrer Höhe herabgesunken sind und doch noch einmal eine Frage an die Welt stellen.[28]) So kommt Odysseus aus der Ferne nach Hause, als Bettler — in einem Augenblick, wo ein Herr dem Hause nötiger ist als je. Das ausgesogene Land, die Frechheit der Freier und nicht zum wenigsten das inbrünstige Verlangen der Penelope — alles sehnt den Mann herbei, von dessen Namen die Welt voll ist, und der nun vor seinem eigenen Ruhm erschrickt; was er sieht, droht ihn um seinen Verstand zu bringen, aber in der strahlenden Gestalt und dem Glauben des Sohnes rafft der Entkräftete sich wieder auf. Wie ein Wunder wirkt es, und von Wundern ist die ganze Atmosphäre erfüllt; zwar sucht der moderne Dichter viel von dem, was Homer erzählt, seelisch zu erklären: die schöne Hirtin, die Telemachos liebt, erscheint dem Odysseus als Athene usw.; aber daß bei seiner Heimkehr die Bächlein wieder rinnen und die Natur zu erwachen scheint, breitet doch eine gewisse Märchenstimmung über das Ganze. Die wunderbare Verjüngung des Helden wird nur so halbwegs glaubhaft, und doch scheiden wir noch mit einer bangen Frage: wird sich der wiedererwachte Held auch als der Mann bewähren, den Penelope herbeisehnt? Eine ähnliche Frage wie in Königs „Klytaimnestra" wird aufgeworfen, aber nicht im tragischen Sinne beantwortet. Und das Wunderbare im seelischen Erleben, das überall die Grenzen des Normalen und Gesunden überschreitet, beherrscht ja auch Hauptmanns neues Drama, die „Winterballade". Seine Vorlage war eine schöne Erzählung von Selma Lagerlöf, und das Epische und Balladenhafte wirkt denn auch in der Umarbeitung vor. Vielleicht beruht darauf zum guten Teil ihre starke Stimmungswirkung, die nur durch ein gänzliches Vergreifen in der Form und durch eine bei Hauptmann nicht gewöhnliche Unsicherheit und Sorglosigkeit in der sprachlichen Gestaltung gefährdet wird. Der schottische Strolch, der an den Folgen einer in überschäumender Wildheit begangenen Mordtat nachträglich zugrunde geht, ehe ihn der Stahl des Rächers erreicht, seine Fesselung durch die Somnambule, die ihn liebt, obwohl sie ihn als Mörder verabscheut, — das ist ein Thema, wie es Hauptmann jetzt liebt und mit einer wahren Virtuosität des Grausigen durchzuführen weiß. Der innere Zerreibungsvorgang der Persönlichkeit, die sich gewaltsam noch einmal zur alten Kraft aufpeitschen möchte, ist hier jedenfalls ergreifender dargestellt als im Odysseusdrama.

Merkwürdig und bedeutsam zugleich für den, der die Zeichen der Zeit aus ihrer Kunst zu deuten sucht: wie oft ist in diesen Dramen die Rede von wunderbaren Kräften, die aus dem Innersten der Seele aufsteigen, das ursächliche Gewebe des Tageslebens durchbrechen und mit überwältigender Kraft die verborgene Größe des Menschen offenbaren: aus einer fast verwirrenden Fülle von Stoffen, Weltanschauungen und Lebensstimmungen, Stilarten und Formversuchen klingt immer wieder die eine wahrhaft tragisch ergreifende Melodie heraus, die doch so etwas wie Zeitwert haben muß: daß der Mensch groß sei, aber nie größer, als in seinen Überwindungen.

---

27) Vgl. R. Petsch, Gerhart Hauptmann und die Tragödie des 19. Jahrhunderts, Ilbergs „Neue Jahrbücher" Bd. 21 (1908), S. 542ff. Hauptmanns Werke erscheinen bei S. Fischer in Berlin.

28) Daß sich das elegische Thema besser für die epische Darstellung eignet, zeigt G. Hauptmanns neueste Novelle: „Der Ketzer von Soana" (prächtige, oft farbentriefende Naturbilder, dithyrambischer Schwung bei nicht durchweg überzeugender seelischer Entwicklung).

Mitteilungen.

Für die vielen Freunde Richterscher Kunst — und welcher Freund deutschen Wesens hätte keine Liebe zu Ludwig Richter, diesem echtdeutschen Maler — wird die neue Ausgabe Richterscher Zeichnungen in den Comenius-Büchern eine freudige Überraschung sein (Ludwig Richters Zeichnungen. Mit einer Einleitung herausgegeben von Wilibald Franke. Leipzig-Berlin, Grethlein u. Co., Comenius-Bücher 1. M. 3,60). Die landläufigen Ausgaben nutzten immer noch die alten Druckstöcke ab und vermittelten kein rechtes Bild mehr — aber auch die alten Holzschnitte geben Richters Zeichnungen doch erst aus zweiter Hand. Hier aber erhalten wir getreue Nachbildungen im Lichtdruckverfahren — und stehen voll Überraschung vor manch bekanntem Bild, das in der Feinheit der Linien nun ganz anders entzückt als im Holzschnitt. Und neben das Bekannte tritt eine Fülle von Unbekanntem. Denn 40 Abbildungen führen uns in die Kunst des jungen Richter, des begeisterten, schönheitstrunkenen Beobachters römischer und deutscher Landschaft. All diese Bilder sind nie in Holzschnitt erschienen — sie werden weiteren Kreisen hier zum erstenmal zugänglich gemacht und werden dem Zeichner Richter neue Freunde gewinnen, wozu auch die volkstümliche, liebevolle Einführung beitragen wird.

Stellen wir neben Richter gleich einen ihm verwandten Italienfahrer. In zwei Bändchen wirbt Heinrich Federer für das geliebte Land, schildert die Landschaft und das Leben der einfachen, weltfernen Menschen und greift zurück auf alte Heilige und Helden, die in ihrer menschlichen Größe und Liebenswürdigkeit vor uns aufleben. Es sind lauter kleine, köstliche Bilder, von einem wahren Künstler gezeichnet mit einer tiefen Liebe und einer großen Sprachkunst. Manch Nachdenkliches steht darin („Deutsch und Latein") und vieles voll köstlichen Humors. Zwei Büchlein, die fern vom Krieg sind und über dem Krieg stehen — Menschheitsbüchlein im besten Sinn des Worts. Zum Vorlesen sehr geeignet. (Heinrich Federer, „In Franzens Poetenstube." Umbrische Reisegeschichtlein. — Derselbe, „Gebt mir meine Wildnis wieder!" Freiburg. Herder. In Pappband je M. 1,20.)

Von den Feldausgaben der philosophischen Bibliothek sind weitere 5 Bändchen erschienen: 6. Hegel, Über die englische Reformbill. 7. Herders Religionsphilosophie. 8. Kant, Theorie und Praxis (je M. 1,25). 9. Lessings Religionsphilosophie und theologische Streitschriften. 10. Schiller, Über die ästhetische Erziehung des Menschen (je M. 1,90). Ich betone nochmals, welch wertvolle Gabe diese „Feldausgaben" auch für die Schule bedeuten.

Ins Feld führt uns die neue Folge von Kriegserlebnissen deutscher Oberlehrer (Das deutsche Schwert, herausg. von P. Hildebrandt. Leipzig, Quelle u. Meyer. Geb. M. 3,20). Es ist für uns anziehend und wichtig, wie sich die Erlebnisse in den Berichten unserer Amtsgenossen spiegeln. Darüber hinaus aber sind sie von Wert als Zeugnisse von Männern, die über all dem Wirren und Grauenvollen den Blick aufs Große nicht verlieren wollen, die um eine innere Stellung zu dem Erlebten ringen. Dieses Ringen ums Bleibende gibt dem Buche seine Bedeutung.

Schon bei der Besprechung des ersten Bandes des Werkes über die Auslanddeutschen habe ich betont, daß mir zuviel Wert auf die Tatsachen gelegt ist und daß mir daher die meisten Darstellungen zu gedrängt erscheinen. Auch beim zweiten Band ist zuviel zusammengezogen, zusammengestellt und gekürzt, so daß das Ziel eines Quellenlesebuches für Jugend und Volk, Schule und Haus nicht erreicht ist. Wenn man aber davon absieht, kann man sich über das Buch herzlich freuen, gibt es doch sehr viel Stoff über ein Gebiet, von dem man viel redete, aber wenig wußte. Für jeden Lehrer ist es eine wertvolle Quelle und es ist nur zu wünschen, daß viele aus ihr schöpfen (Holdegel und Jentzsch, Deutsches Schaffen und Ringen im Ausland. 2. Bd.: Rußland, Nord- und Mittelamerika, Südamerika. Leipzig, Julius Klinkhardt. Geb. M. 3,—).

Konrad Burdach gibt seine „Deutsche Renaissance" in zweiter, vermehrter Auflage (Berlin, E. Mittler u. Sohn. M. 3,45). Er hat den Ackermann aus Böhmen eingehender behandelt und die Anmerkungen erweitert. Das Ganze ist übersichtlicher im Druck. Wir freuen uns der weiten Verbreitung dieses Werkes, das auch für die Stellung des deutschen Unterrichts kämpft.

Adolph Matthias hat die fünfte Auflage seiner „Praktischen Pädagogik“ noch selbst durchsehen können, und überall merkt man seine nachbessernde und ergänzende Hand. Mit Dank habe ich gesehen, daß er meinen Wünschen entsprechend ein Wörtlein über den Erlebnisaufsatz eingefügt hat — vorsichtig abwägend — und ein weiteres, kräftiges über häusliche Lektüre. Außerdem ist der Teil über den deutschen Unterricht durch einen Absatz über die Bedeutungsentwicklung und den Bedeutungswandel erweitert, auf die auch bei der Rechtschreibung nochmals verwiesen wird. Das Buch bleibt das wertvollste Handwerkszeug für jeden höheren Lehrer, ein Erbe, das es treu zu verwalten gilt (Adolph Matthias, Prakt. Pädagogik. 5. Aufl., München, Beck. Geh. M. 6,50, geb. M. 8,50).

Zeitschriften. Hingewiesen sei auf W. Blume, Fräulein Muthchen und ihr Hausmeier als Lyzeumslektüre im Gedenkjahr der Dichterin (Frauenbildung 1918, Heft 1/2); M. Lechner, Zum Problem der Einfühlung (Pharus 1918, Heft 1/2); Stoltenberg, Deutsche Zeilfußnamen (Die Lehrerfortbildung 1917, Heft 12).

Besonders beachtlich ist ein Vortrag von K. d'Ester über „Verkehr und Schule“, der beleuchtet, wie gut die Schule und die Verkehrsvereine zusammenarbeiten könnten zur Förderung der Heimatkunde und Heimatliebe bei der Jugend. Wenn entsprechend die Verkehrsvereine die geeigneten Anschauungsmittel zur Verfügung stellten, könnte viel mehr Anregung gegeben werden (Sonderabdruck durch den Bund deutscher Verkehrsvereine. Leipzig, Thomasiusstraße 28).

Die beiden trefflichen Zeitschriften „Schaffende Arbeit und Kunst in der Schule“ und „Die Lehrerfortbildung“, herausg. von A. Herget in Komotau werden vom neuen Jahrgang an durch Stadtschulinspektor Engel-Berlin, Schulrat Wollberg-Weimar und Dr. Ernst Weber-München als Mitherausgeber den Anforderungen des Schulwesens in ganz Deutschland angepaßt.

Eine neue Zeitschrift für Freunde dramatischer Kunst, „Das deutsche Drama“, herausg. von Dr. Richard Elsner (Berlin-Tempelhof, Ch. Gerhardt, jährl. M. 6,80), verdient auch in unseren Kreisen Beachtung, da sie gegenüber dem Vorherrschen des Bühnenmäßigen dem Drama, dem Wort wieder sein Recht verschaffen will. Aus dem Inhalt des ersten Heftes heben wir hervor J. Plotke, Georg Kaiser, H. Lebede: Die Ausstattungsgefahr, E. Wachler: Ziele des deutschen Theaters.

Verschiedenes. Von den geschmackvollen Klingspor-Postkarten (J. F. Lehmanns Verlag, München; 10 Karten M. 1,—) liegen uns zwei Folgen Luther-Worte vor. Wieder freut man sich an den kräftigen Worten und der geschmackvollen Schrift, das ist wirklich Kulturarbeit.

B. Behrs Verlag (Friedrich Feddersen) übersendet uns ein vollständiges Verzeichnis der vorrätigen Werke (1. 10. 1917). (Preis M. 1,—.) Das mit reichem Bilderschmuck versehene Büchlein zeigt, wieviel der Verlag für das ältere und neue deutsche Schrifttum getan hat, und ist sehr zu empfehlen.

Nachtrag zu S. 199. Den großen Atem der Zeit verspürt man in dem lebensvollen Griechendrama „Die Flotte“ von Reich (München, C. H. Beck, geb. M. 4,50), das einen verwandten Stoff behandelt, wie „Feinde ringsum“ von A. v. Gleichen-Rußwurm (s. Bd. 29, S. 50), das sich aber vor diesem Schlüsselstück in vorteilhafter Weise auszeichnet. Die Beziehungen auf unsre Zeit sind nirgends gewaltsam herbeigezogen, und daß der berühmte Philologe, der temperamentvolle Verfasser des großen Werkes über den „Mimus“, ein anschaulich-lebensvolles Bild des alten Athen und des Perserhofes zu geben weiß, kein dramatisiertes Herodotkolleg, versteht sich wohl von selbst. Auch die einzelnen Gestalten sind lebendig erschaut, nur würden wir dem Helden ein gut Stück mehr Leidenschaft wünschen; der Kampf in seinem Innern zwischen Heimatliebe und wohlberechtigter Verletztheit durch die philiströse Gesinnung der Athener dürfte schärfer herausgearbeitet werden, während der notwendige Konflikt des Helden, der sein Volk nur durch eine fragwürdige List erretten kann und daran schließlich zugrunde geht, fein und tief erfaßt ist. Ungeschicklichkeiten in der Begründung fehlen nicht, aber unsre Jungen werden an diesem lebendigen Stück Griechentum, das ihnen auch so manches aus der Gegenwart in ein helleres Licht rückt, wohl ihre Freude haben. R. P.

Für die Leitung verantwortlich: Dr. Walther Hofstaetter, Dresden 21, Elbstr. 1.

Die deutsche Vergangenheit im Spiegel des deutschen Sprichworts.

Von Friedrich Seiler in Wittstock.

Als Abkürzungen sind gebraucht:

Bo. = Borchardt, Die sprichwörtlichen Redensarten im deutschen Volksmunde, Leipzig 1894.
DW. = Grimms Deutsches Wörterbuch.
Lu. = Luthers Sprichwörtersammlung von Thiele, Weimar 1900.
Mn. = Münchner Sprüche, herausgegeben von Weinkauff im Anzeiger für Kunde der deutschen Vorzeit, Neue Folge 24 (1877) S. 183/184. Werden demnächst von mir in der Zeitschrift für deutsche Philologie neu herausgegeben.
Pc. = Proverbia communia, altniederländische Sprichwörter, herausgegeben von Hoffmann von Fallersleben in den Horae Belgicae IX (Hannover 1854).
Schw. = Schwabacher Sprüche, zuletzt herausgegeben von mir in der Zeitschrift für deutsche Philologie 47 (1916), 241—256.
Wa. = Wanders Deutsches Sprichwörterlexikon.
Z. = Zingerle, Die deutschen Sprichwörter im Mittelalter, Wien 1864.

Das Sprichwort und seine kleine gewandte Schwester, die sprichwörtliche Redensart, ist ein Erzeugnis vergangener Jahrhunderte und wurzelt zum großen Teil in Zuständen, die wir nicht mehr aus eigener Anschauung kennen. Öfter hervorgehoben ist dies vom Kriegswesen, von den ritterlichen und bürgerlichen Waffenübungen und vom Rechtswesen. Im Sprichwort leben die alten, jetzt längst abgekommenen Waffen fort: „Ein Schwert hält das andere in der Scheide.“ „Wer die Lanze in der Hand hat, kann stechen, wie er will.“ „Mit langen Spießen ist gut kriegen.“ „Es ist zu spät, den Schild fürwerfen, wenn man den Streich hin hat.“ „Kein Harnisch hilft wider den Tod.“ „Es hilft kein Panzer für den Galgen.“ „Der Bogen will nicht immer gespannt sein.“ Auf die Armbrust deutet: „Er dreht die Bolzen und läßt andere schießen“, auf die alten Feuerwaffen: „Lunte riechen“, „etwas auf der Pfanne haben“. Von den Turnieren rührt her: „in die Schranken treten“, „eine Lanze brechen für“ oder „mit jemandem“, „mit offenem Visier kämpfen“, „jemandem die Stange halten“ vom Grieswart, der die Stange schützend über den Besiegten hielt; von den Schützenfesten der Bürger „den Nagel auf den Kopf treffen“, „den Vogel abschießen“, „etwas zum besten geben“; wer „das Beste“ (den ersten Preis) gewonnen hatte, pflegte den Mitgliedern der Schützengilde eine „Ausrichtung“ zu geben.

Auch das öffentliche Leben und das Rechtswesen der alten Zeit spiegelt sich im Sprichwort wider, z. B. die Habsucht und Bestechlichkeit der landesherrlichen Beamten: „Amt ohne Sold macht Diebe.“ „Es ist kein Amt so klein, es ist hängenswert.“ „Es muß ein magerer Braten sein, von dem nichts abtropft.“ „Wo eine hungrige Laus ins Amt kommt, die saugt gar scharf.“ Die Korruption an den Fürsten-

höfen: „Zu Hof gibt man viel Hände, aber wenig Herzen." „Lang zu Hofe, lang zur Hölle." „Wer lange will zu Hofe reiten, hänge den Mantel nach beiden Seiten." „Der Teufel ist ein Hofmann." „Hans Schenk hat Gnade zu Hofe."

Alte Rechtssprüche sind: „Herrendienst erbet nicht." „Der Eigene dient um nichts." „Besser in der Acht, denn in der Hacht" (niederdeutsch = Haft). „So gut mit beiden Beinen im Stock als mit einem" (fort kann man, auch wenn nur das festliegt, nicht). „Den Dieb soll man henken, die Hure ertränken." „Schmieren und Salben hilft allenthalben" (Bestechlichkeit der Richter). Redensarten, die zum Rechtswesen gehören, sind z. B.: „Jemandem etwas stecken" (die Feme pflegte einen Vorladebrief an die Haustür des Angeklagten zu stecken), „sich weiß brennen", „für jemanden durchs Feuer gehen", beides vom Gottesurteil, „jemanden auf die Folter spannen", „ihm Daumschrauben ansetzen", „ein Brandmal aufdrücken", ihn „an den Pranger stellen".

Ich begnüge mich für die genannten besonderen Lebensgebiete mit diesen wenigen Beispielen und wende mich dem alltäglichen Leben des Volkes zu, dessen Reflex im Sprichwort, soviel mir bekannt ist, noch keine zusammenhängende Darstellung gefunden hat.

Das Sprichwort spiegelt das einfache, der Natur noch nahestehende Leben der alten Zeit wider. Das Bild, das wir uns aus ihm von unserer Vergangenheit entwerfen, spricht daher unmittelbar zu unserem Gemüt. Bei den Älteren erweckt es in manchen Einzelzügen verblaßte Kindheitserinnerungen und führt uns jedenfalls ein Zeitalter vor Augen, das zwar nicht golden genannt werden kann, das aber den Wurzeln und dem natürlichen Untergrunde des menschlichen Daseins jedenfalls weit näherstand als die vorgeschrittene Gegenwart, deren Leben in den großen Städten und auf den großen Verkehrsstraßen in fieberhaftem Pulse schlägt. Das Sprichwort führt uns in die bescheidenen und ruhig dahinlebenden bäuerlichen und bürgerlichen Kreise und ihre Umwelt, zu dem „glücklichen Volk der Gefilde, noch nicht zur Freiheit erwachet".

Beginnen wir mit der im Walde wildlebenden Tierwelt, so finden wir im Sprichwort noch den Bär und den Wolf: „Allen Tieren ist Friede gesetzt außer Bären und Wölfen." Indessen stand der Bär nicht in lebendiger, sozusagen alltäglicher Berührung mit dem Landvolk. Er war wohl schon am Ende des Mittelalters ziemlich selten und hielt sich jedenfalls im Dickicht des Bergwaldes scheu zurück. Menschliche Wohnstätten wird er kaum aufgesucht haben und war in der Hauptsache ein vornehmes fürstliches Jagdtier, an dem der Weidmann und seine Meute ihre Kraft und Gewandtheit bewähren konnten. Daher beruhen die Sprichwörter und Redensarten, die den Bären zum Gegenstand haben, nicht sowohl auf Beobachtung des wildlebenden Bären als auf literarisch überlieferten Erzählungen.

So hatten z. B. schon die Alten beobachtet, daß der Bär, wenn er im Frühjahr nach dem Winterschlafe zum Vorschein kommt, sehr mager ist. Da sie nun anderseits auch bemerkten, daß der ruhende Bär zuweilen an seinen Pfoten leckt, so nahmen sie an, daß er vor Hunger das Fett aus seinen Tatzen sauge (Brehms Tierleben, Erste Abteilung II, 164). Daher die Redensart „Hungerpfoten saugen" und der Spruch: „Wenn der Bär Hunger leid't, saugt er sein' Pfoten allezeit." Die Alten glaubten auch, daß die Bärin ihre Jungen durch Lecken schön und stark mache

(Ov. met. 15, 379—381). Daher die französische Redensart „être un ours mal léché“, „er ist ein ungeleckter Bär“. Auf Erzählungen, Schwänke und Fabeln gehen ferner zurück: „Der Bär liebt wohl den Honig, aber er macht nicht Jagd auf Bienen.“ „Faule Bären mästen sich gern von fremdem Honig.“ „Du suchst den Bären und stehst vor ihm.“ „Ein Bär ist ein groß Tier, doch kann er keinen Fuchs fahen.“ „Ein gelehrter Bär kommt im Walde nicht weit.“ „Man soll die Haut des Bären nicht verkaufen, ehe man den Bären gestochen hat.“ Das „Liegen auf der Bärenhaut“ und der im 16. und 17. Jahrhundert sehr beliebte „Bärenhäuter“ sind eine Kombination der beiden Tacitusstellen, Germ. 17: Cetera intecti totos dies iuxta focum atque ignem agunt, und ebenda: Non multum venatibus, plus per otium transigunt, dediti somno ciboque.

Eine wirklich lebendige Anschauung hatte dagegen das Volk in Stadt und Dorf von dem zahmen, abgerichteten Bären, den fahrende Leute samt Affen und Kamel, unter Blasen des Dudelsacks und der Trompete im Lande umherführten. Von diesem gibt es viele Sprichwörter: „Bei Bären und Toren ist mancher Schlag verloren.“ „Der Bär brummt, wenn er gezüchtigt wird.“ „Der Bär starb, und der Dudelsack blieb übrig.“ „Ein gelernter Bär tanzt für jeden, der ihn füttert.“ „Ein hungriger Bär tanzt schlecht.“ „Einem hungrigen Bären muß man nicht die Hand reichen.“ „Man muß einem Bären nicht trauen, wenn er auch einen Ring durch die Nase hat.“ „Man kann dem Bären das Tanzen nicht an einem Tage lehren.“

Anders als mit dem Bären steht es mit dem Wolfe. Dieser war bis ins 18. Jahrhundert hinein in Deutschland ein weitverbreitetes und gefürchtetes Raubtier, dessen Bekanntschaft die Landleute und Hirten nur zu oft wider ihren Willen machen mußten. Von der großen Zahl der auf den Wolf bezüglichen Sprichwörter und Redensarten — bei Wander 652 Nummern — beruhen allerdings viele ebenfalls auf gelehrter, z. T. biblischer Tradition, z. B. daß man den Wolf nicht nennen soll, daß er als Hirte, als Richter und als Mönch auftritt. Aber der größte Teil ist doch aus dem Leben geschöpft. Nach ihnen ist der Wolf stets der gefährliche und gefräßige Räuber, der nicht selten bis in die Dörfer vordringt. Solche die beständig drohende Wolfsgefahr veranschaulichenden Sprichwörter sind u. a. folgende: „Was dem Wolf in die Kehle kommt, ist alles verloren.“ „Auch der Wolf packt das Schaf erst, ehe er es würgt.“ „Beim Wolf muß man nicht Hilfe gegen die Hunde suchen.“ „Besser die Wölfe fressen uns als die Flöhe; das Beißen tut lange nicht so wehe.“ „Besser Wolf als Schaf.“ „Dat hätt de Wulf dahn, säd de Schäper, dor wier em en Schap stahlen.“ „Der Wolf raubt nicht da, wo er wohnt.“ „Der Wolf frißt auch die gezeichneten (gezählten) Schafe.“ „Die Wölfe fressen auch die gescheidten Hündlein.“ „Der Wolf wird wohl älter, aber nicht frömmer.“ „Ein Wolf ohne Zähne ist auch noch ein Wolf.“ Wenn ein Wolf, von Hunger getrieben, in ein Dorf eindrang, um zu rauben, rottete sich die gesamte Bevölkerung zusammen, erhob ein mörderliches Geschrei und drang mit vereinten Kräften auf den Friedensstörer ein. Daher: „Ließe der Wolf sein Laufen, das Volk ließe sein Rufen.“ „Bliebe der Wolf im Walde, so würde er nicht beschrien.“ „Es muß ein junger Wolf sein, der kein Geschrei gehört hat.“ Darauf bezieht sich auch Hans Rosenplüts Gedicht: „Des Wolfs Klage“ (mitgeteilt von Hoffmann v. Fallersleben in Wagners Archiv I, Wien 1873, S. 389), worin es u. a. heißt:

„Das Dorfvolk alles gemein,
das wirdet alles unrein,
und alles, das mich da sicht,
schreit: „fach, stich disen Pöswicht.“[1])

Auch ein zahmes Haustier, das jetzt selten geworden ist, muß nach der Menge der von ihm gesagten Sprichwörter (bei Wander 659) zu urteilen ehemals in Deutschland ungemein häufig gewesen sein, der Esel. Er erscheint als vielgeplagt, störrig, „mit seinem Treiber nicht übereindenkend“, „er trägt die Säcke, bekommt aber nicht das Korn, sondern nur die Spreu“. Gutmütig mahnt das Sprichwort: „Man soll den Esel nicht übergürten“, d. h. zu viel aufgurten. Wenn man heutzutage in Deutschland einen Esel sieht, so fällt einem dies auf. Seine Häufigkeit in der alten Zeit hängt zusammen mit der schlechten Beschaffenheit der Wege. Jetzt führen durchweg Fahrwege zu dem Hügel, auf dem die Dorfmühle steht, wenn überhaupt noch eine solche vorhanden ist. Damals gab es nur elende Fußwege. Jeder einigermaßen wohlhabende Bauer hielt sich daher seinen Esel, der ihm sein Korn in Säcken zur Mühle trug. Große Mühlwerke, die das Getreide von weither bekommen, waren noch nicht vorhanden. So war jede Wirtschaft von der kleinen Dorfmühle abhängig. Dort ging es streng der Reihe nach. „Wer zuerst kommt, mahlt zuerst.“ Es gab, wie noch heute, Wind- und Wassermühlen. Die letzteren sind am besten so eingerichtet, daß das Wasser von oben auf das Rad fließt; dann haben sie „Oberwasser“ (mit größerem Erfolg arbeiten als ein anderer). Man leitete auch wohl Wasser, das einem nicht zukam, in seinen Mühlbach: „alle Wasser auf seine Mühle richten“ (sich alle Vorteile zu verschaffen suchen); „das ist Wasser auf meine Mühle.“

Das Mehl wurde dann im Hause selbst zu Brot verbacken. Hausbackenes Brot ist nahrhaft, aber ohne reizende Zusätze; daher „hausbacken“ für einfach, bescheiden, nüchtern.

Zu jedem Hofe gehörte ein Backofen: „Gegen 'n Backaven is quad (schlecht) jahnen“ (auch Pc. 402: „Gegen den Backofen ist schlecht das Maul aufreißen.“). Heutzutage sieht man Backöfen zwar noch ab und zu, sie werden aber nur selten noch benutzt und befinden sich meist in halbverfallenem Zustande.

Auch Bier wurde auf dem Hofe selbst als „Hausbier, Haustrunk“ gebraut: „Was einer nicht backt, das braut der andre.“ „Backen und Brauen gerät nicht allzeit wohl.“ Dann „ist Hopfen und Malz verloren“. War das Bier sauer, so wurde es zum geringsten Preise abgegeben: „etwas ausbieten wie saures Bier.“ — In keinem Hause fehlte ferner das Butterfaß. Sein Deckel war stets mit Milch bespritzt. Daher sprang jeder Hund, der auf die Diele kam, sogleich auf dies Gefäß, um dort zu lecken: „Wenn man den Hund einläßt, springt er aufs Butterfaß“ (Pc. 503). — Auch die Kerzen wurden im Hause gezogen aus Fett und Unschlitt. Katzen leckten dieses, wenn sie konnten, vom Leuchter ab: „Aus Liebe zum Fett leckt die Katze den Leuchter.“ — Gesponnen wurde ebenfalls in jedem Hause, das Spinnrad war ein unentbehrliches Stück des Hausgeräts: „etwas auf der Kunkel bei jemand haben“ oder: „noch Werg am Rocken haben bei jemand“ heißt eigentlich, sein Pensum noch nicht abgesponnen haben, dann übertragen, eine Schuld oder Kränkung noch nicht gesühnt haben.

1) Vgl. auch Hans Sachsens Spruch: Die Wolfsklage über die bösen Menschen. Hans Sachs, Poetische Werke, Reclam S. 115.

Die Häuser bestanden in der ältesten Zeit aus geflochtenen Wänden (Wand zu winden), die auf beiden Seiten mit Lehm beworfen wurden und an vier festgerammten Eckpfählen ihre Stütze hatten. Daher „in meinen (seinen) vier Pfählen" für in meinem (seinem) Hause. Man sagt heute noch, auch wenn man in einem Steinhause wohnt, daß man in seinen vier Pfählen nicht sicher sei. In der alten Zeit wurden, wie in Westfalen noch jetzt, die Hütten oder Häuser gern unter dem Schutze eines großen alten Baumes errichtet, der von den Bewohnern als Schattenspender geehrt wurde. Die altnordische Egilsage sagt 68: „Die Eiche muß man verehren, unter der man wohnt", und Schw. 4 heißt es: „Man neigt dem (Handschr. irrtümlich: den) Baum, von dem man Schatten hat." Lu. 291: „Gegen dem Baum soll man sich neigen, davon man Schatten hat." Pc. 486 ist diese alte poetische Anschauung rationalistisch ins Nützliche gewendet: „Man neigt den Baum, von dem man Früchte hat", d. h. man biegt ihn krumm, wenn man die Früchte pflücken will. Die Höfe und Grundstücke waren durch lebendige Zäune getrennt, von denen sich der Wanderer einen Stecken abbrach, den er auch als Waffe benutzen konnte: „einen Streit vom Zaune brechen". Über den Zaun hinweg reichten sich die Nachbarn den Labetrunk und erhielten dadurch die Freundschaft. Schw. 47: „Einen Krug[1]) über den Zaun, den andern herwider, das ist gute Gevatterschaft."

Das Wagenfahren und namentlich das Reiten war in der alten Zeit das einzige Mittel, sich bequem auf weitere Entfernungen fortzubewegen. Diese jetzt veraltete Art des Reisens hat eine große Menge von Sprichwörtern und Redensarten hervorgebracht, von denen ich nur einige wenige nenne. „Alte Wege und alte Freunde soll man in Ehren halten." „Der gerade Weg ist der beste", aber auch: „Ein guter Weg um hat kein Krumm'." „Auf halbem Wege ist gut umkehren, wenn man irrgeht." „Einen bessern Weg einzuschlagen ist nie zu spät." „Bliw up'm rechten Weg, slan di kein Büsch' in dei Oogen." „Klein Pferd, kleine Tagereise." „Fremdes Pferd und eigene Sporen machen kurze Meile." „Alte Pferde achten der Peitsche nicht." „Williges Pferd soll man nicht sporen." „Auch ein blindes Pferd kann auf ebenem Wege gehen." „Stolpert doch auch ein Pferd, hat vier Füße" (geschweige denn ein Mensch, der nur zwei hat). „Das beste Pferd geht nicht über seine Kraft." „Das Pferd ist oft gescheiter als sein Reiter." „Ein gut Pferd soll man nicht überreiten." „Der leere Wagen muß dem vollen ausweichen." „Wer gut schmeert, der gut fährt." „Welcher Wagen zuerst zur Brücke kommt, der fährt zuerst hinüber." „Auch auf kurzer Reise fährt der Fuhrmann aus dem Gleise." „Auf einer langen Reise drückt eine kleine Last." „Ein beredter Reisegefährte ist so gut als wie ein Wagen." „Auf

---

1) Die Handschrift hat kriech (so auch bei Wa. 5, 507 Nr. 14), entsprechend niederld. die kruik. Daß damit Krug gemeint ist, geht aus der alten lateinischen Übersetzung hervor im Florilegium Gottingense (Voigt, Romanische Forschungen III, 281ff.) 449: Amphora trans saepem data, si redit, aequat amorem. — Das ndd. Wort wurde in Mitteldeutschland offenbar mißverstanden und vielfach umgedeutet. Lu. 382 hat: „Kuche über den Zaun, Kuche herwidder, hellt gute Gefatterschaft." Danach soll man sich also Kuchen über den Zaun reichen. Weiter wurde daraus: „Kuck (oder Guck) über den Zaun und wieder herüber; hilff mir, so helf ich dir wieder", was Luther (Thiele S. 348) erklärt: „siehe, wie mir's gehet, hilf und rat mir ... Die Welt guckt nicht über den Zaun, wo man nicht will wieder herüber gucken." Gänzlich korrumpiert ist endlich: „Gefatter ubir den zun und herwidder" (ebenda, auch Wa. 1, 1641).

der Reis ein gut Gefährt' ist so gut als wie ein Pferd." Der schlechte Zustand der Wege tritt hervor in: „Wenn der Wagen im Loche steckt, werden viele Worte gemacht" (Pc. 87). Auch den Brücken war nicht zu trauen. „Ein kluger Reiter fällt nicht in ein Brückenloch" (weil er nämlich vor der Brücke absteigt und das Pferd führt, Fecunda ratis ed. Voigt, 125) und: „Auf die Brücke trete ich nicht." Die allgemeine Unsicherheit bezeugt die Redensart: „dem traue ich nicht über den Weg", d. h. auch dann nicht, wenn die ganze Breite des Weges zwischen mir und ihm ist. — Die ehemals sehr moderne jetzt schon wieder veraltete Einrichtung der Personenfahrpost lebt in den Redensarten fort, „einen Posttag zu spät kommen" (statt einen Tag nach Abgang der Post kommen und mitfahren wollen, denn die Post fuhr nur an bestimmten Tagen) und „mit wendender Post", d. h. mit demselben Postwagen Antwort schicken, mit dem man einen Brief bekommen hat.

Die Post kam in Deutschland erst im 16. Jahrhundert auf. Bis dahin ausschließlich und auch später überall da, wo es keine regelmäßige Post gab, wurde der Verkehr durch Leute vermittelt, die aus dem Botengehen ein Gewerbe machten. Man gab diesen Boten nicht bloß Briefe und Pakete, sondern auch mündliche Aufträge mit. Zugleich waren sie die Verbreiter von allerlei Neuigkeiten. Der letzte Rest dieses ehemals blühenden Instituts ist die jetzt wohl auch schon ausgestorbene Botenfrau, die vom Dorfe in die Stadt wanderte. Sebastian Brant widmet dieser für jene Zeit sehr wichtigen Menschenklasse ein eigenes Kapitel des Narrenschiffs, 80: Narrehte bottschafft. Die närrischen Boten tragen den Brief, damit er nicht naß werde, im Munde, richten mehr aus, als ihnen aufgetragen ist, trinken so viel Wein, daß sie ihre Bestellungen vergessen, treiben sich ewig auf der Straße herum, besehen ihre Briefe beständig, um herauszukriegen, was darin ist, kommen ohne Antwort zurück, erfrischen ihre vom Laufen dürr gewordene Leber durch fleißiges Trinken aus dem Fläschlein usw. Das Kapitel schließt mit dem Spruch:

Der Bot ist Lob und Ehren wert,
Der bald kann werben (ausrichten), was man begehrt.

Auch das Sprichwort stellt die Boten in kein günstiges Licht: „Der allerfrömmste Bote ist ein Schalk." „Mit Boten ist selten geroten." Darum: „Der beste Bote, wenn man selber geht." „Wer einen guten Boten haben will, muß selber gehn." „Gib dem Boten zwei Pfennig und geh selber." Nicht ganz klar ist die Bedeutung des Sprichworts: „Ein fauler Bote ist ein halber Prophet" oder „Ein unwilliger Bote ist ein guter Prophet." Es ist schon alt, steht schon in den niederländischen Pc. des 15. Jahrhunderts 588: „Onwillich bode is een goet prophet. Saepe prophetisat servus quicumque pigrisat." Das kann heißen: Ein Bote, der langsam und unwillig ankommt, prophezeit damit, daß er eine üble Botschaft bringt. Wahrscheinlicher aber ist damit gemeint, daß ein Bote, der keine Lust hat, zu gehen, Unglücksfälle, die ihm unterwegs begegnen können oder werden, als Ausrede gebraucht. Er ist ein guter Prophet heißt dann: er versteht sich vortrefflich aufs Prophezeien. Langsame Boten sind sonst nicht angenehm, aber: „Ein langsamer Bote ist gut nach dem Tode zu schicken." Da „übele Botschaft immer zu früh kommt", also „wer schlechte Botschaft bringt, früh genug kommt", so kam der Überbringer schlechter Botschaft langsam. Er erhielt auch nicht die übliche Zehrung von dem Empfänger: „Üble Botschaft verdient kein Botenbrot." Der übelste Bote ist der hinkende, der der ihm

rasch vorauseilenden Freudenbotschaft langsam nachschleicht: „Der hinkende Bote kommt hinterdrein.“

Vom Land- und Reiseleben wenden wir uns nunmehr der Stadt und dem städtischen Leben zu. Die alte Stadt hatte Mauern mit Türmen und Toren. Diese wurden bei Sonnenuntergang unweigerlich geschlossen. Man mußte sich daher beeilen, um noch vor Torschluß zu kommen. Daher „kurz vor Torschluß“ für noch eben rechtzeitig, ehe es zu spät ist. Wollte jemand nach Torschluß hinein, so ließ der Torwart gegen Entgelt die Zugbrücke nieder, indem er nach Lösung der Kette gegen den Brückenbalken trat. Daher bedeutet „jemandem die Brücke treten“ ihm Vorschub leisten, ihm durchhelfen. Die Straßen waren nicht nur krumm und eng, sondern hatten auch oft keinen Ausgang, so daß man nicht weiter konnte; daher „in eine Sackgasse geraten“ für nicht weiter vorwärts können, sondern umkehren müssen.

Die vollberechtigten Bürger der Stadt waren verpflichtet, die Mauern gegen den Feind, z. B. gegen die „Ritter vom Stegreif“, die Raubritter, zu verteidigen. Ihre Hauptwaffe und gewissermaßen ihr Abzeichen war der lange Spieß. Darum war „Spießbürger“ anfangs eine Ehrenbenennung. Als dann seit dem 16. Jahrhundert die Macht der Städte gegenüber der der Landesherren sank, wurde eine Spottbezeichnung daraus für Leute, die, statt sich moderner Feuerwaffen zu bedienen, noch an der altfränkischen Bewaffnung festhielten.[1]) „Schildbürger“ hat denselben Sinn: Bürger, die den Schild tragen, ohne doch, wie die Ritter, mit ihm umgehen zu können, daher ungeschickte und weiter überhaupt törichte, närrische Leute. Erst in dem Volksbuche des 16. Jahrhunderts wurde der Name zu dem sächsischen Städtchen Schilda in Beziehung gebracht.

Auf dem Markt der Stadt hatten die Bürger vor den Fremden beim Einkauf die Vorhand. Solange ein auf dem Platze aufgesteckter Wisch stand, durfte kein Fremder und kein Wiederverkäufer kaufen. Wer von diesen es dennoch tat, mußte es möglichst rasch und heimlich tun, um der Buße zu entgehen. So bekam „unterm Wische“ oder „unterm Wusche etwas tun“ die Bedeutung: ein Geschäft schnell und unbemerkt erledigen. Auf dem Markte standen auch die Fleischbänke, auf denen die Knochenhauer oder Schlächter ihre Ware, in Stücke zerhauen, zum Verkauf boten, daher die ältere Redensart „zur Bank hauen“ für in Stücke hauen, bildlich verleumden, daß „kein gutes Haar mehr an einem bleibt“, oder bei einer Auseinandersetzung so widerlegen, daß er kein Wort mehr zu sagen wagt.

Trottoirs oder Bürgersteige an den Seiten hatten die Straßen noch nicht. Wohl aber waren in der Mitte der breiten Hauptstraßen erhöhte Steine oder Bohlen zu einem sogenannten Damme zusammengelegt; daher die Straßenbenennungen „Damm, Dammweg, Bohlweg, Steinstraße, Steinweg“, auch reden wir noch von einem „Straßendamm“. Daher auch die Redensart: „(wieder) auf dem Damme sein“ für sich wieder auf der Straße sehen lassen, also dasselbe wie: „gut“ oder „schön zu Wege sein“. Mit dem Schutzdamm gegen Überschwemmung hat die Redensart also nichts zu tun.

---

1) Spießbürger erhielt in neuerer Zeit, zunächst in der Studentensprache, noch einen anderen Sinn, den eines Bürgers, der Geld hat; denn Spieß bedeutet in der Gauner- und Studentensprache Geld, was wieder von der Redensart „mit goldenem Spieße stechen“ = „mit silbernen Kugeln schießen“ (bestechen) herrührt.

Die alte Zunftverfassung der Stadt erscheint in: „zur Zunft (oder zum Bau, d. h. zur Bauhütte) gehören“, „jemandem ins Handwerk pfuschen“ von einem Nichtzünftigen, dem deshalb „das Handwerk gelegt wird“.

Es gab damals **Handwerke**, die jetzt längst ausgestorben sind, z. B. die Schwertfeger, die Harnisch- oder Panzerfeger, auch Plattner und Harnascher genannt, die Schilder- oder Schildmacher, die Armbruster, Pfeilschmiede, Bolzendreher, die Schäfter oder Schäftner, die Tuchscherer, die Riemer oder Riemschneider, die allerlei Lederzeug, Pferdegeschirre u. dgl. verfertigten. Diese mußten die Ochsenhaut, die sie verarbeiteten, wohl ausnutzen und sich sorgfältig überlegen, welchergestalt und wie breit sie ihre Riemen zu schneiden hatten, um sie möglichst lang zu bekommen und möglichst wenig Abfall zu erzeugen. Wurde ihnen von anderen Leuten eine Haut zum Verarbeiten gegeben, so hatten sie diese Genauigkeit weniger nötig, da sie ja nicht selbst den Schaden zu tragen hatten. Daher: „Aus fremden Häuten ist gut breit Riemen schneiden“, „aus anderer Leute Häuten ist gut Riemen schneiden“, „es ist in eines anderen Haut schneiden, wie in einen Filzhut schneiden“, „er bohrt gern Löcher in anderer Leute Haut“. Man darf also bei diesen Sprichwörtern nicht, wie man auf den ersten Blick zu tun geneigt ist, an die menschliche Haut denken; es sind überall Rinderhäute gemeint, die verarbeitet werden.

Statt in der Börse oder dem Portemonnaie hatte man sein Geld in einem Beutel, der am Gürtel hing. Daher: „einen großen Beutel haben, den Beutel zuhalten, öffnen“ usw. Ein solcher Beutel konnte natürlich leicht von Dieben abgeschnitten werden, die daher „Beutelschneider“ hießen, jetzt nur noch bildliche Bezeichnung für Betrüger. Da es nun auch ein ehrliches Handwerk der Beutelschneider, d. h. der Verfertiger von Geldbeuteln aus Rindsleder gab, so entstand das doppelsinnige Sprichwort „Beutelschneiderei ist die beste Kunst“ = bringt am meisten ein.

Bei den **Jahrmärkten**, Messen, Kirchweihen gab es Schaubuden aller Art. „Quacksalber“ (aus quacken = schreien und Salber = Arzt, also eigentlich: laut quackender, marktschreierischer Arzt) priesen ihre wundertätigen Salben und Theriakbüchsen an. Besonders Zahnkünstler luden unter lautem Geschrei von einer Schaubühne herab die Leute ein, sich von ihnen die Zähne ziehen zu lassen. Daher „schreien wie ein Zahnbrecher“. Scharlatane (von it. ciarlatano Schwätzer) erklärten, alle Krankheiten rührten von Würmern her, die im Gehirn säßen. Denen, die sich ihnen anvertrauten, zogen sie dann zur Belustigung der Umstehenden die Würmer aus der Nase und heilten sie dadurch von ihren Leiden und ihrer Melancholie. Daher „jemandem die Würmer aus der Nase ziehen“ (Goethe, Faust); französisch: tirer les vers du nez.

Guckkastenmänner ließen ihre Bilder sehen und erklärten sie dem Volke. Jedes neue Bild riefen sie mit dem Worte aus: „ein ander Bild!“ Vielleicht rührt von ihnen auch die Redensart her: „Das Blatt hat sich gewendet, das Blättchen wendet sich“ = es wird jetzt schlimm, das Glück schlägt um, weil das letzte Blatt der Bilderserie die Bestrafung des Übeltäters darzustellen pflegte.[1])

Auch „Tausendkünstler“ traten auf, die durch die Gewandtheit ihrer Handgriffe und die Unbegreiflichkeit ihrer Kunststücke in den Verdacht der Zauberei kommen

1) Doch kann man die Redensart auch auf das Kartenspiel und auf das Lesen von Romanen zurückführen.

konnten und daher wohl den staunenden Zuschauern zuriefen: „Geschwindigkeit ist keine Hexerei.“ Manche unter ihnen machten den Zuschauern vor, wie man mit dem Messer in die Mitte eines zusammengerollten Lederriemens trifft, und veranlaßten sie zu Wetten, die sie natürlich gewannen. Das Wort „Riemenstecher“ bekam infolgedessen den allgemeinen Sinn eines Betrügers. Zweifelhaft ist, ob auch die Redensart „mit einem durchstechen, Durchstecherei treiben“ damit zusammenhängt. Sie kann auch von betrügerischerweise fein durchstochenen Karten herrühren.

Andere Gaukler führten ihre Verwandlungen und sonstigen Kunststücke unter einem auf dem Tisch stehenden Hut aus. Daher die ehemals gebräuchlichen Redensarten „unter dem Hütlein spielen“, „es geht unter dem Hütlein zu“ (Lu. 88). Der Zylinderhut wird ja auch heute noch von solchen Künstlern gebraucht, freilich weniger um die spielende Hand zu bedecken, als um die unglaublichsten Gegenstände aus ihm herauszuholen. In der alten Zeit gebrauchte man zu diesem Zwecke den weiten Ärmel des Gewandes, wie solche im späten Mittelalter Mode waren; daher „etwas aus dem Ärmel schütten“, worin noch jetzt der Nebensinn des für die Anwesenden Überraschenden liegt. Oder man nahm eine scheinbar leere Tasche, daher „Taschenspieler“. Ein besonders beliebtes Kunststück war, aus einer solchen den staunenden Zuschauern Geld vorzuzählen: „Aus leeren Taschen ist böse Geld zählen“ (Lu. 174 und dazu Thiele). „Es ist keine Kunst, Ziegen in Multen baden; aus ledigem Beutel Geld zahlen, ist eine Kunst“ (Wa. 2, 1712).

Aus der Zeit, wo es noch keine mechanischen Uhrwerke, sondern nur rinnende Sanduhren gab, stammen die Redensarten: „Die Stunde rinnt“, „der Sand“ oder „die Zeit verrinnt, läuft ab“, „jemandes Uhr ist abgelaufen“ für sein Leben ist zu Ende; von dem Umkehren dieser Sanduhren rührt her „die Uhr stellen“, nämlich auf den Kopf. Taschenuhren trug man damals noch nicht bei sich. Man mußte also auf das Schlagen der Turmuhr achten. Daher: „wissen, was die Glocke oder wieviel es geschlagen hat.“ Die Gewichte der großen Uhrwerke mußten, wenn sie abgelaufen waren, wieder in die Höhe gezogen werden. Die Wendung „die Uhr aufziehen“ hat man dann auch auf die kleinen Uhren übertragen, die gar kein hängendes Gewicht haben.

Feuer anzuzünden war in der alten Zeit, wo es noch keine Streichhölzer und keine Schwefelfaden gab, keine leichte Sache. Man barg am Abend sorgfältig die glimmende Kohle unter der Asche, wo man sie am Morgen noch vorfand. Daher: „Wer des Feuers bedarf, sucht's in der Aschen“ (Lu. 227). Wem das Feuer während der Nacht ausging, der mußte sich anderswoher neues holen. Natürlich störte man angesehene Leute nicht gern durch solches Anliegen, man ging damit zu gering geachteten, armen Leuten. Daher bekam die Redensart „Feuer bei jemand holen“ den Sinn, ihn verächtlich behandeln, ihn ungeniert ausnutzen. Mathesius sagt in der Historia Jesu (Wa. 5, 1262): „Arme Christen müssen der Welt Schabab und Kehricht sein und jedermann will bei ihnen Feuer holen“, und Luther klagt (Thiele 179), „daß jedermann zu uns Ursache sucht, uns zwackt und Feuer bei uns holet“.

An die großen Seuchen des späteren Mittelalters erinnert die Wendung: „Dem will ich ein P vors Haus schreiben“, später: „dem will ich ein großes (oder hartes) P vorschreiben“ = ich will dafür sorgen, daß jemand etwas, was er vorhat, nicht

ausführt. An pestverseuchte Häuser schrieb man nämlich ein warnendes großes P. Später geschah dies auch, wenn Pocken im Hause waren.

Gesundheitlich von großer Bedeutung waren auch die Bäder und Badestuben, die von allen Volksklassen eifrig benutzt wurden. Auf sie beziehen sich Sprichwörter, wie: „Ein Bad vertreibt den Tod nicht." „Wer krätzig ins Bad geht, kommt räudig wieder heim." „Wer nicht ins Bad kommt, dem kann der Bader weder Füße noch Haupt waschen." „Wer oft ins Bad geht, wird oft gezwaget" (gewaschen). Die sprichwörtlichen Redensarten, die aus dem Badewesen genommen sind, bezeichnen fast alle etwas Unangenehmes, Widerwärtiges, eine Schädigung oder einen Verlust. Früher sagte man: „Ich muß dich einmal zum Bade führen" = strafen (Agricola 177) und: „er ist lange nicht im Bad gewesen" = er hat eine Züchtigung dringend nötig (Lu. 3). „Jemandem das Bad segnen" war ursprünglich in gutem Sinne gemeint. Der Bader rief dem in die Wanne Steigenden zu: „(Gott) gesegne's Bad!" Die Wendung erhielt aber ironischen Sinn: einem mit Fluchen und Schelten oder gar mit der Axt (Schiller, Tell 1, 1) das Bad segnen. Ironisch gemeint ist auch: „jemandem ein Bad anrichten" und „das Bad heizen". Von der Reinigungsarbeit des Baders rühren die Redensarten her: „jemandem den Kopf waschen", auch „jemanden mit scharfer Lauge waschen", „einem einen Wischer geben", „einen herunterputzen", auch „aufmutzen" = tadelnd hervorheben hat ursprünglich diesen Sinn, mhd. mutzen schmücken, putzen. Jetzt kaum noch gebräuchlich sind die Sprichwörter: „Wer zuerst einsteigt, badet zuerst aus" = ist zuerst fertig, und „der letzte muß das Bad austragen", sowie die Redensarten „das Bad ausgießen, bezahlen, aussaufen müssen". Dagegen gebrauchen wir noch die Wendung „jemand muß etwas ausbaden", d. h.: er muß die Kosten oder Folgen für etwas tragen, was von anderen mit verschuldet ist. Das knüpft an die Sitte an, daß im Mittelalter jede große Hochzeit mit dem sogenannten Ausbade schloß. Die Braut wurde feierlich in ein Bad geleitet, und dann gab einer oder mehrere der Gäste einen Nachschmaus, der oft recht kostspielig war.[1])

Der Bader gab dem Badegast zur Bedeckung der Scham einen Wedel oder Büschel, der Quast hieß. Bessere Gäste erhielten einen besseren Wedel und gaben dafür ein besseres Trinkgeld: „Wie der Gast, so der Quast" (Mn. 17) sagt der Badewärter: „Danach der Mann ist, gibt man ihm ein Kost", worauf der Badegast antwortet: „Qualis erit quastus, talis dabitur tibi pastus" (Bewirtung, Trinkgeld).

Beim Haarschneiden bediente sich der Bader oft eines einzigen Kammes für alle Kunden: „alle über einen Kamm scheren" = alle Menschen gleich behandeln und gleich beurteilen, gewöhnlich im übeln Sinne: alle auf dieselbe Weise tadeln oder strafen. Das bloße jetzt kaum noch übliche „über den Kamm scheren" dagegen bedeutete durch Schmeicheln bewirken, daß einer nicht empfindet, wie er geschoren wird (DW 5, 102).

Die alten Badestuben boten auch Gelegenheit zu Dampfbädern. Wenn der Bader den Dampf zu stark machte, so hatte der Badende Angst und Qual: „jemandem einen Dampf antun", „höllisch im Dampf sein", „Dampf haben vor etwas". „Nur wer im Bade sitzt, weiß, wie heiß es ist." „Wir sind im Bad, Gott gebe uns das Schwitzen."

1) Näheres bei Weise, Redensarten 11, und Zeitschr. f. d. d. Unt. 17, 529. 19, 193. 20, 520. 21, 487.

In den Badestuben wurde auch das Haarschneiden, Barbieren und Aderlassen besorgt. Das Aderlassen galt noch im 17. Jahrhundert als eine höchst wichtige und in regelmäßigen Zwischenräumen zu wiederholende hygienische Maßregel, als ein unentbehrliches Vorbeugemittel für alle möglichen Leiden: „Aderlassen ist gut, so oft's vonnöten tut." „Aderlassen, Abführen und Beichten, Leib und Seel' erleichtern." Es gab dafür allerlei Regeln: „Nachdem einer Adern hat, muß man ihn schneppen." „Wer eine Ader schlägt, muß auch verbinden können." „Wer Ader läßt, muß den Puls schonen." „Wer eine Ader öffnen will, streicht sie erst, eh' er schlägt." „Nach dem Bade warm, nach Lässe (Aderlassen) kalt, tust du das, so wirst du alt." Erhalten haben sich die Redensarten „einen tüchtigen Aderlaß erleiden" und „jemandem einen Aderlaß beibringen" von blutigen Verlusten in Schlachten, dann auch von Geldverlusten.

Beim Rasieren wurden arme Leute „über den Löffel barbiert", es wurde ihnen nämlich ein Löffel in den Mund gesteckt, um die Backen voll und prall zu machen. Die Redensart bedeutet also ursprünglich: jemanden ohne besondere Rücksicht wie einen gemeinen Mann behandeln, wird aber jetzt für betrügen, übervorteilen gebraucht.

Die Bade- und Barbierstuben waren die Sammelstätten für Schwätzer und Neuigkeitskrämer: „Im Bad und beim Barbeer fehlt's nie an neuer Mär." Die tiefe soziale Stellung des ganzen Standes der Bader spricht sich in der Redensart aus: „Bischof oder Bader", einer populären Übertragung des lateinischen aut Caesar aut nihil.

(Fortsetzung folgt.)

Über Ursprung und Entwicklung des Dubslav-Charakters in Th. Fontanes Roman „Der Stechlin".

Von **Carl Kuhlmann** in Kiel.

I.

Unter den Romanen Th. Fontanes nimmt „Der Stechlin" eine besondere Stellung ein, weil er zum Problem nicht ein einzelnes, sondern das Leben selbst hat. Er ist das Ergebnis einer Weltanschauung und steht insofern den Werken W. Raabes etwa am nächsten. Er unterscheidet sich aber von ihnen durch den stärkeren Gehalt an Lebensgeschichtlichem, wovon er allerdings nur die letzten Zustände aufweist, während die Entwicklung durch frühere Werke und das Leben des Verfassers gegeben ist. Davon abgesehen, könnte man ihn zu den „Lebensromanen" rechnen, wenn dieses Verhältnis nicht auch noch durch das Vorhandensein eines überkommenen Stoffes, der seinerseits wiederum von größter Einwirkung auf den Dichter ist, und in den er zum Teil erst hineinwächst, gestört würde. So ist alles in allem der Ursprung des „Stechlins" ebenso verwickelt wie eigenartig.

Th. Fontane begann seine Laufbahn als Romanschriftsteller mit dem dickbändigen „Vor dem Sturm", einem Werke, das, wie so viele andere von ihm, aus dem Wetteifer mit gleichartigen entstanden ist. In seinem Berliner Freundes- und Dichterkreise wehte die Luft stark preußisch-patriotisch, und alle waren mehr oder minder von dem Triebe beseelt, die großen Männer und Phasen der preußischen Geschichte

dichterisch zu verklären. Im Jahre 1854 wollte Fontane die Erhebung Preußens in einem Roman mit Schill als Helden feiern.[1]) Zum Glück gab er ihn wieder auf, er wäre anders der Gefahr, Weltgeschichte zu verläppern, kaum entgangen. Historische Persönlichkeiten als Mittelpunkt gehören ins Drama, nicht in den Roman. Im selben Jahre erschien von Willibald Alexis der „Isegrimm", ein Werk, das in vieler Hinsicht für Fontane von entscheidender Bedeutung geworden ist. Unter Alexis' „Isegrimm" birgt sich Fr. A. Ludwig v. d. Marwitz auf Friedersdorf im Oderbruch. Zwei Jahre vorher waren aus seinem Nachlasse zwei Bände herausgekommen, enthaltend eine selbstgeschriebene Lebensgeschichte und Aufsätze zeitgeschichtlichen sowie militärischen Inhalts. Dieser v. d. Marwitz ist der erste Konservative, ja der erste „notleidende Agrarier" in der preußischen Geschichte, ein Programm vor der Partei, konsequent und maßlos in allen seinen Äußerungen. Geschichtlich ragt er hervor durch seinen Widerstand gegen Haugwitz' antiständische Politik — er mußte dafür einige Monate auf die Festung Spandau spazieren —, durch seinen Napoleonshaß und als Organisator des märkischen Landsturmes, dessen teilweise Führung er auch in den Freiheitskriegen innehatte. Er ist gleichermaßen der Held im „Isegrimm" wie in „Vor dem Sturm". Fontane wußte übrigens mehr von ihm, als der Auszug aus seiner Lebensbeschreibung und seinen Werken bringt. Den „Familienbriefen" nach war Fontane Mai 1860 in Friedersdorf, wo er „sehr interessante Ausbeute fand".[2]) „Vor dem Sturm" hat darum manche — wie es scheint — wörtliche Entlehnungen aus den Papieren des Generals v. d. Marwitz, die weder in den beiden veröffentlichten Nachlaßbänden noch in dem Kapitel „Friedersdorf" der „Wanderungen durch die Mark Brandenburg, 2. Teil: Oderland" enthalten sind.

Aus Alexis' „Isegrimm" hat Fontane die These übernommen: „Die 'Gesellschaft' taugte nichts, aber das Volk war gesund"[3]), damals nämlich, als Preußen bei Jena und Auerstädt zusammenbrach. Er hat diese Behauptung sowohl nach ihrer negativen wie positiven Seite verwertet. In „Schach von Wuthenow" stellte er die Verwilderung und Nervenüberreizung der regierenden Klasse dem teils schlichten, teils feinen, aber immer natürlichen Empfinden seiner Personen in „Vor dem Sturm" gegenüber. Das gleiche hatte Alexis in seinen Romanen „Ruhe ist die erste Bürgerpflicht" und im „Isegrimm" getan.

Die Alexissche Formel fiel glücklich mit Fontanes politischen Überzeugungen zusammen; denn ehe er aristokratischer „Tunnelgenosse" wurde, hatte er auch einmal — in Leipzig — der „Partei" angehört[4]) und noch mehrere Jahre seines Berliner Daseins für mitteldeutsche Volksblätter korrespondiert.[5]) Als er mit dem märkischen Adelstum bekannt wurde, vergaß er nicht, sondern lernte nur hinzu. Ebensosehr paßte sie zu der eigentümlichen Richtung des Fontanischen Geistes, seinem Gesprächstalent. Daher leitet sich hauptsächlich aus ihr die besondere Gestaltung seines Romanes „Vor dem Sturm" her: nämlich die Einführung so vieler auch dem dörflichen und kleinstädtischen Leben entnommener Charaktere, ganze Kapitel über nur eine Per-

1) Gesammelte Werke. 2. Serie, Bd. X, 127. 2) Ges. W. 2. S., Bd. VI, 112.
3) Ges. W. 2. S., Bd. IX, 208.
4) „Von Zwanzig bis Dreißig", Ges. W. 2. S., Bd. II, 311ff.
5) Th. F.s Briefw. mit W. Wolfsohn, S. 47.

son, die Zeit in Kabinettsbildchen und das Gespräch — oder zeitweilig die Schneesieberei (Médisance) — als Charakterisierungsmittel. Das Gespräch ist im jungdeutschen Roman überhaupt ein tragfähiges Element, aber gegen die dauernde Beeinflussung Fontanes durch die besondere Form bei W. Alexis kommt es allgemein nicht auf. Auch hat Fontane von seinem Vorgänger für immer übernommen, was man als „ambulante Situation" bezeichnen könnte, das Reisemachen, Briefe aus der Ferne schreiben und Feste feiern. In seinen späteren Werken wird es oft zu einem recht losen Kompositionsmittel, wenn auch nicht in dem Maße, daß Richard M. Meyer mit Recht behaupten könnte: „Man verreist, kommt in einem Gasthaus an und unterhält sich mit Wirtin und Kellner; geht spazieren und spricht mit anderen Touristen; kommt nach Hause und spricht sich nun in einem langen Briefe endlich aus . . . So die fast ständige Textur seiner Novellen."[1])

Aber so groß auch der Einfluß des Vorgängers auf die Technik wie auf den Zeitgehalt der Personen in „Vor dem Sturm" ist, in einem geht der eine Dichter zur Linken und der andere zur Rechten: das ist im Charakter des gemeinsamen Helden. Fontane, in einem Aufsatz über W. Alexis, umreißt die Gestalt des „Isegrimm" folgendermaßen: „Der 'Isegrimm' des Romans ist Herr v. Quarbitz auf Ilitz, ein Edelmann von echtem Schrot und Korn, schroff, reizbar, vorurteilsvoll und voll ätzender Lauge, wo ihn dies oder das mit oder ohne Grund verdrießt und verletzt; aber bei aller Schroffheit erweist er sich als weich, dazu patriarchalisch und hilfsbereit, tapfer und hochherzig und mehr noch durchdrungen von seiner Pflicht als von seinem Recht. Ein wirklicher Adeliger, der den Schwerpunkt des Lebens, ganz speziell aber den seines Standes, in die Gesinnung legt. Edel fühlen, das ist es."[2]) In den sittlichen Grundlagen des Charakters bleiben sich beide Dichter gleich, dann aber gehen sie weit auseinander. Alexis biegt seinen Quarbitz ins Isegrimmige, Fontane seinen Vitzewitz ins Gegenteilige um; aus patriotischer Absicht oder auch aus einer merkwürdigen Gegenwirkung künstlerischen Stilgefühls gegen natürliche Sympathien. Denn eigentlich mußte der historische v. d. Marwitz gerade wegen seines Granes Quitzowtums ein Mann so recht nach dem Herzen Fontanes sein, der doch schon bei seinen „Wanderungen durch die Mark Brandenburg" die Erfahrung gemacht hatte, daß der Adel sich in ähnlicher Zwitterstellung zwischen Krone und Volk befindet wie er selbst. Dabei erfaßte er das Quitzowproblem mit seinem stark poetischen Gehalt, das lebenslänglich in seinen politischen Überlegungen wie dichterischen Entwürfen eine Rolle zu spielen bestimmt war. Es zeigte im Brennpunkte die Stellung von Herrscher, Adel und Volk zueinander und jedes einzelnen Gewicht in der Geschichte des Landes. Ein gleiches Spiel von Kräften enthüllt auch das Leben Fr. A. Ludwigs v. d. Marwitz und beweist durch den Erfolg, daß mehr noch als das Herrscherhaus der landeingesessene Adel den historischen Instinkt des Landes besitzt, weil er eben in näherer Berührung mit dem Volke und der Landschaft ist und rein organisch in seine Führerstellung hineinwächst. Daher kann der Augenblick kommen, daß der Adel, gestützt auf das Landvolk, gegen die Krone auftritt und auftreten muß. Einen Tropfen Quitzowblut haben bei Fontane auch die königstreuesten Edelleute in den Adern. Er wußte aber sehr wohl, daß Politik auf uneingestandenen Instinkten

1) Die deutsche Lit. d. 19. Jahrh. Volksausg. 1912, S. 395f.
2) Ges. W. 2. S., Bd. IX, 207.

beruht und sich nicht auf Erkenntnissen aufbaut. Darum verspottet er kräftig den Versuch, ein Parteiprogramm daraus zu machen. „Royaldemokrat" sein, das genügt wohl, um in „Frau Jenny Treibel" den Aventurier an des Kommerzienrates Tisch, aber nicht, um den Kommerzienrat in den Reichstag zu bringen. Für sich aber nahm er dies und auch seine persönlichen Beziehungen zu Rechts und Links sehr ernst. Er bespricht einmal in einem Briefe vom 22. Februar 1887 die Nöte, in welche ihn die Reichstagswahl bringt: „Noch in zwölfter Stunde wollte man mich durch einen 'Eilenden' an die Wahlurne zitieren. Ich lehnte aber standhaft ab. Die Verhältnisse liegen bei mir so kompliziert, daß ich ehren- und anstandshalber nicht stimmen kann."[1])

Was der Politiker nicht missen wollte, konnte der Dichter nur teilweise brauchen — wohl die Neigung zur Auflehnung, das aufrührerische Wort, aber nicht die Tat. Lebendige Mächte, sei es Regierungsgewalt, sei es Sittengesetz oder Ehe hat Fontane immer als solche anerkannt, darin vielleicht mehr Realist als die damaligen Jüngstdeutschen, die den Knoten der Notwendigkeit nur etwa noch in den Naturgesetzen finden wollten. Darum läßt er in Berndt v. Vitzewitz den Rechtsfanatiker überhaupt fallen und verschiebt das Schwergewicht der Persönlichkeit ganz ins ideale Wollen. Wohl hat auch Berndt seine Audienz beim Minister, um ihn für den vorzeitigen Volksaufstand gegen den Eroberer zu gewinnen, aber ihr fehlt der spitze Stachel der geschichtlichen, denn Berndt war nicht wie v. d. Marwitz vorher v. Haugwitz auf die Festung Spandau gebracht worden. Auch bleibt als Gerüste des Ganzen die Bewaffnung des Landsturmes und der Kleinkrieg auf eigene Faust vor Einwilligung der Krone bestehen, aber alles nur Züge, die durch die historische Entwicklung ihre Rechtfertigung erhalten haben.

Es ist unleugbar, daß die Umbiegungen ins Fontanische nicht ohne Brüche im Charakter Berndts abgegangen sind. Als Fremdkörper sind einige, wie es scheint, wö tliche Übernahmen aus der Lebensgeschichte des Generals v. d. Marwitz stehen geblieben. Denn wie wenig stimmt mit dem humanen Charakter Berndts der eingangs behauptete fanatische Napoleonshaß überein! Er führt seine Kinder nach Frankfurt a. O., um ihnen den zu zeigen, 'den Gott gezeichnet habe'. Beim Einzug des Imperators schiebt er sie in die vorderste Reihe und ruft ihnen vernehmlich zu: 'Seht scharf hin, das ist der Böseste auf Erden'.[2]) Dazu soll dann passen, daß später der Sohn, wie in allem mit Duldung des Vaters, auch seinen eigenen Napoleonsweg läuft! So entsteht denn leicht der sicherlich vom Dichter nicht gewollte Eindruck: Dieser Berndt ist ein grundguter Kerl, leider hat er einen Sparren: Napoleon! Andere krasse Züge der „Lebensgeschichte" hat Fontane folgerichtig in das gerade Gegenteil verkehrt. Davon ein Beispiel. Marwitz hatte einen ärgerlichen Handel mit einem bei ihm im Quartier liegenden französischen Offizier, der sich rüpelhaft gegen die Köchin aufführte. Das unausbleiblich scheinende Duell zerschlägt sich, und zwar zu Marwitz' großer Erleichterung, da ein anderer, ausnahmsweise anständiger französischer Offizier ihm mitgeteilt hatte, daß seine Kameraden die Gelegenheit benutzen wollten, um den Hausherrn zu überfallen und übel zuzurichten.[3]) Was macht Fontane daraus? „Partei ergreifend für den beleidigten Gemahl, steckten sie draußen im Park den Platz ab, wo der Handel auf der Stelle ausgemacht werden sollte. Berndt,

1) Ges. W. 2. S., Bd. XI, 124. 2) „Vor dem Sturm", Bd. I, 32.
3) Aus dem Nachlasse Fr. A. L. v. d. Marwitz. 1852, Bd. I, 279.

ein Meister auf den Degen, verwundete seinen Gegner schwer am Kopf, und die Franzosen, in der ihnen angeborenen ritterlichen Gesinnung, beglückwünschten ihn, ohne die geringste Verstimmung zu zeigen, zu seinem Triumph."[1])

II.

„Vor dem Sturm" erschien 1878; 20 Jahre später, im Todesjahr des Dichters, kam „Der Stechlin" als Buch heraus. Das „eigenste Werk" Fontanes, kompositorisch nicht sein bestes, poetisch sein schönstes und freiestes. Es zeigt wie im Hohlspiegel noch einmal alle Tugenden und auch die Schwächen des Verfassers. Und wie das so geht, der Fontanefreund bewundert jene und liebt diese. Der moderne Mensch ist nun einmal so auf das Persönliche eingestellt, und die neuere Dichtung wurzelt im Gegensatz zur antiken so stark darin, daß wir eine lose Form gern ertragen, wenn sie einem bedeutenden Ich freien Spielraum bietet. Besonders bei Fontane, weil ein großer Teil seiner Kunst im Reflektorischen liegt. Wer ohne Kenntnis des Ganzen, zuerst auf den „Stechlin" verfällt, wird sicherlich an der ungebundenen Komposition und der Überfülle von Gesprächen Anstoß nehmen; hier heißt es mehr denn je, vorher schon in des Dichters Lande gewesen zu sein. So der Liebhaber; der Forscher hingegen wird mit Interesse das Reifen einer künstlerischen Idee im „Stechlin" verfolgen.

Die Kritik — die eigentliche Wissenschaft hat sich bisher nur noch wenig mit Fontane beschäftigt — sieht im „Stechlin" viel zu sehr ein Einzelwerk. Der bedeutende Zusammenhang mit der Person des Verfassers wird überall hervorgehoben, auch einmal — bei Paul Schlenther in der Einleitung zu den Werken in Auswahl bei S. Fischer, Bd. I, S. 16 — die Beeinflussung durch Fontanes Vater gestreift, die Stellung des Romans in der Entwicklung des Dichters aber ganz übergangen. Dabei ist die Übereinstimmung des Aufbaus in „Vor dem Sturm" und im „Stechlin" auffallend. Im Mittelpunkte steht jedesmal die Figur des auf seinem Landgute lebenden Majors a. D. — dort Berndt, hier Dubslav. Einige Züge, die Fontane in der „Lebensgeschichte" fand und im ersten Roman verwarf, nahm er im „Stechlin" wieder auf, z. B. daß Dubslav schon seine früheste Jugend lieber im Sattel als auf der Schulbank verbrachte. Oder Dubslavs Geldnöte, ein Kapitel ohne Ende aus v. d. Marwitz, im „Stechlin" noch mehr ins Allgemeine gehoben durch Dubslavs Beziehungen zum alten Juden Baruch Hirschfeld. Fontane stellte solche Züge wieder her, einmal aus persönlichem Anteil, dann auch, weil er sie für typisch bei einem märkischen Edelmanne hielt und sie auch als Hintergrund für den „Trotzdem"-Charakter seines Helden nicht entbehren konnte. Neben dem Vater steht der erwachsene, in Berlin lebende Sohn; um ihre Liebesgeschichte dreht sich ein gut Teil der Handlung. In beiden Familien fehlt die Mutter, dafür ist aber ein Außenseiter vorhanden, die jedesmal in guten Verhältnissen lebende ältere Schwester des Gutsherrn, mit dem sie auf gespanntem Fuße leben. Berndt ist preußischer Patriot — Tante Amélie „eminent französisch"; Dubslav ein freier Geist — Tante Adelheid „eminent unfranzösisch". Um so mehr lieben sie den Neffen, den Gegenstand ihrer Heiratspläne und ihrer Testamentsfürsorge. Aber — und hierin kommt der Fortschritt, den die Idee durch engere Verknüpfung mit dem Leben des Dichters gemacht hat, zum

1) „Vor dem Sturm", Bd. I, 30.

Vorschein — alles ist aus dem Historischen in die Gegenwart, aus dem Romantischen ins Alltägliche, aus dem Verwickelten ins Einfache, aus den Ansätzen ins Entschiedene gerückt worden.

Die „Aktion", die in beiden Romanen die Charaktere in Bewegung setzt, ist in „Vor dem Sturm" ein nach einem steckengebliebenen Plane des Generals v. d. Marwitz von Fontane ausgeführter Zug zur Befreiung Frankfurts a. d. O.; im „Stechlin" schrumpft sie zu einer Reichstagswahlhandlung zusammen. Alles Gegenwart, breiteste Gegenwart: selbst Frommel tritt auf, und über Stöcker wird des öfteren gesprochen.

Nicht ganz vermieden ist im „Stechlin" die Überfülle von Personen ohne Beziehung auf einen Mittelpunkt. Fontane verliert sich auch hier wieder in den Freundeskreis, einschließlich der Kutscher, einer an sich schon lose mit der Hauptfigur verknüpften Familie. Aber doch nicht in solchem Umfange wie in „Vor dem Sturm". Größtenteils haben die Personen ein Verhältnis zu Dubslav, verkörpern ein Etwas, zu dem er Stellung nimmt. Sehr fein ist Graf Barby, der Schwiegervater Woldemars, mit ähnlichen Zügen wie Dubslav ausgestattet; um so mehr fühlt man, daß der eine anders wie der andere ist.

Und was wird aus Lewins romantischer Liebesirrung zwischen Kathinka v. Ladalinski und Maria, der Tochter des „starken Mannes"? Etwas ganz Alltägliches. Woldemar ist überhaupt kein so ausgesprochener Literaturjüngling mehr wie Lewin, er liest nur Tolstoi mit Vorliebe und führt ein Tagebuch.[1]) Er schwankt zwischen der Komtesse und der Gräfin. Beide Schwestern haben ihre besonderen Reize, und die Entscheidung scheint schwierig. Komtesse Armgard ist jung, frisch und unberührt; Gräfin Melusine schön, geistreich und verführerisch. Hauptmann v. Czako, diesem verfeinerten General Bamme aus „Vor dem Sturm", wäre ihre große Zehe lieber als Armgards Hand. Und Woldemar? Andere haben sich über seine mutmaßliche Wahl mehr den Kopf zerbrochen als er. Der Augenblick in seiner ganzen Plötzlichkeit — wie bei Fontanes eigener Verlobung — entscheidet; er nimmt die Komtesse.

Mit ganzer Entschiedenheit ist, im Gegensatz zu „Vor dem Sturm", der Charakter Dubslavs in den Vordergrund gerückt worden. Gleicherweise vereinzelt Fontane z. B. die Gestalt der Corinna aus „Frau Jenny Treibel" und macht sie zum Mittelpunkt eines eigenen Romans, seines nachgelassenen Werkes „Mathilde Möhring"; ebenfalls unter Hervorkehrung der hauptsächlichsten Eigenschaft, hier der nüchternen Verstandesgabe. Fortzeugend ist hier wie im „Stechlin" neben der wachsenden Erkenntnis über die Ganzheit eines Charakters das persönliche Element, da sich hinter Corinna-Mathilde seine eigene Tochter Martha birgt. Seinen Dubslav führt er in eine so hohe, freie Sphäre, daß darüber der märkische Junker, die Keimzelle des Romans, fast vergessen wird. Nicht ganz nach Absicht des Verfassers, seine eigenen Worte beweisen es: „Im Winter habe ich einen politischen Roman geschrieben: Gegenüberstellung von Adel, wie er bei uns sein sollte, und wie er ist."[2])

1) Das Urbild zu Lewin-Woldemar ist Alexander v. d. Marwitz, der Bruder des Generals und Freund Rahel Lewins. Im übrigen eine Lieblingsfigur Fontanes, weil er in ihr hauptsächliche Formen und Neigungen seiner eigenen Jugendzeit wiederfand. In der milderen, der Woldemar-Fassung, erscheint sie noch als „Hugo Großmann" in dem Nachlaßroman „Mathilde Möhring". 2) Ges. W. 2. S., Bd. XI, 388.

Deshalb liegt ein erhebliches Gewicht auf den Gegensätzen der Typen in der Adelsversammlung gelegentlich der Reichstagswahl und den Quitzow-Reden über die Stellung des preußischen Adels zur Krone, womit Dubslav das Gespräch nach dem Hochzeitsmahl seines Sohnes würzt. Fontane war gegenüber seiner literarischen Jugendzeit eigener, entschiedener, nicht tendenzfrei, aber tendenzfreier geworden. Bei Berndt hatte er den Drang nach Selbstherrlichkeit fallen gelassen, obwohl die „Lebensgeschichte" sie ihm an die Hand gab, im „Stechlin" kriegt der „Junker" aber sein volles Maß. Nicht durch die Tat — wo wäre dafür bei Fontane Platz? — aber in der Gesinnung. Auch die den „Stechlin" durchziehende Abrechnung zwischen Alt und Jung klingt motivisch schon in „Vor dem Sturm" an. Der Ausgangspunkt liegt in dem Verhältnis des hochtoryhaften v. d. Marwitz zu seinem freieren, geistigeren, weniger verbissenen und mehr brausenden Bruder Alexander. In dem vaterländischen Roman läuft es auf den, wie schon erwähnt, höchst harmlosen Gegensatz zwischen Berndt und seinen Kindern in der Napoleonsfrage hinaus; im „Stechlin" wird der ursprüngliche Gehalt — literarisch am bekanntesten in der Fassung „Väter und Söhne" — wiederhergestellt. Dubslav möchte trotz allem und allem die alte Gesellschaftsordnung mit dem Adel in der Mitte gewahrt wissen, Woldemar sieht sie sich mehr und mehr in der Richtung auf den liberalen Rechtsanwalt Katzenstein verschieben.

Erich Schmidt — „Charakteristen 2. Reihe", S. 240 — betont, wie sehr Fontane die Eigentümlichkeiten des Adels wägt und den einzelnen, „etwa Marwitz studiert". Aber mehr als das! Die Gestalt des v. d. Marwitz bedeutet für ihn in mehrfacher Hinsicht eine merkwürdige Vorwegnahme der eigenen Entwicklung. Als er sie zu seinem Berndt umarbeitete, übersah er vieles an ihr, was später zu seinem Liebsten gehörte und ihn durch das eigene Leben gelehrt wurde: Lebensnöte wie politische Überzeugungen. Der märkische Adel war für Fontane durchaus nicht nur Kunstobjekt, er fühlte sich vielmehr ihm in wesentlichen Zügen nahe verwandt, so in dem Triebe zur Geselligkeit, in der Vorurteilslosigkeit und der vielfachen Gewagtheit der Unterhaltung, dem zusammenhaltend der Hang zu Herkommen und Sitte und die bei aller inneren Absonderung glatte Verkehrsform entgegenstehen. Darum hat er, wenn er nach dem künstlerischen Ausdruck seines Selbst suchte, so oft die Form dem Leben des Adels entnommen. Auch die äußerliche Beschränktheit seiner Dichterexistenz formt er als eine typisch adlige: in den „Poggenpuhls", neben „Vor dem Sturm" und dem „Stechlin" das am meisten lebensgeschichtliche Werk Fontanes. Es enthält sein eigenes Berliner Mansardenstockleben unter dem Bestreben, sich nichts zu vergeben und die Repräsentationsfähigkeit nicht zu verlieren, bis auf die Charaktere der Kinder und ihren Anteil an der einen großen Frage getreu. Die Gestalt des v. d. Marwitz war in Fontane bis an sein Lebensende lebendig; lächelnd hören wir selbst Dubslav ihn einmal anführen.[1]) Für einen Augenblick reißt der schöne Schleier der Dichtung: ohne v. d. Marwitz wäre Berndt, ohne Berndt Dubslav nicht da, wenigstens nicht so wie er ist!

Es wurde schon darauf hingewiesen, in welch losem Zusammenhange Charakter und Handlung bei Berndt stehen. Zweifellos ist Willibald Alexis durch Hervorkehrung der einen für den Zweck des Romans allein brauchbaren Eigenschaft in seinem „Isegrimm" vielmehr eine Figur aus einem Guß gelungen als Fontane mit seiner nicht

1) Stechlin, 239.

restlosen Umbiegung des Charakters ins Rein-Menschliche. Aber darin lag gerade eine stark anklingende Saite der Fontanischen Produktivität; sein Versuch, die liebgewonnene, schon mit so viel Eigenem ausgestattete Gestalt aus ihrer Zwitterstellung herauszunehmen und in nur einer Körnung zu geben, beweist es. Von Dubslav sagt Pastor Lorenzen am Sarge: „Er hatte vielmehr das, was über alles Zeitliche hinaus liegt, was immer gilt und gelten wird: ein Herz."[1]) Sein Meisterstück an Humanität liefert Dubslav nach seinem Reinfall in der Reichstagswahl, als er Tuxen, „den alten Süffel von Dietrichshofen", betrunken auf seinem Wege findet, ihn auf seinen Wagen lädt und, nachdem er von ihm erfahren, daß er an dem Tage Seilenhauer Torgelow gewählt hat, ihm noch obendrein Geld schenkt. Zweifellos liegt bei Fontane nach dieser Seite ein schöner Exzeß vor, etwa im Geschmack des Zeitalters Lessings, aber umfassender und aus anderen Voraussetzungen; mehr vom „tout comprendre, c'est tout pardonner" kommend. Fontane, der „Realist", hat wohl in allen seinen Werken keinen schlechten Menschen, ihm fehlte ganz das Pathos der Entrüstung. Selbst seine Mörder sind durchweg sympathische Kerle, auf jeden Fall der moralischen Verurteilung von vornherein entzogen.

Auf der Grundlage des Humanen baut sich der Charakter Dubslavs organisch weiter auf. Fontane war sich des Zusammenhangs zwischen Charakter und Intelligenz durchaus bewußt: „Wessen Herz gesund ist, dessen Kopf ist nie ganz schlecht."[2]) Darum hier: Wessen Herz so wenig eigensüchtig und doch so überwiegend ist, dessen Urteil kann auch nicht einseitig sein. Dubslavs Vorurteilslosigkeit ist die Kehrseite seiner Toleranz. Seinen Pastor und seinen Schulmeister läßt er ganz nach ihrer Fasson selig werden; er will keine Autorität sein, erkennt aber auch für sich keine an, wo nicht etwa sein Herz spricht. Noch einen Schritt ins Geistige weiter, und Dubslav befindet sich in den eigentlichen Jagdgründen seines Humors, in der Sphäre der allgemeinen Fragezeichen.

Schon in „Vor dem Sturm" findet sich ein Ansatz, Berndt einen Schritt über das Humane hinaus tun zu lassen und ihn den Weg des freien Geistes, den „Dubslavweg" zu schicken. Es geschieht gelegentlich einer sonderbaren Begebenheit beim Schloßbrande auf Hohen-Vietz und würde ohne Gewicht sein, wenn nicht gerade dieselbe freie Gesinnung im „Stechlin" so entwickelt erschiene. In genauer Nachahmung einer Stelle aus der „Lebensgeschichte" läßt Fontane das Feuer durch das wunderliche Hoppenmaricken besprechen, was zu Berndts tiefgehendem Christentum ja im schneidenden Widerspruch steht. Aber selbst Pastor Seidentopf hat nichts dagegen, und allem inneren Widerstreben seiner herrnhuterischen Hausgenossin, Tante Schorlemmer, zum Trotz spricht Berndt die bezeichnenden Worte: „Ja, meine liebe Renate, Rätsel umgeben uns, und vielleicht ist es Torheit, uns in dem Doppelhochmut unseres Wissens und Glaubens alles dessen, was Aberglauben heißt und vielleicht nicht ist, entschlagen zu wollen."[3]) So packte Fontane damals die Sache an: Berndt muß sich erst durch einen frommen Pastorenspruch zu seiner Vorurteilsfreiheit treiben lassen; 20 Jahre später war es anders. Dubslav, als er sich seine Wassersucht durch die alte Buschen mit ihren Katzenpfötchen und Bärenlapp vertreiben lassen will, fragt nicht nach Himmel und Hölle dabei. Er ist nur etwas besorgt, weil sein guter Pastor Lorenzen die Wochen darauf nicht vorspricht; aber das ist reiner

1) Ebenda, 510. 2) Ebenda, 213. 3) „Vor dem Sturm" Bd. I, 495.

Zufall. Lorenzen hat auch nichts gegen Katzenpfötchen und Bärenlapp, mögen sie kommen, von wem sie wollen. Die Luft weht frisch und rein im „Stechlin", der Dichter ist milder und strenger zugleich geworden. Er geht den Konflikten nicht mehr aus dem Wege; wo es dazu kommen muß, kommt es auch dazu. Auf die Kunde von solch unchristlichem Wesen ihres Bruders rückt sofort die 78jährige Schwester, Domina über vier Konventualinnen in Kloster Wutz, an. Für den Himmel hat sie ihre Orthodoxie, für das Irdische und Zwischenfragen ihren Rentmeister Fix. Sie malträtiert den Alten wegen der Buschen so lange, bis er, sonst so ritterlich, sich zu einem mit Humor ins Werk gesetzten Hinauswurf entschließt.

Dieses Volksweistum, das Besprechen und Kurpfuschen, ist durchaus kein zufälliges Motiv bei Fontane, sondern eines seiner ständigen dichterischen Kompositionsmittel.[1]) Ein unbedingtes Ja oder Nein ist überhaupt nicht seine Sache, selbst nicht den bestverleumdesten Dingen gegenüber. Die alte Buschen ist, wie alles Nachweisbare und Unnachweisbare bei Fontane, ein Selbsterlebnis. In einer „Epistel aus Oxford" vom 14. August 1856 reimt Fontane seinen Sohn George an:

Da fingst du zu hinken und humpeln an ...
Wir rieben mit allerhand Salben dich ein,
Doch die Hilfe sollte wo anders sein;
Gott nimmt es damit nicht eben genau,
Und er wählte für dich eine alte Frau,
Die riet uns Ulmenbäder an,
Und in vier Wochen war es getan."[2])

Ebenfalls behandeln zwei Stücke seiner Sammlung „Von vor und nach der Reise" dasselbe Thema: „Der letzte Laborant" und „Gerettet"; das erstere auch insofern bedeutungsvoll, als es die freie Stellung König Friedrich Wilhelms IV. zum oberschlesischen Kurpfuschertum darlegt.

Noch ein anderer Weg, der zur freien Höhe des „Stechlin" führt, nimmt in „Vor dem Sturm" seinen Anfang. Bezeichnend nämlich ist, daß Berndt wie Dubslav, wo sie einmal handelnd auftreten, erfolglos sind: der eine bei seinem Zuge gegen Frankfurt, der andere in der Reichstagswahl. Von vornherein ist dieser Charakter vom Dichter auf die Gesinnung, nicht auf die Tat gestellt. Darum überhaupt und vor allem, im „Stechlin" wiederum schärfer betont als in „Vor dem Sturm", nur keine Aufputzung des Helden. Der Dichter scheint auf jeder Seite auszurufen: Seht, ein Dutzendleben — oder wie es eigentlich immer ist: neun Zehntel Schicksalsschläge und ein Zehntel Hinhalten, damit es nicht zusammenbricht! Und doch ein Ausnahmeleben, aber nie und nirgends etwas äußerlich Bedeutsames oder einen Erfolg: „Nur anno vierundsechzig war er mit in Schleswig, aber auch hier, ohne 'zur Aktion' zu kommen. 'Es kommt für einen Märkischen nur darauf an, überhaupt mit dabei gewesen zu sein; das andere steht in Gottes Hand.' Und er schmunzelte, wenn er dergleichen sagte."[3])

1) F. streift oft lachend den Anteil des früheren Apothekerberufes an seiner Kunst. In diesem Hange zur Mischung der „Destillate" früherer künstlerischer Erlebnisse könnte man ihn vergleichsweise finden. Lustig ist, daß auch der andere große Apotheker in der Literatur, Ibsen, mit ähnlich fertigen „Niederschlägen" komponiert. Aber ganz frei davon ist wohl kaum einer.

2) Ges. W. 2. S., Bd. IX, 143. 3) Stechlin, 7.

Es klingen hier sehr schmerzliche Saiten aus Fontanes eigenem Leben an. Wie so oft bei Phantasiemenschen waren seine Ansprüche an den Luxus des Lebens eigentlich groß; immer wieder fühlt er die Dürftigkeit seines Dichterdaseins als scharfen Stachel. Auch die Frau an seiner Seite erleichtert es ihm nicht. Beider angeborne Solidität leidet eben schwer unter der Unsicherheit ihrer Verhältnisse, und nach Frauenart werden ihm oft die härtesten Vorwürfe gemacht. Aber große Empfindlichkeit, und mehr noch die Scheu, sich seine Bahn von außen bestimmen zu lassen, machen die Bemühungen der Freunde und die Gunst der Krone wieder zunichte. Trotzdem ist diese eigene Welt nicht so philosophisch geschlossen, daß nicht der schöne Schein in sie hineinbräche; darum empfindet Fontane mit Bitterkeit immer wieder den Abstand zwischen sich und so manchem Genossen der Jugendzeit, der es zu Macht und Ansehen in der Welt gebracht hat. Auch der Ruhm kam zu spät und schließlich nicht massig genug, um an der Stimmung des Dichters noch viel zu ändern. Wie man 70 Jahre gelebt hat, das verwischt sich nicht leicht, oder man hat jenen unbedingten Glauben an sich, daß man die endliche Anerkennung nur als den spät errungenen schuldigen Tribut betrachtet. Aber das konnte sich Fontane gar nicht einreden. Das Leben hatte ihm zurückerstattet, was er ihm bis dahin gegeben. Bis er mit seinen Romanen hervortrat, war er ein Schriftsteller zweiten Ranges gewesen und hatte als solcher den Rausch in irgendeiner Form so gründlich verlernt, daß auch der schließlich einsetzende Ruhm in der allgemeinen Fahrtrichtung seiner Psyche unterging und kaum mehr als ein weiterer Gegenstand der Kritik wurde. Schließlich verfällt Fontane jener völligen Gleichgültigkeit gegen alles, die so oft der Vorbote des Endes ist. Er faßt sich in dieser letzten Zeit gern selbst in entsprechende Berliner Redensarten, wie: „Was soll der Unsinn?“[1]) Stundenlang dreht er seine zwei Daumen und sieht zu, wie seine Frau Strümpfe stopft: „Alles Strampeln abgetan.“[2])

III.

„Vor dem Sturm“ und „Der Stechlin“ haben das Motiv vom trauernden Gatten gemein. Als nach kurzer Ehe Berndt die Frau stirbt, läßt er auf ihrem Grabstein die pathetischen Worte meißeln: „Hier ruht mein Glück.“ Dubslav stirbt sein Glück ebenso schnell dahin; sein Schmerz darüber ist echt und lebenslänglich, äußert sich aber in humoristischer Gegenwirkung: „Sich eine neue zu nehmen, widerstand ihm, halb aus Ordnungssinn und halb aus ästhetischer Rücksicht. 'Wir glauben doch alle mehr oder weniger an eine Auferstehung' (d. h. er persönlich glaubte eigentlich nicht daran), 'und wenn ich dann oben ankomme mit einer rechts und einer links, so is das doch immer eine genierliche Sache'.“[3])

Darin liegt die ganz neue Note des „Stechlin“, zu der die Resignation nur den Unterton gibt. Denn mit ihr läßt es sich wohl leben, auch philosophieren, aber nicht schaffen. Dazu dient die Kunst zu sehr dem Leben, wenigstens bei Fontane, diesem Nein- und Jasager in einem Atemzug. Der Dichter suchte nach einem Ausweg zwischen Menschenherz und Menschenlos. Da kam ihm in dieser letzten Entfaltung seines Typus Berndt-Dubslav ein glücklicher Umstand zustatten, ein Wesen, das mit ihm selbst in engster organischer Verbindung stand, aber doch eine andere Mischung der

1) Ges. W. 2. S., Bd. VII, 340. 2) Ebenda Bd. XI, 232 u. 453.
3) Stechlin, 7f.

Elemente zeigte, in welchem das Humoristische auch im Leben, was dem Dichter fehlte, obenauf war: sein eigener Vater.'

In den an sich schon so gestaltenfrohen Denkwürdigkeiten Fontanes ragt sein Vater noch merklich hervor; er wird vielleicht einmal neben dem Goethes der andere klassische Vater werden, wenn auch in anderem Sinne, da ihm das erzieherische Moment ganz abgeht. Den Vater zu zeichnen, gelingt dem Sohn so besonders, weil er in bestimmten Anlagen so sehr mit ihm harmonierte und sich auch wieder von ihm unterschied. Aber immer hatte er schon aus eigenem Triebe die Formulierung der Eigenschaften und war seine Aufmerksamkeit darauf gerichtet. Ein Mann wie Fontanes Vater, ganz aufs Praktische und Augenblickliche gestellt, hatte folgerichtig nicht die Hemmungen einer Natur von ähnlicher Veranlagung, aber vorwiegend reflektorischem Hange. Zweifellos ist die Komplexion bei Vater und Sohn dieselbe: das Gesellig-Plauderhafte, das Unmethodische und Anekdotische ihres Wissenstriebes usw., beim Sohne aber durch jene zweite Natur, die Produktivität, dem Leben gegenüber erheblich ausgeglichen. So sehen wir auch vieles in beider Leben als Schein und Widerschein, aber auch wiederum stufenmäßig verschieden: gesellige Konflikte sowie Geld- und Ehenöte. Überall erfährt der Alte darin die letzten Folgen, während der Sohn sie ohne eigentliche Katastrophen durchkämpft. Das Tragische, aber nicht Unverständliche ist, daß Fontane-Sohn über seinen schließlich siegreichen Lebensschlachten ein halber Pessimist wird, während Fontane-Vater über allen seinen Zusammenbrüchen sich zum ganzen Humoristen entwickelt. Mit dem Alter allein ist es nicht zu erklären, denn auch Fontane-Vater hat die Siebzig überholt.

Fontanes Kunst ist vorwiegend epischer Natur, bekommt ihren Anstoß von außen und schafft Menschen und Ereignisse zu Gestalten und Erlebnissen um. Darum hätte vielleicht ohne die eigenartige Existenz des Vaters Dubslav seine eigentliche und letzte Färbung nicht bekommen; anderseits bleibt es immer noch fraglich, ob der Sohn nicht wiederum die letzten Lebenstage des Vaters schon mit „Dubslav-Augen" ansieht, nachdem er die Poesie darin freigemacht hat. Darüber könnte man nur auf Grund eines reichlicher fließenden Materials entscheiden. Auf der Hand liegt, daß des alten Fontanes Einsiedlerleben im Oderbruch die Komposition des „Stechlin" entscheidend beeinflußt hat. Getrennt von Weib und Kind, mit seinem Sprech- und Plauschbedürfnis auf eine halbblöde Haushälterin angewiesen, die seine stundenlangen Reden ohne Gegenrede anhört, so geht er seiner Auflösung entgegen. Im „Stechlin" ist vieles in ein milderes Licht gerückt. Engelke ist auch gerade keine Geistesleuchte, aber der alte, lebenslänglich treue Diener, der seines Herrn Plauderhaftigkeit in einem rührenden und auch verständnisvollen Herzen auffängt. Doch der Ton der Einsamkeit, dieser herzbeklemmende Blätterfall der völligen Vereinsamung, ist derselbe, hier wie dort.

Ist der von Fontane gezeichnete Vater der lebensechte und nicht, was auch möglich ist, bis zu einem gewissen Grade ein literarischer Zwillingsbruder, so verdankt ihm Dubslav die besondere Art des Temperamentes; der Grad ihrer Lebhaftigkeit im Einsetzen ist derselbe: „Ja, ich weiß es, Papa; du hast mir öfters davon erzählt". „'Öfters davon erzählt', wiederholte er" (Meine Kinderjahre, Bd. II, 195). „'Und ich darf sagen, mich beschäftigen diese Dinge'." „'Mich beschäftigen diese Dinge ...'" (Stechlin, 61). Beides aus Gesprächen zwischen Vater und Sohn. Bei 99 Schrift-

stellern bedeutete eine solche Intonierung nichts; nicht so bei Fontane. Seine Personen sprechen freilich mehr oder weniger alle Fontanisch, aber im Tempo, je nach ihrem geistigen Gefüge, sehr unterschiedlich. Der herben Mathilde Möhring weinerliche Mutter fängt fast jeden Satz mit „Ach Gott" und einer Abschwächung an; ähnlich schon, nur gehaltener, Frau Major v. Poggenpuhl, geb. Pütter, die geängstete Mutter des leichtlebigen Leutnants Leo.

Der alte Fontane und Dubslav haben dieselbe Distanz zum Leben gewonnen und wägen die Dinge nicht mehr mit kleinlichen, eigensüchtigen, sondern eher mit überzeitlichen, aber immer noch lebensvollen Gewichten. Zum Beispiel in der Geldfrage. Sie haben beide das Ihrige „verurscht", trauern dem nicht nach, „aber", meint der alte Fontane, „es gibt auch ein gutes Geld, und ich mache mir jetzt mitunter so meine Gedanken darüber."[1]) Gleichermaßen ist es Dubslav zufrieden, daß durch das gute Barbysche Geld die Stechline wieder auf den Damm gebracht werden. Tante Adelheid hat in diesem Falle gleich die moralische Maßelle zur Hand: „Heirate nicht nach Geld; Geld erniedrigt!"[2])

Ferner beider tief innerliche Bescheidenheit; Bescheidenheit, aber auf dem Boden von Selbstgefühl. Der eine, weil sie „schon vor den Hohenzollern da waren"; den anderen hat es mitunter geniert, wie er alles viel besser wußte, als die Neu-Ruppiner Gymnasialprofessoren, die mehr Horaz und weniger Zeitung lasen.[3])

Auch Dubslav hätte ein Recht auf einen Gran geistiger Überheblichkeit. Er trifft den Nagel oft so weisheitsvoll auf den Kopf, weil, ebenso wie bei dem alten Fontane, sein Herz sein Urteil diktiert. Beide leben nicht nur „comme philosophe", sie wägen auch als solche. Und dabei werden dann so köstliche ethische Denkmünzen geschlagen, wie: „Da is das persönliche Sicheinsetzen und Für-was-sterben-können und -wollen doch das Höchste. Mehr kann der Mensch nicht. Aber Koseleger. Der will leben" (Stechlin 441). Oder der alte Fontane: „Auf das Losgehen kommt es bei Pistolen auch gar nicht an. Die moralische Wirkung entscheidet dabei. Das Moralische entscheidet überhaupt" (Meine Kinderjahre II, 197). Das sind Paradoxen, die mit einer sehr ernsthaften Zurechtrückung der Dinge enden.

Die komische Wirkung, die von beiden ausgeht, liegt neben dem Hange zum Anekdotenhaften und zu Verallgemeinerungen in den Unsicherheiten und Schwankungen ihres Urteils: „Du sagst, sie wird wie die Karline. Möglich is es. Aber vielleicht wird sie auch 'ne Nonne. Man kann nie wissen" (Stechlin, 481). Gemessen an der ungeheueren Selbstsicherheit, mit der im Leben die Urteilskraft auftritt — „Personne ne se plaint de son jugement", sagt La Rochefoucauld — ist der Ausnahmefall jedesmal überraschlich und stimmt heiter. Anderseits bedeutet das Bewußtsein von der Zeitweiligkeit und Bedingtheit aller moralischen Erscheinungen und Meinungen eine höhere Daseinsform, in die der selbstvergessene Leser des „Stechlin" voll und ganz eingeht.

Aber, und darin liegt wiederum ein Übergewicht, das der Sohn über den Vater in der Gestaltung des Dubslavcharakters gewinnt, doch wächst beider Komik auf einem etwas verschiedenen Boden. Fontane-Vater — wie ihn der Dichter gelegentlich seines letzten Besuches bei ihm hinstellt — ist Humorist, Dubslav ein Original.

1) „Meine Kinderjahre" Bd. II, 202. 2) Stechlin, 214.
3) „Meine Kinderjahre" II, 199.

Es ist letzten Endes die persönliche Note, die das bewirkt; die Frage, „woher er kommt?", ist entscheidend. Bei dem alten Fontane aus dem Zusammenbruch seines Lebens, und darum wurzelt sein Humor hauptsächlich in dem Bestreben, einen höheren Standort zu erklimmen, von wo aus persönliche Schuld und Fehle bedeutungsloser erscheinen. Die größere Hälfte seiner Schuld schreibt er den unglückseligen Gestirnen zu: „Ich war wie das Lämmlein auf der Weide, das 'rumsprang, bis es die Beine brach."[1]) Sein Humor ist die „lachende Träne", wie Jean Paul einmal irgendwo definiert. So über sein Leben abzuschließen, hatte Dubslav keinen Grund. Es war nicht besser und nicht schlechter gewesen als tausend andere Leben auch. Darum klingt durch seine Spaßhaftigkeiten die persönliche Note nicht so stark durch, sie sind weiter, freier, auch schließlich ernsthafter und weniger schnurrig. Des alten Fontanes herzbeklemmende Rückblicke auf gelebtes Leben lösen sich bei Dubslavs „Sonnenuntergang" in wehmutsvolles Nachtrauern auf.

Die Entstehungsgeschichte des „Stechlin" ist nicht ganz unwichtig zur Beantwortung der Frage, unter welche der hauptsächlichen Erscheinungsformen die Kunst Fontanes fällt. Richard M. Meyer nennt ihn einen „konsequenten Realisten".[2]) Mit halbem Recht! Wohl hat er mit dem Realismus den dichterischen Antrieb von außen und die psychologische Ausdeutung einer Fabel, eines Motives gemein. Oder, damit im Zusammenhang, die Zeitnähe seiner Probleme und Stoffe. Aber schon in der engeren Auswahl seiner Stände und Personen, ihren Handlungen und dem Licht, das er auf sie fallen läßt, rückt er etwas von der französischen Formel des Realismus, wie er in unserer Zeit am üblichsten ist, merklich ab. Er selbst spricht sich über ihn einmal dahin aus, daß man den Realismus ganz verkehrt auffasse, „wenn man annimmt, er sei mit der Häßlichkeit ein für allemal vermählt. Er wird erst ganz echt, wenn er sich umgekehrt mit der Schönheit vermählt und das nebenherlaufende Häßliche, das nun mal zum Leben gehört, verklärt hat."[3]) Fontane steht in viel kürzerer Entfernung zu seinem Werk als sonst in dieser Kunstform üblich. Die Beziehung auf das dichtende Selbst ist stärker und erreicht bisweilen den ganz unfranzösischen Grad, daß, wie im „Stechlin" und den „Poggenpuhls", ein äußerer Stoff zum Träger der eigenen Persönlichkeit wird. In dieser Hinsicht steht er der mittleren Richtung, z. B. Gottfried Keller, näher als der Moderne; am nächsten vielleicht dem Russen Turgenjew, dem er viel verdankt.

Ein flämisches Seitenstück zu Rückerts Parabel.

Von **A. Sudel** in Cassel.

Der große Krieg hat die Deutschen und nicht zum wenigsten ihre Wissenschaft veranlaßt, ihr Augenmerk wieder auf die halbvergessenen flämischen Stammverwandten zu richten. Insbesondere findet die flämische Literatur jetzt die verdiente Beachtung bei uns, während sie früher nur ein Seitentischchen in dem großen Saal unserer Wissenschaft einnahm. Es sei auch mir daher vergönnt, ein kleines Beispiel für den viel beobachteten Parallelismus vorzulegen, der für das Verhältnis der niederländischen Literatur zur hochdeutschen bezeichnend ist.

1) „Meine Kinderjahre" Bd. II, 203. 2) A. a. O. S. 388.
3) Ges. W. 2. S., Bd. XI, 219.

Der größte flämische Erzähler, Hendrik Conscience, hat in eins seiner Werke, den 1873 in Antwerpen erschienenen „Minnezanger" ein Gedicht eingeflochten, das denselben Gegenstand behandelt wie Rückerts bekannte Parabel „Es ging ein Mann im Syrerland, führt' ein Kamel am Halfterband"; offenbar geht es auf eine nahe verwandte mittelalterliche Quelle zurück, wie denn Conscience auch das Ganze eine „middeluweesche volkssage" nennt. Der Held der etwas mystischen Geschichte, der infolge einer Verwünschung durch einen Zauberer seine Heimat verlassen muß, kommt als fahrender Sänger auf das Schloß Roteburg und begeistert hier die Ritter durch seine Lieder und besonders die „Sproke van den Man, en den Leeuw". „Dieser Spruch, mit Feuer und eindrucksvoller Bewegung vorgetragen, gefiel seinen Hörern so gut, daß alle aufsprangen, jubelnd ihren Dank zum Ausdruck brachten und zum Zeichen ihrer Zustimmung in die Hände klatschten." Es ist also ein Lied, das zum Saitenspiel gesungen wird und dementsprechend von vornherein anderen Charakter zeigen muß als das ganz unlyrische, in Reimpaare mit vier Hebungen gefaßte und rein lehrhafte, wenn auch trefflich gestaltete Gedicht Rückerts. So erklären sich auch die Hauptabweichungen in der Auffassung des Vorgangs selbst, der hier katastrophisch wird, während die Quelle den Ausgang ungeklärt läßt und den meisten Wert offenbar auf die parabolische Deutung legt, worin ihr Rückert getreu gefolgt ist. In der nun folgenden Übersetzung habe ich die Zeilen gleichmäßig geformt, ohne mich sonst in der Wiedergabe des Wortlautes weit zu entfernen; so ist die Darstellung mehr auf den erzählenden Ton Rückerts gestimmt, der dem Stoffe und der Vorlage mehr angepaßt ist.

Das Gedicht lautet demnach in freier Übertragung von Conscience folgendermaßen:

Der Mann und der Löwe.

Ein kecker, junger Jägersmann
verirrte sich im finstern Tann.
Da sah er plötzlich einen Leuen
mit Mordbegierde ihn bedräuen.
Geheul verriet des Tieres Wut,
sein Rachen triefte noch von Blut.
Entsetzt versucht er zu entrinnen
und Gottes Beistand zu gewinnen.

Jedoch, wie schnell er auch enteilt,
das Untier folgt ihm unverweilt.
Schon fühlt er sich mit kaltem Grauen
gepackt von des Verfolgers Klauen,
da stürzt er voller Angst und Pein
in eine tiefe Schlucht hinein,
die plötzlich grundlos vor ihm klafft
und ihn in Nacht und Dunkel rafft.

Im Sinken faßt er, vor Schreck halb tot,
einen grünenden Stamm in größter Not,
der wuchs an des Felsen zerbröckelter Wand
nicht weit von der Grube gefährlichem Rand.
So hängt zwischen Erde und Himmelsraum
vor dem Feinde gerettet der Jäger am Baum
und danket dem Herrn, daß er Rettung gefunden
und glaubt das Schlimmste schon überwunden.

Doch während ihn oben bedrohet der Leu,
sein Brüllen erhebend immer aufs neu,
da sieht er im Grund einen furchtbaren Drachen
mit gähnend geöffnetem weiten Rachen,
der Gift und Schwefel und Feuer speit.
So scheint er ganz dem Verderben geweiht,
denn über ihm Mord und unten im Schlunde.
Nun hat ihm geschlagen die letzte Stunde.

Was aber am heftigsten ihn erschreckt,
erst jetzt er voller Grausen entdeckt:
Ein Fuchs die Wurzeln des Baumes benagt.
Was hilft es, daß er sein Schicksal beklagt!
Bald ist der Stamm zerfressen und bloß,
dann ist vollendet sein trauriges Los.
Dabei bedroht ihn der Löwe noch oben
mit schnaubender Wut und schrecklichem Toben.

Dieweil er Gott nun klagt seine Not
und bebend erwartet den sicheren Tod,
da sieht er in eines Spaltes Enge
dicht vor sich Honigseim in Menge,
ist ihn zu schlecken schnell bereit
und labt sich an der Süßigkeit.
Er lacht, genießt, und bei dem Essen
hat Angst und Furcht er ganz vergessen.

Dem Löwen ward die Zeit zu lang,
er nahm zum Walde zurück den Gang.
Der Jäger ins süße Mahl versenkt,
der Rettung längst nicht mehr gedenkt.
Da reißt der Baum, er sinkt hinab,
die Tiefe wird des Mannes Grab.
Zerrissen von des Drachen Wut
färbt er den Boden mit spritzendem Blut. —

Was will des Mannes Los den Menschen lehren?
Er soll des Lebens Wollust nicht begehren.
Wir müssen kämpfen, leiden, fromm und stark,
das Kreuz ist unser Halt und Lebensmark,
und läßt der Mensch, verlockt vom Trug des Bösen,
von diesem festen Anker je sich lösen,
verstößt auf ewig ihn des Herren Macht
und stürzt ihn ungerührt in tiefe Nacht.

Des Vergleiches halber setze ich das von der eigentlichen Fabel metrisch abweichende Moralzöpfchen der flämischen Fassung daneben:

Wat kan de mensch uit deze sproke leeren?
Men mag des levens wollust niet begeeren.
Wij moeten kampen, lijden, stark en vroom.
Het kruis is onze reddingsboom.
En laten wij, verlokt door's Boozen lagen,
Dien steun door onze zonden laf verknagen,
Dan worden wij verlaten van den Heer
En storten in den eeuw'gen afgrond neer.

Die Quelle für Conscience sowohl wie für Rückert ist eine im Mittelalter weit verbreitete Parabel, die vermutlich schon in der alten niederländischen Fassung von der uns bekannten hochdeutschen abwich. Rückert lernte seinen Stoff allerdings unmittelbar aus einer persischen Fassung des Dichters Dschelaleddin Rumi kennen, die er in Joseph v. Hammers „Geschichte der schönen Redekünste" fand (vgl. G. Zart, Zeitschr. f. d. dt. U. XII, 735) und mit den wesentlichsten Zügen übernahm. Alle uns bekannten Fassungen weisen Abweichungen hiervon auf, nur bestimmte Züge haben sie gemeinsam, aus denen sich eine der Nutzanwendung entsprechende Grundform zusammensetzen läßt. Die Art der Einkleidung bei Conscience erscheint recht selbständig, und tatsächlich mag er auch manches mit Rücksicht auf seinen Zweck geändert haben, wie ja auch Rückert z. B. statt des orientalischen Mannas, das er in seiner persischen Quelle fand, die im Abendlande näher liegenden Brombeeren einsetzte. So mag der flämische Dichter statt des Kameltreibers oder des Brahmanen, wie im indischen Mahabharata, den für die ritterlichen Hörer passenden Jäger eingesetzt haben. Aber der Löwe fand sich z. B. auch nach arabischer Quelle in dem „Buch der Beispiele der alten Weisen", das unter dem Einflusse des humanistisch angehauchten, mit Reuchlin befreundeten Grafen Eberhard im Barte 1480 zu Ulm entstand. Dort begegnet uns auch die überraschende Wendung, daß der Mann hinabfällt und umkommt, wodurch die Wirkung der Sinnbildlichkeit beeinträchtigt wird. Eine genauere Vergleichung der zahlreichen Abweichungen in den verschiedenen Formen der Überlieferung würde vielleicht auch noch den sehr auffallenden Fuchs auftauchen lassen, der hier das sonst überall erscheinende und für die Sinnbildlichkeit äußerst geeignete Mäusepaar ersetzt.

Über die Anlehnung des Geschlechtswortes.
an, in = an den, in den.

Von **Bernhard Maydorn** in Thorn.

Zusammenziehung des Geschlechtswortes mit dem Verhältnisworte ist im dritten Beugefall ein ganz gewöhnlicher und allseitig, auch für die gewählte Redeweise, anerkannter und gebilligter Brauch. Am, im, beim, desgleichen zur, selbst unterm, hinterm werden ohne Bedenken gesprochen, geschrieben und gedruckt, und man findet auch in Schriftwerken mit kunstvoll ausgefeilter Sprache wohl kaum Stellen, die bloß aus Rücksicht auf bessere Stilform der aufgelösten Fügung an dem, in dem, bei dem den Vorzug gäben. Unbefangene Rede, namentlich solche, die lebendig wirken will und darum dem mündlichen Sprachgebrauche sich bewußt und nach Möglichkeit nähert, wird die zusammengezogenen Formen unbedingt vorziehen, die im Alltagsgebrauche des Sprechens die durchgängige Regel bilden. Hier findet die Anlehnung überdies eine weiter ausgedehnte Verwendung, indem sie sowohl auf andere Verhältniswörter wie auch auf andere Beugefälle übergreift:

Dat. Sing. am, im, vom, beim, zum, vorm, hinterm, überm, unterm, zur;
Akk. Sing. an, in, vorn, hintern, übern, untern,
ans, ins, aufs, ums, vors, fürs, durchs, unters;
Dat. Plur. an, in, hintern, übern, untern.

In diesem Gebrauche der Umgangssprache hat die Auflösung der sonst regelmäßigen Wortverschmelzung nur dort Platz, wo das Fürwort durch nachdrückliche Betonung hervorgehoben oder einem andern gegenübergestellt wird, wo es also nicht eigentlich mehr Geschlechtswort ist, sondern seinen ursprünglichen Geltungswert wiedererhält, nämlich den des hinweisenden Fürworts, so besonders vor Relativsätzen: „an dem Tage bin ich geboren", „nicht an dem Orte, sondern wo anders", „in dem Hause, das gegenüberliegt".

In dieser Ausnahme liegt zugleich die Erklärung für die Erscheinung. Das Geschlechtswort als solches ist zu schwach betont, um sich in der schnellfließenden mündlichen Rede mit seinem vollen Lautwerte behaupten zu können. Es tritt damit in einen deutlichen Abstand von dem Gebrauche desselben Wortes als bezügliches Fürwort in der Einleitung von Relativsätzen, wo es eine stärkere Betonung und damit größere Sicherung seiner Lautgestalt erfährt, und als hinweisendes Fürwort, wo es noch stärker betont ist. Die schwache Tongeltung drückt das Geschlechtswort in seinem Sprechwerte so weit herab, daß es sich dem vorangehenden Formworte eng anlehnt, es wird, wie das die griechische Grammatik nennt, zum Enklitikon, und indem der Verschluß von Zunge und Zähnen für den Anlaut d unterdrückt wird, verschmilzt es mit dem Formworte zu einem einzigen Worte.

Das kann geschehen, ohne der Deutlichkeit Eintrag zu tun, weil der auslautende Nasenlippenlaut m, mit dem seinerseits wieder (bei an und in) das auslautende n des Verhältniswortes verschmilzt, den Ursprung der Zusammenziehung verrät und jeden Zweifel über die Bedeutung ausschließt.

Diese Sicherheit besteht nicht, wo nicht m, sondern der Nasenzungenlaut n den Auslaut des Geschlechtswortes bildet, also beim vierten Falle der Einzahl und ebenso beim dritten Falle der Mehrzahl; an den, in den geben keine eindeutige Zusammenziehung an, in; diese erscheint vielmehr für das Auge lediglich als das Verhältniswort ohne angelehnten bzw. verschmolzenen Zuwachs. Wer daher nur mit dem Auge liest, faßt Ausdrücke wie „an Hof", „in Garten" als Fügungen mit Ausfall des Geschlechtswortes auf. Zu Unrecht. Wer nämlich statt dessen dem Ohre sein Recht verstattet und auf den mündlichen Sprachgebrauch aufmerksam hinhört, bemerkt leicht, daß es sich auch hier nicht um das reine Verhältniswort handelt, daß vielmehr der Auslaut eine deutliche Verlängerung erfährt. Das n ist gedehnt, weil es aus der Verschmelzung mit dem Auslaute des angelehnten Geschlechtswortes hervorgegangen ist. Wer ungeziert und unbefangen redet, sagt nicht: ich gehe in den Garten, an den Schrank, sondern in̄ Garten, an̄ Schrank. Aber er spricht auch bestimmt so, mit gedehntem n, nicht: in Garten, an Schrank, was leer und holperig klingen würde. Ebenso: an Tag legen, in Gang bringen, in Sinn kommen.

Dieses Gefühl ist in der mündlichen Rede lebendig. In der schriftlichen Festlegung der Sprache kommt es nicht zum Ausdrucke, und so hat sich das tintenklecksende, nur mit den Augen lesende Geschlecht daran gewöhnt, in solchen Fügungen an einen Ausfall des Geschlechtswortes zu glauben, der gar nicht stattgefunden hat. Denn

auch das Schrifttum hat an sich das Gefühl für diese dem Gebrauch mit dem dritten Falle ganz entsprechende Anlehnung des Geschlechtswortes bis auf die neueste Zeit nicht verloren.

Im deutschen Wörterbuche wird unter dem Worte an (I, Sp. 287), ohne daß näher auf die Erscheinung eingegangen würde, die Goethische Fügung „an Hof" zweimal belegt, unter in (IV, 2. Sp. 2103) ist der Zusammenziehung ein besonderer Absatz gewidmet, der reichliche Belege aus Hans Sachs, Fischart, Mathesius und Grimmelshausen bringt: in Spiegel, in Bauch, in Tag, in Dreck, in Wein, in Weg, in Wind, in Wald, in Schrank.[1]) Wenn aber hier gesagt wird, daß die Anlehnung seit dem 16. Jahrhundert bis zum 18. recht gebräuchlich gewesen sei, von neueren Schriftstellern dagegen, wenigstens in gewählter Rede, gemieden werde, so widersprechen dem die Beispiele, die sich bis auf die Gegenwart noch, auch in dichterisch gehobener Sprache und selbst in gewählter Prosa, zahlreich finden lassen. Richtig ist nur, daß die Erscheinung im dritten Falle der Mehrzahl auch schon in der älteren Zeit seltener vorkommt, bei Fischart: in Kellern, bei Chr. F. Weiße: in Adern. Aber unbelegt bleibt sie, wenigstens bis auf Schiller und Goethe herab, auch für diesen Fall nicht.

Zunächst liegt doch auch die Sprache unserer Klassiker noch nicht so weit von uns ab, daß sie uns in solchen Fragen einer von Schulmeisterlichkeiten unverdorbenen Sprache nicht auch heute noch zum Muster dienen könnte. Und da wird man allenthalben Belege für die Anlehnung und Verschmelzung in unserem Falle finden. Hier seien nur folgende angeführt: bei Lessing: in Nonnenorden, bei Goethe: an Tag geben, in Kopf, in Froschpfuhl all das Volk verbannt, er hält in Armen das ächzende Kind, bei Schiller: frei in Lüften ist eure Bahn, übern Hof (Wall. Tod II, 5). Hier gibt es sogar eine Stelle, die für die Unbefangenheit des Dichters besonders bezeichnend ist, der Vers aus dem „Tell" (II, 2, V. 1024): „Von den Wänden langten sie die rost'gen Schwerter", wo die Ausgaben die aufgelöste Fügung haben, während doch das durchgeführte Versmaß die Zusammenziehung: „Von Wänden" verlangt, wie demnach also auch wohl Schiller selbst die Stelle empfunden hat.

Aber auch weiter herab im 19. Jahrhundert fließen die Belege ohne Mühe zu: bei Heinrich v. Kleist im Prinzen von Homburg mehrmals (IV, 4, V. 11): in Staub, bei Hoffmann von Fallersleben: kommt, kommt in grünen Wald, bei J. Kerner: jedem Untertan in Schoß, bei Scheffel: in Schoß, endlich bei Börries v. Münchhausen (in den Balladen und ritterlichen Liedern): in Gurt gehenkt, das Schwert in Gürtel hing, an dürren Ast. Ebenso in ungebundener Rede: in Fichtes Grundzügen des geg. Zeitalters: indes er das äußere in Schatten stellte, bei Grillparzer: ging's nahe genug an Leib, in Holteys Christian Lammfell: in Laden, in Gervinus' Geschichte der deutschen Dichtung (III, 4, 119): an Hof laden, in Alexis' Hosen des Herrn von Bredow (Berl. Janke S. 96): in April geschickt, in P. Heyses Verlorenem Sohn (Wiesb. Volksb. 10, S. 38): an Tag kommen.

Bei so häufigem Vorkommen in der Sprache des besten deutschen Schrifttums wird man nicht schlechthin behaupten können, daß die Anlehnung gemieden werde. Anderseits widerstreben die meisten Beispiele der Auffassung, daß dabei das Geschlechtswort ausgefallen sei. Und wenn man dazu den unbefangenen Gebrauch der

1) Wörterbuch 2, 994 unter der noch folgende: an Tag, an Hals, in Teig, in Sack.

mündlichen Rede nimmt, kann darüber kein Zweifel bestehen, daß die Erscheinung, die dem dritten Falle der Einzahl durch das Schriftbild und die Mundstellung gesichert ist, auch für den vierten Fall und für den dritten der Mehrzahl noch im lebendigen Sprach- und Schriftgebrauche zu Recht besteht. Diese Erkenntnis ist nur verdunkelt durch das verderbliche bloße Augenlesen und das nur Obenhinhören auf den Klang der Rede, sie wird überdies totgeschwiegen von den sprachlichen Lehrbüchern. Hier müßte an der Stelle, wo von der Zusammenziehung an dem, in dem: am, im die Rede ist, auch von der andern: an den, in den: an, in gehandelt werden. Dann würde man dadurch auch wieder besser aufmerken lernen auf den genauen Klang der gesprochenen Rede und zugleich einen Fingerzeig dafür gewinnen, daß nicht das Schriftbild das Wesentliche ist im gedruckten Buche, sondern das, was hinter diesem Schriftbilde liegt, der Vollklang des mündlichen Ausdrucks. So könnte auch ein scheinbar so unbedeutender Sprachvorgang dazu dienen, die Gewissenhaftigkeit in der Auffassung der Sprache zu stärken und ein tieferes Sprachempfinden zu wecken.

Zum deutschen Stil.

Von **Rudolf Blümel** in München.

Vom „Wohllaut".

Es gibt für die Deutschschreibenden ein paar Vorschriften, die den Wohllaut betreffen. Dazu gehört, daß Konsonantenhäufungen, der sogenannte Hiatus, und wohl auch, daß viele einsilbige Wörter hintereinander vermieden werden sollen.

Wie steht es mit den Konsonantenhäufungen? Es muß natürlich vorausgesetzt werden, daß es sich nur um Lauthäufungen, nicht um Buchstabenhäufungen handeln darf: schl ist nur ein Doppellaut, daß wir den ersten Laut mit drei Buchstaben schreiben, daß also eine Buchstabenhäufung vorliegt, das kommt nicht in Betracht. Die Frage, ob ein Wort wie Strickstrumpf, wirklich so furchtbar übel klinge, muß sehr verschieden beurteilt werden, je nachdem das Wort von einem peinlich genauen Sprachmeister oder aber von jemand ausgesprochen wird, der natürlich spricht. So wie jener es ausspricht, mit genauer Bildung aller Laute (Sch-t-r-i-k-sch-t-r-u-m-p-f), sind allerdings die Konsonanten, die noch dazu wenig oder gar nicht klingen, bedeutend im Übergewicht; wie wir das Wort aber gewöhnlich aussprechen, werden die gehäuften Konsonanten in ihrer Verbindung verkürzt, allerdings auch die Vokale (man vgl. Strumpf mit Schuß). Doch treten diese wegen ihrer größeren Schallfülle immer noch besonders hervor. Wenn auch Wörter wie Strickstrumpf nicht als wohllautend gelten können, so klingen sie doch lange nicht so übel, als es zunächst den Anschein hat. Es verhält sich überhaupt mit der deutschen Sprache so: sie gilt als wenig klingend, und doch kann sie neben andern auch in dieser Hinsicht sehr wohl bestehen.

Anmerkung. Es kommt hier auf viel mehr an, als auf bloße Zählung von Vokalen und Konsonanten.

Die Forderung, daß kein Hiatus geduldet werde, sagt, es dürfe nicht vorkommen, daß auf ein vokalisch schließendes Wort ein vokalisch anlautendes folge (außer wenn eine Pause dazwischen liegt). Zu dieser Forderung kam man auf folgende Weise: Im Lateinischen (das heutige Italienisch verhält sich offenbar ganz entsprechend) trat da, wo im oben erwähnten Sinne „Hiatus" eingetreten wäre, Silbenverlust ein.

Wahrscheinlich drängten sich beide Vokale, jeder verkürzt, auf eine Silbe zusammen: transvolat in medio posita-et . . . Es ist natürlich, daß auch der Vers das in der Sprache geltende Gesetz beobachtete; wenn aber jemand (im Vers) vokalisch anlautendes Wort auf vokalisch endendes folgen ließ und dem Aus- und Anlaut seine volle Aussprache ließ, so war eben das ein Fehler — aber nicht, worauf es doch namentlich ankommt, ein Fehler gegen den Wohllaut, sondern ein Fehler gegen den Sprachgebrauch. Es war ähnlich, wie wenn jemand vom Ha-us statt vom Haus sprechen wollte. Nun kam man aber tatsächlich zu dem Gedanken, der „Hiatus" müsse auch im Deutschen vermieden werden, weil er an sich häßlich sei. Man hatte dabei bloß eines vergessen: Wenn in einer Sprache, z. B. im Deutschen, in den genannten Fällen keine Verkürzung eintritt, sondern die Wörter ohne Veränderung aneinander geschoben werden, dann liegt in einer solchen Zusammenstellung (durch den Schriftsteller) eben kein Hiatus, also auch kein Fehler!

Der dritte Fall betrifft die Häufung einsilbiger Wörter: Hans kam mit Max schnell auf dem Weg (daher) (acht einsilbige Wörter). Es wird behauptet, ein solcher Satz klinge gehackt. Das gilt übrigens nur, wenn jemand „Wörter liest". Beim Wörterlesen klingt jeder Text schlecht, allerdings die aus vielen einsilbigen Wörtern bestehenden Strecken besonders kleingehackt.

Lesen wir aber sinngemäß, das Ganze, nicht Wort abgetrennt von Wort, so nimmt sich ein solcher Satz ganz anders aus. Dann treten nämlich vielfach mehrere Silben zu einer höheren Einheit zusammen: Hans kam mit | Max | schnell auf dem | Weg (daher |). (Solche höhere Einheiten hat Sievers Sprechakte genannt.)

Ganz anders verhält es sich bei zweisilbigen Wörtern der gleichen rhythmischen Form. Man vergleiche etwa: Haben alle Bauern ihre Ernte glücklich (eingebracht?) Hier liegt wirklich eine gewisse Eintönigkeit vor, die geradezu fehlerhaft klingt. Denn hier fallen die Sprechakte mit den Wörtern zusammen und sind einförmig: Haben | alle | Bauern | ihre | Ernte | glücklich | (einge|bracht?)

Man sieht also: Die Frage des Wohllauts muß von Fall zu Fall entschieden werden. Es gibt Gesetze, die den Wohllaut bestimmen. Doch liegen sie keineswegs an der Oberfläche; vor allem darf man sie nicht aus fremden Sprachen einfach herübernehmen wollen.

Vom Wechsel im Ausdruck.

Es gilt als eine Art von stilistischem Anstand, ein Wort nicht zu schnell wieder zu bringen, außer in ganz besonderen Fällen, etwa wo es jedesmal ganz besonders betont ist. Demgemäß wird „Abwechslung im Ausdruck" streng gefordert. Es darf übrigens durchaus nicht so ganz ohne weiteres der Ausdruck wechseln. Vielmehr sind hier gewisse noch nicht berücksichtigte Tatsachen zu beachten.

Die gewöhnliche hiebei in Betracht kommende Ansicht ist die: Es liegt ein Gegenstand (im weitesten Sinne, also z. B. etwa auch eine Eigenschaft, Handlung usw.) vor, um diesen Gegenstand zu bezeichnen, gibt es verschiedene Ausdrücke. Das ist scheinbar richtig. In Wirklichkeit verhält es sich wesentlich anders. Der Wechsel meines Ausdrucks ist nämlich ein Anzeichen dafür, daß ich jedesmal etwas anderes s c h a u e, also z. B. jetzt den Nachbarssohn, jetzt den Fritz, jetzt (wenn er z. B. den Hund quält) den bösen Jungen, ein andres Mal (wenn er etwa den Vater verloren hat) den armen Jungen, jetzt den Blondkopf usw. „In Wirklichkeit" besteht nur der eine

Gegenstand, der Nachbarssohn Fritz, der mir so oder so erscheint; für den Schriftsteller liegt jedesmal eine andere Anschauung vor[1]); d. h. jedem Wechsel im Ausdruck entspricht ein Wechsel der Anschauung.[2]) Ein Wechsel im Ausdruck ist nur dann überzeugend, wenn er innerlich begründet ist, d. h. auf einem begründeten Wechsel der Anschauung beruht. Wenn ich etwa einen hervorragenden Feldherrn zu sprechen Gelegenheit habe, so nenne ich ihn in dem Bericht, den ich von der Begegnung zu geben habe, etwa zuerst nur mit seinem Namen, es kann sich aber bald die Anschauung aufdrängen, daß ich mit dem berühmten Feldmarschall gesprochen habe, dann bezeichne ich ihn als Feldmarschall, im weitern Verlauf, wenn ich an seine gewaltigen Taten denke, drängt sich mir die Anschauung von dem siegreichen Feldherrn auf, demnach bezeichne ich ihn als siegreichen Feldherrn. Wo er zu Hause ist, das ist mir in diesem Falle höchst gleichgültig, ich denke gar nicht daran, ebensowenig, wessen Schwiegersohn er ist, und wenn sein Schwiegervater noch so hervorragend gewesen wäre. Bezeichnungen, die den Feldherrn als da und dort beheimatet, als Schwiegersohn des und des Mannes hinstellen, werde ich also in diesem Berichte nicht verwenden.

Es gibt aber Fälle, wo es zu einem Wechsel in der Anschauung gar nicht kommt. Dann gibt es auch keinen Wechsel im Ausdruck.[3]) Das gilt von Kunstausdrücken, etwa von Bezeichnungen der verschiedenen Kasus, Tempora usw. Hier kommt es darauf an, den Gegenstand, wie ich ihn als „wirklich" schaue, unverrückt im Auge zu behalten und auch den Leser dazu zu zwingen. Ein Wechsel im Ausdruck, der nur Selbstzweck ist, verrät sich durch das Unbegründete, häufig auch durch das Springende im Wechsel der zugrunde liegenden Anschauung. Namentlich ermüdet fortwährender Wechsel und wirkt sogar — sehr gegen die Absicht des Schriftstellers — schnell eintönig. Tatsächlich wirkt auch nur eine besonders ungeschickte Wiederholung schlecht. Wir denken dabei an die allerersten Aufsätze von Kindern, wo ewig in jedem Satze „Das Pferd", womöglich am Anfange des Satzes, wiederkehrt. Der Fehler liegt da streng genommen in einer Art von Bezeichnung, die das Pferd immer wieder als etwas Neues einführt, obwohl es unmittelbar vorher erwähnt worden ist. (Wir haben in solchen Fällen den Ersatz des Substantivs durch das Pronomen.)

Nachahmung ausländischer Muster.

Zur vermeintlichen Aufbesserung des deutschen Schreibstils wird noch immer Nachahmung ausländischer, namentlich lateinischer Muster empfohlen. Man kann ruhig zugestehen, daß die ausländischen Schriftsteller, die wir demgemäß nachahmen sollten, in ihrem Sinne ausgezeichnet sind. Damit ist aber die Frage noch lange nicht erledigt. Es kommt nämlich vor allem auch darauf an, ob die Nachahmung des Ausländischen für uns innerlich von Vorteil ist.

An allem, was fremd ist, fällt das uns Ungewohnte auf. Dieses betrachtet dann der Deutsche — leider! — so häufig als einen ihm fehlenden Vorzug und sucht

1) Streng genommen (im Sinne des Schriftstellers) jedesmal ein anderer Gegenstand der Anschauung.

2) Das gilt auch dann, wenn statt eines Substantivs das Pronomen gesetzt wird. „Er" heißt z. B. „Der eben Genannte" usw.

3) Etwa abgesehen von dem Ersatz des Substantivs durch ein Pronomen.

es nachzubilden, soweit möglich. Es kann vorkommen, daß auf diese Weise Undeutsches entsteht, das auf den ersten Blick schon äußerlich als solches auffällt: so die Stellung eines Satzes mit als, indem unmittelbar nach dem Subjekt des übergeordneten Satzes (Anton, indem er den Stock ergriff, erhob sich) oder gefolgt von, in früherer Zeit die Nachbildung des lateinischen Akkusativs mit Infinitiv. Anderes fällt weniger auf. Unsere deutsche Unterordnung ist an sich seltener als die lateinische. Wir ahmen aber (offenbar infolge des Zwangs, der beim Übersetzen ins Lateinische auf uns geübt wurde) das lateinische Vorbild nach und ordnen auch da unter, wo wir beim Übersetzen ins Latein die Unterordnung anwenden müßten. Hieher gehört nach meinem Sprachgefühl die gewählte Anwendung eines Nebensatzes mit da, wo die Umgangssprache (auch die gewählte) ruhig einen Hauptsatz mit oder ohne denn anwenden würde.

Wie wirken nun solche undeutschen Nachahmungen? Die einen sind entschieden schreiend falsch; aber auch die andern, bei denen der deutsche Gebrauch auf andre, ihm an sich nicht zukommende Fälle ausgedehnt wird, stören einen feiner Fühlenden empfindlich. Die deutsche Unterordnung ist in solchen Nachahmungen wesentlich verändert; eben weil sie an sich seltner ist als die lateinische, hat sie (was noch gar nicht erkannt ist) in den echt deutschen Fällen eine stärkere Kraft als die lateinische. Die Fälle, auf die sie ungerechtfertigterweise übertragen ist, erhalten etwas von dieser Stärke der deutschen Unterordnung, unser Sprachgefühl empfindet jedoch hier eine andere Form, die der Beiordnung, als richtig, daher wirkt die Unterordnung entschieden (wie alles, das nicht am Platze ist) in ihrer Art, also gerade in ihrer Stärke, übertrieben. Derartiges findet sich noch öfter: es scheint, daß das Deutsche vor allem eine große Anzahl von Stilmitteln besitzt, die durch Feinheit wirken, daß es die auffälligeren, die in andern Sprachen hervortreten, wenn es sie besitzt, seltener anwendet. Jede falsche Anwendung dieser starken, im Deutschen durch ihre Seltenheit noch besonders hervorstechenden Stilmittel wirkt daher im Deutschen grell, oft geradezu steif oder auch roh.

Die Frage, ob wir von ausländischen Stilmustern innerlich Vorteil ziehen können (daß derartige undeutsche Nachahmungen, auch die der zweiten Gattung, innerlich nur schaden, ist klar), diese Frage halte ich für äußerst schwierig. Ich glaube, man kann sie bejahen, jedenfalls wenn man das Lernen (ob bewußt oder unbewußt) immer durch das deutsche Sprachgefühl in den richtigen Bahnen hält. Das Selbstverständliche liegt auch hier wieder so nahe, daß es die herrschende Meinung nicht sieht: in erster Hinsicht hat der deutsche Schriftsteller von deutschen Schriftstellern zu lernen! Dabei ist nur zu wünschen, daß die undeutschen Nachahmungen, die die Späteren in den deutschen Mustern finden, als solche erkannt und nicht mehr nachgeahmt werden! —

Ein Komma vor „und"?

Zur Erwiderung.

Von **Hermann Bernhardt** in Berlin.

Im 12. Hefte des 30. Jahrganges dieser Zeitschrift tritt Dr. Gustav Lunze in Dresden mit der Forderung hervor, man solle die Regel beseitigen, nach der in gewissen Fällen ein Komma vor „und" stehen muß. Es mag kleinlich erscheinen, in einer Zeit, wo für unser Volk so viel auf dem Spiele steht, um ein Komma zu streiten, ist es in der Tat aber nicht; denn in der Absicht, Fehler zu verhüten, schlägt der Verfasser vor, eine aus dem Wesen der deutschen Interpunktion hervorgegangene Regel abzuschaffen, d. h. unsern Schülern eine Gelegenheit zur Denkarbeit zu nehmen und damit ihre formale Bildung zu beeinträchtigen. Deshalb darf sein Aufsatz „Ein Komma vor „und"?" meines Erachtens nicht unwidersprochen bleiben.

Lunze betrachtet nach den Eingangsworten seines Aufsatzes die Interpunktionszeichen hauptsächlich als phonetische oder, wie ich lieber sagen möchte, deklamatorische Bezeichnungen. Dies trifft wohl für die französische Interpunktionsweise zu, aber nicht für die deutsche; denn an vielen Stellen unserer Rede heben wir die Stimme, ohne in der Schrift ein Komma oder ein anderes Zeichen zu setzen, während wir durchaus nicht an allen Stellen die Stimme heben, wo in der Schrift ein Komma steht. Wie verkehrt die erst nach der Interpunktion entstandene Leseregel ist, beim Komma die Stimme zu heben, wird am deutlichsten beim Vorlesen deutscher Gedichte durch Schüler, denen die Interpunktionen als phonetische Zeichen erklärt worden sind. Hebt man nämlich bei jedem Komma die Stimme merklich, so entsteht jenes „Singen", gegen das vielleicht das Ohr manches Mitteldeutschen nicht allzu empfindlich ist, das aber dem Norddeutschen auf die Dauer unerträglich wird. Und doch interpungieren Nord- und Mitteldeutsche in gleicher Weise, ein Beweis, daß die deutsche Zeichensetzung mit dem Heben der Stimme ursprünglich nichts zu tun hat. Sie ist eben ihrem Wesen nach nicht deklamatorischer, sondern logischer Art. Da wir nun unsere Sprechweise nach dem logischen Inhalte der Rede richten, ist es erklärlich, daß die Interpunktionszeichen häufig als Wegweiser zu richtigem Vortrage dienen können. Doch verträgt dieser Satz keine Umkehrung in dem Sinne, daß wir überall, wo wir beim Lautlesen eine Pause machen oder die Stimme heben, auch ein Zeichen zu setzen hätten, weil dies nicht allein von der Logik abhängt, sondern auch von mundartlichen, sowie sonstigen physischen und psychischen Vorbedingungen bei dem Lesenden. Vielmehr ist daran festzuhalten, daß der phonetische Wert der Interpunktionszeichen erst eine Folge ihres logischen Wertes ist.

Des weiteren legt Lunze zu großes Gewicht auf die Konjunktionen, bei denen er allen übrigen, koordinierenden und subordinierenden, die koordinierenden „und" und „oder" gegenüberstellt. Ist schon der Grund für diese Aussonderung nicht recht erfindlich, so übersieht er noch dabei, daß der logische Inhalt in den Sätzen liegt und nicht von den kleinen Wörtern abhängt, die nur zur Verdeutlichung der Art ihres Zusammenhanges mit dem übrigen dienen. Es liegt nämlich niemals ein rein kopulatives Verhältnis vor, wenn wir zwei Sätze durch „und"

verbinden, sondern stets spielt ein gewisser Gegensatz mit hinein, den ja auch Lunze als Vorbedingung für das Komma anerkennt. Das kopulative Verhältnis soll nur hervorgehoben werden, wenn wir die Verknüpfung mit „und" wählen. Denn bei einem rein kopulativen Verhältnis müßten wir ja mit einem Satze auskommen können. Ein Blick auf Lunzes Beispiele mag das erhärten.

Die beiden ersten: „Mein Vater und meine Mutter sind krank", und: „Mein Vater ist krank, und meine Mutter ist ausgegangen," sind etwa als Antwort auf die Frage aufzufassen: „Sind deine Eltern zu sprechen?" In beiden Fällen lautet die Antwort: „Nein." Im ersten ist die Begründung für beide Eltern dieselbe, man wählt daher einen Satz mit zwei Subjekten, die man auch in eins „meine Eltern" oder „sie" zusammenziehen könnte. Da diese Satzteile durch „und" verbunden sind, ist eine Veranlassung für ein Komma nicht gegeben. Im zweiten Falle ist die Begründung für jeden von beiden Eltern verschieden, steht also in einem gewissen Gegensatz und muß daher in zwei Sätzen ausgedrückt werden, die durch ein Interpunktionszeichen zu trennen sind. Die Begründung ist aber für den Fragesteller gleich zureichend, und daher wählt man die Verknüpfung durch „und". Diese Gleichwertigkeit vermag aber natürlich an der Verschiedenheit des Sachinhalts nichts zu ändern, kann also auch das Komma nicht aufheben. In dem dritten Beispiel: „Mein Vater ist zu Hause, aber meine Mutter ist ausgegangen", sind dagegen Sachinhalt und Wert beider Sätze verschieden; daher muß zwar die Interpunktion dieselbe sein wie im zweiten, die Konjunktion „und" jedoch durch „aber" ersetzt werden. Komma und Konjunktion haben also nicht immer dieselben Ursachen, sondern beide bedürfen einer besonderen Begründung. Diesen „fundamentalen Unterschied" hat Lunze nicht erkannt, weil er die Beispiele nur in der Vereinzelung betrachtet, anstatt sie in einen Zusammenhang zu stellen, aus dem erst die Regel abgeleitet werden kann. Er verlangt also von dem Schüler statt wirklicher Denkarbeit, die zum Verständnisse führt und dadurch Bildungswerte schafft, ein rein äußerliches Hinschauen auf die zufällig gewählten Wörter.

Zuzugeben ist, daß in Lyons Handbuch die Fassung der Regeln 3 und 5 nicht besonders glücklich gewählt ist; denn das Entscheidende ist nicht das Auftreten eines neuen Sub ekts, also Satzteils, sondern das Folgen eines grammatisch vollständigen Satzes. Beide Regeln sind daher besser zusammenzufassen, wie ich es sonst auch nur kennen gelernt habe: „Ein Komma wird vor „und" und „oder" nur dann gesetzt, wenn auf sie ein vollständiger Satz folgt, der mit dem vorhergehenden keinen Satzteil gemeinsam hat."

Daß in den von Lunze angeführten nächsten beiden Beispielen das Komma nicht am Platze ist, wird nach dem Gesagten niemand bestreiten. Daß aber in der Tagespresse Interpunktionsfehler gemacht werden, darf doch den Lehrer an höheren Schulen, der zu wissenschaftlichem Denken anleiten soll, nicht wankend machen. Sonst müßten wir ja auch unsere Sprachreinigungsbestrebungen und jeden grammatischen, ja jeden Unterricht über den Bau der Muttersprache aufgeben. Fehler im heutigen Sinne könnten dann allerdings nicht mehr gemacht werden.

Dagegen ist es unrichtig, wenn Lunze behauptet, Lyon selbst sei in dem von ihm angeführten Falle (Aufgabe 31) „ein Opfer kommawütiger Setzer geworden";

denn es handelt sich hier um Imperative. Die Imperativformen enthalten aber das Subjekt in sich. Da andere Satzteile beiden Sätzen nicht gemeinsam sind, ist das Komma vollauf berechtigt. Auch auf seine Frage: „Ist ein Gegensatz vorhanden in Sätzen wie: „Der Damm zerschmilzt und das Feld erbraust“?“ (das Komma läßt Lunze weg), kann man nur mit einem Ja antworten. Es handelt sich nämlich, wie ich oben schon zeigte, um den Gegensatz des Sachinhalts, in diesem Falle der verschiedenartigen Einwirkung des Eisgangs auf Damm und Feld. Und dieser Fall ist gerade ein Beispiel dafür, daß das Komma erst in zweiter Hinsicht ein phonetisches Zeichen ist, auf keinen Fall aber ein Zeichen zur Hebung der Stimme — denn das soll ja nach Lunze vor „und“ nicht geschehen —; das „und“ ist nämlich erst nachträglich hinzugefügt worden. Goethe, dessen Gedicht „Johanna Sebus“ das Beispiel entnommen ist, stellt die beiden Sätze unverbunden nebeneinander, so daß notgedrungen in der Schrift ein Komma gesetzt, im Vortrage eine Pause gemacht werden muß. Beides kann das „und“ nicht aufheben; das hieße, ihm eine Wichtigkeit beimessen, die ihm nicht zukommt.

Hinsichtlich der Nebensätze hat Lunze das richtige Gefühl, daß bei seinen Beispielen irgend etwas nicht in Ordnung ist; nur sucht er den Fehler bei dem Komma, wo er nicht liegt, anstatt bei der Nachlässigkeit oder Ungeschicklichkeit im Satzbau, die sich durch „und“ mit Wiederholung des Relativums bzw. der Konjunktion zu erkennen gibt und bei einigen Verfassern vielleicht auf nicht ganz überwundene Erinnerungen an den lateinischen Satzbau zurückzuführen ist. Hier hat das Festhalten an der Regel den großen Vorzug, daß das Komma dem Schüler zur Warnung dienen kann, wenn er eine stilistische Sünde begehen will. Lunzes Beispiele werden nämlich durchweg gewandteres Deutsch, wenn man das Komma zu umgehen sucht:

1. „In dem höfischen Intrigen- und Lügengewebe, das man damals Politik nannte und um so höher schätzte, je verlogener . . .“

2. „Mit einer dem germanischen Empfinden von Grund aus widersprechenden Brutalität, die unser Reichskanzler . . . bezeichnet hat.“

3. „Es ist ein den ganzen Krieg entscheidender Sieg, für den wir Gott in Demut danken sollen“ oder: „Es ist ein Sieg, der den ganzen Krieg entscheidet. Wir sollten Gott in Demut dafür danken.“

4. „Der Vorfall hat sich in der Weise abgespielt, daß es in diesen Gewässern zum Kampfe zwischen den beiden Kriegsschiffen gekommen ist und das U-Boot sich dabei durch Geschützfeuer gewehrt hat,“ oder: „. . ., daß sich das U-Boot . . . gewehrt hat, als es . . . zum Kampfe gekommen war.“

Eine Versündigung gegen die Logik liegt also in den angeführten Fällen nicht vor, wohl aber eine solche gegen die Regeln guten Satzbaus, und diese wird „womöglich noch erheblich haarsträubender in den unzähligen Fällen, wo dem durch „und“ bzw. „oder“ an das Vorhergehende anzuschließende Gedankengang erst noch irgendein Nebensatz vorausgeschickt wird“. Denn durch diese Einschachtelung des Nebensatzes wird nicht nur das Satzbild undeutlich, sondern es wird dadurch auch jener unzulässigen, im Kaufmannsdeutsch besonders häufigen Inversion Vorschub geleistet, die unbegründet ist, weil ihr kein Nebensatz voraufgeht. Sie hat jedem, der auch nur etwas Sprachgefühl besitzt, in der Formel „und zeichne ich“ schon oft genug Unbehagen bereitet. Die beiden ersten Beispiele, die Lunze hierzu anführt,

beweisen gar nichts; über den ersten Fall ist kein Streit, im zweiten aber geht er davon aus, daß der gedankenlose Schreiber auch dann falsch interpungieren würde, wenn der Nebensatz nicht vorhanden wäre. Außerdem handelt es sich nicht um zwei Hauptsätze, sondern um einen Hauptsatz mit zwei Prädikaten. Das dritte Beispiel lautet bei Lunze: „Bulgarien ist zum Zwecke der Verfrachtung seiner reichen Ernte auf die Freigabe des Donauweges angewiesen, und wenn Serbien sich nicht endlich bewogen fühlen sollte, diese . . . Wasserstraße freizugeben, wird es mit ihrer gewaltsamen Öffnung zu rechnen haben." Lassen wir die Nebensätze weg, so haben wir zunächst die oben gerügte Inversion. Außerdem bezieht sich das Subjekt des zweiten Satzes „es" nicht, wie es scheint und grammatisch richtig wäre, auf das Subjekt des ersten Hauptsatzes „Bulgarien", sondern auf das des 1. Nebensatzes „Serbien" und das „ihrer" ist ohne den zweiten Nebensatz überhaupt unverständlich. Es sind also zweimal Begriffe in die Nebensätze gebracht worden, die zum Verständnis des Hauptsatzes logisch unbedingt notwendig sind. Das ist „widersinnig und absolut unlogisch". Wandelt man aber den Satz in einfaches Deutsch um, so bietet er auch für die Interpunktion keine Schwierigkeiten mehr. Denn es sind dann zwei vollständige Sätze vorhanden, die keinen Satzteil gemeinsam haben. Sie stehen miteinander in dem sachlichen Zusammenhang von Ursache und Folge, also „in einem gewissen Gegensatz", was man durch Einfügung von „daher" noch verdeutlichen kann; dadurch ist das Komma begründet. Dagegen haben sie für das Ganze, dem sie angehören, beide gleichen Wert und sind deshalb durch „und" verbunden. Das Satzgefüge würde in dieser Form lauten: „Bulgarien ist . . . auf die Freigabe des Donauweges angewiesen, und Serbien wird daher mit der gewaltsamen Öffnung dieser . . . Wasserstraße zu rechnen haben, wenn es sich nicht endlich bewogen fühlen sollte, sie freizugeben."

Also nicht eins von den Beispielen, die Lunze gibt, hält einer genaueren Prüfung stand. Seine Ratlosigkeit gegenüber dem Komma vor „und" stammt nur aus der unklaren Fassung der Regel in *einem* Lehrbuch. Daß er übrigens leicht den richtigen Weg hätte finden können, zeigt er in seinem Schlußabschnitt über „als" und „wie". Nur sucht er auch hier die Ursache fälschlich in einem „inneren Zusammenhang zwischen Betonung und Interpunktion", der höchstens sekundärer Art ist, und konnte daher die Verwandtschaft zwischen den komparativen und kopulativen Konjunktionen nicht herausfinden, die sich natürlich auch bei der Interpunktion zeigen muß.

Ein Wörterbuch der deutschen Rechtssprache.

Die einzige Fügung „Recht sprechen", darunter wir die Ausübung der gesamten Gerichtsbarkeit verstehen, sagt uns mit hinreichender Deutlichkeit, welche kaum vergleichliche Rolle die Sprache im Rechtsleben spielt. War doch alles Recht von je in feste „Rechtssätze" gefaßt, und es ist bekannt genug, wie insonderheit unser altes deutsches Recht in starren Formen sich bewegte, die nicht zum wenigsten Sprachformeln waren. Sie aufs genaueste einzuhalten, war wichtig genug; denn jeder Verstoß gegen sie, jedes „Versprechen" brachte „Gefahr" im Prozeß, die zu meiden die Partei sich den gewandten „Fürsprecher" suchte. Und wirft man nicht der Rechtsprechung von heute noch häufig vor, daß sie geradezu „nach dem Buchstaben des Gesetzes" richte? Es bedarf danach keiner Erläuterung, von welcher

Wichtigkeit für die deutsche Rechtsgeschichte eine Sammlung aller Ausdrücke der deutschen Rechtssprache sein muß.

Aber nicht für sie allein. Nach gegenwärtigen Verhältnissen könnte die Behauptung freilich ernstlichen Zweifeln begegnen, daß die Sprache des Rechts für weitere Kreise anziehend und bedeutend sei, daß aus ihr Belehrung über Wesen und Geschichte unseres Volkstums sich schöpfen lasse. „Juristendeutsch" gilt heute für beinahe gleichbedeutend mit abgezogener, blutleerer, volksmäßiger Schlichtheit schnurgerade entgegengesetzter Rede; ständig bringen unsere Zeitungen spöttliche Belege dafür in jenen unsinnig verschränkten, endlosen Satzungetümen der Urteile auch höchster Gerichte, denen zu folgen Verstand und Atem des gewöhnlichen Sterblichen nicht ausreicht. Es ist dem nicht immer so gewesen. Erst die fortschreitende formale Ausbildung der Rechtswissenschaft, in nicht geringem Maße auch der Einfluß des römischen Rechts haben Zustände geschaffen, die weit sich entfernt haben von dem, was einst in unserem Volke galt. Die Sprache unseres alten Rechtes strotzt von sinnlicher Fülle, schreitet in geschauten Bildern dahin, zeigt Form und Gehalt von so ausgesprochen dichterischer Neigung getragen, daß Jakob Grimm in einem bekannten Aufsatze hatte nachweisen können, wie „Recht und Poesie miteinander aus einem Bette aufgestanden" seien; und L. Günther hat in einem anziehenden Büchlein (Deutsche Rechtsaltertümer in unserer heutigen deutschen Sprache, Leipzig 1903) eine Fülle von Ausdrücken der alten Rechtssprache zusammengestellt und erläutert, die noch unsere heutige Schrift- und Umgangssprache durchziehen. So hat auch die deutsche Philologie alle Ursache, das neue große Unternehmen eines **Wörterbuchs der älteren deutschen Rechtssprache** mit Freude und nicht geringen Hoffnungen zu begrüßen.

Es sind die beiden bekanntesten Vertreter der deutschen Rechtsgeschichte in den abgelaufenen Jahrzehnten, beide kürzlich von uns gegangen, die an der Wiege des Unternehmens gestanden haben. Heinrich **Brunner** hatte im Jahre 1893 die Anregung gegeben; den Plan auszuführen machten der preußischen Akademie der Wissenschaften im Jahre 1896 die reichen Mittel der „Hermann und Elise geb. Heckmann Wentzel-Stiftung" möglich. Die wissenschaftliche Leitung übernahm Richard **Schröder** in Heidelberg, wo das Archiv des Wörterbuchs angelegt wurde. Eine Schar von Mitarbeitern trat alsbald in Deutschland, Österreich, der Schweiz, den Niederlanden und Belgien an, die Quellen auszuziehen; in der Schweiz und in Österreich bildeten sich zu kräftigerer Förderung späterhin gesonderte Ausschüsse, die das Ergebnis ihrer Arbeit dem Archiv zur freien Verfügung stellten. Was sich von dem Unternehmen erwarten ließ, hatten Probestücke hervorragender Mitarbeiter — R. Schröder über **Weichbild** in der Festschrift für den 26. deutschen Juristentag, Berlin 1902, S. 87 ff.; G. Wahl zur Geschichte des Wortes Notzucht, Zschr. f. d. Wortforschung 9 S. 7ff.; Frh. v. Künßberg, **Acht**, eine Studie zur älteren deutschen Rechtssprache, Weimar 1910 — gezeigt. Gerade mit Anbruch des Krieges konnte dann, nachdem fast 1 Million Belegzettel sich angesammelt hatten, die Ausarbeitung und Veröffentlichung beginnen. Das 1. Heft liegt vor uns.[1])

Das Wörterbuch will, wie der Titel besagt, nur die ältere deutsche Rechtssprache verzeichnen; als Grenze gilt etwa die Mitte des 18. Jahrhunderts. Der Begriff „Rechtssprache" wird in dem Sinne genommen, daß jeder rechtlich bedeutsame Ausdruck mit Einschluß der Bezeichnungen für Symbole, Maße, Münzen, Gewichte, Verwandtschaftsgrade u. dgl. aufgenommen wird. Die Bezeichnung „Deutsch" deckt hier einen weiteren Kreis, als man ihn dem Worte sonst im wissenschaftlichen Gebrauche einräumt: auch alle langobardischen, friesischen und angelsächsischen Rechtsausdrücke finden Aufnahme, so daß für die ältere Zeit also ein Wörterbuch der westgermanischen Rechtssprache geliefert wird. Das Nord- und Ostgermanische bleibt ausgeschlossen, doch werden aus der skandinavischen Überlieferung die aus dem Deutschen entlehnten Ausdrücke verzeichnet. Daß die gleichgearteten Lehnwörter in den slawischen Sprachen ausgeschieden bleiben, muß man bedauern; wenn sie auch zu jung sind, um die ursprüngliche Bedeutung der Rechtswörter aufhellen zu helfen, so hätten

1) Deutsches Rechtswörterbuch (Wörterbuch der älteren deutschen Rechtssprache) herausg. von der Kgl. Preußischen Akademie der Wissenschaften. Band 1, Heft 1, Weimar 1914, Hermann Böhlaus Nachfolger, 160 Spalten, 4°, M. 5,—.

sie doch einen unverächtlichen Beitrag zur Geschichte des deutschen Kultureinflusses auf das Ausland liefern können, und das ist doch wohl auch ein recht wichtiges geschichtliches Problem. Nicht minder lebhaft beklage ich im Gegensinne, daß nur die Lehnwörter der deutschen Rechtssprache, nicht auch ihre Fremdwörter, verzeichnet werden sollen. Das Fremdwort blieb eben hier wie in fast allen bisherigen Wörterbüchern der Paria trotz seiner großen sprachlichen und kulturgeschichtlichen Bedeutung. Welche Arbeit freilich auch innerhalb der so gesteckten Grenzen noch zu leisten war, davon gibt das schon 1912 erschienene Quellenverzeichnis [1]) eine Vorstellung: Auf 87 dreispaltig bedruckten Quartseiten verzeichnet es die ausgezogenen Quellen und mußte doch in der ersten Lieferung schon durch einen Nachtrag ergänzt werden. Es sind eben nicht bloß die Rechtsquellen im engeren Sinne herangezogen, sondern in weitem Umfange auch geschichtliche Denkmäler und, was unsere Leser besonders anziehen wird, die ältere Dichtung.

Das vorliegende Heft gibt schon ein deutliches Bild von dem, was von dem ganzen Werke zu erwarten steht. Eine Reihe von Gelehrten hat daran mitgearbeitet, deren Namen man unter den längeren Artikeln findet. Die kürzeren sind zumeist von dem Schriftleiter des Unternehmens, Frh. v. Künßberg, angefertigt. Anordnung und Druck sind klar und übersichtlich. Dem fettgedruckten Stichworte, das in neuhochdeutscher Lautform angesetzt wird, folgen zunächst die belegten Formen des Wortes nebst etymologischen Bemerkungen. Daran schließt sich die Entwicklung von Bedeutung und Gebrauch. Natürlich wird nicht der gesamte gesammelte Stoff mitgeteilt; die Belege aus den ältesten Quellen erscheinen vollständig, im übrigen eine Auswahl der Art, daß alle Zeiten und Gebiete tunlichst gleichmäßig berücksichtigt werden. Literaturnachweise machen den Schluß.

Wie mancherlei aus dem Wörterbuche auch für uns zu lernen ist, zeigt schon die erste Lieferung, obwohl sie, in diesem Sinne ungünstig, fast ganz von den Zusammensetzungen mit ab- ausgefüllt wird. Neben wesentlich im Rechtsleben gebrauchten Wörtern wie abdienen, -dingen, -güten, -handeln usw. stehen solche, die auch der Umgangssprache in mannigfachen Beziehungen geläufig sind, in den Belegen des Wörterbuchs aber — man vergleiche etwa „ablegen“ oder „abbitten“ — in einer Fülle eigenartiger, ausgesprochen rechtlicher Verwendungen gezeigt werden. Seltnes und Verlorenes — vgl. etwa „abächten“, „abfächten“, „abhändig“ — wird reich belegt. Auch über junge Wörter kann man lernen, positiv und negativ: die Jugend eines Wortes wie „Abkomme“ tritt in dem Fehlen aller Belege scharf hervor; man wünschte, daß auch über ein Wort wie „Ableben“ = Tod etwas gesagt wäre, das uns heute wohl besonders als ein Rechtswort erscheinen will, aber im Wörterbuche als Stichwort fehlt. Ein Wort wie „Abgeordneter“, über das man bei Grimm gar nichts findet, wird bis 1616 zurückverfolgt. Für den „Abkehrschein“ — das Wort wird vielen, so wie mir, zuerst durch unser Hilfsdienstgesetz zu Ende 1916 bekannt geworden sein — kann man aus den Nachweisen dieses Wörterbuches lernen, daß es aus der Bergmannssprache stammt, wo schon im 16. Jahrhundert „abkehren“ im Sinne von „den Dienst verlassen“ gebraucht wird. Zur Bergmannssprache liefern auch Stichwörter wie „Abbau“ und „abbauen“ reichen Beitrag. Mancherlei Rechtsaltertümer breitet der Aufsatz „abhauen“ aus. Unter „ABC“ wird man über Kerbbriefe, unter „abkerben“ über das Kerbholz belehrt. „Aachenfahrt“ liefert kulturgeschichtlichen, „abdanken“, „Abendgabe“ sittengeschichtlichen Stoff. Höchst anziehend und reichhaltig ist das Aufsätzchen „Abenteuer“: kurz Förderung und Belehrung für den Deutschkundler, wohin man sieht. Der Krieg hat die weitere Veröffentlichung des Wörterbuches einstweilen unterbunden; möchte ein naher Friede auch diesem Kulturwerk wieder den Lebensodem geben! Wir werden über sein Fortschreiten weiter berichten. Friedrich Panzer.

---

1) Deutsches Rechtswörterbuch usw. Quellenheft 1912, 87 S, 4° M. 5,—.

Literaturberichte.

Krieg und Kunst.

Von **Stephan Ley** in Boppard.

Von dem Kriegstagebuch des Malers Volbehr[1]) — um mit den von schaffenden Künstlern selbst herausgegebenen Werken zu beginnen — liegen bis jetzt zwei Bände vor. Der erste reicht von September 1914 bis Januar 1915; der zweite umfaßt die Zeit von September 1915 bis April 1916, die der Maler an der Champagnefront, in den Argonnen und vor Verdun zubrachte; hier hat er die große Frühjahrsoffensive von 1916 miterlebt und in ihren bezeichnenden Erscheinungen im Bilde festgehalten. Der Text ist abwechslungsreich und unterrichtend; der Bilderschmuck setzt sich zusammen aus photographischen Aufnahmen des Verfassers im Text und aus 72 zur Hälfte farbigen Tafeln nach seinen Skizzen und Bildern. Die letzteren sind in der mehr ausgeführten Form, wie sie der zweite Band gibt, zum Teil ansprechender als die des ersten; hervorzuheben die vielen landschaftlichen Stimmungsbilder, die im Verein mit der Wiedergabe vielgenannter Örtlichkeiten das Buch zu einer wertvollen Erinnerung für die Mitkämpfer machen müssen.

Max Slevogt[2]) veröffentlicht eine Auswahl von Skizzen, die im Oktober 1914 im Westen entstanden sind. Die Erläuterungen sind von einem seiner Freunde; von ihm selbst ist nur die Einführung geschrieben. Er gibt hier der Überzeugung Ausdruck, daß beim Anblick der kriegerischen Geschehnisse der Künstler, „wenn er nicht den Wunsch besitzt, sich selbst einen gewissen Rausch zu suggerieren, von der Feststellung des sichtbar Tatsächlichen, Wirklichen unsäglich gedrückt werden muß ... Diese auf den Kopf gestellte Umwelt wird den Menschen in uns tief treffen, den Darsteller abstoßen"; und ebenso resigniert klingt der Text seines Begleiters aus. Sollte nicht hier eine der Unzulänglichkeiten neuerer Kunstauffassung deutlich zutage liegen, wenn mit solcher Schärfe das Menschliche vom Künstlerischen getrennt wird? Die Bilder, teils Öl-, teils Bleistiftskizzen, mehr oder weniger ausgeführt, geben denn auch lediglich von außen geschaute Wirklichkeit; nur mit einigen, vorwiegend landschaftlichen, verbindet sich eine schwermütige Stimmung, die bei aller Zurückhaltung des Künstlers der Gegenstand selbst zur Geltung bringt.

Eine Skizzensammlung von Hebing[3]) bietet außer zwei farbigen Blättern: 'Blick von Wytschaete nach Ypern' und 'Brand von Ypern in der Nacht auf den 25. April 1915' nur Bleistiftzeichnungen; die Gegenstände klar und gut gesehen, doch die Darstellung streng auf Örtliches beschränkt unter grundsätzlichem Ausschluß jeder Personenstaffage. Dadurch kommt etwas Ruhiges, zuweilen freilich auch Lebloses in diese Bilder, was aber den Eindruck nur zu verstärken geeignet ist — denn überall erinnern die Spuren der Zerstörung oder die Kreuze der Kriegergräber an die vorausgegangenen Kämpfe, denen diese Ruhe folgte.

Die 18 ganzseitigen Kriegsbilder von Fahrenkrog[4]), in der Mehrzahl farbig, sind keine Wirklichkeitsdarstellungen, sondern sie wollen zu allermeist allegorisch oder allegorisierend den Sinn des Krieges, seiner Kämpfe, seiner Leiden, seiner Opfer und Hoffnungen erfassen und darstellen; der jedem Bild gegenüberstehende Text von Engelbrecht sucht dessen Sinn und Absicht zu deuten. Die Blätter hinterlassen keinen einheitlichen Eindruck; manche von ihnen versteigen sich in eine Phantastik, die wenigstens nicht auf allgemeines Verständnis und Entgegenkommen rechnen kann; diese Bilder werden auch durch eigenwillige Seltsamkeiten in der Darstellung der Körper und der Gewandung beeinträchtigt. Eine zweite Gruppe ist dagegen von durchaus erfreulicher Wirkung; hier ist vieles groß gesehen und tief

1) Ernst Volbehr, Kriegsbilder-Tagebuch; ders., Bei der Heeresgruppe Kronprinz. München 1916 u. 1917, F. Bruckmann. Geb. je M. 12,—.

2) Max Slevogt, Ein Kriegstagebuch. Berlin 1917, Bruno Cassirer. Geb. M. 12,—.

3) Vor Ypern. 50 Skizzen aus dem Stellungskampfe von J. Hebing. München, o. J., Georg D. W. Callwey. Kart. M. 5,—.

4) L. Fahrenkrog, Sturm über Land. Stuttgart, o. J., Verlag für Volkskunst, R. Keutel. Geb. M. 7,50.

gefühlt — schade, daß ein sonst so ergreifendes Bild wie 'Liebe gibt Kraft' durch die merkwürdige Profillinie des Mannes in seinem Eindruck gestört wird. —

Mehr und mehr nehmen unsere Maler Veranlassung, die Geschehnisse des Krieges und die Persönlichkeiten der führenden Männer auch in größeren, selbständigen Bildern festzuhalten, deren Reproduktionen wertvolle Mappenblätter und Wandbilder darstellen.

Der Abzug der kriegsgefangenen Besatzung von Maubeuge vor dem General v. Zwehl, gemalt von Hans Kohlschein[5]), ist ein wirkungsvolles Blatt, ebenso bedeutend in der Wahl des Augenblicks wie in der Darstellung der Örtlichkeit und der Charakteristik der Sieger und — nicht zum mindesten — der Besiegten.

Sturm auf englische Schützengräben bei Zonnebeke, gemalt von W. Schreuer[6]) — auch dies ein gut geschauter und im wirksamsten Augenblick festgehaltener Vorgang; aber es darf wohl angenommen werden, daß das farbige Original besser wirkt als die Nachbildung, in der die Einfarbigkeit das einzelne wenig zur Geltung kommen läßt, so daß dem Ganzen die sofortige Klarheit fehlt.

'Wir treten zum Beten' oder nach der Bezeichnung durch den Künstler selbst: Karfreitag in der Kirche zu Pinon 1915, gemalt von Arthur Kampf.[7]) Das Bild wirkt gerade durch die Einfachheit des Vorganges und die Schlichtheit, mit der er wiedergegeben ist: ein kleines Häuflein deutscher Soldaten beim Gottesdienst im Seitenchörchen einer schmucklosen französischen Kirche — betend, singend, sinnend, jeder für sich charakterisiert, das Ganze durch den einheitlichen Geist zusammengeschlossen. Das Originalgemälde ist bereits von der Berliner Nationalgalerie erworben worden.

Von demselben Künstler: Fichte als Redner an die deutsche Nation[8]), ein in der gegenwärtigen Zeit besonders beziehungsreiches Bild, zugleich ein Meisterwerk der Porträtkunst; eine sehr gute Wiedergabe im Format 17 × 38 kostet nur 1 M.

Abend bei Hindenburg, gezeichnet von Arnold Busch[9]) im Hauptquartier Ost am 9. März 1916, ist ein anziehendes Werk des Stiftes mit gut berechneter, aber ungesucht wirkender Anordnung der Personen, die Züge des Feldmarschalls allerdings der allgemein verbreiteten Vorstellung nicht ganz entsprechend.

Einer der ersten, die ihn während des Feldzuges nach dem Leben gemalt haben, ist wohl Hugo Vogel gewesen, von dem mehrere Hindenburgbilder bekannt geworden und auch in Teilaufnahmen verbreitet sind. Zu den letzteren gehört ein farbiges Brustbild[10]), das beim Betrachten den Blick sofort ausschließlich auf das Auge des Dargestellten hinlenkt: es geht selbst im Bilde eine wunderbare Macht von diesem Auge aus, und überhaupt läßt der Eindruck dieser Züge mit allem, was darin liegt, den Beschauer fast nicht los.

Recht deutlich tritt der Unterschied zwischen einem solchen, von Meisterhand nach dem Leben geschaffenen Bildnis und einer mehr konventionellen Darstellung hervor, wenn man daneben hält das farbige

Hindenburgbildnis, gemalt von Massau[11]), das ebenso wie die in gleichem Verlag erschienenen Bilder des Kaisers und Papstes von demselben Maler, ohne ein Kunstwerk im strengen Sinne zu sein, einen guten Wandschmuck abgibt, da gewandte Darstellung das Bild der Persönlichkeit mit ihren vorwiegenden Charakterzügen voll zur Geltung bringt. Am besten scheint unter den drei Bildern das des Kaisers gelungen.

Von der reichen künstlerischen Tätigkeit, die die kriegerischen Ereignisse begleitet, gibt auch die bildliche Ausstattung mancher Darstellungen der Kriegsgeschichte zuweilen eine recht gute Vorstellung, sofern sie sich nicht mit photographischen Aufnahmen begnügen, sondern Werke von Künstlerhand wiedergeben: Denkmäler, Büsten, Medaillen, Bildnisse nach dem Leben, Skizzen aus dem Felde und dgl. Kriegskunst endlich — zwar nicht die große, aber gleichfalls lebendig schaffende — bringt uns auch der erste Band der 'Dokumente zum Weltkrieg' nahe.[12]) Er gibt eine Auswahl aus den deutschen Soldatenzeitungen

5) Berlin, Photographische Gesellschaft; M. 15,— und kleiner M. 4,—.
6) Ebenda M. 15,—.
7) Ebenda; einfarbig M. 3,—. 8) Ebenda. 9) Ebenda; M. 6,—.
10) Leipzig, Meißner u. Buch; M. 4,—. 11) M.-Gladbach, Kühlen; M. 9,—.
12) Die deutschen Schützengraben- und Soldatenzeitungen, hsg. v. F. W. Hardt. München 1917, R. Piper u. Co. M. 2,80 bzw. M. 4,—.

und bringt von jeder eine Wiedergabe des Kopfes sowie Proben aus dem Text und den Zeichnungen. Gerade diese letzteren sind nicht nur für den bei den Truppen herrschenden Geist bezeichnend, sondern sie lassen nicht selten hervorragende Befähigung zutage treten; sie bestätigen die Worte des Herausgebers: „Wie viele habe ich aufgefunden, die gar nicht wußten, daß auch sie Künstler sind." Es versteht sich, daß die Darstellungen der Mehrzahl nach zur humorist.schen Art gehören; geradezu köstlich ist die Verwertung altägyptischer Motive in einer Zeichnung, die Herrschern und Heerführern unserer Gegner gilt, oder das Suppefassen, eine Wandmalerei im Mannschaftsspeisesaal zu Renaix — aber man könnte von solchen Stücken gleich eine lange Reihe zusammenstellen. Am Schluß des Buches sind bibliographische Angaben über die einzelnen Zeitungen gegeben.

Ich schließe hier die kurze Besprechung einiger weiteren Werke an, die in die eroberten oder noch umstrittenen Gebiete führen und mit ihnen nach den verschiedensten Richtungen hin bekannt machen sollen, eben deshalb aber auch nur mit einem Teile ihres Inhaltes hierher gehören.

Das gilt zunächst von der durch Walther Stein[13]) herausgegebenen Bildersammlung, die eine Anschauung von Land und Leuten in Polen sowie von der vergangenen Größe des Landes vermitteln will; besonders unter letzterem Gesichtspunkt werden Bauwerke aus alter Zeit, vor allem Kirchen und Schlösser, vorgeführt, dann Werke der Bildhauerkunst und eine kleine Anzahl von historischen Gemälden polnischer Meister; am stärksten sind die großen Kulturmittelpunkte Warschau und Krakau vertreten. Das angewandte Verfahren des Gummidrucks auf naturrauhem Papier ergibt für manche Bilder ansprechende Wirkungen.

Aus dem Gebiet der baltischen Provinzen stellt Otto Grautoff[14]) über 200 photographische Aufnahmen, vorwiegend aus Riga, Dorpat, Reval und dem weiteren Bereich dieser Städte, zusammen: Dome und überschlichte Dorfkirchen, Schlösser und Bürgerhäuser, Denkmäler der Plastik und Malerei — es ist viel Eigentümliches darunter, was den Schönheitssinn nicht immer ansprechen mag, dafür aber viel von harten und entbehrungsreichen Zeiten zu berichten scheint. Die Einführung charakterisiert in bündiger Form die dort heimische Kunst, die von vornherein echt deutsch gewesen ist.

Meißner[15]) führt aus dem „schönen Ostpreußen" weiter ostwärts nach Kurland und macht durch 155 vorzügliche Abbildungen und seinen Text mit Natur und Kunst dieses hoffentlich bald wieder ganz deutschen Gebietes bekannt; es sind besonders die Bauten der Städte und die vielen alten und neuen Adelssitze, ihre Außenarchitektur und ihre Innenräume, die hier in die Erscheinung treten. Zur Veranschaulichung sind in weitem Umfange alte Stavenhagensche Zeichnungen herangezogen.

Was bei dem Buche Kehrers[16]) über Alt-Antwerpen gleich anspricht, ist das mit Glück durchgeführte Bestreben, nicht so sehr kunstgeschichtliche Kenntnisse als vielmehr Eindrücke und Stimmungen zu vermitteln; dafür gibt die anziehende Würdigung des Museums Plantin-Moretus gleich ein hübsches Beispiel. Tatsächliches wird dabei doch in hinreichendem Maße geboten; 61 Abbildungen älterer und neuerer Herkunft sind beigefügt.

'Zwischen Arras und Peronne'[17]) ist eine Sammlung von 311 Lichtbildern, die in erster Linie den Mitkämpfern eine Erinnerung an die Zeit des Stellungskampfes in dieser Gegend bieten soll und deshalb den Hauptwert auf lebensvolle Gegenwartsbilder legt, dabei aber vielfach auch vor und in die französischen Kirchen und Schlösser führt, mit manchen verborgenen architektonischen Schönheiten bekannt macht, freilich auch die Geschmacklosigkeit

13) Im Lande des weißen Adlers, hsg. v. Walther Stein. Leipzig u. Berlin, o. J. Grethlein u. Co. Geb. M. 4,—.

14) Ostsee und Ostland. I: Die baltischen Provinzen; Bd. 3: Bauten und Bilder, hsg. v. Otto Grautoff. Charlottenburg 1916, F. Lehmann. Brosch. M. 4,—.

15) Meißner, Das schöne Ostpreußen; Derselbe, Das schöne Kurland. München 1916/17, R. Piper u. Co. Je M. 2,80 bzw. geb. M. 4,—.

16) Kehrer, Alt-Antwerpen. München, o. J., Hugo Schmidt. Brosch. M. 3,80.

17) Zwischen Arras und Peronne. Hsg. v. einem deutschen Reservekorps. Korps-Verlagsbuchhandlung Bapaume bzw. R. Piper u. Co., München 1916. M. 3,— bzw. geb. M. 4,—.

und Verwahrlosung besonders kirchlicher Gebäude deutlich erkennen läßt. Wenig gefallen kann die alphabetische Anordnung.

Unmittelbar der Kriegszeit verdankt endlich auch ihre Entstehung die Schrift von Cürlis und Stephany[18]), ein gutes Buch, das den ausgesprochenen Zweck verfolgt, unsere Baukunst auf wirklich künstlerische Leistungen bei möglichster Sparsamkeit hinzuweisen. Diesem Zweck dient die Gegenüberstellung von Beispiel und Gegenbeispiel, beides meist der belgischen und deutschen Baukunst entnommen. Es wird, mag man auch nicht mit jeder Einzelheit der Kritik einverstanden sein, manches gescheite Urteil gefällt und manch treffendes Wort gesagt, und wenn die überzeugend begründeten Mahnungen zur Sparsamkeit an den in Frage kommenden Stellen Gehör finden, so kann dies nach dem Kriege in der Staatsverwaltung und dem Staatshaushalte — das Buch ist nicht ohne Absicht dem Reichskanzler gewidmet — von den heilsamsten Folgen begleitet sein. Von den deutschen Bauten, auf die Bezug genommen wird, gehören die meisten dem Rheinland und hier insbesondere wieder der Stadt Essen an; sie sind in vortrefflichen Abbildungen wiedergegeben, deren das Buch im ganzen 79 zählt.

Literaturforschung und Verwandtes.

Von **Julius Stern** in Baden-Baden.

I. Zur Weltliteratur.

Zur Erklärung Hamlets hat Mai-Rodegg[1]), ein Schauspieler, in seinem nun schon in zweiter Auflage vorliegenden Buche jedenfalls sehr beachtenswerte Beiträge geliefert, die in dem von Joseph Kohler verfaßten Geleitworte „als eine wichtige Epoche in der Hamletliteratur" bezeichnet werden. Warum soll nicht auch einmal ein Komödiant einen Forscher lehren? Der Verfasser unterzieht zunächst die bisherigen Hamlet-Deutungen einer scharfen Kritik, gibt dann eine übersichtliche Darstellung von Shakespeares Zeit und Weltanschauung und macht sich dann an die, wie er glaubt, restlose Lösung der Hamlet-Rätsel. Das Renaissance-Problem der bella vendetta, der Rache nach erfolgtem Geständnis des Schuldigen, ist in den Mittelpunkt der Hamlettragödie gerückt. Es wird der Nachweis versucht, daß Hamlet, nicht unsicher und schwankend, wie man sonst wohl meint, sondern von allem Anfang an zielbewußt und tatkräftig unter Berücksichtigung aller hemmenden Umstände seine als Pflicht erkannte Rache ins Werk setzt und durchführt. Intimste Kenntnis der Shakespeareschen Dramen und die lebendige Einfühlungsfähigkeit, wie sie der Beruf des Schauspielers mit sich bringt, kommen den geistvollen Ausführungen des Verfassers zugute.

Georges Rodenbach, der melancholische, katholisch-mystische Flame, der berufene Künder der düsteren Schönheit seiner Heimat, der toten Stadt Brügge, wird von Kurt Glaser[2]) eingehend gewürdigt. Die Studie ist ein gehaltvoller Beitrag zur Geschichte des Symbolismus. Auch hier zeigt sich, wie die französische Literatur in jüngster Zeit hauptsächlich durch Zuströme von der Peripherie her bereichert wurde (Maeterlinck, Verhaeren u. a.). Glaser gibt ein vollständiges und ergreifendes Bild von der Persönlichkeit und dem Lebenswerke des erst jetzt wieder entdeckten Dichters.

II. Zur deutschen Literatur.

1. Zusammenfassendes.

Der Dichter Friedrich Lienhard[3]) hat es unternommen, die geschichtlichen Grundzüge der deutschen Dichtung in engem Rahmen (137 S.) zusammenfassend darzustellen.

18) Cürlis und Stephany, Die künstlerischen und wirtschaftlichen Irrwege unserer Baukunst; vergleichende kritische Studien deutscher und belgischer Architektur. München 1916, R. Piper u. Co. M. 2,80 bzw. geb. M. 4,—.

1) G. Mai-Rodegg, Hamlet-Entdeckungen eines Schauspielers. 2. Aufl. Berlin, Oesterheld u. Co. M. 3,—.

2) Dr. K. Glaser, Georges Rodenbach, der Dichter des toten Brügge. Marburg, N. G. Elwert (G. Braun).

3) Dr. F. Lienhard, Deutsche Dichtung. (Wissenschaft u. Bildung 150.) Leipzig, Quelle u. Meyer. Geb. M. 1,25.

Seine „Wege nach Weimar" haben ihn, den Mitbegründer der deutschen Heimatdichtung, der mit inniger Liebe an seinem engeren Vaterlande Elsaß hängt, zugleich längst als begeisterten Bekenner des deutsch-humanistischen Idealismus geoffenbart. So erscheint er auch hier als berufener Verkünder des Zaubers deutscher Dichtung, den man nicht durch zerlegenden Verstand erfassen kann, sondern nur durch „Erleben und Erlieben". Mit der dem Künstlergeiste eigenen symbolbildenden Kraft sammelt er die Lebensausstrahlungen der deutschen Dichtung um die drei bedeutungsvollen Namen: Wartburg, Wittenberg, Weimar. Sie sind ihm die Sinnbilder von Mittelalter, Reformation und Neuzeit. Alle lebenskräftigen Bildungen des deutschen Geistes vom alten Heldensang bis zur Gesellschaftskritik und zum Naturalismus der letzten Generation treten in die erläuternde Belichtung dieser drei Sterne, und auch der Selbstbehauptungskampf des deutschen Wesens in den letzten Jahren wirft seine wurzelbeleuchtenden Strahlen auf die Gesamterscheinung der deutschen Dichtung. Der kostbare Schatz dieses Nationalbesitzes strahlt hier teils neu gewertet, teils neu geprägt, jedem geistig Regsamen, insbesondere der heranreifenden Jugend.

2. Biographisches.

Zu Georg Herweghs 100. Geburtstage (31. 5. 1917) hat Baldinger[4]), angezogen durch die dabei gegebene gegenseitige Durchdringung literarischer und historischer Elemente, eine sehr eingehende und gehaltvolle Studie über die Gedankenwelt der „Gedichte eines Lebendigen" herausgegeben. Auf eine Schilderung der deutschen Zustände im Vormärz folgt eine eindringende Charakteristik von Herweghs religiösen, philosophischen, politischen und ästhetischen Ansichten. Der Anhang enthält einige bisher nicht veröffentlichte Aufsätze und Gedichte Herweghs. Die Darstellung benützt jede Gelegenheit zu Ausblicken und Beziehungen auf die geistigen Bewegungen und führenden Persönlichkeiten, die irgendwie auf Herweghs Entwicklung von Einfluß waren, und wächst so zu einem reichhaltigen und fesselnden Bilde der bewegungsreichen Zeit dieses viel bewunderten und viel gescholtenen Dichters heran.

Auch ein anderer Dichter der „politischen Epoche" des vorigen Jahrhunderts, der zu Unrecht als „reaktionär" verrufene Christian Friedrich Scherenberg, dessen Epos „Waterloo" seinerzeit zu den meistgelesenen und meistrezitierten Dichtungen in Deutschland gehörte, hat nun seinen Biographen gefunden, nachdem sein Genosse vom „Tunnel über der Spree", Theodor Fontane, wichtige Aufzeichnungen über ihn gegeben hatte. Robert Ulich[5]) hat mit sorgfältiger Benutzung aller vorhandenen Quellen und unter Berichtigung der Irrtümer, die Fontane unterlaufen sind, das vielbewegte, sorgenvolle Leben des Dichters anschaulich geschildert. Der zweite Teil der fleißigen und in bemerkenswert gutem Stile geschriebenen Arbeit enthält den Versuch einer psychologischen und geschichtlichen Erklärung der Dichtung Scherenbergs. Die Naturanschauung, die Zeitprobleme (das Politische, die Enttäuschung) in seinen Werken und deren Übergangsstellung zwischen Romantik und Realismus werden eingehend gewürdigt und so die Darstellung zu einem abgerundeten Bilde seiner menschlichen und künstlerischen Persönlichkeit erweitert.

Für den Dichter von „Dreizehnlinden", Friedrich Wilhelm Weber, unternimmt Maria Peters[6]) den eingehenden Nachweis, daß neben diesem viel verbreiteten Epos auch die Lyrik des Dichters auf hoher Stufe steht. Sie untersucht die Quellen und Vorbilder seiner Jugendlyrik (die Klassiker, die Hain-Dichter, Rochs, der Weber auch als Jugendfreund nahesteht, Uhland, Heine, Lenau, Freiligrath). Auch die politische Stellungnahme des Dichters, der bekanntlich lange als Zentrumsabgeordneter dem preußischen Landtage angehörte, und seine gesamte literarische Bedeutung und Weltanschauung wird zusammenfassend dargestellt. Der Wert der Arbeit ist noch gesteigert durch die Mitteilung zahlreicher ungedruckten Gedichte Webers.

Ein warmblütiges Lebensbild des niederdeutschen Dichters Hermann Allmers

4) Dr. E. Baldinger, Georg Herwegh. Die Gedankenwelt der „Gedichte eines Lebendigen". (Sprache u. Dichtung Heft 19.) Bern, A. Francke. M. 5,50.

5) R. Ulich, Chr. Fr. Scherenberg. Ein Beitr. z. Lit.-Gesch. d. 19. Jh. (Probefahrten 27. Bd.) Leipzig 1915, R. Voigtländer. M. 4,80.

6) Dr. M. Peters, Fr. W. Webers Jugendlyrik. Paderborn, Schöningh. M. 4,—.

hat uns der ihm in jahrzehntelanger Freundschaft verbundene Theodor Siebs[7]) in einem umfangreichen, durch mehrere Bilder des Dichters und seines Marschenheims geschmückten Bande geschenkt. Der Dichter, der Marschenschilderer, der Italienschlenderer, der Kunstkenner, der Freiheits- und Vaterlandsfreund, der liebenswerte Mensch, den ein besonderes Talent zur Freundschaft vielen hervorragenden Zeitgenossen (Paul Heyse, Ernst Häckel u. a.) teuer machte, wird darin lebendig. Die persönliche Beziehung macht den Biographen nicht blind für die Grenzen der Begabung seines Helden. So kann der Leser hier das Werden von Allmers' wissenschaftlichen und künstlerischen Neigungen und Arbeiten in klarer Wechselwirkung zwischen Erlebnis und Werk miterleben. Manche noch nicht veröffentlichten Dichtungen sind in die Darstellung eingeflochten. Diese erhält auch dadurch einen besonderen Reiz, daß umfangreiche Partien dem Dichter selbst in den Mund gelegt sind. Das konnte der Verfasser wagen, weil er den Dichter aus unmittelbarstem Verkehr aufs innigste kannte, und weil ihm der ganze Nachlaß mit all seinen Tagebüchern, Briefen, Notizen usw. zur Verfügung stand. Deutlich erkennen wir die Verwandtschaft Allmers' mit Stifter, Auerbach u. a. Natur, geschichtliche und kulturgeschichtliche Stoffe lagen ihm besonders, weniger die Novelle und das Drama (hier ist ihm nur ein Wurf gelungen: „Elektra", eine Art Fortsetzung von Goethes „Iphigenie"). Den stärksten Erfolg aber hatte er als Lyriker. „Feldeinsamkeit" gehört, in der von Brahms komponierten Weise, die übrigens den Beifall des Dichters nicht hatte, zu den meistgesungenen Liedern.

Eines anderen niederdeutschen Dichters, des Husumers Theodor Storm 100. Geburtstag (14. September 1917) hat eine Reihe von literaturgeschichtlichen Erzeugnissen hervorgerufen, von denen mir nur weniges vorliegt. Das Lebenswerk des Dichters hat schon vor einigen Jahren seine Abrundung erfahren durch die äußerst wertvolle Leistung Fritz Böhmes[8]), der in einem Nachtragsband zu den „Sämtlichen Werken" die Spukgeschichten „Am Kamin", autobiographische Aufzeichnungen und literarisch-kritische Aufsätze Storms zusammenstellte, die auch die theoretischen Anschauungen des Novellisten, Lyrikers und Anthologienherausgebers über die Formpflichten des Künstlers offenbaren. Sehr wichtiges Material hat Böhme in den umfangreichen Anmerkungen vereinigt. — Eine besondere Seite in Storms Künstlertum, seine Stimmungskunst, versucht Hermann Stamm[9]) zu analysieren und kommt zu dem Ergebnisse, daß es Stammeseigentümlichkeiten, Wesenszüge der Holsten-heimat, politische Ereignisse und das Weh des Aufenthaltes in der Fremde sind, aus denen die besondere ernst-elegische Grundmelodie seiner Dichtungen erklingt. Der zweite Teil seiner Arbeit, worin er die bewußt angewandten Kunstmittel des Dichters aufzuzeigen unternimmt, mutet schulmeisterlich zerfasernd an. — Sehr eindringend geht Franz Kobes[10]) den Kindheitserinnerungen und Heimatsbeziehungen in Storms Dichtung und Leben nach. Bewundernswert ist die unermüdliche Emsigkeit, mit der K. alle irgendwie erreichbaren Quellen auf- und durchstöbert, und die Stormforschung, der immer noch die Aufgabe einer ausreichenden und befriedigenden Stormbiographie gestellt ist, wird ihm sicherlich dafür Dank wissen. Aber die breite Selbstgefälligkeit, mit der er, den Stil seines Helden mit unzulänglichen Mitteln nachahmend, all seine kleinen und kleinsten Entdeckungen vorträgt, wird gerade den Kreis, für den das Buch doch wohl in erster Linie bestimmt ist, nämlich die Stormfreunde, schon nach wenigen Seiten abschrecken. — Wie anders wirkt da der auch als Gedenkbuch für den Stormtag von Georg J. Plotke[11]) herausgegebene Briefwechsel zwischen Paul Heyse und Theodor Storm! Die Persönlichkeiten der beiden Dichter, deren Seelenaustausch

---

7) Th. Siebs, Hermann Allmers. Sein Leben und Dichten. Berlin 1915, E. S. Mittler u. Sohn. M. 6,—, geb. M. 7,50.

8) Th. Storm, Sämtl. Werke. Bd. 9. (Spukgeschichten u. andere Nachträge.) Mit Erl. d. Erben hsg. v. Fr. Böhme. Braunschweig u. Berlin 1913, G. Westermann. Geb. M. 3,50.

9) H. Stamm, Th. Storm, eine Einführung in seine Stimmungskunst. Eckernförde 1915, C. Heldt. M. 1,60.

10) Dr. F. Kobes, Kindheitserinnerungen u. Heimatsbeziehungen bei Th. Storm in Dichtung und Leben. Berlin, Gebr. Paetel. M. 7,—.

11) G. J. Plotke, Der Briefwechsel zwischen P. Heyse u. Th. Storm. 1 Bd. 1854 bis 1881. München, J. F. Lehmann. M. 5,50, geb. M. 7,—.

durch 34 Jahre gedauert hat, treten reiner und — das gilt namentlich für Heyse — reicher aus diesen Blättern hervor, als man sie bisher gekannt hat. Es ist ein ergreifendes Lebensdrama, wie die beiden umeinander ringen, wie nach schüchternen Annäherungsversuchen allmählich und nach wiederholten Entfremdungen die Seelen sich zusammenfinden, um schließlich in brüderlicher Gemeinschaft und in ungetrübtem Sichverstehen Künstlerisches und Menschliches durch Austausch zu bereichern und zu vertiefen. Dieser Persönlichkeitsgehalt erweitert sich durch Beziehungen zu führenden Geistern unter den Zeitgenossen wie Brandes, Keller, C. F. Meyer, Mörike (dem nächsten Verwandten des Dichters Storm), Erich Schmidt, Mommsen u. a. zu einem farbenreichen Kulturbilde der 80er Jahre. Der Herausgeber, der sich durch eine feinsinnige Studie über Heines Stellung zur Religion sehr vorteilhaft in die literarisch-psychologische Forschung eingeführt hat, schildert in einer packenden Einleitung die Geschichte dieser Freundschaft zweier Höhenmenschen, des deutsch verinnerlichten Heimatkünstlers und des adligen Charakters und berufenen Führers zum deutschen Humanismus. Diese Einleitung und die begrüßenswerterweise zwischen die Briefe eingeschobenen Anmerkungen und Sacherklärungen sind sehr wohl geeignet, das Werk zu einem Volksbuche im edelsten Sinne des Wortes zu machen, um so mehr, wenn sich der Herausgeber entschließt, gewisse Wendungen, die der Laie, auch der gebildete, nicht ohne weiteres verstehen kann (z. B. „Govenanzepik" S. XXXI), noch voraussetzungsloser zu fassen. Aber Storm- wie Heysefreunde sind ihm zu tiefem Danke verpflichtet und müssen hoffentlich auf den zweiten Band, der den Abschluß des Briefwechsels bringen soll, nicht zu lange warten. Eine wahrhaft schmückende Beigabe sind die Bildnisse, wie überhaupt die Ausstattung alles Lob verdient.

Unter den lebenden Erzählern gehört zu den erfolgreichsten der gut deutsche Schweizer Ernst Zahn, der nunmehr die Schwelle des sechsten Jahrzehntes überschritten hat (24. Jan. 1917). Dieser Haltepunkt in seinem Lebensgange hat Ernst Kammerhoff[12]) veranlaßt, das Leben und die Werke dieses im guten Sinne pädagogischen Dichters, der mit seinen Landsleuten Gotthelf und Pestalozzi verwandt ist, mit Liebe, wenn auch nicht mit blinder Liebe, zu würdigen. Das Lebenswerk des Fünfzigjährigen konnte eine derartige vorläufig abschließende Betrachtung erfahren. Aber man kann nicht sagen, daß diese Biographie eine vollkommene Leistung ist; sie ist mehr Stoffsammlung, leidet an ermüdenden Wiederholungen, löst sich in Einzelbeurteilungen auf und läßt die abrundende Zusammenfassung, die einheitliche Entwicklungslinie vermissen. Immerhin werden die zahlreichen Freunde des wohlmeinenden Dichters und Menschenfreundes gerne nach dieser Geburtstagsgabe greifen, um sich über seine dichterische Art durch einen Kenner belehren zu lassen.

3. Einzelstudien.

Paul Gaude[13]) behandelt in seiner Doktorarbeit das Odysseusthema in der neueren deutschen Literatur, beschränkt sich aber in der Hauptsache auf eine Gegenüberstellung des Hauptmannschen und des Lienhardschen Odysseusdramas, wobei er besonderes Interesse für Hauptmanns — übrigens ganz unhomerische — Seelenstudie zeigt. Unter den Literaturangaben S. 5 vermisse ich: Ernst Maaß, Goethe und die Antike.

Eine Standesgeschichte des Kaufmanns zeichnet nach den Dokumenten der Literatur Wilhelm Büring.[14]) Er spricht zunächst zu Kaufleuten — das Buch ist aus Vorträgen an der Öffentlichen Handelslehranstalt in Leipzig hervorgegangen — und verfolgt den durch den Weltkrieg besonders eindringlich geforderten Zweck, den tüchtigen Kaufmann durch Hinweis auf die literarische Anerkennung seiner weltwirtschaftlich bedeutsamen Arbeit, die sie in allen Zeiten von Tacitus bis Ibsen und namentlich in der Dichtung der Gegenwart gefunden hat, zu dem bevorstehenden Kampfe für die Eroberung des Welthandels zu begeistern und zu stählen. „Tatbrünstige Vorwärtsmenschen" sollen sie werden.

Die Inbrunst des Kriegserlebens als religiöse Erscheinung untersucht mit staunenswert umfassender Kenntnis des schier uferlosen Stoffes und echt wissenschaftlicher Vor-

---

12) E. Kammerhoff, Ernst Zahn, seine Dichtung und ihre Deutung. Stuttgart u. Berlin, Deutsche Verlagsanstalt. M. 1,60, geb. M. 2,40.

13) Dr. P. Gaude, Das Odysseusthema in d. neueren deutschen Lit. Halle a. d. S. 1916, Karras.

14) W. Büring, Der Kaufmann in der Literatur. Leipzig 1916, Drei Rosen-Verl.

urteilslosigkeit Otto Herpel[15]) in seinem umfangreichen Buche über die Frömmigkeit der deutschen Kriegslyrik. Seine tiefgehenden und wohltuend kritischen Untersuchungen beweisen, daß die Dogmatik überwunden ist. Der Verfasser sieht darin „eine Verheißung für die Zukunft". Vier Gruppen religiöser Kriegsdichter unterscheidet er: die anerkannten Dichter von den Romantikern bis Dehmel; die Dichter aus sittlichem Ungestüm (namentlich in den ersten Zeiten des Krieges), denen Gott als der Inbegriff des (deutschen) Idealismus gilt; sozialdemokratische Monisten (der Monismus scheint ihm eher eine Kräftigung durch den Krieg erfahren zu haben); schließlich eine zahlreiche Gruppe christlicher Dichter, unter denen ihm die katholischen an Wucht und Gestaltungskraft, die protestantischen als Sänger kirchlicher Volkslieder überlegen erscheinen. Das Buch wird unter den Theologen jeder Richtung wie unter den Religionsforschern und den Lehrern Freunde finden.

Für die Feldgrauen der Bonner Universität hat Verweyen[16]) einen Teil seiner Vorträge über den deutschen Idealismus herausgegeben, worin er vom Geist der deutschen Dichtung handelt. Er verfolgt die Offenbarungen des idealistischen Geistes innerhalb der deutschen Dichtung von den Zeiten des Tacitus bis zur unmittelbaren, flammendurchleuchteten Gegenwart und gibt so eine allgemeine Überschau seiner mannigfaltigen Erscheinungsformen. Als dessen höchste bisher erreichte Entwicklungsstufe erkennt er das Zeitalter der Klassiker; dort verbindet sich die tiefste deutsche Sehnsucht mit dem uns Heutigen wieder ganz lebendig gewordenen Ideal der Humanität, das den Sieg des Geistes über die rohe Gewalt gewährleistet.

Rudolf Ungers Schrift über das deutsche Gedankendrama „Vom Nathan zum Faust" durfte ich in meinem vorjährigen Berichte anzeigen. Was er dort in und an Beispielen veranschaulicht hat, dazu gibt er in einer neueren Schrift[17]), einem Basler akademischen Aulavortrag, die theoretische Begründung: er weist den Zusammenhang zwischen Weltanschauung und Dichtung auf und gibt dabei wertvolle Erweiterungen und Berichtigungen zu Diltheyschen Anschauungen, die im übrigen den Ausgangspunkt seiner Untersuchung bilden. (Ähnliche Gedankengänge entfaltet M. Frischeisen-Köhler in seinem Aufsatz „Philosophie und Dichtung"; Kantstudien 1916 (XXI, 1) S. 93ff.) Schade, daß der Verfasser den Zugang zu seinen anregenden und überzeugenden Gedanken durch Schwerfälligkeit des Satzbaues unnötig erschwert hat.

4. Gesammelte Aufsätze.

Zwei Aufsätze zur deutschen Literaturgeschichte hat Max Nußberger[18]) in einem Bändchen vereinigt. Er gehört zu jenen immer zahlreicher werdenden Gelehrten, die auf den von Dilthey gelegten Grundlagen der Literaturforschung weiterbauen. Im ersten Aufsatze zeigt er, wie Schiller, der als Sänger der Freiheit gekennzeichnete, durch die Erfahrungen der französischen Revolution umgestimmt, in seiner „Wallenstein"-Dichtung, „der Achse seines Lebenswerkes", das freiheitliche Pathos seiner Jugenddramen aufgibt und unter Anerkennung des Staatsbegriffs aus dem politischen auf das ethische Gebiet übertritt. Der zweite Aufsatz, der wohl durch Gundolfs Shakespeare-Buch veranlaßt ist, will die tiefgehenden Wandlungen in der Auffassung der dichterischen Persönlichkeit Shakespeares andeuten, die während der Zeit seines hauptsächlichen Einflusses auf die deutsche Literatur hervortreten, und daraus Folgerungen für die Behandlung literarhistorischer Fragen ziehen.

Es ist gewiß kein Zufall, daß eine Anzahl gerade der namhaftesten Dichter unserer Tage sich neben dem eigenen Schaffen auch betrachtend mit dem Dichter und seinem Werke beschäftigt. Oben schon hatte ich Gelegenheit, auf Lienhards Grundzüge der Geschichte der deutschen Dichtung hinzuweisen. Eine Reihe entzückender Bildnisse oder Stimmungsbilder von den Persönlichkeiten deutscher Dichter (und anderer führender Geister) entwirft

15) O. Herpel, Die Frömmigkeit d. dtsch. Kriegslyrik. Gießen, A. Töpelmann. M. 5, —.

16) Dr. J. M. Verweyen, Vom Geist der deutschen Dichtung. Bonn, Röhrscheid. M. 2,—.

17) Dr. R. Unger, Weltanschauung und Dichtung. (Schweizer Schriften f. allg. Wissen H. 2.) Zürich, Rascher u. Cie. M. 1,50.

18) Dr. M. Nußberger, Schiller als polit. Dichter. Shakespeare u. d. deutsche Drama. Zürich, Rascher u. Cie. M. 1,40.

mit seinem impressionistischen Stifte und mit einem bei ihm ungewohnten frischen Humor der vielumstrittene Herbert Eulenberg[19]) in dem schmucken Bändchen „Das deutsche Angesicht". So darf er es nennen; denn es sind wirklich die wesenhaften Züge des deutschen Volkstums, die verkörpert sind in den Trägern der Namen Goethe (der Wetzlarer Wertherdichter ist gemeint), Jean Paul, H. v. Kleist, Hölderlin, Grabbe, Rückert, Wilhelm Busch, Otto Ludwig, Georg Büchner, Ed. Mörike, Detlev v. Liliencron; dann Dürer, Rembrandt, der alte Bröchel (Pieter Breughel oder Bauern-Breughel); Mozart, Beethoven, Brahms, Robert Schumann, Richard Wagner; und schließlich Bismarck. Wie gesagt, keine logisch-psychologisch aufgebauten Abhandlungen, sondern dichterisch geschaute und gezeichnete Momentbilder, aus denen uns die lebendig blickenden Augen dieser Männer fesselnd und oft belustigend anschauen, und die uns vom deutschen Wesen mehr verraten als manche dickleibigen Bände der gestrengen Wissenschaft.

Über das Wesen des dichterischen Schaffens aber gibt uns in verwandter Weise Belehrung ein schmales Bändchen des Dichters Wilhelm v. Scholz[20]), auf dessen Tätigkeit als Herausgeber von Blütenlesen deutscher Vers- und Prosadichtung ich schon in mehreren meiner früheren Berichte eingehen durfte. Die zehn „Aufsätze" (so nennt sie der Verfasser bescheiden) „Der Dichter" enthalten eine der feinsinnigsten Analysen des dichterischen Vorgangs, die aus der tief erlebten Seele der Gegenwart heraus geboren ist. Zwar geht v. Scholz von tiefsinnigen Erörterungen über abstrakte Begriffe aus (über die Beziehungen des Dichters zu Raum und Gegenwart u. dgl.); aber es ist keine theoretische Forschung, sondern mehr als das: erlebte Wissenschaft, die Kunst erläutert durch den Künstler, der in die Tiefen seines eigenen Seins und Unbewußten leuchtet. Was er so über die lebende Sprache des Dichters und die tote Sprache des bloßen Schreibers, über die Phantasie, über die Analogie zwischen Traum und dichterischem Schaffen, über Form und Formlosigkeit, über den Dichter und die Frauen, über Dichtung und Krieg offenbart, prägt sich deshalb so tief und fest ein, weil es sich nicht nur an den begriffebildenden Verstand, sondern zugleich auch an die anschauende Phantasie des Lesers wendet. Fast naturnotwendig ist es deshalb, daß er seine tiefste Weisheit in novellistischer Form ausspricht (in dem Gespräche mit einem alten Dichter „Der Dichter, der Tod und Gott"). So steigert sich dieses Büchlein zu einem Musterstücke gut moderner Prosa, aus dem jeder Freund der Dichtung und jeder, der zum tieferen Verständnisse und Genusse der Dichtung hinleiten will, Belehrung und Erhebung schöpfen mag.

Mitteilungen.

Das Zentralinstitut für Erziehung und Unterricht, das im vorigen Winter eine Folge von Vorträgen zum deutschen Unterricht gebracht hatte, hat sich im verflossenen Winter in den Dienst des Geschichtsunterrichts gestellt. Von den verschiedensten Seiten wurde die Bedeutung der Geschichte für die völkische Erziehung gewürdigt. Wir müssen uns versagen, auf die Einzelberichte einzugehen, möchten aber doch dankbar feststellen, wie stark die deutschkundlichen Fächer durch das Zentralinstitut gefördert werden.

Sprachliche Unarten bespricht Richard Falckenberg, der Erlanger Philosoph, im vierten Gruße der Erlanger Universität an ihre Studenten (Allerlei aus Krieg und Frieden). Er bekämpft die Verwechslung von fort und weg, von als und wie, von ich borge und ich leihe, von Worte und Wörter, von geschaffen und geschafft. Er wendet sich gegen das Weglassen von zu bei brauchen (das brauchst du nicht aufschreiben), gegen das allein gesetzte teils (= teilweis oder zum Teil) und das als auch ohne vorhergehendes sowohl, gegen die allzu häufige Verwendung des „von" an Stelle des Genetivs oder Adjektivs (das System von Kant). Weiter bekämpft er das abscheuliche würde im Wennsatz. Endlich spricht er von der Stellung des sich: im Hauptsatz folgt es unmittelbar dem Zeitwort (es bildet sich ein Geschwür), im abhängigen Satze tritt es an die zweite Stelle (damit sich der

19) H. Eulenberg, Das deutsche Angesicht. Eine Auswahl fürs Feld. Berlin, Br. Cassirer.

20) W. v. Scholz, Der Dichter. Aufsätze. München-Leipzig, Hans Sachs-Verlag. Kart. M. 2,50.

Fall nicht wiederholt). Das rückbezügliche Fürwort verlangt also im Nebensatz einen möglichst frühen Platz, möglichst weit vom Verbum entfernt. Eine Ausnahme gibt's nur, wenn ein persönliches Fürwort selbst Subjekt ist (als er sich verlobte) oder bei sehr starkem Gegensatz (wenn der Mann sich nicht weigert, die Frau tut's). Gerade dies Gesetz wird nach Falckenberg besonders oft verletzt, wohl weil man die Wahl des Verbums bis zuletzt — „sich freihält".

Dem für jeden Lehrer anregenden, warmherzigen Büchlein von G. Wolff, Pädagogische Erfahrungen eines ungedienten Landsturmmannes (Säemannschriften 17. Leipzig, B. G. Teubner. M. 2,40) entnehmen wir ein paar für den Deutschunterricht besonders wichtige Hinweise: Wir haben gelernt, die Bedeutung der Mundart immer mehr zu berücksichtigen, ebenso wichtig ist aber in großstädtischen Schulen das Verständnis für den sozialen Dialekt der Kinder; oft haben sie in Schule und Elternhaus zwei verschiedene Sprachen, das läßt uns das Stummwerden so vieler sprachlustiger Kinder in der Schule verstehen und erklärt die Sucht, im Aufsatz gesucht und geziert zu sprechen. — Es wird wahllos und planlos gelesen von unsern Soldaten (eben weil es von unsern Schülern so getrieben wird), und es wird im allgemeinen in ganz sinnloser Weise gelesen: viel zu viel, viel zu schnell und ohne Besinnung. Wir müssen deshalb das zu frühe Lesen der Schüler bekämpfen (das zu quantitativer Lektüre führt) und sie ganze Schriftwerke lesen und mit Verstand und Genuß lesen lehren. — Die Soldaten kennen zu wenig gute Lieder: wir müssen einen Schatz von Volksliedern gewinnen, die jedes deutsche Kind in seiner Schulzeit lernt und singen kann.

Kunst im Unterricht. Unter den hübschen Bändchen des Delphinverlags (München) erschien soeben: Leibl, Ein deutscher Maler (M. 0,80). Das Büchlein bringt die besten Bilder Leibls, dessen Kunst ja immer mehr als eigenartig deutsch anerkannt wird, es bringt ein paar Briefe, die ihn schlicht, aber bestimmt und von unbeirrbarer Ehrlichkeit gegen sich selbst zeigen, und einführende Worte von Georg J. Wolf, die einen kurzen Abriß von Leibls Schaffen geben, aber noch volkstümlicher sein könnten. Auf die ganze Sammlung der Delphinbücher sei nachdrücklich hingewiesen.

Beim Durchblättern des neuen Katalogs von B. G. Teubners Steinzeichnungen wurde mir wieder mal klar, welch reiches Gut hier gerade auch für den deutschen Unterricht bereit liegt. Will man der eigenartigen Schönheit deutscher Landschaft oder der Pracht alter deutscher Städte nachgehen, blickt man ins Volksleben oder in unsere Märchenwelt, in unsere Geschichte oder auf die Helden unserer Gegenwart — immer finden sich stimmungsvolle Beispiele unter diesen Steinzeichnungen. Und wie es Aufgabe des deutschen Lesebuches ist, „wortkünstlerische Bilder zur Ergänzung und Belebung des Sachunterrichts" zu geben, so ist es auch Aufgabe des deutschen Unterrichts, neben die sachlichen Bilder (etwa geschichtliche oder naturgeschichtliche Wandbilder) des Fachunterrichts nun künstlerische Bilder zu stellen und an ihnen zu zeigen, daß es hier nicht auf die Sache ankommt, sondern auf ihre innere Erfassung und Gestaltung durch den Künstler. Dazu werden aber gerade Künstlersteinzeichnungen immer besonders geeignet erscheinen. Auch die neuesten Teubnerschen sind es: Schwinds Wartburgfriese (93× 41 cm, Preis M. 5,—) und die beiden aus dem Felde: Schuppe, Auf der Wacht im Schützengraben, und Roegge, Weihnacht vorm Feinde. Man vergleiche letztere nur mal mit den „Illustrationen" unserer Wochenblätter. Der neue Katalog (75 Pf.) ist von B. G. Teubner, Leipzig, zu beziehen und gibt auch Auskunft über passende Rahmen.

Ein gar köstlich Büchlein hat Johannes Hatzfeld uns geschenkt: Tandaradei, Ein Buch deutscher Lieder mit ihren Weisen aus acht Jahrhunderten. Wahrhaftig, es ist auch ein Buch deutscher Art und sollte recht vielen von unsern Jungen und Mädels in die Hand gegeben werden. Auch hierdurch gilt's den deutschen Unterricht zu ergänzen und zu vertiefen. Mit den Weisen kostet's in Pappband M. 8,—, es ist aber auch eine kleine Textausgabe erschienen, die man in die Tasche stecken kann. (München-Gladbach, Volksvereinsverlag.)

Auch die Klavierausgabe des Deutschen Kommersbuches von Karl Reisert, Deutsche Lieder bringt sehr vieles, was über den Bereich der Studenten hinaus brauchbar ist. Besonders erfreut es, daß eine Reihe der besten Lieder aus diesem Kriege Aufnahme gefunden haben und daß das Buch sich auch sonst nicht darauf beschränkt, das alte Gesangsgut zu wahren, sondern auch für neuere Dichter und neue Weisen wirbt. (Freiburg, Herder. 614 S. Geb. M. 21,—.)

Eine neue Sammlung von Volksbüchern legt uns Heinrich Mohr vor. Er will sie wirklich wieder ins Volk bringen und gibt sie drum in kleinen Bändchen nach der jeweils besten volksmäßigen Fassung, den armen Heinrich nach den Brüdern Grimm, die Geschichten von Griseldis und von Genovefa in der Fassung des Kapuziners Martin von Cochem (1687), die Geschichten vom ewigen Juden und vom Doktor Faustus nach Ludwig Aurbachers Volksbüchlein (I. Bändchen: Genovefa. II: ewiger Jude und Faust. III: armer Heinrich und Griseldis, je M. 1,20. Freiburg, Herder). Wir begrüßen diesen Versuch, altes Gut und alte, kräftige Sprache wieder recht vielen nahezubringen.

Neuauflagen. Anton Herget, der verdienstvolle Leiter der Zeitschrift: Schaffende Arbeit und Kunst in der Schule läßt soeben den ersten Teil seiner Schrift: Die wichtigsten Strömungen im pädagogischen Leben der Gegenwart in 2. Auflage erscheinen. (Leipzig, A. Haase, geb. M. 2,50.) Er behandelt darin die Kunsterziehung, die Arbeitsschule, die staatsbürgerliche und die Moralerziehung. In der Einleitung jedes Teils bespricht er die geschichtliche Entwicklung an Hand der wesentlichsten Werke und unter Kennzeichnung der bedeutendsten Führer, dann beleuchtet er den gegenwärtigen Stand des Arbeitsgebietes. Es ist erstaunlich, in welcher Klarheit uns hier die wichtigsten Ergebnisse der gesamten einschlägigen Literatur bis zu den letzten Erscheinungen nahegebracht werden. Das Werk ist ein wertvoller Führer für jeden, der einen Überblick gewinnen will.

Von meiner Deutschkunde hat sich so rasch ein neuer Abdruck nötig gemacht, daß jede Änderung unmöglich war. Das Buch kostet jetzt M. 4,50 mit Kriegszuschlag; eine Geschenkausgabe davon ist unter dem Titel „Von deutscher Art und Kunst. Eine Deutschkunde" erschienen.

Georg Finsler hat das Erscheinen der 3. Auflage seines Homer (2. Teil, Inhalt und Aufbau der Gedichte) nicht mehr erlebt, aber sie ist noch unter seiner Leitung gedruckt worden. In der neuen Auflage wird nunmehr statt einzelner ausgewählter Stücke der ganze homerische Text erklärt. Überall geht Finsler dem Schaffen des Dichters nach, „der seine Vorlagen nicht nur verband, sondern sie umschuf und zu einem großen Ganzen zusammenschweißte nach einheitlichem dichterischen Willen". Es ist ein Genuß, diesem liebevollen Versenken zu folgen, dieser Arbeit, die selbst ein Ganzes geworden ist. (Leipzig, B. G. Teubner 1918. Geh. M. 5,—, geb. M. 6,40.)

Wohlrabs Altklassische Realien haben eine völlige Neubearbeitung erfahren: Hans Lamer, Die altklassische Welt (Leipzig, B. G. Teubner. M. 2,20). Überall lag es Lamer daran, die Verbindung zwischen Altertum und Gegenwart herzustellen, deshalb hat er auch die gesamte Kultur des Altertums herangezogen und die Abschnitte über die Römer jeweils denen über die Griechen angeschlossen. Dadurch wird nun das Altertum in die große Entwicklung hineingestellt und erscheint nicht mehr als etwas Abgeschlossenes; das wird auch denenzugute kommen, die dann die Brücken von der alten zur deutschen Kultur zu schlagen haben.

Die deutschen Erzählungen von Dichtern der Gegenwart, die Heinrich Sehestedt seinerzeit für die Schule zusammengestellt hatte, sind nun auch in Hesses Volksbücherei erschienen (Nr. 1181—1184, Leipzig, Hesse u. Becker, M. 1,50). Sie eignen sich ganz besonders als kleines Geschenk, auch fürs Feld. Die Auswahl bringt wirklich Gutes.

Von neuen Bänden der Sammlung Aus Natur und Geisteswelt (je M. 1,50) sind uns zugegangen: Th. Bitterauf, Geschichte der Französischen Revolution. 2. Auflage; H. Meinel, Die Gleichnisse Jesu, 4. Auflage und A. Luther, Rußland II: Geschichte, Staat, Kultur.

Endlich noch ein sehr brauchbares Büchlein: Die Fundgrube. Ein Wegweiser zu den geschichtlichen Erzählungen und Balladen der deutschen Dichter-Gedächtnis-Stiftung. Von Dr. Ernst Schultze. (Hamburg-Großborstel, Verlag der Stiftung, geb. M. 1,50.) Zuerst enthält es ein Verzeichnis der geschichtlichen Personen, dann eine geschichtliche und endlich eine Übersicht nach den Landschaften, in denen die einzelnen Ereignisse spielen. Das Buch hat für den Geschichtsunterricht, aber auch für den Deutschunterricht großen Wert, weil es Altbekanntes und Selteneres in einer neuen Zusammenstellung zeigt. Man ist überrascht von der Fülle der geschichtlichen Gestalten, die in der doch beschränkten Anzahl von Werken der Dichter-Gedächtnisstiftung genannt sind. W. H.

Für die Leitung verantwortlich: Dr. **Walther Hofstaetter,** Dresden 21, Elbstr. 1.

Die deutsche Vergangenheit im Spiegel des deutschen Sprichworts.

Von **Friedrich Seiler** in Wittstock.

(Fortsetzung von S. 219 und Schluß.)

Oft haben auch alte Sitten und Gebräuche, die längst abgekommen sind, ihre deutlichen Spuren in Sprichwörtern und Redensarten hinterlassen, die als die letzten Überbleibsel früherer Daseinsformen noch unter uns fortleben. So z. B. auf dem Gebiete des Ehe- und Liebeslebens. Für das Stiften von Verlöbnissen und Heiraten, was ja eine Lieblingsbeschäftigung der Frauen ist, braucht man noch heute die Wendung „sich einen Kuppelpelz verdienen". Nach Grimm, Rechtsaltert. S. 448, soll der Pelz der übliche Kaufpreis gewesen sein, den der Bräutigam dem Vater der Braut für die Tochter zahlte. Das ist aber nur eine Vermutung. Nach Tac. Germ. 18 bestand dieser Kaufpreis nicht in Pelzen, sondern in Rindern, Rossen und Waffen. Auch erhielt den Kuppelpelz nicht der Vater der Braut, sondern die Person, die die Heirat durch geschickte Vermittlung zustande gebracht hatte. Die Redensart stammt also jedenfalls nicht aus der Urzeit, sondern erst aus dem späten Mittelalter. Der Pelz wird einem Kuppler oder einer Kupplerin (Kuppelhure) geschenkt, und zwar zunächst für Vermittlung geheimen außerehelichen Geschlechtsverkehrs, erst später wurde dann die Wendung scherzhaft auch auf ehrbare Heiratsvermittlung übertragen (DW 5, 2778) und erhielt damit den Sinn, den wir noch heute damit verbinden.

Für die Eheschließung war das ältere Symbol das Ineinanderfügen der Hände; das Ringewechseln kam erst seit dem 13. Jahrhundert auf (Günther, Deutsche Rechtsaltertümer, S. 31). Daher die Redensarten „jemanden um die Hand seiner Tochter bitten", „ihm die Hand seiner Tochter geben". Früher trugen verheiratete Frauen eine Haube, die am Hochzeitsabend der Braut feierlich aufgesetzt wurde. So kam das Mädchen „unter die Haube". Daher auch „unter die Haube bringen" für verheiraten. Jungfrauen trugen beim Tanz einen Kranz, daher „den Kranz verlieren" = die Jungfrauschaft verlieren. — Bei der Eheschließung erhielt die Braut vom Bräutigam ein Paar Schuhe. Von dem Augenblicke an, wo sie diese angelegt hatte, trat sie in seine Mundschaft über. So wurde der Schuh zum Symbol der Gewalt, und es entwickelte sich der Glaube, daß derjenige von den beiden Teilen die Herrschaft im Hause erhalten werde, der bei oder unmittelbar nach der Eheschließung dem anderen Teile zuerst mit dem Schuh auf den Schuh träte. An Stelle des Schuhs trat seit dem 16. Jahrhundert der feinere Schlafschuh, der Pantoffel, der zugleich daran erinnert, daß die Herrschaft der Frau hauptsächlich vom Schlafzimmer ausgeht und durch „Gardinenpredigten", d. h. durch Predigten hinter den zugezogenen Gardinen des Schlafzimmers aufrechterhalten wird. Daher wurde vom Manne gesagt: „unter dem Pantoffel stehen, unter den Pantoffel kommen".

Wer sich von seinem Weibe in unwürdiger Weise beherrschen ließ, dem konnte es passieren, daß ihm die Männer aufs Dach stiegen, die First einhieben und das Dach bis auf die vierte Latte von oben abdeckten. Diese Strafe ist noch bis über die Mitte des 18. Jahrhunderts hinaus urkundlich belegt. Von dieser Sitte leitet man gewöhnlich die Redensart: „jemandem aufs Dach steigen" her. Wahrscheinlicher stammt sie aber aus der Studentensprache. „Dach" ist burschikoser Ausdruck für Kopf, z. B.: „bei ihm ist gleich Feuer im Dach" = er gerät leicht außer sich (ähnlich: bei ihm ist's nicht richtig im Oberstübchen); jemandem aufs Dach steigen ist dann also ihm eins auf den Kopf geben, eins versetzen (Richter-Weise, Redensarten 32).

Die Ehe war erst vollgültig und die Eheleute vermögensrechtlich gleichgestellt, wenn sie das Beilager vollzogen hatten. Daher das Rechtssprichwort: „Ist das Bett beschritten, so ist das Recht erstritten." Dann erst waren die Interessen des jungen Paares dieselben, was der eine erarbeitete, kam nun auch dem anderen zugute. Daher „mit jemand unter einer Decke stecken", d. h. im Einverständnis sein zur Erreichung bestimmter Zwecke. Umgekehrt ist die Trennung von Tisch und Bett das Symbol für die Lösung der Ehegemeinschaft. Die erste konnte symbolisch durch Zerschneiden des Tischtuches bezeichnet werden, wie das Uhland im „Grafen Eberhard" erzählt. Daher: „Das Tischtuch ist zwischen ihm und mir zerschnitten" = wir haben nichts mehr miteinander zu tun.

Aus dem Liebesleben der alten Zeit sind auch die Redensarten vom Korbe geflossen. In der Blütezeit des Rittertums und Minnesanges kam das, was Ulrich von Lichtenstein erlebte[1]), wohl öfters vor, daß nämlich eine kokette Dame ihren schmachtenden Liebhaber in einem Korbe zu sich emporzog, dessen Boden gelockert war, so daß der Ärmste durchbrach und in den Burggraben fiel. Daher „durch eine Prüfung, mit einem Gesuch durch- oder abfallen", „drunter durch sein". Als die Zeiten humaner wurden, verfuhren auch die Damen mit ihren verschmähten Liebhabern weniger grausam. Sie schickten ihnen einen Korb, zuerst einen ohne Boden, später überhaupt einen Korb und deuteten ihnen dadurch an, daß sie nichts von ihnen wissen wollten. „Einen Korb erteilen, sich einen Korb holen."

Auch andere alte, jetzt wohl meist verschwundene Sitten leben in Redensarten fort. Vor Tische wusch man sich die Hände, wobei ein Diener, an Fürstenhöfen ein Edelknabe, einem die Waschschüssel vorhielt und Wasser über die Hände goß. Daher: „er reicht jemandem das Wasser nicht", d. h. eigentlich: er steht so tief unter ihm, daß er nicht einmal wert ist, ihn zu bedienen, also mit demselben Sinne, wie das biblische (Matth. 3, 11, Mark. 1, 7, Luk. 3, 16): er ist nicht wert, einem die Schuhriemen aufzulösen (zum Fußbade). Beim Essen bediente man sich nur einer Schüssel, aus der ein jeder mit den Fingern zulangte: „sich etwas (zu viel) herausnehmen" für unverschämt sein. Bei mittelalterlichen Massenfesten wurden die Gäste auf dem Burghofe an hölzernen Tischen bewirtet. Wer dazu geladen war, der „war am Brette", wer einen Ehrenplatz innehatte, der „war hoch am Brette"; bildlich = an Ehren und Freuden teilhaben, eine hohe Stelle einnehmen. Einen ähnlichen Sinn hat: „jemand ist mit an der Spritze", d. h. gehört zu denen, die etwas zu sagen haben. Nach beendigtem Mahle wurde die Tafel mit dem darauf stehenden Gerät von den Böcken, auf denen sie stand, aufgehoben und hinausgetragen, „die Tafel aufheben".

1) Frauendienst 1191 ff, 1271.

Blumensträuße oder kleine Geschenke pflegte man dem, den man beschenken wollte, an den Arm zu binden; auch später noch schickte man in Briefen, die einen Geburtstagsglückwunsch enthielten, ein Bändchen mit: etwas „zum Angebinde schenken". Paten pflegten dagegen dem Kinde am Tauftage ein Goldstück oder einen Taler in die Windeln zu binden „zum Eingebinde". — Als Ausdruck der Dankbarkeit küßte man jemandem die Hand oder warf ihm wenigstens eine Kußhand zu. Daher: „mit Kußhand" für sehr gern, sehr angenehm, in Ostthüringen dafür auch „mit geschmatzten Händen" oder bloß „geschmatzt". — Glückwunsch- und Visitenkarten, Anerkennungsschreiben u. dgl. steckte man noch im vorigen Jahrhundert an den Rahmen des Spiegels in der guten Stube, so daß sie jedem Besucher in die Augen fielen. Daher sagt man noch jetzt von groben Briefen, in denen man jemandem ungeschminkt die Wahrheit sagt, „er werde den Brief nicht hinter den Spiegel stecken", auch: „ans Fenster".

Zu Pfingsten wurden mit Kränzen und Bändern geschmückte Ochsen durch die Straßen geführt, sei es, daß sie geschlachtet werden und als Festbraten dienen, sei es, daß sie der Herde zur Eröffnung der Gemeindeweide vorangehen sollten (Bo. 926). Die Sitte existiert wohl nirgends mehr, aber die Redensart: „er ist geputzt wie ein Pfingstochse" ist geblieben von Leuten, die sich geschmacklos und überladen herausgeputzt haben.

Zu den Volksfesten gehörten auch Ringkämpfe, bei denen der Sieger den Überwundenen schließlich in einen Sack stecken mußte: „Wer stärker ist, der schiebt den andern in den Sack" (Mn. 22). „Wer den andern übermag, der steckt ihn in den Sack" (Schw. 156), mhd. (Bo. 996):

Swer den andern übermac,
der stôzet in in sînen sac.

Daher die noch jetzt übliche Redensart „jemanden in den Sack stecken", für ihm überlegen sein (Goethe, Götz v. Berl.: Die Kerle stecken einen am End' noch in den Sack). Statt Sack wird auch Tasche gesagt und die Redensart von der Überlegenheit nicht der körperlichen, sondern der geistigen Kräfte gebraucht. „Er steckt die andern alle in die Tasche" heißt: er ist ihnen an Begabung und Wissen weit überlegen. Wer aber jemanden in den Sack oder in die Tasche gesteckt hat, der „hat ihn im Sack oder in der Tasche", d. h. vollständig in seiner Gewalt.

Stark verbreitet muß in alter Zeit der Unfug gewesen sein, alten Heiligenbildern oder sonstigen Stein- oder Holzfiguren auf den Plätzen der Stadt oder am Wege einen „strohernen" oder „flächsernen Bart zu machen" oder „zu flechten", um sie zu verhöhnen, oder ihnen „eine wächserne Nase", die natürlich möglichst lang war, „anzudrehen". Beides wurde sprichwörtlich für jemand höhnisch zum besten haben, ihn verspotten und betrügen; ersteres auch frz.: faire la barbe de paille à quelqu'un (à Dieu). Daher auch das Sprichwort: „Gott läßt ihm keinen flächsernen Bart flechten" (Wa. 1, 240, 92. 2, 38, 837. DW. I, 1142, 2). Daher auch die Redensarten „eine Nase bekommen"[1]) = einen Verweis (Wa. 3, 955, 203) und „mit langer Nase

1) Ob es wirklich ehemals Brauch war, daß demjenigen, der einen Verweis erhielt, eine bunte Nase von Pappe aufgesetzt wurde (Allgemeiner Anzeiger der Deutschen 1841 569; DW. VII, 407, Nr. VI, 1)), ist doch wohl zweifelhaft, und wenn es Brauch war, so stammt derselbe doch erst aus der Redensart her, jemandem eine wächserne Nase andrehen.— Borchardts

abziehen" = gestraft und in seinen Hoffnungen betrogen weggehen. Daher auch die noch fortlebende Sitte, jemandem „eine lange Nase zu machen" mittels einer Handbewegung, durch die man ihm symbolisch andeutet, daß man ihm gleichsam eine wächserne Nase aufsetzt. — Eine wächserne Nase ist aber nicht nur länger als eine gewöhnliche, sondern auch biegsam; daher wurde sie auch zum Symbol der Zweideutigkeit, Unbestimmtheit, Verdrehbarkeit. So z. B.: „Das Recht hat ein wächserne Nasen" (DW. VII, 408, 2; Z. 118), die man also nach rechts und links drehen kann; daher auch der Spottname „Rechtsverdreher" für Advokaten.

Auch ausländische Sitten haben unsere Rede durch manche drastische Wendung bereichert: „Die Friedenspfeife rauchen (indianisch), „Kotau machen" (japanisch), „Knutenregiment" (russisch). Aus älterer Zeit schon stammt „einen Eiertanz vollführen" nach einem schwierigen italienischen Nationaltanz, bei dem in regelmäßigen Abständen auf den Boden Eier gelegt wurden, die von dem Tanzenden nicht zerbrochen werden durften; einen solchen Tanz führt Mignon bei Goethe auf. Dasselbe sagt die Redensart „wie auf Eiern gehen" = mit größter Behutsamkeit.

Die seit den Kreuzzügen bei Fürsten und Adligen aufgekommene Sitte, sich einen Narren zu halten, hat bis ins 18. Jahrhundert hinein bestanden. In der Literatur des 15. und 16. Jahrhunderts, auch noch bei Shakespeare, spielten diese Narren eine große Rolle. Sie waren geschoren: „Es sind nicht alle Narren geschoren", trugen eine Kappe mit Ohren und am Gewande Schellen: „Einem jeden Narren gefällt seine Kappe." „Narrenschellen klingen vielen besser als Kirchenglocken." „Große Narren, große Schellen." „Jedem Narren klingen seine Schellen schön." „Narren bedürfen keiner Schellen; man kennt sie an ihren Sitten." An einem Riemen hing dem Narren als Waffe die Pritsche oder in früherer Zeit ein Rohrkolben am Halse: „Kein Narr ohne Kolbe." „Narren soll man mit Kolben lausen." Der Narr spielt im Sprichwort überhaupt eine ebenso große Rolle wie der Teufel, wozu auch die vielen Bibelsprüche beigetragen haben, die sich mit dem Narren beschäftigen, besonders in Jesus Sirach. Auch in Redensarten lebt der Narr fort: „Einen zum Narren haben" = ihn wie einen Narren behandeln, „einen Narren an jemandem gefressen haben" = in ihn vernarrt sein, ursprünglich nur „einen Narren gefressen", d. h. im Leibe „haben", wie Hans Sachs im Fastnachtsspiel „das Narrenschneiden" dem Kranken die verschiedenen Narren aus dem Leibe schneiden läßt[1]); „an jemandem" wurde erst hinzugefügt, als man den ursprünglichen Sinn bereits vergessen hatte. Auch „seinem Affen Zucker geben" beruht auf dieser Vorstellung. Der Affe ist hier der Vertreter des Narren und bezeichnet irgendeine törichte Leidenschaft. „Einen am Narrenseile führen" geht auf die in Brants Narrenschiff Kap. 13 und in Goethes Hans Sachsens poetische Sendung — „schleppt hinter sich an einer Leinen alle Narren, großen und kleinen" — verwertete allegorische Vorstellung zurück, daß der Teufel die Laster und Torheiten oder Frau Venus die Narren an einem Seile hinter sich her schleppen. Jetzt bedeutet die Redensart nur, einen mit schönen Worten hinhalten.

---

physiologische Erklärung (Bo. 847), daß bei unangenehmen Empfindungen die Nase länger zu werden scheine, ist abgeschmackt. Unrichtig ist auch, wenn er eine wächserne Nase drehen erklärt (848) durch „einem bald so bald so ein Gesicht machen", wonach also der Spötter die Wachsnase trägt, nicht der Verspottete, was sicher nicht gemeint ist.

1) Zarncke, Sebastian Brants Narrenschiff. Einl. XLVIIff.

Altes Leben in gewissem Sinne ist auch der Aberglaube, der, wenn er auch z. T. noch heute fortdauert, doch in einer längst vergangenen Zeit wurzelt. Hier ist zunächst die große Bedeutung hervorzuheben, die der Teufel für unser Sprichwort hat, das sich ja gerade in den Jahrhunderten am reichsten entfaltete, in denen auch der Teufels- und Hexenglaube seine üppigsten Blüten trieb. Als abgefallener Engel, gefährlicher Feind des Menschengeschlechts und Gegner Gottes trägt er theologischen Charakter und geht uns hier nichts an. Im Volksglauben spielt er eine andere Rolle. Da ist er der gemütliche Teufel, der mit sich reden läßt und es gern hat, wenn man ihm schmeichelt, den man also sehr wohl sich zum Freunde machen kann: „Der Teufel ist nicht so schwarz, als man ihn malt." „Der Teufel ist artig, wenn man ihm schmeichelt." „Dem Teufel muß man bisweilen auch einen Maien stecken (eine Kerze anstecken)." „Wer den Teufel zum Freunde haben will, der zündet ihm eine Fackel an." — Er ist ferner „der dumme Teufel" und „der arme Teufel", der sich nicht verbergen kann, der weder Leib noch Seele hat, also ein bloßes Gespenst und darum leicht zu prellen und einzuschüchtern ist: „Der Teufel stelle sich, wie er will, immer ragen ihm die Füße hervor." „Der Teufel hinterläßt immer einen Gestank." „Der Teufel ist arm, hat weder Leib noch Seele." „Wo der Teufel nicht hin mag, da schickt er ein alt Weib." „Wenn der Teufel krank wird, will er Mönch werden." „Man muß dem Teufel auf den Schwanz treten", aber: „Man darf dem Teufel nicht den Schwanz abschneiden."

Das Volk denkt sich das Reich des Teufels als eine Nachäffung des Reiches Gottes: „Der Teufel ist unseres Herrgotts Affe." Darum hat es ihm in Nachahmung der Mutter Gottes eine Mutter oder in grotesker Übertreibung eine Großmutter beigegeben, mit der er die unglaublichsten Dinge vornimmt: der Teufel bleicht seine Großmutter, walkt sie, schlägt sie, daß sie Öl gibt. Besonders im Sagwort[1]) tut er ihr den tollsten Schabernack an und macht dazu noch seine dummen Witze, z. B.: „Wat olt is, dat ritt, säd de Düwel, un ret sin Grotmoder 'n Ur af." „Es ist Vieh und Stall, sprach der Teufel, und trieb seiner Mutter ein Fliegen in den Hindern." „Spaß mot sin, sä de Düwel, un renne siner Grotmudder de Grepe (Mistgabel) in't Liv."

Bei der Allgemeinheit und Festigkeit des Teufelsglaubens ist es kein Wunder, daß der Teufel auch zu vielen Redensarten verwandt worden ist: „Der Teufel ist los." „Der Teufel reitet einen." „Das weiß der Teufel." „Hol's (oder: hole dich) der Teufel." „Ei, da schlag' Gott den Teufel tot!" „Da hat der Teufel sein Spiel." „Der finge den Teufel auf freiem Felde." „Den Teufel an die Wand malen." „Das soll mir kein Teufel nehmen." „In des Teufels Küche kommen." „Teufel nimm die Pratze weg" (wenn man etwas Verlorenes sucht). „Der Teufel hat seinen Schwanz (sein Hütlein) drüber." An Stelle des Teufels treten auch der Kuckuck oder der Geier in Wendungen wie: „Weiß der Kuckuck (Geier)", „geh' zum Kuckuck (Geier)", „hol's der Kuckuck (Geier)".

Ebenso fest wie an den Teufel glaubte das Mittelalter und das Reformationszeitalter auch an die Hölle als seine Wohnung: „Wer den Teufel zum Freund hat,

---

1) Sagwort nenne ich eine zum Sprichwort abgekürzte Erzählung, die eine Handlung oder Situation mit einer sich darauf beziehenden Äußerung durch „sagte" oder „sprach" verbindet, z. B. „Kopparbeit gript an, säd de Oß, dar treck he tom ierstenmal in'n Plog."

kriegt den besten Platz (hat's gut) in der Hölle (fürchtet sich nicht vor der Hölle)." In der Hölle brennt nach Luk. 16, 24 ewiges Feuer, das zu unterhalten des Teufels Sache ist: „Wem der Teufel einheizt, den friert nicht." Mit dieser Hölle drohten Geistliche und Mönche reichen Leuten, um sie zu Schenkungen an die Kirche zu bewegen: „jemandem die Hölle heiß machen" = ihm die Folgen seines Tuns als schrecklich schildern und ihn dadurch in Angst versetzen.

Teufelsbündnis und Hexenglauben haben ebenfalls ihren Niederschlag im Sprichwort gefunden: „Er hat es mir angetan" und „ich war wie verhext" deuten auf den Liebes- und Bosheitszauber. Die Hexenverbrennungen haben das Sagwort hervorgebracht: „Es wird heute ein heißer Tag, sagte die Hexe, da sollte sie brennen." Eine plötzliche, schmerzhafte Lähmung heißt noch heute „Hexenschuß", ein „Blitz-" oder „Wettermädel" ist ursprünglich ein Mädchen, das ein Ungewitter mit Blitz und Hagel herbeiführen kann, also dasselbe wie „Wetterhexe", ein „Teufelskerl" einer, dem der Teufel übernatürliche Kraft und Klugheit verliehen hat. Die Teufelsbeschwörung erscheint in: „Wer den Teufel geladen hat, muß ihm auch Werk schaffen." „Man kann nicht Gott und den Teufel in ein Glas bannen."

Auch Geister der Verstorbenen konnten nach mittelalterlichem Aberglauben von den Nekromanten oder Nigromanten beschworen werden; schon in der Bibel (Sam. 26) holt die Hexe von Endor den Schatten Samuels aus dem Grabe. Solche Geisterbeschwörer erzeugten, um die Anwesenden zu benebeln und zu täuschen, allerhand blaugraue Dämpfe. Daher: „jemandem einen blauen Dunst vormachen", „sein blaues Wunder sehen", „so blau!" Auch unverwundbar konnte man sich machen, wenn man die „Passauer Kunst" verstand. Die Wendung rührt von dem Passauer Volk her, das 1609 der Bischof von Passau gegen die ketzerischen Böhmen warb; bei diesen Söldnern kam es auf, Zettel mit gewissen Formeln und Chiffren, die der Nachrichter verkaufte, zu verschlucken oder an den Hals zu hängen, wodurch sie sich kugelfest zu machen wähnten. Auch jetzt noch sagt man von jemandem, der gegen jedes Unglück gefeit zu sein scheint: „er versteht die Passauer Kunst." „Den Stein der Weisen" dagegen „sucht jemand", der irgendein glückbringendes Etwas sucht, das es nicht gibt, wie jene alten Alchymisten, die den Stein suchten, der unedle Metalle in Gold verwandelt und gegen alle Krankheiten hilft. Der Sternenglaube der alten Astrologen lebt fort in: „das steht in den Sternen geschrieben", „jemand ist unter keinem guten Stern geboren", „jemandes Unstern hat gewollt, daß das und das geschehen ist". Im Himmel empfangen die Engel den einziehenden Seligen mit einer überirdisch herrlichen Musik. Wer diese Seligkeit demnächst zu genießen hofft, dem „hängt" nach der scherzhaften Redensart „der Himmel voll Geigen" oder in grotesker Steigerung sogar „voll Baßgeigen", der glaubt, „die lieben Engelchen singen" oder „die Engel im Himmel pfeifen zu hören". Die letzte Redensart ist heutzutage von der Verzückung der Freude auf die des Schmerzes übergegangen; man hört die Engel im Himmel pfeifen, wenn einem körperlicher Schmerz fast das Bewußtsein raubt.

Uralt ist auch der Aberglaube, daß Menschen, die eine besonders hervorstechende körperliche Eigentümlichkeit haben, gefährlich und böse sind, daß man also den Umgang mit ihnen am besten vermeidet. Einen solchen nennt man noch heute nach 1. Mos. 4, 17, wo der Herr ein Zeichen an Kain macht, „gezeichnet" oder „von Gott gezeichnet". Von diesen sagt das Sprichwort: „Hüte dich vor denen, die

Gott gezeichnet hat." „Wen Gott und die Natur gezeichnet hat, vor dem hüte sich Roß und Mann." Man sagte: „Gleichwie du bist ein Hinkepertz, also ist hinkend auch dein Herz (Wa. 2, 78, 1903). Drei Arten von Gezeichneten werden aufgezählt in: „Vor Hinkern, Schielern und roten Haaren möge mich der Herr bewahren." Besonders Die Rothaarigen und Rotbärtigen standen in dem Rufe der Falschheit und Untreue. Einen roten Bart trug ja ehemals der alte Gott Donar als Farbe des Blitzes, ihn erbte dann der Teufel. Daher: „Rotbart, Düvelsart!" Schon Ruodlieb erhält unter den Lehren, die ihm der König gibt, auch die (V, 451):

Non tibi sit rufus unquam specialis amicus;
Si sit iratus, non est fidei memoratus,

und (454):

Tam bonus haut fuerit, aliqua fraus quin in eo sit.

Ebenso Wigalois 76, 17:

Im was der bart unt daz hâr
beidiu rôt, viur var.
von denselben hoere ich sagen,
daz si valschiu herzen tragen.[1])

Im Sprichwort lebt dieser Aberglaube noch jetzt: „Rotbart, schlimme Art, untreue Art, Schelmenart." „Rotbart nie gut ward." „Schwarzer Kopf, roter Bart, böse Art." „Roter Bart und Erlenbogen geraten selten, ist nicht erlogen." „Rothaar und Erlenholz wachsen auf keinem guten Grunde." „Ein Roter traut dem andern nicht."

Erhalten haben sich in Sprichwörtern und Redensarten auch schwache Reste des alten Glaubens an Vorzeichen, Ahnungen und Weissagungen. „Die Ohren klingen einem", wenn von einem geredet wird, „das rechte Ohr hat jemandem geklungen", wenn Gutes von ihm gesagt worden ist. Prophezeiungen und Vorbedeutungen liegen in den Redensarten: „Mir ist ein Hase über den Weg gelaufen", das bedeutet Unheil, „ich habe ein Vöglein singen hören"; denn den Vögeln schreibt der Volksglaube die Kenntnis geheimer Dinge zu; man spricht daher auch von einem „Unglücksraben", der einem krächzend Böses prophezeit. Dagegen ist „etwas schwant mir" gelehrten Ursprungs; es stammt vom Schwanengesang bei Plato, Phaedon c. 35. Bei seiner Geburt wurde dem Menschen wohl von weisen Frauen ein gutes Schicksal vorausgesagt oder wenigstens von seinen Angehörigen angewünscht. Diese Prophezeiungen und Wünsche gehen aber nicht immer in Erfüllung; der Mensch kommt im Leben oft so herunter, wie es bei seiner Geburt in keiner Weise zu erwarten war. Dann sagt man: „Das ist ihm auch nicht an der Wiege gesungen worden." Auch Träume galten und gelten als bedeutungsvoll. Wenn auch aufgeklärte Sprichwörter lehrten: „Träume sind Schäume" und (Pc. 296):

Traum ist heute noch so wahr,
Als er war vor hundert Jahr,

nämlich unwahr, so glaubt doch das Volk — und nicht bloß das niedere — bis heute an die voraussagende Kraft der Träume. Daher sagt man, wenn etwas gänzlich Unerwartetes geschieht: „das hätte ich mir auch nicht träumen lassen." Daß dem Menschen ein Lebenslicht brennt, kommt in vielen Sagen und Märchen vor; tötet

1) Seidel, Loci communes, S. 207: In rufa pelle vix est animus sine felle. Andere Stellen aus Boner, Freidank u. a. bei Z. 124.

man den Menschen, so „bläst man ihm das Lebenslicht aus", Glück kann man ihm dadurch verschaffen, daß man „ihm den Daumen hält." Wahrscheinlich hängt diese Redensart mit dem Gebrauch des römischen Publikums bei den Gladiatorenspielen zusammen, das, wenn es dem Besiegten das Leben schenken wollte, den Daumen senkte (pollicem premere). Weniger wahrscheinlich ist Wilhelm Grimms Erklärung im DW., in dem Daumen stecke ein bösartiger Alp, den man durch Drücken zurückhalten müsse. Der Alp ist vielmehr ein drückender Nachtgeist, der in der Redensart spukt: „es liegt wie ein Alp auf mir" und „es fällt mir ein Alp (statt: Stein) vom Herzen."

Wem alles glückt und wer infolgedessen ein heiteres, sonniges Gemüt hat, der ist ein „Sonntagskind". — Ein Stückchen abergläubischer Medizin lebt fort in dem Sprichwort „Hundshaar heilt Hundsbiß" und der Redensart „Hundshaare auflegen". Man glaubte nämlich, daß, wer von einem Hunde gebissen sei, nur nötig habe, Haare von demselben Hunde auf die Wunde zu legen, um geheilt zu werden, nach dem homöopathischen Grundsatz: similia similibus. Dasselbe schon altfrz.: Contre morsure de chien de nuit le même poil très-bien y duit, „gegen nächtlichen Hundebiß tut dasselbe Haar, d. h. das Haar desselben Tieres sehr gut", Düringsfeld, Sprichwörter der germ. und roman. Sprachen, 1, 772.

Allgemein verbreitet war der Glaube, daß Gegenstände, die brüchig oder sonstwie schadhaft geworden seien, am längsten halten: „Ein geflickter Topf hält länger als ein neuer." „Die knarrigen Wagen gehen am längsten." „Gebrechliche Räder laufen am längsten." „Boom, de oft knacken, bräken nich licht." Es liegt diesem Glauben etwas Ähnliches zugrunde, wie die antike Vorstellung vom Neide der Götter. Das Schicksal hat den Gegenstand schon hart mitgenommen, der Neid der Götter ist also gesättigt. Auch von Tieren und Menschen glaubte man, daß sie, wenn sie kränklich sind, gerade am längsten leben: „Grindige Katzen leben lange." „Es stirbt nicht jeder, der ist krank, versengte Katzen leben lang." „Quarrige Kinder gehn am längsten." „Wehlidig Lüt sterbed nit so bald."

Auf Aberglauben beruht auch die Anschauung, daß eine Sache oder ein Ereignis, besonders ein Fest, durch das Reden davon gleichsam herbeigezogen werde: „Man murmelt so lange von einem Dinge, bis es geschieht" (oder „ausbricht", Wa. 1, 641). „Man redet so lange vom Feste, bis es kommt" (Wa. 1, 986). „Man beiert (d. h. läutet), bis es endlich Kirmes wird." „Ma säd all vo der Chilbe, bis sie emol do ist." „Man ruft so lange Fastelabend, bis die Faste kommt." „Man ruft so lange Pasch (Ostern), bis Pasch kommt." — Auch frz.: On a tant crié Noël, qu'à la fin il est venu. — Hierher gehört auch: „Wenn man den Wolf nennt, so kommt er gerennt." „Wenn man vom Teufel spricht, so kommt er."

Auf Ereignisse und Verhältnisse einer vergangenen Zeit gehen auch die geschichtlichen Redensarten zurück. Im weiteren Sinne gehören zu diesen alle diejenigen, welche Zustände und Einrichtungen voraussetzen, die nicht mehr der Gegenwart angehören. So sind z. B. aus dem mittelalterlichen Rittertum hervorgegangen: „sich (an etwas) die Sporen verdienen", „an jemandem zum Ritter werden", aus der Zeit der Papstherrschaft und des Ablaßunwesens: „er ist in Rom gewesen und hat den Papst nicht gesehen", „Ablaß nach Rom tragen" für eine überflüssige Arbeit. An das Fehdewesen des Mittelalters und die Versuche der Kaiser, ihm durch Landfrieden zu steuern, erinnert: „ich traue dem Frieden" oder „Landfrieden nicht".

Die Redensart „jemandem heimleuchten" wird auf den höhnischen Brauch zurückgeführt, daß den Belagerern einer Stadt oder Burg, wenn sie unverrichteter Sache abziehen mußten, von den siegreichen Verteidigern auf der Mauer Strohwische angezündet wurden, damit sie den Weg besser finden könnten.[1]) Das taten z. B. 1232 die Fritzlarer, als Landgraf Hermann von Thüringen die Belagerung ihrer Stadt aufgeben mußte. Die Zeit der frommen Landsknechte lebt fort in den Redensarten „fluchen wie ein Landsknecht", „in Landsknechts Bett schlafen" = auf freiem Felde kampieren, „mit der langen Elle messen", womit der lange Spieß der Landsknechte gemeint ist, kraft dessen sie umsonst nahmen, was sie brauchen konnten. Zur Zeit der Entdeckungsreisen und Koloniegründungen kam es auf, daß man einen verhaßten Menschen dahin wünschte, „wo der Pfeffer wächst".

Zur Zeit Karls V. wurden die Spanier in Deutschland aufs äußerste gehaßt, weil sie die Träger der Inquisition und des Schreckensregiments waren; das ganze spanische Wesen war dem Deutschen innerlich fremd und zuwider. Daher: „das kommt mir spanisch vor", wie in späterer Zeit „die polnische Wirtschaft" für ein ungeordnetes Durcheinander, in neuester Zeit „russische Zustände" für Gewaltsamkeit und Roheit sprichwörtlich wurde. „Das sind mir böhmische Dörfer" kam während des Dreißigjährigen Krieges auf, als den Deutschen viele böhmische Ortsnamen bekannt wurden, die sie nicht aussprechen konnten. Der Dreißigjährige Krieg mit dem ewigen von der Soldateska ausgeübten Sengen und Brennen erzeugte auch „brandschatzen", d. h. eine Geldsumme auferlegen zur Abwendung des Abbrennens (brandschetzung ist schon 1350 belegt), „abgebrannt sein" für gänzlich mittellos, „einen Brandbrief bekommen oder schicken", d. h. einen Brief, in dem jemand mit Abbrennen bedroht wird, falls er nicht eine gewisse Summe zahlt. Die Wendung: „er ist ein unsicherer Kantonist" für einen, auf den man sich nicht verlassen kann, hat darin ihren Ursprung, daß der preußische Staat seit der Regierung Friedrich Wilhelms I. in Kantons eingeteilt war, nach denen die Rekrutierung vorgenommen wurde; wer sich durch Auswanderung dieser zu entziehen suchte, erhielt jene Benennung.

Im engeren Sinne geschichtliche Redensarten sind die, die durch einzelne geschichtliche Tatsachen veranlaßt worden sind. Es gibt deren im Deutschen nur sehr wenige. „Landgraf, werde hart", sagte der Schmied von Ruhla, indem er das Eisen hämmerte. Wir rufen dies noch jetzt jemandem zu, den wir weniger mild und nachgiebig wünschen, als er ist. — „Es wird dir glücken, wie den Schwaben bei Lücken" geht auf den Sieg der thüringischen Landgrafen über Philipp von Nassau am 31. Mai 1307, der auf das Volk in Sachsen und Thüringen einen starken Eindruck gemacht haben muß; der glückliche Reim hat die Redensart bis auf unsere Tage erhalten. — „Kein Geld, kein Schweizer", französisch: point d'argent, point de Suisse, ant-

1) Immerhin bleibt auch die Deutung aus der friedlich-bürgerlichen Sitte übrig, daß man einem Besuch, der sich bis zur Dunkelheit verspätet hatte, eine Laterne oder einen Diener mit Laterne mitgab, weil es keine Straßenbeleuchtung gab. Der höhnische Sinn wäre dann erst nachträglich in die an sich ganz harmlose Redensart hineingelegt worden, ebenso wie in „jemand heimgeigen". Denn auch diese Redensart wurde zunächst nur von Leuten gesagt, die sich nach einem Tanz oder Gelage, um ihren Reichtum zu zeigen, von spielenden Musikanten nach Hause begleiten ließen. Später wurde dann mit beiden Redensarten der Sinn einer derben Abfertigung und Zurechtweisung verbunden. Vgl. Richter-Weise, Deutsche Redensarten, Nr. 85.

worteten die Schweizer Söldner Franz I. von Frankreich im Jahre 1521, als er sie nicht bezahlen konnte; jetzt will man damit sagen: keine Leistung ohne Gegenleistung. — Der Spanier Ferdinand Cortez verbrannte 1519 nach der Landung in Mexiko seine Schiffe, um seine ängstlichen und mißvergnügten Leute zu zwingen, daß sie ihm in das unbekannte Land folgten. Daher die Redensart „seine Schiffe hinter sich verbrennen" von jemandem, der sich selbst jeden Weg zur Rückkehr verschließt und nunmehr sein Heil allein in kühnem Vorwärtsstreben finden kann. Die Sitte, „jemanden in den April zu schicken" oder „zum Aprilnarren zu machen", soll davon herrühren, daß in Frankreich der Neujahrstag auf den 1. April fiel, bis ihn Karl IX. im Jahre 1564 auf den 1. Januar verlegte. Statt der Neujahrsgeschenke schickte man sich nunmehr am 1. April allerlei mehr oder weniger harmlose Neckereien. — „Holland in Not!" drückt einen hohen Grad von Bedrängnis aus. Es stammt aus der Zeit des zweiten Raubkriegs Ludwigs XIV. (1672—79), als die Holländer, um sich gegen die Franzosen zu schützen, ihre Dämme durchstachen und ihr Land unter Wasser setzten.

Wenn man sich oder eine Sache noch nicht verloren gibt, sondern wacker weiter kämpfen will, sagt man wohl: „noch ist Polen nicht verloren." Ursprünglich waren dies die Anfangsworte zu einem Marschtexte, mit dem die Polen auf das „finis Poloniae!" antworteten, das man ihrem Führer Koszinsko in den Mund gelegt hatte. — „Er kam wie Zieten aus dem Busch" zur Bezeichnung eines überraschenden Erscheinens gehört dem Siebenjährigen Kriege an. — „Ab nach Kassel!" sagten die von ihrem Landgrafen an die Engländer verkauften hessischen Landeskinder, wenn sie aus ihren Dörfern zur Landeshauptstadt als dem Sammelorte zogen. — „Immer 'rin in den Deutschen Bund!" kennzeichnet den Deutschen Bund (von 1815—66) als ein Sammelsurium aller möglichen Staatsgebilde, in das jeder leicht Aufnahme findet. — „So schnell schießen die Preußen nicht" stammt aus der Zeit der preußischen Zauderpolitik vor Bismarcks Auftreten. — „Er ist zur großen Armee abgegangen" (für gestorben) spielt auf die große Armee Napoleons an, die in Rußland zugrunde ging.

Die vorstehende Zusammenstellung erschöpft natürlich das Thema keineswegs, gibt aber vielleicht Anregung zu weiterer Forschung, die sicherlich zahlreiche willkommene Ergänzungen und Erweiterungen bringen wird.

Volkskunde und Nibelungenlied.

(Unter besonderer Berücksichtigung der Kinder- und Hausmärchen.)

Von **Margarete Rothbarth** in Hamburg.

In den letzten Jahren ist die Forderung: Volkskunde in der Schule mehr als einmal erhoben worden.[1]) Man hat hingewiesen auf den großen erzieherischen Wert der Volkskunde, bedingt durch ihre Methode des scharfen Beobachtens; man gebrauchte sie als indirektes Mittel zur Stärkung des Nationalgefühls, als Überbrückung der immer wachsenden Kluft zwischen Stadt und Land, man freute sich über die Be-

1) Die wichtigsten Arbeiten darüber sind: O. Dähnhardt, Volkskunde und Schule, Z. f. d. U. 1899, Bd. 13, S. 1ff.; F. Beyschlag, Volkskunde und Gymnasium, Z. f. d. U. 1900, Bd. 14, S. 1ff.; P. Zinck, Volkskunde und Volksschule, Der praktische Schulmann 1902, Bd. 51, S. 377ff., 497ff.; R. Hofmann, Volkskunde und höhere Schule, N. J. f. d.

lebung, die der Unterricht in den verschiedensten Fächern durch sie erfuhr. Die Leichtigkeit, mit der man sie in den Lehrplan eingliedern kann, wodurch auch die Mißtrauischen und Zögernden, die sich gegen eine neue Belastung des Schülers wenden, überzeugt wurden, hat Zinck am schärfsten hervorgehoben, wenn er spricht von „dem Kollektivcharakter der Volkskunde als Wissenschaft, der sie eigentlich nur zu einer besonderen Betrachtungsweise von Stoffen werden läßt, die den verschiedensten anderen Wissenschaften angehören". Es sei daher noch einmal auf den Leitsatz von Beyschlag hingewiesen, der am besten die Forderung formuliert: „Der volkskundliche Unterricht erzielt neben der Vorbereitung der Schule auf die natürliche und soziale Forderung der Gegenwart, neben der Weckung und Vertiefung des Interesses für die von ihm belebten Lehrgegenstände und neben einer günstigen Einwirkung auf das Gemüts- und Phantasieleben der Schüler auch noch die Wirkung einer formalen Bildung des Geistes, nämlich Weckung und Schärfung der Beobachtungsgabe und Entwicklung des wissenschaftlichen Sinns im allgemeinen und des historischen Sinnes im besonderen. Er entspricht schließlich auch der pädagogischen Forderung der steten Verbindung des neuen Unbekannten mit dem Alten und Bekannten und bietet für die in Betracht kommenden Unterrichtsfächer das einigende Band der Konzentration."

Leider aber fehlt es dem Lehrer, der den guten Willen hat, praktisch durchzuführen, was er als berechtigte Forderung theoretisch anerkannt hat, noch an den Hilfsmitteln, sich schnell zu irgendeinem beliebigen Stoff die volkskundlichen Anknüpfungen zu verschaffen. Wenn Volkskunde auch auf manchen deutschen Hochschulen gelehrt wird, so besteht doch bis jetzt noch für sie keine ordentliche Professur, auch ist sie kein Prüfungsfach wie die übrigen Disziplinen der Germanistik, wie Grammatik, Metrik, Mythologie, Literaturgeschichte. O. Dähnhardt, der leider 1915 gefallen ist und dem wir soviel Anregung auf diesem Gebiete verdanken, beklagt diesen Mißstand sehr. Er selbst hatte vor, Bilder aus der deutschen Volkskunde zu verfassen; sein Werk sollte nach Art der Grubeschen Charakterbilder abgerundete, dem jugendlichen Geschmack und Verständnis angepaßte Darstellungen aus dem Gesamtgebiet der Volkskunde darbieten.[1]) Er verlangt auch unbedingt ein methodisches Handbuch: „Volkskunde und Gymnasialunterricht", außerdem Kommentare nicht nur zu deutschen Lesebüchern, sondern auch zu den wichtigsten Schriftstellern.

Es soll daher hier in diesem Sinne solch ein Versuch gemacht werden, und zwar mit einem Werk, das geradezu zur volkskundlichen Erörterung verlockt, bei dem auch der Nichtzünftige, der nicht bewußt an die obigen Forderungen anknüpft, doch an einem volkskundlichen Gebiet, der Sage, nie vorübergehen wird: dem Nibelungenlied.[2]) Das allgemein bekannte soll noch einmal hervorgehoben werden; vor allem aber kommen Erläuterungen für Einzelheiten hinzu, zu denen der Aufsatz von E. Samter, Homerunterricht und Volkskunde (N. J. f. d. kl. Altert. 1914, Bd. 34, S. 508ff.) als Anregung gedient hat.

kl. Altert. 1908, Bd. 22, S. 121ff.; E. Hoffmann-Krayer, Die Volkskunde und ihre Bedeutung für die Schule, Schweiz. Päd. Zeitschr. 1911, S. 1ff.; F. v. d. Leyen, Volkskunde und Schule. 1916; Karl Reuschel, Die deutsche Volksk. im Unterricht. 1917.

1) O. Dähnhardt, Zur Förderung der Volkskunde. Mitt. d. Verb. dt. Ver. f. Volksk. Nr. 7, Juli 1908.

2) Vgl. Franz Kondziella, Volkstümliche Sitten und Bräuche im mittelhochdeutschen Volksepos (Wort und Brauch, Heft 8), Breslau 1912.

Die Sprachforschung, d. h. die Dialektkunde, gehört ja unbedingt zur Volkskunde, und wo das Nibelungenlied in seiner mittelhochdeutschen Gestalt[1]) gelesen wird, bietet es eine Fülle von Anregungen. Je nach der Landschaft, in der man das Nibelungenlied in der Schule liest, kann man Gelegenheit haben, auf Abweichung von dem gewöhnlichen Sprachgebrauch oder auf plötzliches Auftauchen nur als dialektisch geläufiger, als schriftsprachlich aber unbekannter Formen und Worte einzugehen (als Beispiel: Bîten, Nr. 147, das noch heute im Alemannischen gebräuchlich ist; vgl. den Kindervers: Wart e bizzel, beit e bizzel . . .). Wie man überhaupt die sprachliche Einführung in das Mittelhochdeutsche an der Hand des Nibelungenliedes anzufangen hat, hat kürzlich die Arbeit von H. Mader, Beiträge zum mittelhochdeutschen Unterricht für Gymnasien (Ztschr. f. d. dt. U. Bd. 29, 1915, S. 707ff., 757ff.) gezeigt. Aber außer dem grammatikalischen und lautlichen gehören vor allen Dingen hierher auch Volksetymologien, deren Besprechung an das Wort soumen, Nr. 221, anknüpfen kann und von wo aus man auf Worte wie Maulwurf (von molt = Staub, Nr. 197), Blindschleiche (blind = heimlich), Murmeltier (= murem montis) übergehen kann.[2]) Ferner die etymologische Erklärung von Eigennamen (Spessart = spehteshart, Nr. 967) und von Kulturworten (kemenate, Nr. 280, höfisch = hübsch, Nr. 350, Kapelan, Nr. 1577). Gerade hierbei könnte man ja fragen, wo eigentlich die Volkskunde aufhört und die Kulturgeschichte anfängt. Ganz scharf ist die Grenze zwischen beiden überhaupt nicht zu ziehen. Hoffmann-Krayer will gerade Sachetymologie schon in den unteren Schulklassen bringen (Schreibfeder, Fensterscheibe). Er erkennt auch die nahe Verwandtschaft zwischen Kulturgeschichte und Volkskunde an und kommt zu der vermittelnden Lösung, daß ein Stoff sich von beiden Gesichtspunkten aus behandeln lasse. Ausführlicher kann man auf die Eigennamen eingehen. Die stabreimenden Namen Gunther, Gernot, Gieselher, die Namen mit gleichen Bestandteilen wie Siegmund, Sieglinde, Siegfried, Dietlind und Gotlind, Lüdeger und Lüdegast, ferner die Bildung der Patronymika (Nibelunge; Karolinger, Lothringer; Ortsnamen wie Emmendingen, Sigmaringen usw.) geben Anlaß zur Erläuterung der Sitte der Namengebung von ehemals und daran anschließend der von heute[3]): wer heute im Volk den Namen des Kindes zu wählen hat, auf welche Weise dies geschieht, welche Namen besonders gebräuchlich sind und an welche sich besondere Aberglauben knüpfen (Adam und Eva z. B. verhindern vorzeitigen Tod). Viel Freude im Unterricht macht auch eine Zusammenstellung derjenigen Eigennamen, die heute allgemein lobend oder tadelnd als Appellativnamen gebraucht werden: Faselhans, Schmalhans, dumme Trine, faule Liese, deutscher Michel usw.[4])

1) Es läßt sich für die Schule mit gutem Erfolg die gekürzte Ausgabe von Der Nibelunge Nôt von Wolfgang Golther (Göschen Bd. 1) gebrauchen, nach der auch hier zitiert werden soll. Es sei aber hier auf eine nicht ganz einwandfreie Stelle im erläuternden Prosatext hingewiesen. Am Schluß der 28. Aventüre (S. 122) heißt es: „Dietrich von Bern, der bei den Hunnen lebt, reitet mit seinen Amelungen den Gästen entgegen. Auch er warnt, da die Königin jeden Morgen um Siegfried weint." Der Inhalt der Aventüre setzt aber dieses Ereignis schon voraus, es muß also in der Vorvergangenheit erzählt werden, da sonst der Sinn gar nicht zu verstehen ist: Dietrich war den Gästen entgegengeritten usw.

2) A. Wesemüller, Volksetymologie. Der praktische Schulmann 1902, Bd. 51, S. 637.

3) Sartori, Sitte und Brauch I, S. 39. Kondziella, S. 91ff.

4) O. Meisinger, Die männlichen Eigennamen als Appellativnamen. Beilage zum Programm des Reform-Gymnasiums in Lörrach.

Das Nibelungenlied führt außerdem in ein umfangreiches Sagengebiet ein, das während oder nach der Behandlung des ganzen Werkes herauszuarbeiten ist. Als wichtigstes Hilfsmittel, das auch die Beziehungen zu Edda und Thidrekssaga bringt, ist zu erwähnen: Holz, Der Sagenkreis der Nibelungen (Wissenschaft und Bildung, Bd. 6).[1]) Man könnte bei dieser Gelegenheit auch Anregung zur häuslichen Lektüre geben, bei der Durchnahme des gehörnten Siegfrieds auf die Schwabschen Volksbücher aufmerksam machen, die dem Schüler so gut wie unbekannt sind; sie lernen dadurch dann Stoffkreise wie den von Dr. Faust, den Schildbürgern, Melusine, Fortunat, Herzog Ernst kennen.

Ferner finden sich einzelne Motive der Nibelungensage, sowohl der mittelhochdeutschen wie der nordischen, in den Märchen. Es soll dabei gar nicht auf die Frage eingegangen werden, was das Primäre ist, Volksepos oder Märchen, sondern man begnüge sich mit der Feststellung der Tatsache, daß gewisse Züge oder Begebenheiten der Märchen im Nibelungenlied wieder auftauchen. Aus praktischen Gründen empfiehlt es sich, sich dabei auf die Grimmschen Kinder- und Hausmärchen zu beschränken. Man erreicht dadurch einen zweifachen Zweck: die Schüler werden dazu angehalten, sich mit diesem Werke der Brüder Grimm zu beschäftigen, und die bezeichnenden märchenhaften Züge bleiben besser im Gedächtnis, wenn sie doppelt, nämlich im Nibelungenlied und im Märchen, in den Vorstellungskreis einrücken.

Das Verdienst, mit dem größten Nachdruck auf die Beziehungen zwischen Märchen und Nibelungenlied hingewiesen zu haben, gebührt Friedrich Panzer, und seine Ergebnisse können sehr gut im Unterricht verwertet werden.[2]) Freilich mit der aus praktischen Gründen erfolgten, oben erwähnten Einschränkung, daß nur deutsche Märchenmotive in den Kreis der Betrachtung gezogen werden, so daß auch ein so anschauliches Motiv, wie es das indische Märchen vom bedingten Leben[3]) bietet, von der Behandlung ausgeschlossen bleiben muß. In Betracht kommen folgende Märchentypen:

Der starke Hans (K. H. M. Nr. 166), der Züge aus der Jugendgeschichte Siegfrieds bei dem Schmied bringt, wie sie in der zweiten Aventüre freilich nur angedeutet sind, im Hürnen Seyfried aber, auf den Panzer besonderen Wert legt, ausführlich behandelt werden.

Von einem, der auszog, das Fürchten zu lernen (K. H. M. 4) enthält ebenfalls ein Motiv, das sich in der Charakterisierung Siegfrieds findet.

Der treue Johannes (K. H. M. 6), Die weiße Schlange (K. H. M. 17) erzählen von Menschen, die die Sprache der Vögel verstehen; das zweite Märchen gibt ausdrücklich an, daß die Kenntnis der Tiersprache auf den Genuß von Schlangenfleisch zurückzuführen ist; so hat ja auch Siegfried, nachdem er vom Blut der Riesenschlange, des Drachen, genossen hat, die Sprache der Vögel verstanden.

Der Trommler (K. H. M. 193), die Kristallkugel (K. H. M. 197), Der Krautesel (K. H. M. 122), Der König vom goldenen Berg (K. H. M. 92). Allen diesen

---

1) Vgl. O. Koch, Die Nibelungensage in ihren verschiedenen Fassungen und Bearbeitungen als Lehrstoff des Deutschen, Z. f. d. U. 1917, Bd. 31, S. 81 ff., und R. Petsch, Noch einmal: Die Nibelungensage als Lehrstoff des Deutschen, a. a. O. S. 154 ff.

2) F. Panzer, Studien zur Germanischen Sagengeschichte. II. Siegfried. München 1912.

3) Ders., S. 254.

Märchen ist der gemeinsame Zug eigen, daß Riesen oder andere übermenschliche Wesen sich um ein kostbares Gut, ein Wunschhütchen, einen Wunschsattel, einen Wunschmantel streiten und daß der zufällig des Weges kommende Mensch, der den Streit schlichten soll, durch eine List sich selbst in den Besitz der zauberischen Gegenstände setzt. So erringt Siegfried den Nibelungenhort, als er ihn zwischen Schilbung und Nibelung teilen soll (3. Aventüre).

Die wahre Braut (K. H. M. 186), Das singende, springende Löweneckerchen (K. H. M. 285), Der Trommler (K. H. M. 193), Der König vom goldenen Berg (K. H. M. 92) zeigen das Motiv vom Vergessen der wahren Braut (worauf übrigens Panzer nicht hingewiesen hat). Dies erinnert an den Trunk des Vergessens, den Gudrun Siegfried reicht, so daß seine Vergangenheit und die Erinnerung an Brünhild in ihm ausgelöscht ist.

Der treue Johannes (K. H. M. 6), der Held des gleichnamigen Märchens, der als Brautwerber auszieht, alle Gefahren, die seinem Herrn durch die verhängnisvolle Vermählung drohen, auf sich nimmt und schließlich darin zugrunde geht, hat Ähnlichkeit mit Siegfried, der freilich aus ganz anderen Motiven den Tod für die Dienste erhält, die er Gunther bei der Werbung erwiesen hat.

Bei der Erweckung Brunhilds könnte rein assoziativ auch das Märchen von Dornröschen (K. H. M. 50) gebracht werden, wenn auch nach Panzer kein tatsächlicher Zusammenhang besteht.[1]) Doch ist dies wohl kaum nötig, da dieses Märchen schon allgemein bekannt ist. Das Erweckungsmotiv findet sich noch besser im Sneewittchen (K. H. M. 53) und im gelernten Jäger (K. H. M. 114).

Außer den Märchen können auch Sagen an die Besprechung des Nibelungenliedes angeknüpft werden, Sagen, die nicht unbedingt zum Nibelungenkreis gehören. Die Gestalt Dietrichs von Bern führt zu dem Sagenkreis der Amelungen, zum Hildebrandslied und zur Rabenschlacht. Ebenso die Erwähnung des von Wittich erschlagenen Nudung (Nr. 1699), des Sohnes von Rüdiger, dessen Schwert Hagen erhält. Die Sage von Walter und Hildegunde wird angeknüpft an Nr. 1797, wo die Hunnen sich der ehemaligen Heldentat Hagens und „des von Spanje" erinnern. Einen hübschen Ausblick gewährt die Episode des Markgrafen Eckewart (Golther, S. 111), der schlafend von den Burgunden auf Rüdigers Mark angetroffen wird und beschämt erwacht, da er doch zum Hüter bestellt war. Eckewart der Hüter — das erinnert an den getreuen Eckardt der Volkssage, von dem schon das Sprichwort des 16. Jahrhunderts sagte: „Du bist der trew Eckhart, du warnest yedermann" (Johann Agricola). Er hält Wache vor dem Berg von Frau Venus, er schützt die Kinder vor dem unholden Heere und er ist der Hüter der Harlunge, jener Neffen des Ermanarich, die der Rache des ungetreuen Sibich zum Opfer fallen. Über die Lokalisierung der Sage in Deutschland, die ja für die Volkskunde besonders interessant ist, handelt die Arbeit von Friedrich Panzer: Heldensage im Breisgau, Neujahrsblätter herausgegeben von der badischen historischen Kommission. Verschiedene Ortsbezeichnungen erinnern noch heute an diese Sage, so der Eckardtsberg in Breisach, bei Zittau, bei Brandenburg. Wie auch der Brunhildefelsen auf dem Feldberg im Taunus als das Lager der von Wodan in den Schlaf versenkten Walküre bezeichnet wird; der Lectulus Brunihildae ist schon 1043 bezeugt.[2])

1) Ders., S. 136ff. 2) Ders., S. 125.

Auch die niedere Mythologie, die heute ja im Volke noch viel lebendiger ist als die Heldensage, hat ihre Vertreter im Nibelungenlied.[1]) Alberich der Zwerg, der den Nibelungenhort hütet (Nr. 96, 493), führt zu den weiter verbreiteten Zwergensagen. Sie geben Anlaß, auf die Grimmschen Sagen (Nr. 30—45) einzugehen, die vom Leben und Treiben der Wichtel, von der Arbeit des stillen Volkes unter der Erde und bei den ihnen freundlichen Menschen berichten. Hierher gehören auch der Riese, der als Hüter vor Nibelungenland steht (Nr. 489, Grimms Sagen Nr. 16—19), und schließlich die Donaunixen (Nr. 1533ff.; Grimms Sagen Nr. 56—65), denen Hagen die Federkleider raubt, um sie zur Verkündigung des Geschicks der Burgunden im Hunnenland zu zwingen. Hier sei auf eine Stelle in Rudolf Hildebrands „Beiträgen zum deutschen Unterricht" hingewiesen, in der sich ein Irrtum findet. Es handelt sich um die Etymologie des Wortes „schwanen", das Hildebrand mit Schwan in Zusammenhang bringt und dazu auch Redensarten wie: „mir wachsen die Schwansfedern, ich kriegte Schwansfedern", in dem Sinn von: „ich ahne es" anführt. Über die Etymologie von schwanen ist viel gestritten worden, ohne daß das Wort bis jetzt erklärt sei, vgl. A. Lindquist in Paul und Braunes Beiträgen, Bd. 38, S. 329 und die Entgegnung Behaghels (a. a. O. Bd. 38, S. 500), sowie Lindquists Antwort darauf (a. a. O. Bd. 39, S. 398). Ob Lindquists Ableitung als Kollisionsform aus: es wânt mir richtig sei, mag dahingestellt bleiben; jedenfalls ist man jetzt sehr vorsichtig darin, das Wort von Schwan abzuleiten. Kluge sagt in der neuesten Auflage des Etymologischen Wörterbuchs (1915) S. 412: „Wenn der Vogel in heidnischer Auffassung als Weissager gegolten hätte." Aber selbst wenn das Wort „schwanen" heute noch immer nicht einwandfrei erklärt ist, so ist doch die Stelle aus dem Nibelungenlied, die Hildebrand heranzieht, falsch aufgefaßt. Es heißt da: sie wahrsagen, „nachdem sie die Kleider wieder haben, während sie vorher noch ohne 'ihr wunderliches Gewand' ihm Falsches verkündet hatten. Denn die Kraft der Wahrsagung haftet an dem sogenannten Schwanenhemd." Diese Auslegung stimmt nun aber mit der Überlieferung des Nibelungenlieds (1536ff.) nicht überein. Wohl hat die Meerfrau Hadeburc Hagen fälschlich verkündet, die Fahrt werde ein gutes Ende nehmen; nicht aber weil sie es nicht gewußt hätte, sondern „durch der waete liebe hât mîn muome dir gelogen" (Nr. 1541), wie die Meerfrau Sigelint sagt, die Hagen den wahren Ausgang des Zuges mitteilt. Vielleicht fürchtet Hadeburc, der Held werde, wenn er die schlechte Botschaft höre, voll Zornes die Kleider nicht zurückgeben, und ihre zuversichtlichen Worte entsprängen demnach diplomatischer Klugheit — jedenfalls ist die Gabe der Weissagung durchaus **nicht** an das Anlegen des Schwanenkleids gebunden, wie Hildebrand in seinen Ausführungen annimmt.

Ein die Zukunft kündender Schwan erscheint auch der Gudrun kurz vor ihrer Befreiung. Und der Raub des Federkleides verhilft Wieland dem Schmied zu der Heirat mit der Meerfrau, die dann später ihren Sohn Wittich vor dem Zorn des Berners rettet. Die Fee, die durch den Verlust ihres Zaubergewandes in die Gewalt eines Sterblichen kommt, findet sich auch in einem deutschen Märchen, das

1) G. **Siefert**, Zwerge und Riesen, Neue Jahrb. f. d. kl. Altert. Bd. 10, 1902, S. 362ff., 433ff., 473ff. Der Verfasser verlangt auch eine gründliche Kenntnis der Kinder- und Hausmärchen, deren erziehliche Bedeutung er betont und für die er eine Reihe bekannte Autoritäten als Zeugnis bringt.

in der Bearbeitung von Musäus unter dem Titel: „Der geraubte Schleier" am bekanntesten ist.

An Volksglauben und Volksbräuchen enthält das Nibelungenlied ja nicht viel. Wie Homer nicht dazu geeignet ist, den griechischen Glauben verständlich zu machen, da er nur die Anschauung einer bestimmten Schicht des ionischen Adels wiedergibt, nicht den allgemeinen Volksglauben[1]), ebenso ist das Nibelungenlied in der Gestalt, wie es in der mittelhochdeutschen Bearbeitung des 13. Jahrhunderts jetzt vorliegt, nicht mehr das alte Volksepos, sondern es ist im höfischen Sinne umgearbeitet. Und das sagt genug. Denn das meiste, was von echten volkstümlichen Zügen darin vorhanden war, ist dem höfischen Bearbeiter zum Opfer gefallen. Ritterspiele, Kirchgang und Hoffestlichkeiten nehmen die Stelle ein, die ursprünglich heidnische Gewohnheiten und alte Bräuche und Sitten inne hatten. Der christliche Bearbeiter hat möglichst alle heidnischen Motive entfernt; um so wichtiger ist es für uns, wenn er selbst dann in einen Aberglauben verfällt, der noch heute im Volke geläufig ist: den Glauben an die Vorahnung, die durch Träume zu den Menschen spricht, und an die unbedingte Sicherheit der Erfüllung alles dessen, was die Traumphantasie dem Menschen vorgaukelt. Der Traum Kriemhildens (1. Aventüre) von dem Falken, den zwei Adler zerrissen, den Ute auf einen edlen Recken, der Kriemhilde teuer ist und erschlagen wird, deutet, könnte ja auch in einem modernen Werk, das frei von jedem abergläubischen Motiv ist, rein aus künstlerischen Gründen stehen. Ein Symbol, ein Gleichnis für die Wahrheit, die das Nibelungenlied predigt, daß Liebe zuletzt mit Leid lohnt. Dagegen sind die anderen in dem Werk vorkommenden Träume nur aus dem Volksaberglauben zu deuten. Kriemhild hat in der Nacht vor Siegfrieds Tod geträumt, daß zwei wilde Schweine ihren Liebsten jagten und daß die Heide von Blut rot war (Nr. 921); ferner daß zwei Berge über ihm zusammenstürzten und ihn begruben (Nr. 924). Psychologisch sind diese Träume leicht erklärbar aus der Angst, die sie hegt um das Leben Siegfrieds, seitdem sie das Geheimnis der verwundbaren Stelle an Hagen verraten hat. Das gleiche gilt von dem Traum Utes vor der Ausfahrt der Burgunden nach Hunnenland (Nr. 1509), daß alle Vögel in Burgundenland tot seien. Die Angst, daß ihre Söhne in der Fremde umkämen, ist hier die Mutter des Gedankens. Doch diese Auslegung war bei dem mittelalterlichen Dichter nicht vorhanden, sondern er bringt eine allgemeine und weit verbreitete Anschauung, daß Träume auf die Zukunft deuten; freilich nicht in der unsinnigen Form wie sie noch jetzt im Volke verbreitet ist, die mit Hilfe der Traumbücher Dinge, die weit entfernt voneinander liegen, in einen ursächlichen Zusammenhang bringen will: Träume vom Ausfallen der Zähne bedeuten Unglück, von Feuer ohne Rauch Glück, von Überschwemmung Krankheit und Todesfälle und ähnliches.[2]) (Es wäre hier natürlich der Platz, aufklärend über den Unfug der Traumdeutung, der sogar in den gebildeten Kreisen noch gang und gäbe ist, vor den Schülern zu reden.)

Verbreitet im Volke ist auch der Zahlenaberglauben, nämlich die Vorstellung, daß bestimmte Zahlen Glück oder Unglück bringen. (Zu dreizehnt darf man nicht

---

1) Samter a. a. O. S. 509.

2) Derartige Angaben findet man verstreut in fast allen Arbeiten über Volksbrauch und Volkssitte. Verbreitung der Traumbücher s. E. H. Meyer, Volkskunde S. 204; Badische Volkskunde S. 354. Kondziella, S. 186 ff.

an einem Tisch sitzen, sonst geschieht ein Unglück; „es muß sich dreien", sagt man im Volk, wenn jemand hintereinander zwei gute oder zwei schlimme Dinge begegnet sind.) Spuren davon finden sich auch im Nibelungenlied; wenn Siegfried mit zwölf Recken nach Burgundenland auszieht (Golther S. 34). Die indogermanische (oder babylonische?) Zwölfzahl (vgl. Schock, zwölf Monate des Jahres, zwölf Stunden des Tages, zwölf Bilder des Tierkreises), wie sie auch im Neuen Testament bei den Jüngern Christi vorkommt, findet sich auch in der Sage bei den Paladinen Karls des Großen, bei den Helden der Tafelrunde. Die drei burgundischen Königsbrüder erinnern an einen bekannten Märchentypus, wo drei Brüder ausziehen, das Glück zu suchen (Tischlein deck' dich, K. H. M. Nr. 36), wo drei Königstöchter das Reich erben sollen (Gänsehirtin am Brunnen, K. H. M. 179), wo aus den drei Prinzessinnen die rechte herauszufinden ist (Die Bienenkönigin, K. H. M. 62; ferner die drei Männlein im Walde, K. H. M. 13, Die drei Spinnerinnen, K. H. M. 14 u. a. m.). Ja, Gieselher, der Jüngste, der Liebling Kriemhildens (Nr. 1737), der als Einziger die Mordtat widerraten hat (Nr. 868), hat etwas von der köstlichen Einfalt des dritten Bruders des Märchens, der instinktmäßig immer das Rechte tut und daher trotz der Listen und Ränke der älteren Brüder die schöne Königstochter als Braut heimführt (Der arme Müllerbursch und das Kätzchen, K. H. M. 106).

Als letztes für die volkskundliche Erläuterung kämen noch die eigentlichen Volksbräuche in Betracht. Volkstümliche Feste werden im Nibelungenlied zwar keine erwähnt, dagegen heißt es von mehreren Hoffestlichkeiten, sowohl vom Ritterschlag Siegfrieds (Nr. 31) wie von der Einladung der Nibelungen zum Hoffest nach Worms (Golther, S. 73) und dem Fest am Hof Kriemhilds in Hunnenland (Nr. 1816), daß sie zur Sonnenwende stattgefunden haben. Dies knüpft ja an einen alten heidnischen Brauch an, daß die Sonnwendtage durch große Feste bei den Germanen gefeiert wurden. Und die christliche Kirche hat in ihrem Kalender auch den alten Bräuchen Rechnung getragen, wenn sie auf die Sommersonnenwende das Fest Johannes des Täufers, auf die Wintersonnenwende das Fest der Geburt des Herrn verlegt hat. Der Johannistag wird noch heute hauptsächlich in Süddeutschland festlich begangen durch die Feuer, über die die Paare springen, durch das Scheibenschlagen in Bayern. Auch eine Fülle von Aberglauben knüpft sich daran: die Träume der Johannisnacht gehen in Erfüllung, dort gepflückte Kräuter schützen gegen Krankheiten, man kann die Wunderblume finden und Schätze heben, das Vieh kann man vor Seuchen bewahren, wenn man es durch das Johannisfeuer treibt.[1]) Ebenso wäre von dem Aberglauben der Zwölfnächte oder Rauchnächte zu reden, die sich von Weihnachten bis Dreikönige erstrecken; auch dort sollen alle möglichen Geister ihr Wesen treiben, vor allem läßt sich erkennen, wie das kommende Jahr ausfällt, wenn verschiedene Orakel in Erfüllung gehen. Man kann den künftigen Bräutigam schauen, erfahren, welche Monate regenreich werden, und das Vieh, das in diesen Nächten die Gabe der Rede besitzt, belauschen.

Wenn sich keine Volksfeste im Nibelungenlied finden, so doch Familienfeste,

1) Steglich, Grundsätzliches zum deutschen Unterricht. Die Verwertung der Volkskunde im Sprachunterricht. Zeitschr. f. d. d. U. Bd. 30, 1916, S. 258. Dort wird sehr hübsch gezeigt, wie sich aus dem Volksleben Aufsatzthemen geben lassen, z. B.: Welche Bedeutung hat der Johannistag im Volksleben?

nämlich Verlobung und Hochzeit. Auch hier ist unmittelbar wenig für die Volkskunde zu holen, denn die höfische Bearbeitung legt sich als dichte Schicht über die ursprünglichen Verhältnisse. Dennoch kann man auch hier auf manchen bestehenden Brauch eingehen. Siegfried ist ursprünglich wohl als Freiwerber für Gunther zu betrachten (vgl. Der treue Johannes), ebenso wie Rüdiger für Etzel, und damit berührt sich noch die heutige Sitte, daß der Werber erst einen Vertrauensmann oder Freund schickt, der die Stimmung für ihn erkundet und ihm dadurch entweder das Schimpfliche einer Absage erspart oder wohlwollend seine Sache führt.[1]) Zwei Verlobungen werden im Nibelungenlied begangen, die von Siegfried und Kriemhilde (Nr. 611 ff.) und die von Gieselher und Dietlinde (Nr. 1687 ff.). Beidemal gibt der Vormund die Braut aus, bei Kriemhilde, da der Vater tot ist, Gunther, der älteste Bruder, bei Dietlinde Rüdiger. Die Verlobung geschieht öffentlich vor Zeugen und wird vor ihnen durch eine Umarmung bekräftigt (Nr. 616). So sind auch heute noch bei jeder öffentlichen Verlobung Zeugen im Volk anwesend. Früher galt die Wendung: „Du bist mein, und ich bin dein" als Verlobungsformel, und sie findet sich noch heute im Volkslied:

Wenn dich die Leute fragen,	Schatz, du bist mein,
So sollst du sagen:	Und ich bin dein.[2])

Als Gunther Kriemhilde fragt, ob sie Siegfried zum Manne haben wollte, „in magtlîchen zühten, si schamte sich ein teil" (Nr. 615). Auch von Dietlinde heißt es bei der Verlobung: „ein teil was ez ir leit" (Nr. 1685). Ernsthaft sträuben sie sich aber nicht, von Kriemhilde wird ausdrücklich gesagt, sie wolle „in niht versprechen" (Nr. 618). Dieses Sichzieren[3]) der Braut gehört heute vielfach auf dem Lande noch zum Brauch, genau so wie das Weinen und Wehklagen des Mädchens beim Verlassen des Elternhauses.[4]) Ein Ringwechsel kommt bei der Verlobung des Nibelungenliedes nicht vor, während er heute in den meisten Gegenden Brauch ist; gerade an die Ringe knüpfen sich ja mannigfache Aberglauben: er darf beim Wechseln während der Trauung nicht auf den Boden fallen, sonst stirbt eines der Brautleute; man darf den Ring nicht verleihen oder ablegen, sonst gibt es Streit im Haus; ein anderer darf einem den Ring nicht abziehen, sonst streift er das Glück ab.[5])

Man erfährt auch, daß Dietlinde „bürge unde land" als Brautgabe ihres Verlobten erhält, sowie Siegfried Kriemhild den Nibelungenhort schenkte. Und Rüdiger will da nicht zurückstehen, und er stattet seine Tochter aus mit „silber unde golt swaz hundert soumaere meiste mügen getragen" (Nr. 1682) — das entspricht unserer heutigen Mitgift. Diese Art der Verlobung ist gegenüberzustellen den alten Sitten, wie sie in den Schlagworten Brautraub und Brautkauf zusammengefaßt sind, wenn man sich auch hüten muß zu verallgemeinern. Neuere Forschung hat nachgewiesen, daß von einer Sitte des Brautkaufes bei den Indogermanen nicht die Rede sein kann, auch nicht des Brautraubs, wenn auch zugestanden wird, daß dieser gelegentlich vorkam.[6])

Ein Brauch, dessen historische Geltung schon ganz genau untersucht worden

1) H. Bächtold, Verlobung und Hochzeit. Schriften der Schweizer Gesellschaft f. Volkskunde Bd. 6, S. 18ff.
2) Bächtold a. a. O. S. 87. 3) Sartori I, S. 53. 4) Sartori I, S. 77.
5) Bächtold a. a. O. S. 169ff. 6) Bächtold a. a. O. S. 189ff.

ist[1]), für den es aber an einer Zusammenfassung, wie weit er noch heute im Volke geübt wird, vollkommen fehlt, steht an einer der eindrucksvollsten Stellen des Nibelungenliedes: das Bahrgericht. Kriemhild will erfahren, wer der Mörder ihres Gatten ist, und deshalb läßt sie alle im Münster an die Bahre des Verstorbenen treten; als Hagen dies tut, beginnen die Wunden wieder zu bluten, und dadurch ist der Beweis erbracht, daß er die furchtbare Tat begangen hat. Der Dichter des Nibelungenliedes sagt selbst:

Daz ist ein michel wunder: vil dicke ez noch geschiht,
Swâ man den mortmeilen bî dem tôten siht,
Sô bluotent im die wunden, (Nr. 1044.)

und er beweist damit, daß er genau so streng an dieses Gottesurteil glaubt, wie seine Zeitgenossen. Auch im heutigen Volksglauben finden sich davon noch Spuren, es ist belegt aus dem Taubertal[2]) und aus Ostpreußen.[3]) Vor allem lebt der Gedanke fort an die Kraft des Ermordeten, nach seinem Tod den Mörder anzuklagen und der weltlichen Gerechtigkeit auszuliefern, wenn auch nicht von den Überlebenden zum feierlichen Gottesgericht geschritten wird. Dieses Motiv findet sich in einer ganzen Anzahl Sagen und Märchen: Der singende Knochen (K. H. M. 28) und Der blutende Knochen (hauptsächlich in der Schweiz und Tirol).[4]) Von einem Vorübergehenden wird der Knochen des ermordeten Mannes gefunden, der dann, als der Mörder zufällig herantritt, zu bluten beginnt; oder der Hirte verarbeitet das gefundene Knöchlein zu einer Flöte oder einer Harfe, die plötzlich das furchtbare Ereignis berichtet.

Der Gesang, in dem das Bahrgericht geschildert wird, trägt die Überschrift: Wie Kriemhilt ir man klagte. Auch hier findet sich manches Volkskundliche (vgl. Sartori 1, 31ff., S. 138). Siegfried wird in kostbare Seidenstoffe gehüllt (Nr. 929) und in der Kirche aufgebahrt, und dann erhebt sich die Klage: da sach man weinen unde klagen. Vîl lûte schriende da liut gie mit im dan (Nr. 1064 bis 1065). Wenn auch die zeremonielle Klage, wie sie im Altertum geübt wurde (Nänie), und wie sie noch heute bei den Völkern des Orients allgemeine Sitte ist, nicht mehr in Deutschland allgemein üblich ist, so kommt sie doch noch in manchen Gegenden vor; so dringen in Baden noch heute alte Weiber ins Haus, um den Toten zu beklagen; je nach dem Vermögen gehen vier bis acht „Leidleute“ mit zum Begräbnis, „die Heuler“.[5]) Bei der Versenkung der Leiche in die Erde klagen die Angehörigen laut fast die ganze Lebensgeschichte des Toten der Trauerversammlung vor. „Wo krieg' ich nun zwei Leidfräulein her, die mein Feinsliebchen zu Grabe weinen“, heißt es im Volkslied: Es wollt' ein Mädchen früh aufsteh'n (Erk-Böhme I, S. 344). Die übermäßige Trauer verdammt das Mär-

1) K. Lehmann, Festschrift für K. Maurer S. 21ff. K. Lehmann, Kritische Vierteljahrsschrift für Gesetzgebung und Rechtswissenschaft Bd. 43, 1902. J. Bächtold, Die Anwendung der Bahrprobe in der Schweiz. Romanische Forschungen Bd. 5, S. 121ff. Kondziella, S. 145ff.

2) E. H. Meyer, Badische Volkskunde S. 544.

3) Wuttke, Deutscher Volksaberglaube der Gegenwart S. 209

4) Singer, Schweizermärchen Bd. 2, S. 146. Jegerlehnen, Bd. 2, Sagen aus dem Oberwallis S. 164. Rochholz, Sagen aus dem Aargau 2, Nr. 349—351. R. Köhler, Aufsätze über Märchen und Volkslieder 1884, S. 79ff., Die Ballade von der sprechenden Harfe.

5) E. H. Meyer, Badische Volkskunde S. 585—594. Kondziella, S. 134f.

chen, weil sonst der Verstorbene keine Ruhe im Grabe hat: Das Totenhemdchen (K. H. M. 110), Das Tränenkrüglein (Bechstein, Leipzig 1871, S. 190ff). Auch das Volkslied kennt diesen schönen poetischen Zug (Erk-Böhme I, Nr. 200: „Es kam von einer Neustadt her eine Wittfrau sehr betrübet . . ."). Als Siegfried begraben werden soll, bittet Kriemhild so lange, daß man den Sarg noch einmal aufbrechen muß, damit sie von dem Toten den allerletzten Abschied nehmen kann. „So wurde auch früher auf den Kirchhöfen der Sarg noch einmal geöffnet, und in abgelegenen Gegenden kommt es vielleicht noch heute vor. Man nimmt den allerletzten Abschied und legt den Toten zurecht."[1]) Auch andere Totenbräuche sind hier zu erwähnen: man löst einen Ziegel vom Dach, damit die Seele heraus kann; man erhebt Lärm, damit die Seele, die dem Haus schaden kann, verjagt wird; man verhängt die Spiegel, stellt die Uhren ab und teilt den Haustieren den Tod eines Familienmitgliedes mit.

Auch der Grundgedanke des Nibelungenliedes führt zu Wendungen, die noch heute im Sprichwort und im Volkslied fortleben: „Auf Liebe folgt Leid", „Der Lieb' End' ist Leid"[2]):

Wer lieben will, muß leiden,
Ohne Leiden liebt man nicht.[3])
Wer lieben will, muß leiden
Und sein Vergnügen meiden . . .[3])

Durch diese Hinweise sollte vor allem die Methode gekennzeichnet werden, nach der zu verfahren ist, und die einzelnen Anknüpfungspunkte gegeben werden, weniger eine ausführliche Erörterung aller Beispiele und Abschweifungen. Manche volkskundlichen Erörterungen (wie z. B. die Rolle des Gürtels im Märchen, Siegfrieds Verhalten gegenüber Brunhilde in der Hochzeitsnacht) verbieten sich ja leider nach der Lage der Dinge in der Schule. Die angegebene Literatur, die mit Absicht so gewählt ist, daß sie in jeder mittleren Bibliothek zu finden ist, ja, daß der Lehrer sich die wichtigsten Dinge selbst anschaffen kann (Sartori, Grimm, Holz), führt dann die Einzelheiten an. Je nach Temperament und Geschmack wird der eine lieber bei dieser Erörterung verweilen, der andere jene bevorzugen. Vielleicht wird auch mancher den Kopf schütteln und behaupten, diese Abschweifungen nähmen zu viel Raum ein und lenkten das Interesse vom eigentlichen Stoffe ab. Dem ist aber keineswegs so. Manche Erläuterungen lassen sich in zwei Minuten geben und dienen zu einer Belebung des Unterrichts, die nicht zu unterschätzen ist. Wer selbst einmal die Freude erlebt hat, die volkskundliche Dinge bei den Schülern erregen, wird gern immer wieder darauf zurückkommen und dieses erfrischende Element seinen Stunden zu erhalten suchen.

---

1) Sartori I, S. 149.
2) K. F. Wander, Deutsches Sprichwörterlexikon 1873, Bd. III, S. 129—131.
3) Erk-Böhme 2, S. 432, 434.

Die dramatische Algebra in Lessings „Emilia Galotti".

Von **Eduard Castle** in Wien.

„Es ist alles nur gedacht," urteilte bekanntlich Herder über den ersten „Götz". „Das ärgert mich genug," antwortet ihm Goethe am 10. Juli 1772 (Der junge Goethe 2, 295). „Emilia Galotti ist auch nur gedacht, und nicht einmal Zufall oder Kaprice spinnen irgend drein. Mit halbweg Menschenverstand kann man das Warum von jeder Szene, von jedem Wort, mögt ich sagen, auffinden. Drum bin ich dem Stück nicht gut, so ein Meisterstück es sonst ist, und meinem ebensowenig."

Mit der ihm eigenen Überspitzung nennt 25 Jahre später Friedrich Schlegel in seinem Lyzeumsaufsatz „Über Lessing" Emilia Galotti „unstreitig ein großes Exempel der dramatischen Algebra. Man muß es bewundern, dieses in Schweiß und Pein produzierte Meisterstück des reinen Verstandes; man muß es frierend bewundern, und bewundernd frieren; denn ins Gemüt dringt's nicht und kann's nicht dringen, weil es nicht aus dem Gemüt gekommen ist. Es ist in der Tat unendlich viel Verstand darin, nämlich prosaischer. Es fehlt doch an jenem poetischen Verstande, der sich in einem Guarini, Gozzi, Shakespeare so groß zeigt."

Goethe wiederholt am 4. März 1812 gegen Riemer: „Übrigens steckt das Stück voller Verstand, voller Weisheit, voller Blicke in die Welt und spricht überhaupt eine ungeheure Kultur aus, gegen die wir jetzt schon wieder Barbaren sind. Zu jeder Zeit müsse das Stück als neu erscheinen. Gemacht ist es vortrefflich."

Seltsamerweise hat man, soweit es mir bekannt ist, trotz allen nachbohrenden Kritiken und eindringlichen Analysen, verschmäht, diesen „prosaischen Verstand", diesen simpeln „Menschenverstand" aufzuwenden, um im Sinne Goethes das Warum von jeder Szene aufzufinden. Es sei daher gestattet, das Stück einmal von dieser Seite zu betrachten und wenigstens das Warum der einzelnen Charaktere aufzudecken.

Guhrauer (Lessings Leben und Werke II, 42 f.) hat mit Recht darauf verwiesen — und es scheint mir für die Betrachtung des Dramas der beste Ausgangspunkt —, daß Lessing sein Verfahren im 32. Stück der „Hamburgischen Dramaturgie" theoretisch begründet hat. „Der Poet", sagt er dort, „findet in der Geschichte (des Demetrius Nikanor) eine Frau, die Mann und Söhne mordet (wir können dafür auch einen anderen Stoff einsetzen: eine Tochter, die von ihrem Vater umgebracht wird); eine solche Tat kann Schrecken und Mitleid erwecken, und er nimmt sich vor, sie in einer Tragödie zu behandeln. Aber die Geschichte sagt ihm weiter nichts als das bloße Faktum, und dieses ist ebenso gräßlich als außerordentlich. Es gibt höchstens drei Szenen, und da es von allen näheren Umständen entblößt ist, drei unwahrscheinliche Szenen. — Was tut also der Poet?

So wie er diesen Namen mehr oder weniger verdient, wird ihm entweder die Unwahrscheinlichkeit oder die magere Kürze der größere Mangel seines Stückes scheinen.

Ist er in dem erstern Falle, so wird er vor allen Dingen bedacht sein, eine Reihe von Ursachen und Wirkungen zu erfinden, nach welcher jene unwahrscheinliche Verbrechen nicht wohl anders als geschehen müssen. Unzufrieden, ihre Möglichkeit bloß auf die historische Glaubwürdigkeit zu gründen, wird er suchen, die Charaktere seiner

Personen so anzulegen; wird er suchen, die Vorfälle, welche diese Charaktere in Handlung setzen, so notwendig einen aus dem andern entspringen zu lassen; wird er suchen, die Leidenschaften nach eines jeden Charakter so genau abzumessen; wird er suchen, diese Leidenschaften durch so allmähliche Stufen durchzuführen: daß wir überall nichts als den natürlichsten, ordentlichsten Verlauf wahrnehmen; daß wir bei jedem Schritte, den er seine Personen tun läßt, bekennen müssen, wir würden ihn, in dem nämlichen Grade der Leidenschaft bei der nämlichen Lage der Sachen, selbst getan haben; daß uns nichts dabei befremdet, als die unmerkliche Annäherung eines Zieles, von dem unsere Vorstellungen zurückbeben, und an dem wir uns endlich, voll des innigsten Mitleids gegen die, welche ein so fataler Strom dahin reißt, und voll Schrecken über das Bewußtsein befinden, auch uns könne ein ähnlicher Strom dahin reißen, Dinge zu begehen, die wir bei kaltem Geblüte noch so weit von uns entfernt zu sein glauben. — Und schlägt der Dichter diesen Weg ein, sagt ihm sein Genie, daß er darauf nicht schimpflich ermatten werde: so ist mit eins auch jene magere Kürze seiner Fabel verschwunden; es bekümmert ihn nun nicht mehr, wie er mit so wenigen Vorfällen fünf Akte füllen wolle; ihm ist nur bange, daß fünf Akte alle den Stoff nicht fassen werden, der sich unter seiner Bearbeitung aus sich selbst immer mehr und mehr vergrößert, wenn er einmal der verborgnen Organisation desselben auf die Spur gekommen und sie zu entwickeln verstehet.“

Nicht auf „das bloße Erdichten“, sondern auf „das zweckmäßige Erdichten, das einen schöpferischen Geist beweist,“ kam es also Lessing von vornherein an. „Sein Sujet war“, wie ee am 21. Januar 1758 Nicolai schrieb, „eine bürgerliche Virginia, der er den Titel Emilia Galotti gegeben. Er hat nämlich die Geschichte der römischen Virginia (Livius III, 44—48) von allem dem abgesondert, was sie für den ganzen Staat interessant machte; er hat geglaubt, daß das Schicksal einer Tochter, die von ihrem Vater umgebracht wird, dem ihre Tugend werter ist als ihr Leben, für sich schon tragisch genug und fähig genug sei, die ganze Seele zu erschüttern, wenn auch gleich kein Umsturz der ganzen Staatsverfassung darauf folgte.“

Unabänderlich gegeben war demnach für Lessing die Katastrophe: ein Vater tötet seine Tochter. Dies kann geschehen aus Haß oder aus Liebe: für die Virginiageschichte kommt nur das zweite Motiv in Betracht. Aus Liebe wird ein Vater seine Tochter nur dann töten, wenn der Tod für sie besser ist als das Leben, wenn nur die Wahl besteht zwischen einem Tod in Ehren und einem Leben in Schande. Eine weitere Frage ist es, ob der Vater die Tochter ohne ihren Willen, gegen ihren Willen oder mit ihrem Willen zu töten habe. Der römische Virginius macht von seinem Recht als pater familias Gebrauch und tötet seine Tochter, ohne sie erst lang um ihre Einwilligung zu befragen: im modernen Drama würde eine solche Handlungsweise Schrecken erregen, nicht Mitleid; die Tötung der Tochter gegen ihren Willen bedeutete, daß sie ein Leben in Schande einem Tode in Ehren vorzöge: ein solcher Charakter riefe sittliche Empörung gegen sich, Mitleid mit dem Vater hervor; der Dichter will aber auch Emilia mitleidwürdig gestalten: der Vater muß daher die Tochter mit ihrem Willen töten; er begeht also strafrechtlich einen Mord. Für das Strafgesetz ist es unentscheidend, ob die vorsätzliche Tötung überlegt oder unüberlegt (im Affekt) erfolgt; nicht so für das Theaterpublikum, das, wie die Richter aus dem Volk, immer geneigt ist, eine Affekthandlung milder zu beurteilen, den Täter allenfalls sogar freizusprechen. Der

Dramatiker wird daher mit Vorteil voraussetzen, daß sich Tochter und Vater im Affekt befinden, die Tochter im Affekt fühlt, der Vater im Affekt handelt.

Dadurch ist nun schon die Anlage der Charaktere von Vater und Tochter notwendig bedingt.

Dem Vater ist die Tugend der Tochter werter als ihr Leben: denn er selbst ist „das Muster aller männlichen Tugend" (II, 7); er bringt die Tochter um: denn Winkelzüge sind ihm, dem „Rechtschaffenen" (V, 5), dem „Biederen und Guten" (I, 4), dem „Stolzen und Rauhen" (I,4; II,5), fremd; er trifft sie mit sicherer Hand: denn er ist gewohnt, mit Waffen umzugehn, ein Offizier, „ein alter Degen" (I,4); aber er läßt sich vom Affekt hinreißen: ihm fehlt die Besonnenheit, „ein brausender Jünglingskopf mit grauen Haaren" (V, 2). Es ist eine Väterrolle, einschlagend in das überkommene Fach des alten Polterers, aber tragisch gehoben, menschlich unendlich vertieft. Der Major von Berg in Lenz' „Hofmeister" wie Kaufmann Wesener in den „Soldaten", Kutscher Walz in Wagners „Reue nach der Tat", Musikus Miller in Schillers „Kabale und Liebe" bezeugen den ungeheuren Eindruck, den die Figur auf die jungen Stürmer und Dränger machte.

Daß die Tochter jung und schön sei, ist selbstverständlich, sonst würde sie nicht von einem Wollüstling bewundert, begehrt werden (II, 4); sie muß aber auch tugendhaft sein, sonst würde sie nicht einwilligen, daß „der Vater, seine Tochter von der Schande zu retten, ihr den ersten, den besten Stahl in das Herz senkte" (V, 7). „Ich kenne", schreibt Lessing, „an einem unverheirateten Mädchen keine höheren Tugenden als Frömmigkeit und Gehorsam"; daher begreiflich, daß Emilia mit diesen Eigenschaften ausgestattet ist.

Aus ihrem Gehorsam ergibt sich ihre Schuld. „Das gänzlich unverschuldete Unglück eines rechtschaffenen Mannes, sagt Aristoteles, ist kein Stoff für das Trauerspiel; denn es ist gräßlich" (Hamburgische Dramaturgie, 82. Stück); Lessing als überzeugter Leibnizianer verlangt (wie Hebbel), das Ganze des sterblichen Schöpfers sollte ein Schattenriß von dem Ganzen des ewigen Schöpfers sein; an die verwirrenden Beispiele unverdienter schrecklicher Verhängnisse sollten wir so wenig als möglich erinnert werden: weg mit ihnen von der Bühne! Weg, wenn es sein könnte, aus allen Büchern mit ihnen! (Hamburgische Dramaturgie, 79. Stück.) Zufall oder Kaprize, wie der junge Goethe es haben möchte, können in ein Lessingsches Drama gar nicht hineinspinnen. „Das Wort Zufall ist Gotteslästerung. Nichts unter der Sonne ist Zufall" (IV, 3). Emiliens „Schicksal ist schrecklich" (IV, 5), nicht gräßlich, denn sie ist schuldig, fühlt sich schuldig. „Laß doch hören," fragt sie der Vater (V, 7), „was nennst du, alles verloren? — daß der Graf tot ist?" „Und warum er tot ist! Warum!" antwortet Emilia. Zuschauer und Leser eilen über diese Ausrufe der angstgefolterten, schuldbewußten Emilia zumeist ohne weiteres Nachdenken hinweg; halten wir aber einen Augenblick inne: in Wirklichkeit, warum ist der Graf tot? Welches ist denn „die ganze schreckliche Geschichte, die Emilia in dem nassen und wilden Auge ihrer Mutter las?" Warum ist es das erste Wort der Mutter gegenüber dem Gatten: „Wir sind unschuldig. Ich bin unschuldig. Deine Tochter ist unschuldig. Unschuldig, in allem unschuldig!" (IV, 8.) Als Emilia in ängstlicher Verwirrung über die Kühnheit des Verführers die Schilderung von dem Zusammentreffen in der Kirche endet, da sagt sie — und es ist die Stimme ihres reinen unbefleckten Inneren, die aus ihr spricht

(II, 6): „Aber, nicht, meine Mutter? Der Graf muß das wissen. Ihm muß ich es sagen. „Um alle Welt nicht! — Wozu? Warum? Willst du für nichts und wieder für nichts ihn unruhig machen?" ruft ihr die Mutter entgegen, die wohlfeilen Scheingründe der Weltklugheit ins Treffen führend, und Emilia antwortet als gute Tochter: „Sie wissen, meine Mutter, wie gern ich Ihren bessern Einsichten mich in allem unterwerfe." Aber noch einmal steigt ihr ein Bedenken auf: „Wenn er es von einem andern erführe, daß der Prinz mich heute gesprochen? Würde mein Verschweigen nicht, früh oder spät, seine Unruhe vermehren? — Ich dächte doch, ich behielte lieber vor ihm nichts auf dem Herzen." Wieder beschwichtigt die Mutter: „Schwachheit! Verliebte Schwachheit! — Nein, durchaus nicht, meine Tochter! Sag' ihm nichts! Laß ihn nichts merken!" Und in anerzogenem, frühgeübtem Gehorsam ordnet sich Emilia unter: „Nun ja, meine Mutter! Ich habe keinen Willen gegen den Ihrigen." Gegen bessere Einsicht unterdrückt sie die Stimme ihres sittlichen Empfindens zugunsten einer vermeintlichen Weltklugheit, sie verleugnet ihre sittliche Persönlichkeit und merkt zu spät, daß sie damit auch ihre physische Persönlichkeit weggeworfen hat. Ist ihr Fall nicht ein ausgezeichnetes warnendes Beispiel für die verheerenden Folgen, die sich einstellen, wenn der Mensch das allgemeine, den Willen verbindende Gesetz außer acht läßt: Bestimme dich aus dir selbst!

Allzu großer Gehorsam hat Emilia der Sophistik der Weltklugheit zugänglich gemacht, allzu große Frömmigkeit läßt sie der Sophistik der Weltflucht erliegen. „Sie hat Blut, so jugendliches, so warmes Blut als eine. Auch ihre Sinne sind Sinne" (V, 7), wie oft mag sie das in jungfräulicher Keuschheit gebeichtet haben? Dann kam sie in das Haus der Grimaldi. „Es ist das Haus der Freude. Eine Stunde da, unter den Augen meiner Mutter; — und es erhob sich so mancher Tumult in meiner Seele, den die strengsten Übungen der Religion kaum in Wochen besänftigen konnten!" Auch in diesem Zug offenbart sich ihre Art: „Sie ist die Furchtsamste und Entschlossenste ihres Geschlechts" (IV, 8) — die Furchtsamste, fremder Sünde erliegen zu können, die Entschlossenste, die strengsten Übungen der Religion auf sich zu nehmen. „Der Religion! Und welcher Religion? — Nichts Schlimmers zu vermeiden, sprangen Tausende in die Fluten, und sind Heilige!" (V, 7.) Dieser Gedanke an die Märtyrer der Kirche, die der Befleckung den Tod vorzogen, gibt ihr den letzten Schwung, versetzt sie in eine augenblickliche religiöse Exaltation, so daß sie eine Tat für heilig hält und will, die sie eigentlich als Sünde verabscheuen müßte und nie begehen dürfte: sie hat moralisch den Selbstmord schon vollzogen, da der Vater physisch an ihr den Mord verübt und so die kleinere Sünde auf sich nimmt, um sein geliebtes Kind vor der größeren zu bewahren.

Goethe hat als das πρῶτον ψεῦδος in diesem Stück bezeichnet, daß es nirgends ausgesprochen ist, daß das Mädchen den Prinzen liebe, sondern (dies) nur subintelligiert wird. Wenn jenes wäre, so wüßte man, warum der Vater das Mädchen umbringt. Die Liebe ist zwar angedeutet, erstlich in der Art, wie sie den Prinzen anhört, wie sie nachher ins Zimmer stürzt: denn wenn sie ihn nicht liebte, so hätte sie ihn ablaufen lassen; zuletzt sogar ausgesprochen, aber ungeschickt, in ihrer Furcht vor des Kanzlers Hause: denn entweder sei sie eine Gans, sich davor zu fürchten, oder ein Luderchen. So aber, wenn sie ihn liebe, müsse sie sogar zuletzt lieber fordern zu sterben, um jenes Haus zu vermeiden." Ich glaube nicht, daß Goethe damit ganz die Meinung Lessings getroffen hat, wenn wir uns an dessen Urteil über Werthers Selbstmord er-

innern (an Eschenburg, 26. Oktober 1774): „Glauben Sie wohl, daß je ein römischer oder griechischer Jüngling sich so und darum das Leben genommen? Gewiß nicht. Die wußten sich vor der Schwärmerei der Liebe ganz anders zu schützen; und zu Sokrates' Zeiten würde man eine solche ἐξ ἔρωτος κατοχή, welche τι τολμᾶν παρὰ φύσιν antreibt, nur kaum einem Mädelchen verziehen haben. Solche kleingroße, verächtlich schätzbare Originale hervorzubringen, war nur der christlichen Erziehung vorbehalten, die ein körperliches Bedürfnis so schön in eine geistige Vollkommenheit zu verwandeln weiß." Lessing, strenger als die Zeitgenossen Sokrates', verzeiht es selbst einem Mädelchen nicht, im Liebeswahnsinn den Tod zu suchen, wenn er auch die christliche Erziehung zu Hilfe nimmt, um ihren Todesentschluß zu begründen. Nicht unglückliche Liebe treibt sie in den Tod, sondern Tugendstolz bei dem Bewußtsein innerer Schwäche.

Allerdings darf doch wohl auch die Frage aufgeworfen werden, was für Emilia übrigbliebe, wenn sie nicht stürbe? Die Lebenserfahrungen, die sie gemacht hat, an Zahl gering, sind der Art nach die schrecklichsten; über den Tod des Grafen, als dessen schuldig-unschuldige Ursache sie sich betrachten muß, wird sie nie mehr hinwegkommen; ihr Lebensglück ist ein- für allemal zerbrochen. Sie hat nur die Wahl zwischen einem Leben im Kloster oder dem Tod: Calderon hätte vielleicht Emilia Frieden im Kloster suchen lassen, Lessing als Protestant und Aufklärer konnte einen solchen Schluß — ganz abgesehen davon, daß er dann eben kein Virginiadrama zustande gebracht hätte — gar nicht wählen. Und doch ist es nach unseren Gefühlen wahr: für dieses junge, schöne Mädchen, scheinbar wie geschaffen zu einem sinnlich-heiteren Lebensgenuß, ist das beste „Entfernung aus der Welt; — ein Kloster, — sobald als möglich" (V, 5); sie ist das Opfer einer verfehlten Erziehung, die sie nicht gelehrt hat, in Freiheit und unter eigner Verantwortung zu handeln. Lessing führt mit diesem Charakter eigentlich seine eigene Lehre (die wohl der Ansicht seines ganzen Zeitalters entsprach) von den höchsten Tugenden eines unverheirateten Mädchens ad absurdum, er weist auf ein höheres Ideal eines kommenden Geschlechtes hin.

Um die Schuld Emiliens zu begründen, bedurfte der Dichter der Mutter, mußte er sie als Vertreterin einer kurzsichtigen Welt- und Lebensklugheit, die recht hat, wenn ihr der Ausgang recht gibt (II, 4), gestalten, mußte er sie als „eitle, törichte Mutter" dem „Mann der rauhen Tugend" an die Seite stellen. Wie bei Odoardo ist auch bei Claudia die herkömmliche Mutterrolle ins Tragische gehoben, menschlich vertieft.

Vater und Tochter ist also die Tugend werter als das Leben. Man wirft aber das Leben doch nur weg, wenn man glaubt, die Tugend nicht bewahren zu können. Was kann die Tugend derart bedrohen? Gewalt! — „Gewalt! wer kann der Gewalt nicht trotzen? Was Gewalt heißt, ist nichts: Verführung ist die wahre Gewalt" (V, 7).

Über diese beiden Mächte muß demnach der Gegenspieler gebieten: er muß die äußere Gewalt (I, 6) verbinden mit der Kunst zu gefallen, zu überreden (III, 3), er muß auftreten können als Liebhaber und — als Herr. Der Herr wäre nicht zu fürchten, wenn ein reges Pflicht- und Verantwortungsgefühl in ihm lebte; die Liebenswürdigkeit des großen Hof- und Weltmannes brauchte nicht verderblich zu wirken, wenn sie sich mit echtem sittlichem Adel verschmölze. Lessing hat seine ganze große Kunst darauf verwandt, den Prinzen äußerlich besser erscheinen zu lassen, als er innerlich ist, so daß der oberflächliche Leser gleich dem unintelligenten Darsteller geneigt ist, den ganzen Charakter auf dem Zug bestrickender Liebenswürdigkeit aufzubauen. Goethe scheint

in „Wilhelm Meisters Lehrjahren" (5. Buch, 16. Kap.) von dem Darsteller des Prinzen ein „vornehmes Betragen" zu verlangen. Wenn er dann dessen Wesen in allerlei Negationen sucht: „Man soll sich nie vergessen, immer auf sich und andere achthaben, sich nichts vergeben, andern nicht zu viel, nicht zu wenig tun, durch nichts gerührt scheinen, durch nichts bewegt werden, sich niemals übereilen, sich in jedem Momente zu fassen wissen und so ein äußeres Gleichgewicht erhalten, innerlich mag es stürmen, wie es will", wird sich der Schauspieler nach Vorschrift des Dichters in diesem oder jenem Augenblick gerade über die „Vornehmheit" hinwegsetzen müssen; in Wirklichkeit ist der Prinz ebensowenig vornehm als edel. Allerdings gebraucht er gern schöne Redensarten (und daher kann wohl der „Hamlet" Wilhelm Meister auch die Rolle des „Prinzen" übernehmen); aber man darf sich durch sie nur nicht täuschen lassen: die tugendhafte Sentimentalität, in der er sich so häufig zu gefallen scheint, ist seinem inneren Wesen vollständig fremd; er hat eine Katzennatur, hinter den Samtpfoten verbergen sich die Krallen, mit denen, blitzschnell hervorgestreckt, die Beute zerfleischt wird. Durch eine große Zahl feiner und gröberer Züge, die über alle Akte, in denen der Prinz auftritt, verteilt sind, hat Lessing dafür gesorgt, daß der wahre Charakter Gonzagas, Schönrednerei bei innerer Verderbtheit, Mangel jedes feineren Herzenstaktes, unbedenklicher Gewaltmißbrauch, ungezügelte Leidenschaft, immer wieder hindurchblickt. Nicht jeder Salonliebhaber kann daher die Rolle spielen, so mancher wird gleich Wilhelm Meister daran fast verzweifeln, selbst wenn er bei der Aufführung wenigstens in den Augen der Menge „einen recht feinen Prinzen" darstellt.

Der Charakter des Prinzen bestimmt wieder die Wahl seines Vertrauten. Nicht der bedächtige Rota, nicht der würdige Appiani, nicht der rechtschaffne Galotti sind seine Leute, sondern der nichtswürdige Marinelli, der anrüchige Grimaldi. Marinelli gibt sich nicht einmal mehr gleich seinem Herrn die Mühe, einen Tugendheuchelschein um sich zu verbreiten. Er ist der offene Zyniker, der Freigeist, der weder an Gott noch an Tugend glaubt, dem der Zweck das Mittel heiligt, im Grunde genommen ein schlechter Diener, der auf Rechnung seines schlechten Herrn seine eigenen niedrigen Geschäfte betreibt. Es ist nur eine der klingenden Phrasen des Prinzen, wenn er das Stück mit den Worten schließt: „Gott! Gott! — Ist es, zum Unglücke so mancher, nicht genug, daß Fürsten Menschen sind; müssen sich auch noch Teufel in ihren Freund verstellen?" — Wer hieß sie denn, den Teufel zu ihrem Freunde machen? Aber dieser Fürst kann ohne diesen Freund nicht leben, und Marinelli wird sich nicht „auf ewig", sondern nur auf sehr kurze Zeit „zu verbergen" brauchen. Seine Verbannung wird ebenso schnell widerrufen werden wie die Gewährung der Bittschrift jener Emilia Bruneschi.

In Marinelli ist die typische Rolle des Confident mit Zügen eines anderen Rollenfaches, des Bösewichts, ausgestattet, und dadurch ist es Lessing gelungen, der deutschen Bühne einen weiteren neuen lebensvollen Charakter zu gewinnen, der in der Theaterliteratur eine reiche Nachfolge aufzuweisen hat. „Von dieser Zeit an wählte man die theatralischen Bösewichter immer aus den höheren Ständen; doch mußte die Person Kammerjunker oder wenigstens Geheimsekretär sein, um sich einer solchen Auszeichnung würdig zu machen. Zu den allergottlosesten Schaubildern aber erkor man die obersten Chargen und Stellen des Hof- und Ziviletats im Adreßkalender, in welcher vornehmen Gesellschaft denn doch noch die Justitiarien, als Bösewichter der ersten Instanz, ihren Platz fanden" (Goethe, Dichtung und Wahrheit, XIII = W I 28, 196 f.).

Marinelli verspricht, das Hindernis, welches den Wünschen des Prinzen nach Emiliens Besitz entgegensteht, aus dem Weg zu räumen. Aber gerade daß und wie er es aus dem Wege räumt, macht jede Vereinigung des Prinzen mit Emilia unmöglich. Appiani ist — was der Prinz bloß scheinen will, wofür Marinelli nur wohlfeilen Spott übrighat — in der Tat der „Empfindsame" (I, 6), der sich „den Eindrücken, die Unschuld und Schönheit auf ihn machen, ohne weitere Rücksicht ganz überläßt" (I, 6), den es dahin zieht, „wohin Unschuld und Ruhe ihn rufen" (II, 4), nach seinen väterlichen Tälern von Piemont, „sich selbst zu leben" (II, 4), der für ein Mißbündnis mit einem bürgerlichen Mädchen, das „sein ganzes Glück ausmacht" (II, 10), unbedenklich die Ehren des Hofes, die Zirkel der ersten Häuser dahingibt, „ein sehr würdiger junger Mann, ein schöner Mann, ein reicher Mann, ein Mann voller Ehre" (I, 6). Und doch trifft auch ihn das Verhängnis nicht unverdient: zwar die Braut hat ihn nicht, wie sie sollte, vor dem mächtigen Nebenbuhler gewarnt; aber er kannte doch dessen „nichtswürdigen" Helfer, der gewiß nicht ohne Absicht versuchend an ihn herangetreten war. „Hämisch ist der Affe; aber —" feig (II, 10); eben deswegen wären seine Drohungen nicht gering zu achten gewesen. Wie kann Appiani, der sich ohne Anlaß innerlich beunruhigt fühlt, weil „noch einen Schritt vom Ziele oder noch gar nicht ausgelaufen sein, im Grunde eines ist" (II, 8), wie kann er nach der Beleidigung und Herausforderung Marinellis „ruhig, ganz ruhig" (II, 11) sein? Wir verstehen es nur, wenn wir beachten, daß er als ein tragisch Verblendeter die Bühne betritt, als ein tragisch Verblendeter sie verläßt: eine Figur aus den Romanen von Richardson und Sterne, ein wenig angekränkelt von dem echt englischen Spleen, nicht bloß das Zugeständnis eines Unsentimentalischen an die Sentimentalität seiner Zeit, sondern zusammen mit Marinelli eine Verkörperung der großen Gegensätze des 18. Jahrhunderts, die sich an die Namen Shaftesbury und Bolingbroke knüpfen, zwischen denen die Helden Wielands hin- und herpendeln und die noch den jugendlichen Schöpfer des Karl und Franz Moor auf das mächtigste ergreifen. Zugleich ist Appiani der Vorläufer jener Byronschen Helden, die sich durch ein geheimnisvolles Grauen, das sie umgibt, das sie erregen, interessant machen, eines Manfred, eines Lara, eines Korsaren in den zahlreichen Abschattungen, die auch in der deutschen Literatur im ersten Drittel des 19. Jahrhunderts begegnen.

Lessing hat es selbst gefühlt, daß bei dem schillernden Charakter des Prinzen das Publikum zu der Meinung kommen könnte, Emilia drohe vielleicht gar nicht die Gefahr, die Vater und Tochter befürchten. Um diesem Einwand zu begegnen, entschloß er sich — wenn Nicolais Zeugnis richtig verstanden wird, erst nachträglich — zur Einführung der Orsina. Sie war einst in der Lage der Emilia, in ihre Lage wird einst Emilia kommen: so vereinigt sie Vergangenheit und Zukunft zu einem bedrohlichen Bild der Gegenwart. Nun er sie einmal ins Spiel gesetzt hat, bedient sich ihrer der Dichter als eines technischen Behelfes: wie er Conti gebraucht, um die Leidenschaft des Prinzen zu entflammen, so dient ihm die Orsina dazu, den Vater aufzuklären, sein stets waches Mißtrauen zu erregen, ihn dadurch in Affekt zu versetzen, ihm schließlich das fatale Requisit in die Hand zu spielen. „Mir wird die Gelegenheit versagt, Gebrauch davon zu machen. Ihnen wird sie nicht fehlen, diese Gelegenheit: und Sie werden sie ergreifen, die erste, die beste — wenn Sie ein Mann sind" (IV, 7). Das höllische Gaukelspiel der gerichtlichen Untersuchung macht ihn dann auch so wütend,

daß er schon nach dem Dolche greift, „um einem von beiden — beiden! — das Herz zu durchstoßen" (V, 7). Aber wieder begegnet uns jenes peinlich-ängstliche Abwägen der Sünde, das die größere (den Fürstenmord) zu unterlassen und die kleinere (den Mord des eigenen Kindes) auf sich zu nehmen rät und höchstens am Schluß zu einer heldischen Stellung aufzureden gestattet, wenn von dem zeitlichen Richter an den ewigen appelliert wird. Die Entscheidung der Rechtsfrage selbst ist so, wie im „Nathan", ins Unendliche hinausgeschoben, aber an der unmittelbaren sittlichen Verurteilung des Prinzen durch das Publikum kann es nicht fehlen. Mag Gonzaga auch die Schuld auf den elenden Marinelli abzuschieben suchen, der Schluß wirkt doch immer revolutionär und gibt dem aufgeregten Zeitsinn Nahrung (Goethe).

Wer je die Gräfin Orsina in der Darstellung einer wahrhaft großen Schauspielerin gesehen hat, wird sich nie und nimmer bereden lassen, an Lessings schöpferischem Geist zu zweifeln. Von ihr stammen die „Kraft- und Machtweiber" ab, die berühmte Heldenspielerinnen im Drama des Sturmes und Dranges, Goethes und Schillers, ihrer Zeitgenossen und Epigonen dem Publikum zu Dank gespielt haben und denen eigentlich erst das neurasthenische und hysterische moderne Drama die Bühnenexistenz geraubt hat.

Die Charaktere, die der Dichter erfunden hat, um die gegebene Katastrophe zu entwickeln, ordnen sich zu fünf gegensätzlichen Paaren: Emilia — Orsina, Appiani — Gonzaga, Odoardo — Claudia, Rota — Marinelli, Pirro — Angelo. Daß Hebbel[1]) den Tadel ausspricht, „die Charaktere seien zu absichtlich auf ihr endliches Geschick, auf die Katastrophe, berechnet," ist seltsam, da er bei seiner „Judith", vor eine gleiche Aufgabe gestellt, sich des gleichen Fehlers (wenn es einer ist) schuldig gemacht hat. Lessing wollte „der verborgnen Organisation des Stoffes auf die Spur kommen und sie entwickeln"; für Hebbel ist das Stück „eine Maschine, worin lebendige Menschen die füreinander bestimmten und notgedrungen auf den Glockenschlag ineinandergreifenden Räder vorstellen". Dem Kenner der Geschichte der Philosophie ergeben diese Aussagen keinen Gegensatz, keinen Widerspruch: der Leibnizianer Lessing hatte es nicht anders gelernt, ihm war jeder Organismus ein Mechanismus, die ganze Natur im Grunde nur die auf das allerfeinste konstruierte „Uhr Gottes" (Leibniz ed. Erdmann 53 b natura = horologium Dei). Ist es da nicht vielmehr ein Lob als ein Tadel des Dichters, daß auch sein Kunstwerk einer auf das allerfeinste konstruierten Uhr gleicht? Wir sollten es nie vergessen, daß die Grundlage für Lessings Kritik wie für sein dichterisches Schaffen der durch Herder und Kant überwundene Rationalismus mit seiner deduktiven Demonstrationsmethode bildet; nur wenn wir sie mit diesem Maßstab messen, können wir der Leistung Lessings gerecht werden. So erklärt sich auch, was der neuere Betrachter der „Emilia Galotti" als Bruch in der Konzeption des Dramas aufzufassen geneigt ist, ohne Schwierigkeit aus dem Umstand, daß ein Rationalist einen sentimentalen Stoff mit den Mitteln einer rationalistischen Kunst zu bewältigen suchte. Der Eindruck ist gleich ein anderer, sowie ein sentimentaler Dichter einen verwandten sentimentalen Charakter oder Stoff mit den Kunstmitteln der späteren Gefühlsästhetik gestaltet. Es heißt den Kernpunkt, den Friedrich Schlegel sehr richtig herausgegriffen hat, übersehen, wenn Kettner in seiner sonst empfehlenswerten Ausgabe (Die Meisterwerke der deutschen Bühne, Heft 63) erklärt, Goethe

1) Tagebücher 16. Februar 1839, Nr. 1496 (I 330, Z. 45—49).

lenke im „Clavigo" ganz in die Bahnen Lessings ein: nicht bloß in der Technik, auch in einzelnen Situationen und Wendungen erinnere er an sein Vorbild; Schiller behandle in „Kabale und Liebe" einen vielfach verwandten Stoff: freilich lasse er hier bei aller jugendlichen Unreife in der Wucht der Komposition und in der Kraft und Fülle der Ausführung seinen Lehrer weit hinter sich zurück. Vielmehr der Geist, von dem diese Werke empfangen sind, ist ein ganz verschiedener, und dies unseren Schülern klar zu machen, erscheint mir als eine wichtige und lohnende Aufgabe des Literaturunterrichts. Darum kann ich auch nicht den bedauerlicherweise sich mehrenden Stimmen beipflichten, die Lessings Werke von der Schullektüre ausschließen wollen. Wie unsere Väter, wie wir selbst, so mögen auch unsere Kinder und Enkel in Lessing einen der erleuchteten Geister unseres Volkes kennen lernen; begreifen und verstehen sollen sie ihn allerdings als Zeiterscheinung, wie dies schon Goethe angedeutet hat: „Emilia Galotti spricht eine ungeheure Kultur aus, aber auf dem jetzigen Grade der Kultur kann das Stück nicht mehr wirksam sein —" nämlich nicht mehr literarisch, sehr wohl aber theatralisch.

Goethes Egmont mit Musik von L. van Beethoven.

Eine Goethe-Geburtstagsfeier im Kriege.

Von **Georg Rosenthal** in Fürstenwalde (Spree).

Am 28. August 1917 feierten wir in der Aula des Gymnasiums zusammen mit der Einwohnerschaft unserer Stadt Goethes Geburtstag zum vierten Male im Kriege. Das Thema des Vortrages war Goethes Egmont. Die musikalische Begleitung am Flügel hatte unser Oberlehrer Dr. Friedrich Spiro übernommen. — Im Begriff, Fürstenwalde demnächst mit Lübeck zu vertauschen, schreibe ich in Erinnerung an die festliche Stunde vor einem Jahre den inzwischen oft in verschiedenen Städten gehaltenen Vortrag heute nieder[1]), gleichsam als Abschiedsgruß an mein bisheriges Gymnasium und die feinsinnigen Freunde der Sonnabendgesellschaft.

Meine Damen und Herren! Ihr Erscheinen besagt, daß Sie trotz Krieg und Kriegsgefahr bereit sind, Goethes Geburtstag als einen Festtag des deutschen Volkes nicht ungefeiert vorübergehen zu lassen. Wir müssen uns immer wieder auf das Beste besinnen, was wir besitzen. Und gerade in einer Zeit, wo sich der Sieg immer stärker auf unsere Seite neigt, wollen wir die kraftsprühenden Worte unseres Goethe nicht entbehren. Goethe war Patriot, freilich kein Chauvinist. Er ist für den wahren Krieg eingetreten, den ein Volk um seine heiligsten Güter führt: den Verteidigungskrieg. In „Hermann und Dorothea" preist er die Völker, die für Eltern und Kinder, für Haus und Hof in die Schlacht zogen, und sein Hermann bekennt stolz: „Und gedächte jeder wie ich, dann stünde die Macht auf gegen die Macht, und wir erfreuten uns alle des Friedens." Der vierte Akt des zweiten Teiles des Faust stellt den Krieg dar, den ein Mann führt, um seinem Volke Entwicklungsmöglichkeiten, den Platz an der Sonne zu sichern. Auch im Egmont wird ein heiliger Kampf geschildert,

1) In der denkbar knappesten Form. Frei gesprochen mit der Musik währt der Vortrag etwa 70 Minuten.

den ein edles germanisches Volk führt. Beethoven hat dieser Dichtung die Macht seiner Töne geliehen. „Sieg", das ist das Leitmotiv, das schon die Ouvertüre erfüllt. Wohl klingen bange Töne hinein, Niedergeschlagenheit und Verzweiflung packt die Kleinmütigen; aber in tausend wirbelnden Tönen ringt sich immer wieder das große Erlebnis durch: „Aller Dinge mächtigstes: Krieg! Aller Dinge herrlichstes: Sieg!" (Es folgt am Flügel die Ouvertüre.)

Sieg!!! Das ist der Grundton, den wir herausgehört haben. Der Sieg eines edlen starken Volkes. — Goethes „Egmont" ist beinahe in epischem Stil gedacht. Der epische Stil führt das Zusammenprallen zweier Massen vor. Die Massen sind hier das finstere mittelalterliche Spanien und das lichte, helle, sonnige Volk der Niederländer. Die Spanier stehen unter der Gewalt der Inquisition; freies Denken und natürliche Sittlichkeit sind ihnen verwehrt. Religion ist für sie starre Formel; jede neue Richtung wird als Gottesschändung angesehen. König Philipp unterschreibt fortgesetzt Blutsentenzen und will Gott durch Verbrennung der Ketzer ehren. Es ist die Welt, welche der Marquis Posa umzustürzen trachtet. Den Spaniern gegenüber stehen die Niederländer: „Es sind Männer, wert, Gottes Boden zu betreten, ein jeder rund für sich ein kleiner König, fest, rührig, fähig, an alten Sitten hangend, starr und fest! Zu drücken sind sie, nicht zu unterdrücken." Sie lieben die alten Rechte, die sie von ihren Vätern ererbt haben. Ihre germanische Seele schafft aus der Tiefe der Phantasie sich ein eigenes Gottesgebilde. Sie können das Göttliche nicht in starre, unbewegsame Formeln pressen. Auf Freiheit geht ihr Sinn! Nicht auf Ungebundenheit, aber auf freie Selbstbestimmung des Menschen. So erscheint das Volk im ganzen. Der Dichter trägt alle herrlichen germanischen Züge zusammen, wenn er das Volk in seiner Gesamtheit schildert. So bilden wir überhaupt den Begriff Volk. Der einzelne braucht dabei der Kritik nicht zu entgehen. So ist Jetter der furchtsame Schneider, der Seifensieder der urteilslose Untertan. Soest hat etwas von der Krämerei in seine Lebensanschauung hineingetragen. Der Zimmermeister dagegen hat wie sein Handwerk auch etwas Männliches in seinem ganzen Betragen. Wie die Baukunst die männlichste Kunst ist, so hat auch das dieser Kunst entsprechende Handwerk männliche Züge. Vansen, der Branntweinzapf, dagegen ist Volksverführer. Er spricht dem Volk von seinen Privilegien, nicht um es zu belehren, sondern um es aufzuhetzen. Aber das Volk als Ganzes bietet in seinem Kampfe gegen die finstere Macht König Philipps und seines Schergen, des hohläugigen Toledaners Alba, ein herrliches Schauspiel.

Gleichsam die Verkörperung seines Volkes ist Egmont, eine ritterliche, stolze Mannesnatur. Als Held erscheint er seinen Landsleuten seit dem Tage von Gravelingen, wo er die Franzosen jagte. Sein Bild geht von Hand zu Hand. Wo er gar selbst in der Stadt erscheint, da recken sie die Zehenspitzen und Mütter heben die Kinder hoch. Er glaubt an Gerechtigkeit, an seinen König wie an sein Volk. Die Liebe des freien Mannes gilt ihm als höchster Besitz des Herrschenden. Falschheit traut er einem Könige nicht zu, darum tritt er vor diesem für seines Volkes Rechte ein. Verständnis hat er für die Sünden und Übertretungen der Kleinen und bestraft sie menschlich. Bängliche Sorge, ängstliches Zagen wagt sich nicht an ihn heran. Wie er den Tod in der Schlacht nicht fürchten will, so auch nicht die Gefahren bei der Führung seines Volkes. Die Sonnenpferde der Zeit gehen mit seines Schicksals

leichtem Wagen durch. Froh und freudig wagt er sein Alles, um seinem Volke durch Irrungen und Wirrungen hindurchzuhelfen. Ein Abgott ist er dem Volke geworden. Als dieser zieht er Klärchen an. Wohl ein Mädchen aus dem Volke! Aber was will das sagen, wo das duftigste Geschöpf uns entgegentritt! Eine Schwester Gretchens im Faust und Friederikens von Sesenheim. Nur in ihrer Umgebung verständlich. Herausgehoben würde sie ihren Duft verlieren. Beim Anblick des Geliebten erfüllt ihre Seele ein männliches Empfinden:

„Die Trommel gerühret!
Das Pfeifchen gespielt!
Mein Liebster gewaffnet
Dem Haufen befiehlt,
Die Lanze hoch führet,
Die Leute regiert.

Wie klopft mir das Herze!
Wie wallt mir das Blut!
O, hätt' ich ein Wämslein
Und Hosen und Hut!
Ich folgt' ihm zum Tor 'naus
Mit mutigem Schritt,

Ging' durch die Provinzen,
Ging' überall mit.
Die Feinde schon weichen,
Wir schießen darein!
Welch Glück sondergleichen,
Ein Mannsbild zu sein!"

Aber auch des Weibes tiefstes Empfinden weiß sie auszusprechen:

„Freudvoll und leidvoll,
Gedankenvoll sein,
Langen und bangen
In schwebender Pein,
Himmelhoch jauchzend,
Zum Tode betrübt —
Glücklich allein ist die Seele, die liebt."

(Im Anschluß an den Vortrag der Lieder folgt sofort die Musik.)

Die Mutter schilt freilich das Lied ein Heiopopeio. „Es kommt eine Zeit! Die Jugend und die schöne Liebe, alles hat sein Ende, und es kommt eine Zeit, wo man Gott dankt, wenn man irgendwo unterkriechen kann." Klärchen schaudert und fährt auf: „Mutter, laß die Zeit kommen wie den Tod, dran vorzudenken ist schreckhaft! Und wenn er kommt! Wenn wir müssen — dann — wollen wir uns gebärden, wie wir können! Egmont, ich dich entbehren! Nein, es ist nicht möglich."

Goethe stellt uns hier das höchste Mysterium des irdischen Eros dar. Klärchen neigt zu Egmont wie die Blumen zur Sonne. Sie bleibt Jungfrau selbst nach tausend Liebesbezeugungen, die sie dem Geliebten gewährt hat, weil ihre Seele jungfräulich ist; sie ist keusch, auch wenn die Leute mit Fingern auf sie zeigen, — weil ihr Herz keusch ist. So ist die Liebe als höchste Adlerin nie dargestellt worden. Klärchen wächst über Gretchen hinaus, das in äußerlicher Kirche und enger Stube befangen bleibt. Und wenn Egmont und Klärchen am Ende des 3. Aufzuges beisammen sind und Egmont den politischen Egmont abstreift: „Aber dieser, Klärchen, der ist ruhig, offen, glücklich, geliebt und gekannt, von dem besten Herzen, das auch er ganz kennt und mit voller Liebe und Zutrauen an das seine drückt — das ist dein Egmont —", und Klärchen ihm entgegnet: „So laß uns sterben! Die Welt hat keine Freuden auf diese!" Dann wissen wir, nie ist die Liebe als köstliches, seliges Ausruhen herrlicher geschildert worden. Das gelingt selbst einem Goethe nur einmal.

So hat uns der Dichter im ersten Teil eine Fülle von Sonne, Licht und Kraft in einem Brennpunkt gesammelt, daß uns das Herz aufgeht. Das Liebesmotiv soll das Egmontmotiv stützen. Wir sollen aus der Fülle und Herrlichkeit, die uns wie die Pracht eines Pfingst- und Maientages anmutet, von vornherein die Zuversicht schöpfen, ein Volk, das so viel starke sonnige Kraft ausstrahlt, kann nicht untergehen.

Diesen Gedanken hat uns der Dichter durch Führung der drei ersten Aufzüge aufgezwungen. Die Nacht kann drum nur vorübergehend aufziehen. Zwischen dem dritten und vierten Akt liegt die große Zäsur des Schauspiels. Alba kommt! Die Massen prallen zusammen. Anknüpfend an Klärchens letztes Lied malt der Tondichter die feindliche Invasion in seiner „Zwischenmusik“. Marschrhythmen klingen durch. Die Feinde rücken ein! Finstere, maschinenmäßige Gestalten. Das Phänomen der Macht erleben wir vor den Tönen. Die Macht ist fürchterlich. Ängstlich und verschreckt irren die Bürger durch die Straßen: „Wen trifft es! Was wird kommen? Wer muß sterben?“ In diesen Fragen klingt das Tongebilde aus.

(Es folgt am Flügel der Vortrag der „Zwischenmusik“.)

Habt ihr's erlebt, die schauerliche Stille vor dem Sturm? Bleich und bleiern ist der Himmel, Schwüle hängt in der Luft, grün und bläulich. Angstvoll zittert alle Kreatur, Tier und Pflanze. Und das Menschenherz bangt in der Frage, wann wird sich der Krampf lösen? Schon die Musik malte Albas fürchterliche Drohungen: „Zwei oder drei, die auf der Straße zusammen sprechen, sind des Hochverrats ohne Untersuchung schuldig gesprochen.“ Kerzengrad, mit unverwandtem Blick, ein Tritt, soviele ihrer auch sind, marschieren die Spanier durch die einst lebensfrohe Stadt. Der einzelne Bürger findet nicht Antrieb genug in sich, sich dem Gebot des Königs zu widersetzen. Vansen, der früher das Gesindel auf der Gasse für eine Kanne Bier aufgehetzt hatte, gefällt sich jetzt darin, die Schrecken der künftigen Grausamkeiten und Verurteilungen auszumalen. Die Herzen des Volkes sind gelähmt. Egmont ist gefangengenommen. Durch Falschheit und Hinterlist hat die langfüßige, schmalleibige Kreuzspinne, der Herzog Alba, den offenen arglosen Egmont gefaßt und in den Kerker geworfen. Der Held, der nie vor dem Tode gebangt hat, fühlt angesichts des gemeinen unrühmlichen Todes die Schauer der Verzweiflung um sein Haupt schweben. Wie der Prinz von Homburg erbebt er — echt menschlich — vor dem geöffneten Grabe. Doch er hofft auf sein Volk: „O a, sie rühren sich zu Tausenden, sie kommen, stehen mir zur Seite! Ach, Klärchen, wärst du Mann, so säh' ich dich gewiß auch hier zuerst und dankte dir, was einem Könige zu danken hart ist, Freiheit.“ — Und die Geliebte will den Sturm des Volkes wachrufen: „Könnt ihr denn leben? Werdet ihr, wenn er zugrunde geht? Mit seinem Atem flieht der letzte Hauch der Freiheit! Seine Wunden flossen und heilten nur für euch! Die große Seele, die euch alle trug, beschränkt ein Kerker, und Schauer tückischen Mordes schweben um ihn her ... Und ich habe nicht Arme, nicht Mark wie ihr; doch hab ich, was euch allen eben fehlt, Mut und Verachtung der Gefahr. Könnt' euch mein Atem doch entzünden, könnt' ich an meinen Busen drückend euch erwärmen und beleben! Kommt! In eurer Mitte will ich gehen! Wie eine Fahne wehrlos ein edles Heer von Kriegern wehend anführt, so soll mein Geist um eure Häupter flammen und Liebe und Mut das schwankende, zerstreute Volk zu einem fürchterlichen Heere vereinigen! — — O Egmont, sicher hielt ich dich vor Gott und Menschen, wie in meinen Armen! Was bin ich nun? Vergebens streck' ich nach der Schlinge, die dich faßt, die Hand aus. Du hilflos, und ich frei. O, bindet mich, damit ich nicht verzweifele, und werft mich in den tiefsten Kerker, daß ich das Haupt an feuchte Mauern schlage, nach Freiheit winsle, träume, wie ich ihm helfen wollte, wenn Fesseln mich nicht lähmten.“ — Klärchen ist hoffnungslos für das Land, hoffnungsvoll für den Geliebten: „und irgend-

einen Engel sendet der Gott, den sie zum Zeugen ihrer Wut geschändet: vor des Boten heiliger Berührung lösen sich Riegel und Bande, und er umgießt den Freund mit mildem Schimmer, er führt ihn durch die Nacht zur Freiheit sanft und still. Und auch mein Weg geht heimlich in dieser Dunkelheit, ihm zu begegnen." Sie trinkt den Tod. Nicht stirbt sie, weil irdische Vereinigung mit dem Geliebten ihr versagt ist; das wäre Schwäche. Mit Egmonts Sterben ist für sie die Sonne und alle Lebensmöglichkeit dahin. Auch das Schöne muß sterben. Aus Beethovens Tönen klingt das wehe Warum? hervor. Die Baßklänge grollen. Als ob die ganze Natur weinte! Wie die Blumen zusammenbrachen, als der lichte Siegfried auf der Heide erschlagen lag! Nichts Erschütternderes hat Beethoven geschrieben als die Klage um Klärchens Tod. (Hier setzt die Musik auf dem Flügel ein).

Auch das Schöne muß sterben. Doch ein Klaglied zu sein im Mund der Geliebten ist herrlich.... Denn das Gemeine geht klanglos zum Orkus hinab. War ihr auch Sterben Erlösung und beseligende Notwendigkeit, so rinnt doch unsere Träne. Der Dichter führt uns noch einmal in den Kerker. Egmont hat begriffen, daß sein Tod ein Opfertod für sein Volk ist. Sein Tod ist etwas Heroisches, Klärchens Tod ein süßseliger Tod, der ihr himmlische Freiheit brachte und ein Versinken in des Weltäthers wehendem All, ein Ertrinken, unbewußt, höchste Lust. Der einzelne fällt. Wie die Blätter des Waldes fallen; aber der Wald bleibt. Die einzelnen Sonnen und Sterne gehen unter; aber das Licht bleibt. So auch die Idee: Der große, freie Mensch, dem die kleine Tagessorge nichts anhaben kann, wie sehr auch Neid und Haß ihr Zerstörungswerk an ihm ausüben: er bleibt Licht, unendlich Licht mit seinem Licht verbindend. Zu diesen Lichtgestalten gehört Egmont, gleichwie die herrlichen Helden unseres Vaterlandes, die jetzt ihr blühendes Leben dahingeben. Trost für ihren wie für Egmonts Tod finden wir nur in der künftigen Herrlichkeit des Vaterlandes. Das soll uns Goethes Egmont heute an des Dichters Geburtstag sagen. Die Kunde schlägt in unser Herz und macht uns für die Früchte des Sieges reif.

Egmont hat den Frieden der Seele wiedergewonnen. Er begreift, daß er das Opfer seines Lebens bringen muß. Da naht ihm der Freund Schlaf und führt ihn in lichte Gefilde der Freiheit. Melodramatisch folgen seine nächsten Worte, umspielt von den Tönen Beethovens: „Süßer Schlaf! Du kommst wie ein reines Glück ungebeten, unerfleht am willigsten. Du lösest die Knoten der strengen Gedanken, vermischest alle Bilder der Freude und des Schmerzes, ungehindert fließt der Kreis innerer Harmonien, und eingehüllt in gefälligen Wahnsinn, versinken wir und hören auf zu sein." Er schlummert ein! Hinter seinem Lager erscheint ein glanzvolles Licht. Wie das Aufschimmern einer überstarken Lichtflut quillt auf einmal die Musik uns entgegen. Die Freiheit in himmlischem Gewande, von Klarheit umflossen, ruht auf einer Wolke. Sie hat die Züge von Klärchen und neigt sich gegen den schlafenden Helden. Sie heißt ihn froh sein, und indem sie ihm bedeutet, daß sein Tod den Provinzen die Freiheit verschaffen werde, erkennt sie ihn als Sieger und reicht ihm einen Lorbeerkranz. Dann schwindet sie. Egmont erwacht. „Verschwunden ist der Kranz! Du schönes Bild, das Licht des Tages hat dich verscheucht! Ja, sie waren's, die beiden süßen Freuden meines Herzens. Die göttliche Freiheit, von meiner Geliebten borgte sie die Gestalt. Mein Blut ward nicht umsonst vergossen. Schreitet durch! Braves Volk! Die Siegesgöttin führt dich an." Die Trommeln der Wache wer-

den stärker hörbar. „Horch, horch! Wie oft rief mich dieser Schall zum freien Schritt nach dem Felde des Streits und des Sieges. Ich schreite einem ehrenvollen Tode aus diesem Kerker entgegen, ich sterbe für die Freiheit, für die ich lebte und focht, und der ich mich jetzt leidend opfere. Freunde, höheren Mut! Im Rücken habt ihr Eltern, Weiber, Kinder. Schützt eure Güter! Und euer Liebstes zu erretten, fallt freudig, wie ich euch ein Beispiel gebe." (Es folgt die rauschende Siegessymphonie.)

Das Tragische in Hebbels „Gyges und sein Ring".

Von Ernst Thomas in Zwickau.

Daß das tragisch Wirksame die Individualität ist: das ist die Anschauung, zu der sich Hebbel als Philosoph und als Künstler bekannte. Nicht ein überpersönliches Schicksal schürzt den Knoten, sondern die angeborene, anerzogene Form der Persönlichkeit, die sich zu behaupten und durchzusetzen sucht, hierbei den Gegensatz der Umwelt erfährt und im Kampf gegen dieselbe sich selbst den verschuldet-unverschuldeten Untergang bereitet.

Das Drama „Gyges und sein Ring" scheint dieser Anschauung zu widersprechen. Eingekleidet in eine halbmythische Erzählung des Herodot, vollzieht es sich in der Weise, daß die Verwendung eines Zauberringes die Katastrophe herbeiführt, in der zwei Personen ihren Tod finden. Indem der Dichter selbst in die ältesten Zeiten zurückdeutet, da Zeus seinen Vater Kronos vom Throne stürzt, liegt die Versuchung nahe, in dem Ring das Mittel, die Idee eines dunklen Schicksals zu sehen, das sich innerhalb eines Zeitraums von zweimal 24 Stunden tragisch auswirkt.

Indessen hat Hebbel durch das als Motto beigegebene Epigramm einer solchen Deutung vorgebeugt, und unsere Aufgabe ist es, diesem Fingerzeig folgend, auch in dem vorliegenden Drama ein Spiegelbild der Grundauffassung des großen Dichters vom Wesen des Tragischen überhaupt zu erkennen.

Im Mittelpunkt des Ganzen steht der König; von seinem Handeln gehen alle die Folgen aus, die tragisch bedeutsam werden. Somit hängt das Verständnis des Dramas ab von der Beurteilung der Persönlichkeit des Kandaules.

Welch edler Charakter tritt uns in ihm entgegen! Wetteifernd an Vornehmheit der Gesinnung tritt er neben Gyges, der von ihm bezeugt:

„So edel war er stets!
Auch da, wo ich's nicht ahnte!" (V)

Darum „rettet er sich selbst", indem er sich als den Schuldigen bekennt und die Lüge meidet, die der Freund ihm nahelegt, und durch nichts hat der Dichter den Seelenadel des lydischen Königs höher bezeichnet als durch die Bereitwilligkeit zum Tod, der ein Opfer ist.

Also nicht im Sittlichen unmittelbar liegt der Keim der tragischen Schuld; im Sittlichen wird die Persönlichkeit des Königs zu hoher Vollkommenheit gesteigert. Welches ist dann aber die Seite der Individualität, in der wir den Grund des tragischen Konfliktes zu sehen haben?

Das Wesen des Königs ist das durch die Vernunft bestimmte Denken und Han-

deln, der Wille zur Klarheit, die Abneigung gegen alles Unpersönlich-Geheimnisvolle, das den einzelnen und ganze Völker bindet. Diese Denkart ist ein Vorzug, der den König über die Umwelt hinaushebt in die Reihe der selbständigen Geister, aber auch ein Nachteil: denn sie schließt den Mangel der Tiefe ein.

Es ist schon bedenklich, wie gering Kandaules die Macht des Ererbten einschätzt, und wie leicht er, zum Verdruß des treuen Dieners, die Versuche des Aufstandes nimmt. Auch daß er den Ring, vor dem Gyges und Rhodope gleichermaßen durch eine tief geheime Stimme ihres Innern gewarnt werden, ohne Schaudern entgegennimmt, deutet auf eine Denkart, die sich an die Oberfläche hält. Völlig flach aber erscheint dieselbe, wenn er nach der unheilvollen Nacht ohne Bewußtsein für das, was er begangen und zu begehen veranlaßt hat, den tief erschütterten Gyges einen Toren heißt und überhaupt noch die Hoffnung hat, die Lage, die er mit den Worten: Raserei und Torheit bezeichnet, und die doch bereits unrettbar der Katastrophe zueilt, zum glücklichen Ende zu führen. Hier wird der Abstand zwischen ihm und Gyges riesengroß, wenn er dem Griechen Lesbia übersendet.

Aber eine noch tiefere Kluft trennt, von hier aus gesehen, den König von seiner Gemahlin. Rhodope ist eine indische Prinzessin; aus dem Lande des Träumens ist sie weggeführt in das Land der Klugheit, in dem sie seufzt: „Das Träumen kennt hier keine" (I). Zurückgezogen von der Welt lebt sie im Reiche der zartesten Gefühle, der Lotusblume ihrer Heimat vergleichbar, die nur dem Mond ihren Kelch öffnet. Etwas Jungfräuliches, die höchste Feinheit des Empfindens begabt sie, die anderen als ihrem Gatten und ihren Sklavinnen nur verschleiert entgegentritt: der Schleier ist ein Teil ihres Selbst. Aber eben darin ist sie für Kandaules unverständlich, der das Geheimnisvolle, Traumhafte nicht zu achten vermag. Und darum hat er versucht, den Schleier abzuzerren (III) und die Persönlichkeit, die der Welt des Traumes angehört, in die Welt des Tages, des hellen Verstandes einzuführen.

Daß Kandaules den Freund in das Gemach führt, geschieht freilich in dem Wunsch, sich des hohen Besitzes durch die Anerkennung des Freundes voll zu vergewissern, ja, die Königin argwöhnt selbst, daß sein Verhältnis zu ihr mehr Stolz als Liebe ist (III). Aber der tiefere Grund jenes entscheidenden Vorgangs ist doch die Eigenart des Königs als Individualität, ihre Schranke, die darin besteht, daß er auch Rhodope gegenüber die Stimme des Verstandes allein sprechen läßt und die der Empfindung überhaupt nicht vernimmt.

Indem er aber diese seine beschränkte Individualität durchsetzt, greift er in die fremde ein; er verletzt sie und wird schuldig. So ruht das Drama nicht auf dem Ring als wirkender Schicksalsmacht, sondern auf der Persönlichkeit des Königs. Er trägt eine doppelte Schuld: gegenüber seinem Volk und seiner Frau. Jenem raubte er die ererbten Vorurteile, den Schlaf, ohne Besseres geben zu können; diese verletzte er in ihrem Innersten. Hierin liegt zugleich die Notwendigkeit seines Untergangs; denn die Folge seiner Schuld ist der Aufstand, der ihn als König, und der Zweikampf, der ihn als Mensch vernichtet. Hier wie dort ist die bei allem Edelsinn beschränkte Individualität in ihrem Bestreben, sich durchzusetzen, die Quelle der tragischen Schuld, die nur durch Aufhebung dieser Individualität, durch den Tod gesühnt wird.

Unmittelbar erstreckt sich aber die Wirkung dieser Individualität auf Rhodope. Auch ihr Tod ist von dieser abhängig und entspricht einer tragischen Notwendig-

keit, die die Königin ausgesprochen hat in den Worten: „Sie kann nicht leben, und sie will's auch nicht“ (IV). In diesen Worten gründet der Dichter ihren Tod auf das allgemein-menschliche Sittengesetz, statt ihn aus orientalisch-beschränktem Empfinden abzuleiten: wodurch die halbmythische Natur der Fabel aufgehoben ist. Nicht als Orientalin, die einer Volkssitte gehorcht, sondern als Weib ist Rhodope verletzt, entheiligt, und die Vernichtung des moralischen schließt die des physischen Menschen in sich.

Wenn aber Gyges in den Strudel der tragischen Vernichtung nicht hineingerissen wird, sondern das Erbe des Königs antritt, so hat auch dies seine innere, im Drama begründete Voraussetzung. Er ist die vollkommenere Individualität, dem König überlegen durch Anerkennung jener anderen Welt des Geistes, in der Rhodope lebt. Er vertraut, ohne zu sehen; er glaubt an Perlen in geschlossener Hand (I); er hat unter anderem von Rhodope das Zeugnis, daß er an ihr nicht getan haben würde wie Kandaules, daß er ihr also nahestand (IV). Die Schuld aber für den nächtlichen Vorgang trifft den König allein. Gyges betrat das Gemach als ein reiner Mensch, dem die Frauen fremd waren (IV), ohne Bewußtsein einer Schuld, die ihm erst durch die Worte der Königin deutlich wird (IV). Und wenn das Wagnis ihm sogleich frevelhaft erschien und es ihm war, als hätte er eine Missetat begangen, „für die der Lippe zwar ein Name fehlt, doch dem Gewissen die Empfindung nicht“, so entsühnt er sich selbst, indem er sich sichtbar macht und hier, wie am anderen Morgen, als die Liebe nun plötzlich in ihm erwacht ist, freiwillig als Opfer darbietet. In diesem Sinne darf Gyges schuldlos genannt werden, sofern die Ausdehnung der eigenen Individualität über die Rechte einer anderen ihm nicht zur Last fällt. Und darin liegt seine Berechtigung zum Leben.

Per Hallström.

Von Gustav Neckel in Heidelberg.

Der Dichter Per Hallström ist 1866, am 29. September, in Stockholm geboren. Wer seine Werke kennt, glaubt zu wissen, daß er als Knabe eifrig Märchen gelesen hat, und man wird auch unwillkürlich Rückschlüsse machen aus der harmonischen Grundstimmung der Hallströmschen Muse auf die Luft, die Per im Elternhause umgab. Der Vater war Kassierer. Was in dem Märchendrama 'Der Graf von Antwerpen' der menschenkundige Arzt von sich sagt, das wird auch für den Dichter gelten: er war nicht reich, aber er empfing gelehrte Bildung; wenn jener die Gedichte von Tristan und von Lanzelot und Ginevra mit seiner schönen Stimme vorzutragen liebte und neue dazu erfand, so hat wohl schon der Gymnasiast Hallström Lidner und Kellgrén und Goethe verschlungen und vermutlich Lidnersches Pathos ähnlich nachgeahmt wie der Kandidat in der 'Alten Geschichte'. Aber auch das griechische Altertum hat seine Phantasie befruchtet, und selbst von dem Eindruck der Eddalektüre zeugen flüchtige Spuren in seinem Schaffen. Siebzehnjährig geht er von der Schule auf das Stockholmer Polytechnikum über und studiert dort vier Jahre. Wenn der Gedankenkreis der Technik irgendwo in seinen Werken wieder auftaucht, so ist es in den Projektenmachern, die unter den Hallströmschen Originalen und verfehlten Existenzen eine Rolle spielen: Skogman und sein überlegener Nachfolger, der Wilde

Huß. Von dem Geist der modernen Technik ist bei Hallström nichts zu finden. Von 1888—1890 lebte er als Chemiker in den Vereinigten Staaten. Auch diese Umwelt hat ihn nicht entzündet. Was er aus Amerika heimbringt, sind im wesentlichen ein paar humoristische Studien über deutsche Sonderlinge, deren er drüben etliche getroffen haben muß. Daß der folgende sechsjährige Dienst am Telegraphenamt in Stockholm ihn inspiriert habe, wird man vollends nicht erwarten. Die Wurzeln der gleichzeitigen Werke liegen ganz im menschlichen Ich des Dichters und ziehen ihre Nahrung aus Verkehr, kleinen Reisen und aus Kultur- und Literaturgeschichte. Seit 1897 treten große Reisen durch Europa hinzu. Jetzt vermannigfaltigen sich die Schauplätze von Hallströms Phantasie, und ihre Bevölkerung wird international; Lebensanschauung und Bildung des Dichters reifen und sprechen sich aus in formvollendeten Aufsätzen über Gegenstände aus aller Welt; sein künstlerisches Können steigt mit jedem Lustrum. Wie innerlich, so gelangt er auch äußerlich auf die Höhen des Lebens: er wird Mitglied der 'Akademie der Achtzehn' und ist anerkannt als eins der — nicht zahlreichen — Häupter des lebenden schwedischen Dichtergeschlechts.

Im Gewande der griechischen Heldensage hat Hallström geschildert, wie das 'Schiff der Jugend' am traurigen Gestade der Alten landet. Die Argonauten, mit dem Sänger Orpheus an der Spitze, besuchen König Phineus. Was die Griechen von Phineus erzählen, ist geistreich umgebildet zu moderner Satire. Die Bestrafung des Übermütigen durch die Harpyien, die seine Speisen ungenießbar machen, ließ ihn als Typus der pessimistischen Lebenskritik erscheinen, die gegen das Jahrhundertende die ältere Literaturgeneration beherrschte. 'Wir werden in Schmerzen geboren, und unser erster Laut ist ein Schmerzensschrei, wir wachsen auf als tappende Blinde und plagen einander, und unsere Blindheit nennen wir Glück'. Ist es nicht der klassisch vereinfachte Strindberg, der hier spricht? Hallström-Orpheus hält ihm entgegen: 'Ein brennendes Feuer ist der Menschen Leben, aber nicht Asche und Staub ist der Brand, es ist der blendende Glanz, die wärmende Glut — wer denkt darüber nach, woher sie kam und wohin sie geht?' Und Phineus sagt nichts als: 'Sing weiter, Orpheus, es erinnert mich an alte Zeiten!' Vierzehn Jahre später wird der gleiche Gegensatz der Temperamente gestaltet, und die Überlegenheit des Optimismus verkündet in den beiden Wanderern des Märchenspiels 'Die Wünsche'. Auf Schritt und Tritt in Hallströms reflexionsreichen Werken begegnet uns die bejahende Lebenswertung an betonter Stelle. Die Venezianerin Isotta preist das herzbefreiende, verklärende Lachen. Der Fährmann an dem großen Strom oben im schwedischen Nordland freut sich seines Gewerbes, mögen es Hochzeitszüge sein, die er zur Kirche führt, oder Täuflinge oder Leichen, 'und gegen Abend, wenn die Sonne da drüben am schönsten leuchtet, dann bringe ich sie zurück, ausgenommen natürlich die Toten, die bekomme ich nie mehr zu sehen'. Er findet das gegenüberliegende Land so schön in seiner verklärenden Ferne und wundert sich, daß das Diesseits, von drüben gesehen, nicht minder fein aussieht. Weil die verklärende Ferne blau ist, so nennt der Dichter die tragische Geschichte einer jungen Sennerin 'Im blauen Wald'.

Schönheit und Frohsinn sind das oberste Gesetz der Hallströmschen Kunst. Aber nicht Schönheit auf Kosten der Wahrheit oder Frohsinn auf Kosten des rechten Ernstes. Das Bezeichnende ist vielmehr eine heitere Melodie mit ernsten Obertönen; der Dichter

liebt es, Schmerzliches tröstlich zu verklären, Mißklänge in Harmonie aufzulösen; er liebt, je älter er wird, um so mehr die bitter-süßen Wirkungen, wie Ibsen, dem er als Grübler zuweilen nahekommt, aber nicht wie dieser mit Übergewicht des Bittern. 'Hat das Leben uns wohl die Kraft gegeben, reine Freude genießen zu können, werden wir ihrer nicht müde wie einer allzu grellen Farbe, und vermissen wir nicht das Seelenvolle, die Tiefen für Denken und Träumen, die so nötig sind für das Beste und Feinste in uns?' so ließ Hallström einen seiner Ich-Helden schreiben. Und er ließ ihn fortfahren: 'Jetzt erst verstehe ich den Frühling'. Der Frühling mit seinen ahnungsvollen Stimmungen ist ein Hauptbeispiel jener ästhetischen Mischung. Er hat für einen interessanten Roman Hallströms den Namen und den äußern Ring des Themas geliefert. Den inneren bildet die Geschichte einer Künstlerehe, das Hinsterben einer zarten jungen Frau. Diese junge Frau in ihrer melancholischen Schönheit ist das zweite Hauptbeispiel jener gemischten Wirkung. Auch sie kehrt mehrmals wieder, von Frühlingslandschaft umgeben oder mit einer roten Rose an der Brust. Wie das Abendrot dem Morgenrot nicht nachsteht und man beide verwechseln kann (was bei Hallström auffallend oft vorkommt), so kann auch das Sterben schön sein. Wie der Mensch nicht bloß nach Glück strebt, sondern danach, sein Maß zu erfüllen, sein Leben auszuleben, so hafte die Kunst nicht bloß an der Lichtseite des Daseins, sondern sie sauge ihren Honig auch aus den Blumen, die an der Schattenseite wachsen. Nur daß der Honig Honig bleibe!

Aber gerade dem Künstler wird solche einheitliche Gefühlsbewältigung schwer. Er leidet an dem Zwiespalt, den die Selbstbeobachtung schafft. Und nicht bloß die Künstler kranken an dieser Unfähigkeit, das Leben resolut zu leben, die ganze Generation fin de siècle ist davon angekränkelt. Diese innere Halbheit und Haltlosigkeit vernichtet das Glück. So trägt Herberts Ehe (im 'Frühling') von Anfang an den Todeskeim in sich. Noch in einer der neuesten Novellen tritt dieser Fatalismus hervor. Sie heißt 'Die Mystik des Zufalls'.

Der mystische Faktor ist in Hallströms Schaffen ziemlich stark. Beim Blick auf die munter bewegte Oberfläche des großen Flusses denkt er an den starken Strom, der in der Tiefe geht, und die Blütenpracht des Frühlings läßt ihn an den Tod denken: beide Gedankenverbindungen werden als gleich real betrachtet, auch im Frühling 'ist' der Tod. So erscheint auch der gelegentliche Parallelismus von Naturgeschehen und Menschenschicksal als auf einem tiefen Zusammenhang beruhend. Nirgends bei Hallström ist dieser Schein zu so starker künstlerischer Wirkung ausgemünzt wie in dem Roman 'Der tote Fall'. Hier ist die Natur selber in Szene gesetzt, der große Strom mit See und Wasserfall, und das mit feiner Hand hineingezeichnete menschliche Tun und Leiden empfängt von außen und oben her Beleuchtung und Deutung, ähnlich wie bei Vergil durch die lenkenden Götter; es ist Poesie neuer, eigener Art, ein Gipfel Hallströmscher Kunst.

Unseres Dichters Hauptgebiet ist die Novelle. Auch was er 'Roman' nennt, pflegt novellenartiger Anlage nahe zu bleiben. Das zeigt schon der bescheidene äußere Umfang: schmale Einbänder sind die 'Alte Geschichte', der 'Frühling', der 'tote Fall', 'Gustaf Sparfverts Roman', der 'Schelmenroman'. Die Zahl der Handelnden ist ganz gering, die Handlung übersichtlich, einsträhnig, von überwiegend innerlicher Anlage. Das Schwergewicht liegt in der Charakteristik, die für die Nebenpersonen gern in

direkten kleinen Porträten von meisterhafter Prägnanz gegeben wird, und in den Handlungsbildern. 'Szenen' wäre kaum ein treffender Name für diese Bilder, denn die Natur mit ihrer ganzen Stimmung gehört meist dazu — man nehme etwa die famose Prügelei im Schneegestöber aus dem 'Schelmenroman' —, oder sie spielt gleichsam selber mit wie an einer unvergeßlichen Stelle des 'Frühling': 'Wie sie im Sande bis dicht ans Wasser gingen, unter leisen, abgebrochenen Worten, da schimmerten ihre feuchten Fußspuren hinter ihnen vom matten Gold des toten Mondlichts. Was war es, was da hervortrat, hoch und geheimnisvoll, und weit hinausschaute über ihr Glück? Sie wußten es nicht, sie dachten nicht daran, sich umzusehen'. Anderseits ist der dramatische Dialog schwach entwickelt. Hallström verdeutlicht seine Menschen lieber durch andere, direktere Mittel. Sein Dialog strebt nicht den Eindruck des naturfrischen Lebens an; er dient vielmehr oft nur als Fenster in das menschliche Innere. Dieses Normalverhältnis verschiebt sich etwas, wo ein rasch ablaufender, heftiger Zusammenstoß primitiverer Naturen sich ereignet. Das ist aber selten. Reine Feindschaft und Haß sind Farben, die auf der Palette des Erzählers Hallström kaum vertreten sind. Er liebt überall die matteren, zarteren Schattierungen. Dem entspricht auch der Vortrag: im Ganzen gedämpft, zuweilen ergriffen, in den früheren Werken oft gefühlvoll, reich an Gleichnissen und Beseelungen, die häufig humoristisch, auch nicht selten gesucht wirken, fein abgetönt und von suggestiver Melodie, aber arm an Kraftstellen und Kernsprüchen, wenngleich oft witzig — sehr verschieden von der kunstloseren, aber schlagkräftigeren Prosa sowohl Strindbergs wie Heidenstams.

Das Erzählte spielt zum größeren Teil in der Gegenwart oder jüngsten Vergangenheit; es ist dann zuweilen einem 'Ich' in den Mund gelegt. Wie die Naturumgebung, so wird auch die städtische und gesellschaftliche Umwelt vom Autor mit Sorgfalt behandelt. Er charakterisiert auf diese Weise die Kulturzeitalter Stockholms und Schwedens: die neunziger Jahre, die er selbst durchlebt; die siebziger Jahre, die er als Kind gesehen hat. Aber auch ältere Zeiten weiß er reizvoll lebendig zu machen: das Biedermeiertum — in der 'Alten Geschichte' romantisch verklärt als gute, alte Zeit —, das Jahr 1793 im 'Toten Fall', die schwedische 'Freiheitszeit' in der stilvollen Humoreske 'Göterhjelm'. Über die Geburtsstunde des modernen Bürgertums ist der Kulturhistoriker Hallström bisher nicht vorgedrungen — die Durchblicke auf Karl den Elften und auf den schwarzen Tod im 'Toten Fall' widersprechen dem nicht —; und das dürfte eine weise Beschränkung sein, denn Hallström wurzelt durchaus im gebildeten Bürgertum. Die 'Karoliner' hätte er niemals schreiben können.

Vergleicht man die erste Novellensammlung (von 1894) mit den späteren Werken, so springt die Entwicklung des Künstlers in die Augen. Zu erzählen versteht er anfangs kaum, aber er lernt es immer besser; noch vom 'Toten Fall' zum 'Schelmenroman' macht er Fortschritte; und in den neuesten Arbeiten trägt er uns so sicher und stetig zum Ziel wie die frische Brise die Fregatte 'Hoffnung' des Kapitäns Göterhjelm. Und den empfindsamen und pretiösen Ballast hat er inzwischen größtenteils über Bord geworfen. Wir hören noch immer den lebhaften Tonfall der Jugendwerke und glauben das lebhafte Mienenspiel und manchmal das liebenswürdige Lächeln des Erzählers wahrzunehmen. Aber sein Blick ist nicht mehr so grüblerisch nach innen gekehrt wie früher, er schaut freier und heiterer nach außen. Die Komposition zeigt jetzt ein bemerkenswertes Ebenmaß.

Man hat den doppelten Eindruck, daß Hallström schnell, und daß er sehr sorgfältig produziert. Alles von ihm ist fein ausgefeilt. Einmal ergriffene Motive verwertet er gern aufs neue. So feiert die Skizze 'Aus dem Dunkel' — die dem Autor vor andern am Herzen lag, denn er ließ sich in einer deutschen Anthologie durch sie vertreten — eine verschönte Auferstehung im 'Frühling'. — Dort kommt dann der Gedanke der verfehlten Künstlerliebe hinzu. Der Roman erschien 1898. Ibsen machte die ersten Aufzeichnungen zu seinem 'Epilog' im Februar 1899. Der 'Epilog' zeigt das Motiv der verfehlten Künstlerliebe zu herbster tragischer Größe gestaltet. Wenn hier kein Zusammenhang sein sollte, so darf man doch die beiden Werke einander gegenüberstellen als bezeichnend für die sehr verschiedene Grundstimmung der beiden nordischen Schriftsteller.

Man täte Hallström unrecht, wenn man ihn nur als Erzähler würdigen wollte. Seine — meines Wissens nicht übersetzten — Dramen sind nicht minder bezeichnende Hervorbringungen seines Geistes, dessen romantischer Hang freierer Ergießungen bedarf, als die realistischen Schranken der modernen Erzählung zulassen. So schuf der Dichter sich das Gefäß des 'Märchendramas', anknüpfend an die durch die Literaturrevolution unterbrochene Überlieferung des romantischen Buchdramas, also auch dem Vers vor der Prosa den Vorrang gebend. Übrigens dürfte auch Shakespeare als Vorbild nicht unbeteiligt sein. Für das prosaische Intrigenstück auf italienischem Boden darf man bei einem so belesenen Literaturkenner auch an das italienische Renaissancetheater denken.

Daß Hallström auch Lyrik in Versen hat ausgehen lassen, kann bei dem reichen lyrischen Gehalt seiner Prosa kaum überraschen.

In dem Skandinavienheft der Süddeutschen Monatshefte und anderswo hat Hallström unlängst seiner deutschfreundlichen Gesinnung warmen Ausdruck gegeben, indem er das verleumdete und angepöbelte Deutschland mit dem Ibsenschen Volksfeind verglich. Bekanntlich ist eine solche Gesinnung die in Schweden vorherrschende. Aber man kann des schwedischen Akademikers Kundgebung auch ohne das verstehen. Die weltweite Bildung, über die er verfügt, die dichterische Gabe der Einfühlung und die öfters bekundete Unabhängigkeit von Modeschlagworten erklären es zur Genüge, daß Hallström auch in dem Höllenlärm des papiernen Weltkrieges seinen klaren Kopf bewahrt und das Herz auf dem rechten Fleck behält. Er hat früher einmal den mit der Anpassungslehre getriebenen Unfug durch ein witziges Beispiel gegeißelt: 'Als in der Stadt des politischen Handelns, Paris, das Steinpflaster abgeschafft und durch Makadam ersetzt wurde, baute man dort fortan keine Barrikaden mehr, sondern warf dafür mit Schmutz'. Übrigens ist er kein extremer Nationalist, vielmehr ein Gegner aller nationalen Engherzigkeit, von der er sich in seinen Werken — bei der Charakteristik von allerlei Nationen, auch der russischen — durchaus frei zeigt. Er ist freisinnig im wahren Sinne des Wortes, und nichts anderes als die freie europäische Bildung ist es, die in seiner Kundgebung das Wort nimmt. Darum hauptsächlich muß sein mannhaftes Auftreten uns wertvoll sein.

Per Hallströms Werke haben auch in deutschem Gewande vielen edelsten Genuß gespendet und unvergeßliche Stunden bereitet. Möge der Dichter erfolgreich und zu eigener Freude fortschreiten auf der selbstgebrochenen Bahn empor zu neuen Aussichten, die nur er uns zeigen kann.

Zur Behandlung der „sozialen Anklageliteratur“ in der Schule.

Von **Otto Brauer** in Annaberg.

Veranlaßt durch den Aufsatz des Herrn Dr. Soyter (5. Heft 1917), möchte ich an den „Webern“ Gerhart Hauptmanns zeigen, wie ich mir die Behandlung von Dramen mit neuzeitlichen Kulturproblemen in der Schule denke. In Frage kommen für das Folgende 19—20jährige junge Leute eines Lehrerseminars. Wir versammeln uns wöchentlich einmal in den Abendstunden zu einer Art literarischem Kränzchen, für das uns $1^1/_4$—$1^3/_4$ Stunden zur Verfügung stehen. Die Beteiligung ist freiwillig; aber es fehlt nur, wer durch dringende Gründe abgehalten wird. Bei der Auswahl der zu behandelnden Dichtungen trage ich den Wünschen der Schüler gern Rechnung und ziehe auch künstlerisch weniger Wertvolles einmal mit heran, wenn es gerade die Allgemeinheit stark beschäftigt. Die sachgemäße Besprechung von „Gegenbeispielen“ wirkt einmal geschmackbildend, und dann sollen die jungen Leute lernen, sich kritisch gegen das Marktgeschrei zu verhalten. Daß das Urteil in diesem Falle manchmal subjektiv gefärbt sein wird, gebe ich gern zu; die Hauptsache ist, daß es von einer einheitlichen künstlerischen und philosophischen Gesamtauffassung des Lehrers getragen ist, die die Schüler aus dem Unterricht kennen, und nicht für unfehlbar gehalten werden will.

Zur Einrichtung besonderer Leseabende bin ich gekommen, weil ich in den lehrplanmäßigen Stunden einfach keine Zeit gefunden habe, die Schüler eingehender mit der neuesten Literatur bekannt zu machen. Aber gerade für die neueste Dichtung bedürfen die Schüler notwendig des Führers, wenn nicht bedenkliche Widersprüche zwischen alten und neuen Kunst- und Kulturidealen entstehen sollen. Denn daß unsere Schüler viele der neuesten Dichtungen, und gerade die tendenziösen, kennen, ist klar, und es ist weiter klar, daß die Kenntnis um so gefährlicher wird, je oberflächlicher sie bleibt. Nun behandle ich aber nicht etwa die neuere Literatur nur, um vor ihr zu warnen. Ich bin mir wohl bewußt, daß in ihr viel Wertvolles und in die Zukunft Weisendes liegt, daß auch die Dichtungen Teilerscheinungen des gesamten Kulturwillens eines Zeitabschnittes sind. Die Schule getraut sich im Lehrplan aus ganz begreiflichen Gründen immer erst dann an eine Sache heran, wenn sie geschichtlich geworden ist, wenn ihr Charakterbild nicht mehr, von der Parteien Haß und Gunst getragen, schwankt. So verständlich dieser Grundsatz ist, so wenig befriedigt er doch, wenn es sich um Schüler handelt, die wie unsere Seminaristen unmittelbar aus der Schule ins Leben treten. Diese Erwägungen ließen mich den erwähnten Ausweg einschlagen, der mich in den zehn Jahren, die ich ihn begehe, recht befriedigt hat. Natürlich halte ich es auch für richtiger, daß besonders dem deutschen Lehrerseminar, dessen Schüler sich nicht auf der Hochschule noch weiterbilden können, genügend Zeit zur Lösung auch dieser Aufgabe zur Verfügung gestellt wird; aber darauf werden wir wohl noch manches Jahr warten müssen. Doch genug von diesen Fragen, die wohl jeden Deutschlehrer beschäftigen.

Bei Besprechung der „Weber“ Gerhart Hauptmanns stelle ich mir hinsichtlich der Form die Aufgabe, den Schülern die Eigenart des naturalistischen Milieudramas klarzumachen. Die Hauptsache ist mir jedoch der Inhalt, die Behandlung des sozialen Problems, das in der Dichtung vor unseren Augen aufgerollt wird, und die Stellung des Dichters zu ihm. Ich beginne nach einer kurzen Bemerkung über die Zeit, in der das Drama spielt, und über die Verhältnisse, die in ihm dargestellt werden,

sofort mit dem Vorlesen. Zugrunde lege ich die Übertragung, in der das Drama ja auch meist gelesen und gespielt wird. Der Privatlektüre überlasse ich das Stück nicht, weil ich einmal die Schüler für diese besondere Veranstaltung nicht mit Aufgaben belasten will und weil ich außerdem nicht jedem Schüler die Anschaffung des immerhin teuren Werkes zumuten möchte. Für das Lesen mit verteilten Rollen eignen sich die „Weber“ wegen der Schwierigkeiten, die die Mundart bereitet, recht wenig. Auch bei anderen Stücken habe ich mit Verteilung der Rollen keine guten Erfahrungen gemacht. Nur wenige Schüler sind befähigt, Dramatisches eindrucksvoll und doch ohne Übertreibung zu lesen, und auch diesen müßte längere Zeit zur Vorbereitung gelassen werden, wenn gute Leistungen erzielt werden sollten. Als einen Übelstand habe ich es immer empfunden, daß sich das Vorlesen über mindestens zwei Leseabende erstreckt, weil dadurch der Gesamteindruck beeinträchtigt wird. Beim Vorlesen, das natürlich nur ein kärglicher Ersatz für das Spiel auf der Bühne sein kann, kommen die szenischen Bemerkungen des Dichters, die ja im naturalistischen Theaterstück von besonderer Bedeutung sind, reichlich zur Geltung. Auf schauspielerische Gesten verzichte ich. Die Besprechung gestalte ich möglichst frei. Dem niederschmetternden Eindrucke, den der Tod des alten Hilse am Schlusse macht, geben wir uns einige Zeit völlig hin. Am liebsten richtete ich es so ein, daß der Schluß des Dramas auf den Schluß des Leseabends fiele; dann hätten die Schüler bis zum nächsten Abend Zeit, sich das Gehörte nochmals zu vergegenwärtigen und es zu überdenken. Aber das läßt sich nicht immer durchführen. Nun stelle ich die ganz allgemeine Frage: „Wer hat etwas zu bemerken?“ Darauf beginnt die Aussprache zwischen den Schülern, in die ich zunächst nur vorsichtig eingreife, um sie unmerklich auf die Punkte zu lenken, auf die mir's ankommt, und Nebensächliches zurücktreten zu lassen. Vorerst geht es dabei allerdings etwas bunt durcheinander, aber allmählich kommt Ordnung in die Besprechung. Wissen doch die Schüler aus den Unterrichtsstunden, welche Gesichtspunkte bei der Würdigung eines Dramas in den Gesichtskreis gezogen werden müssen. Daß die Meinungen aufeinanderplatzen, ist bildend fürs Leben. Nur wird verlangt, daß jeder seine Meinung auch zu begründen versteht.

Das erste, was zur Erörterung kommt — ich gebe im folgenden den ungefähren Verlauf einer solchen Besprechung wieder, wie ich sie des öfteren geleitet habe —, ist die entsetzliche Lage der schlesischen Hausweber, die im einzelnen ausgemalt wird: ihre materielle Not, und zwar die Behandlung durch den Fabrikanten und seine Angestellten, die Stellung, die die Obrigkeit und ihre Beamten zur Weberbevölkerung einnehmen; der damit aufs engste zusammenhängende sittliche Tiefstand bei der Mehrzahl: die kriechende Unterwürfigkeit und Heuchelei zum Zwecke der Erreichung geringer Vorteile, das maßlose Aufbegehren, das zur Empörung führt, in die die verblendete Menge ohne Überlegung und ohne Aussicht auf dauernden Erfolg hineinstürmt; daneben der alte Hilse in seiner frommen Gottergebenheit und mit dem ins Jenseits gerichteten Blick. Dann wendet sich unser Auge den Fabrikanten zu. Sie stammen auch aus Weberkreisen; aber im Laufe mehrerer Generationen haben sie sich zu Wohlstand, ja Reichtum emporgearbeitet. Wir tun Einblick in Dreißigers und seiner Familie parvenühaftes Wohlleben und vernehmen, wie es andere noch weiter gebracht haben. Wir hören aber auch seine Klagen über die Konkurrenz und über die Schutzzölle, durch die sich das Ausland abzuschließen sucht. Sein Blick ist nur nach dieser Seite gerichtet, auch die Regierung soll die Dinge unter seinem Gesichtswinkel sehen.

In Kittelhaus tritt uns in dem Gespräch mit dem Kandidaten, dessen Herz warm

für die gequälten Weber schlägt, ein Geistlicher entgegen, der sein Kompromiß mit der Welt, wie sie ist, geschlossen hat, der Seelsorger, aber nicht „Wanstsorger" sein will, der sein reines Gotteswort predigt und im übrigen den sorgen läßt, „der den Vögeln ihr Bett und ihr Futter bereitet".

Ich werfe ein: „Aber dahin durfte man es doch nicht kommen lassen, da müssen doch Fehler gemacht worden sein." In der Debatte sind, wie in der Theorie überhaupt, Auswege leicht gefunden: der Staat mußte zeitig genug eingreifen, die Kirche hat ihre Pflicht versäumt. Meine Frage: „Was hätte denn geschehen sollen?" bringt zur Besinnung. Nachdem etwaige Abhilfsvorschläge aus der Mitte der Klasse heraus in ihrer Haltlosigkeit beleuchtet worden sind, wird festgestellt, daß das plötzliche Aufkommen einer ganz neuen Wirtschaftsform, der sich der Maschine bedienenden Fabrikindustrie, das Elend der Hausweber verschuldet hat. Diese Wirtschaftsform stellt unzweifelhaft einen Kulturfortschritt dar. Ihre Folgen sind aber für die Kreise, die sich nicht anzupassen verstehen oder auch nicht anpassen können, zunächst vernichtend. Früher eine große Anzahl sozial gleichstehender Webermeister mit zwar knappem, aber ausreichendem Einkommen; jetzt der Gegensatz von wenig ganz Reichen und vielen ganz Armen. Der Staat ist nicht in der Lage einzugreifen. Von ihrem Standpunkte aus gesehen haben auch die Fabrikanten und der Pastor durchaus recht. Der naive Ausruf der ungebildeten Frau Dreißiger: „... das is ja grade, als wie wenn's Reichtum a Verbrechen wär' ..." beleuchtet grell die Lage. Die Schüler bekommen eine Vorstellung von der Tragik, die mit der Entwicklung der Menschheit an sich gegeben ist. Was bei Betrachtung der Dinge vom Ewigkeitsstandpunkte aus als Fortschritt erscheint, bringt bei seinem Eintritte in die Welt für einen Teil der Menschheit Leid und Untergang. Das ist Menschenlos; so wird es bleiben, solange es Menschen gibt. Das kann gemildert, aber nicht geändert werden. Vom Standpunkte des Einzelwesens aus mag diese Auffassung pessimistisch erscheinen, vom Standpunkte der Menschheit aus ist sie es nicht. Wir besinnen uns dabei auf Hebbel, durch dessen Werke uns solche Anschauungen vertraut geworden sind.

Ich frage weiter: „Wie steht der Dichter zu dem Problem?" Es heißt: Der steht natürlich auf der Seite der Weber und ist durchaus pessimistisch gestimmt. Bewiesen wird diese Behauptung durch den „niederwuchtenden" Eindruck, den das ganze Stück hinterläßt, besonders sein Schluß, und durch das gänzliche Fehlen jeder freundlichen Seite im Leben der armen Weber. „Also predigt H. den Klassenkampf?" Wir denken an Sudermanns Dramen, der z. B. in der „Ehre" durch den Mund des Grafen Trast seine neuen Kulturideale verkündet, und finden, daß H. doch anders verfährt. Auch die Frage, welche politische Partei den Dichter der „Weber" für sich in Anspruch nehmen könnte, die man aus dem Stücke heraus nicht zu entscheiden vermag, wirkt klärend. Wir finden: der Dichter tritt vollständig hinter sein Werk zurück, er nimmt mit keinem Worte Partei, sondern ist bestrebt, die Verhältnisse objektiv darzustellen. Daß er gar keine lichten Farbentöne in seinem Gemälde verwendet, hängt mit den unendlich trostlosen Zuständen zusammen, in denen die Weber leben. Diese sind den Schülern ja schon aus dem Gedichte Freiligraths bekannt. In der Beziehung liegt in dem Drama ein epischer Zug. Nur fühlen kann man, daß des Dichters Herz für das gequälte Webervolk schlägt, daß es erfüllt ist mit unendlichem Mitleid mit den vom Schicksal dem Untergang Geweihten. Nur auf einen Menschen, der sich bloß vom Gefühl beherrschen läßt und nicht zu denken vermag, also auf den Unreifen, wird das Drama deshalb „aufreizend" wirken können. „Wie hätte Sudermann verfahren müssen, wenn er in der 'Ehre' den objektiven Standpunkt Hauptmanns hätte einnehmen wollen?" Er hätte darstellen können, daß in den

verschiedenen Ständen verschiedene Auffassungen des Ehrbegriffs herrschen, die teilweise recht materialistisch begründet sind; aber er hätte die Tragik herausarbeiten müssen, die sich daraus ergibt, daß an solche materialistisch gesinnte Kreise in Robert Heinecke ein Mann von idealer Auffassung der Ehre als Sohn, Bruder und Liebender gefesselt ist.

Es sind in unserer Unterhaltung auch schon des öfteren die Eigentümlichkeiten der Form des Dramas gestreift worden — Form und Inhalt lassen sich ja nur in der Abstraktion trennen —; ich bin aber noch nicht darauf eingegangen. Die Frage nach dem Helden, nach Spieler und Gegenspieler, wie sie uns aus dem klassischen Drama geläufig ist, führt zu der Erkenntnis, daß das Stück überhaupt keine überragende Persönlichkeit hat, die man als Helden im gewöhnlichen Sinne bezeichnen könnte. In fünf Bildern aus dem Leben, die der Dichter Akte nennt, ohne daß sie es im strengen Sinne sind, wird uns das Ringen eines ganzen Standes mit seinem verhängnisvollen Schicksale dargestellt. Eine dramatische Handlung, wie sie G. Freytag aus dem klassischen Drama abstrahiert hat, wird man in diesen Lebensausschnitten vergeblich suchen. Ich gebe an dieser Stelle die üblichen Begriffe des Charakterdramas und des Milieudramas, doch halte ich das für nebensächlich. Wichtiger als die Namen ist mir, daß die Schüler die Sache klar erfassen. Schlenther nennt die „Weber" ein modernes Schicksalsdrama im Gegensatz zum romantischen. „Welcher Unterschied besteht zwischen beiden in der Auffassung des Schicksals?"

„Warum verfährt H. so?" „Welches sind seine künstlerischen Absichten?" Der Dichter erstrebt größte Wirklichkeitstreue. Die Räumlichkeiten, in denen sich die Vorgänge des Dramas abspielen, sind bis ins einzelnste genau vom Dichter vorgezeichnet. Die Personen werden in ihrem Äußeren, ihrer augenblicklichen Beschäftigung und ihren zufälligen Bewegungen festgehalten. Die Lichtverhältnisse in den dumpfen Stuben sind genau beschrieben. Da fehlen z. B. im Stübchen des alten Ansorge nicht die durch Papier ersetzten Fensterscheiben und die mit Stroh verstopften Fensterlöcher der linken Wand, nicht das schwache, rosafarbene Licht des Abends, das auf das weißblonde, offene Haar der Mädchen, auf ihre unbekleideten, mageren Schultern, auf die dünnen, wächsernen Nacken, auf die Falten des groben Hemdes fällt, nicht die auf der Ofenbank stehenden alten Töpfe, nicht die zum Dörren auf Papier gelegten Kartoffelschalen usw. Die Menschen reden in ihrer heimischen Mundart, die Ausdrucksweise ist nach Wortwahl und Satzbildung der Wirklichkeit abgelauscht. Charakteristisch sind das Gespräch des Tischlers Wiegand mit dem Reisenden im dritten und das Morgengebet des alten Hilse im fünften Akte in ihrem Bestreben, sich über die gewöhnliche Umgangssprache zu erheben. Aber die Wirklichkeitstreue geht noch weiter. Es gibt im Stücke keine Typen, sondern nur Einzelwesen, wie sie das Leben bietet, keine geschlossene Handlung, sondern Augenblicksbilder, die auch das Zufällige enthalten. Am auffälligsten ist, daß die Handlung nicht zuletzt wieder in den allgemeinen Lauf des Weltgeschehens zurücksinkt, sondern jäh abbricht. Wir wissen zwar, was die Zukunft bringen wird; aber am Schluß des Stückes sind doch die Aufrührer siegreich. Der alte Hilse wird am Webstuhl von einer verirrten Kugel getroffen. Sein Tod beleuchtet grell die Blindheit des Schicksals. Der Dichter schreckt auch vor dem Ekelhaften nicht zurück, wie z. B. der Bericht über das Verhalten der Weiber beim Kampfe gegen das Militär zeigt. Das ist naturalistische Dichtung. Der Künstler steht dem Leben gegenüber wie der Photograph, der alles aufnimmt, was sich der Platte bietet, wenn er einmal den Gegenstand und seinen Standpunkt gewählt hat, nicht wie der Maler, der auswählt und gruppiert. Wir finden, daß H. die beabsichtigte Wirkung wohl am besten auf diesem Wege erzielen konnte, daß das Verfahren

also hier angebracht erscheint. Aber es regen sich auch Bedenken. Diese kommen zur Geltung, wenn wir noch andere naturalistische Stücke gelesen haben und nun über das Wesen der naturalistischen Dichtung im Zusammenhang sprechen. Hier wird nur hervorgehoben, daß völlige Naturtreue vom Dichter nicht erreicht werden kann, da er eben doch im letzten Grunde nicht die Natur abschreibt, sondern aus sich heraus gestaltet, und daß die Geschlossenheit des Kunstwerkes, die wir für nötig erachten, bei diesem Verfahren verlorengehen muß. Als Gewinn buchen wir die Notwendigkeit schärfster Beobachtung, die sich auch auf die leisesten Seelenregungen erstreckt, das völlige Fehlen des Monologs, das hohe Anforderungen an das dramatische Können des Dichters stellt, und die dem Leben entsprechende Gestaltung des Dialogs, die zu einer Erneuerung der Theatersprache geführt hat.

Diese Ausführungen erheben nicht den Anspruch, die Frage der Behandlung der neueren dramatischen Literatur in der Schule irgendwie zu lösen; sie wollen nur als bescheidener Versuch angesehen sein, die Schüler mit den neueren Kultur- und Kunstproblemen bekannt zu machen und die schulmäßige Behandlung freier zu gestalten durch Herausheben des Wichtigsten und Eingehen auf das, was den Schülern besonders auffällt.

Zur Sprachlehre.

Von **Rudolf Blümel** in München.

Konkret und abstrakt.

Die Unterscheidung von „konkreten" und „abstrakten" Hauptwörtern gehört gar nicht in die Sprachlehre. Wenn das der Fall wäre, müßten sich die „konkreten" Hauptwörter von den „abstrakten" durch gewisse Formeigentümlichkeiten (besondere Bildungsweisen, besondere Endungen in der Biegung) unterscheiden. Das ist aber nicht der Fall. Die heutige Logik unterscheidet auch zwischen „konkret" und „abstrakt", doch in ganz anderem Sinne.[1]) Die althergebrachte Scheidung von Greifbarfestem und Übrigem hat ja eine gewisse Berechtigung, indem uns alles, was nicht greifbar ist, z. B. der Wind, als etwas dem Geistigen Ähnliches erscheint, auch wenn es durch die Sinne wahrnehmbar ist. Es ist aber keineswegs angebracht, falls überhaupt eine Scheidung vorgenommen werden soll, einen Teil der Welt, die wir durch die Sinne wahrnehmen, von dem übrigen, was wir sinnlich wahrnehmen, loszutrennen und der Welt, die wir durch den Geist erkennen, zuzuschreiben.

Es ist vielmehr (falls getrennt werden soll) so zu scheiden:

1. Alles, was wir mit den „fünf Sinnen" wahrnehmen (oder gegebenen Falles wahrnehmen können),

2. Alles, was nur unser Geist erkennt.

Unter 1. fielen dann auch Zeit- und Eigenschaftswörter, wie schwimmen[2]), blau, auch Vorwörter. Die Schule hätte sich bei solchen Unterscheidungen zunächst an die allereinfachsten und deutlichsten Fälle zu halten. Erst verhältnismäßig spät, wenn die Unterscheidung schon „sitzt", können Unterscheidungen erörtert werden,

---

1) Näheres z. B. in der Logik von Erdmann.
2) Nur in gewöhnlichem Sinne, vgl. weiter unten.

wie schwimmen (im Wasser) — sinnlich, schwimmen (in Wonne) — geistig, an (die Wand lehnen) — sinnlich, an (den Vater denken) — geistig. Auch diese Unterscheidung hat mit der Sprachlehre nichts zu tun, sie gehört in die Bedeutungslehre.

Doppelformen.

Es kommt wiederholt vor, daß Formen von Wörtern oder Bildungen nebeneinanderstehen, die scheinbar genau das gleiche bedeuten, so z. B. dem Tag neben dem Tage, frägt neben fragt, frug neben fragte. Den Sprachmeistern ist ein solcher „schwankender" Zustand meist unbehaglich; sie wollen ihre glatten Regeln haben, mit etwaigen Ausnahmen, aber daß zwei (oder gar noch mehr) Formen nebeneinander bestehen sollen, das erscheint ihnen als etwas Unerhörtes. (Wenn neben der sogenannten Unterordnung von Sätzen die Beiordnung nicht recht beliebt ist, so hängt das auch damit zusammen, daß zwischen Unterordnung und Beiordnung kein rechter Bedeutungsunterschied zu ersehen ist, Unterordnung und Beiordnung also gewissermaßen zwei Formen mit annähernd gleicher Bedeutung darstellen.)

Es wundert mich, daß unsere Sprachmeister, die doch sonst so viel Wert auf guten Stil legen, diese Frage noch nicht nach dem Gesichtspunkt des Schriftstellers beurteilt haben. Der Schriftsteller muß für eine solche Doppelheit oder Mehrheit von Formen dankbar sein. Man denke nur an die Dichtung, die (sagen wir im guten Sinne handwerksmäßig) neben den heute geltenden Formen in verschiedenen Fällen ältere bewahrt hat, Aug neben Auge, gerochen neben gerächt, etwa noch treibet neben treibt usw. Der Schriftsteller hat freilich nur die noch heute gültigen Formen zu pflegen.

Aber bedeuten denn diese verschiedenen Zwillings- und Drillingsformen (wenn man so sagen darf) wirklich das gleiche? Anscheinend ja: dem Tag bedeutet nichts anderes als dem Tage, frägt nichts anderes als fragt usw. Aber es liegt schon eine gewisse Gefühlsbetonung auf jedem Wort, auf jeder Wortform, die auf der scheinbar bedeutungsgleichen nicht wiederkehrt. Dem Tage ist für mich (weil ich es in meiner Umgangssprache nicht kenne) feierlicher, gewählter als dem Tag. Frägst (vollends frug) erscheint mir steif, überrichtig, wackrer Jüngling zusammengenommen, straff gegenüber wackerer Jüngling.

Ein weiterer, nicht zu unterschätzender Unterschied ist der des Klangs. Kein Glied dieser Formpaare ist im Klang genau wie das andere, und man darf ja nicht glauben, daß es etwa ganz gleichgültig wäre, ob im Zusammenhang gerade die eine oder die andere Form steht. Warum die eine Form dasteht und nicht die andere, das können wir noch nicht recht angeben, solang es sich bloß um den Klang handelt (außer etwa in der Dichtung, wenn etwa ein zweisilbiger Fuß, also wackrer, nicht wackerer, verlangt wird). Aber so viel ist sicher: Wird eine scheinbar zum Verwechseln ähnliche Form an die Stelle der vom Verfasser selbst gesetzten eingefügt, etwa wackrer statt wackerer, so leidet die ganze Klanggestalt des Satzes. Wessen Ohren (und Sprachorgane) dafür empfindlich sind, der merkt solche Entstellungen tatsächlich sehr deutlich. — Sicher beruht die Verschiedenheit des Gefühlstons, die die einzelnen Glieder solcher Paare usw. auszeichnet, auch auf der Verschiedenheit des Klanges. Wackrer klingt tatsächlich etwas straffer, herber als wackerer (also ist es nicht so, daß wackrer, weil es sich näher der Umgangssprache anschließt, weniger sorgfältig wäre oder bloß eine schlampige Form mit „vernachlässigtem" e).

Tatsächliche Bedeutungsunterschiede liegen dagegen vor zwischen der sogenannten Satzunterordnung und Satzbeiordnung. Diese sind schwer zu fassen, die sogenannte Unterordnung betrifft den untergeordneten Satz, falls sie echt deutsch gedacht ist, stärker als im Lateinischen.[1]) Die Unterordnung im Lateinischen ist, entgegen der jetzt herrschenden Ansicht, mehr als ein künstlerisches Spiel aufzufassen, die deutsche, soweit sie echt deutsch ist, als Ausdruck einer innerlich gefühlten, wenn auch in ihrem Wesen noch nicht wissenschaftlich erkannten Notwendigkeit.

Deutsche Wortstellung.

Ein Gebiet der Sprachlehre, das auch im deutschen Unterricht noch nicht überall genügend berücksichtigt ist, ist die Wortstellungslehre. Das ist um so bedauerlicher, als die Wortstellung gerade auch für unser Deutsch von größter Wichtigkeit ist. So erkennen wir z. B. an der Stellung, daß (im ruhigen Behauptungssatz) von zwei sonst als Nominativ und Akkusativ nicht unterscheidbaren Satzgliedern das vorangestellte das Subjekt ist, das nachgestellte das Akkusativobjekt: Die Türken schlugen die Engländer bei Ktesiphon.

Was unsere Gebildeten von der Wortstellung des Deutschen wissen, ist recht wenig. Verschiedene (und nicht die wenigsten) werden, wenn sie sich darüber etwas denken, meinen, man könne im Deutschen, einige Fälle wie Fragesatz ausgenommen, stellen „wie man wolle". Ich will doch zeigen, daß es sich wesentlich anders verhält. Unter den Satzteilen, welche wir nach den Gesetzen der Wortstellung anordnen, gibt es zunächst zwei große Klassen. Die einen stehen, wenn wir von der Möglichkeit, sie an den Satzanfang zu stellen, zunächst absehen, immer gegen Ende des Satzes. Es sind das Infinitiv und Partizip Perfekt, das vor dem Infinitiv stehende zu (Das war zu erwarten), die Adverbien, die mit dem Verb sogenannte unfeste Zusammensetzungen bilden (ein in einsteigen, ab in abfahren, an in ankommen, aus in aussteigen usw.), entsprechende andre Satzteile (Schlittschuh in Schlittschuh fahren, die Rede in der Wendung Davon kann nicht die Rede sein, in Anwendung in der Wendung in Anwendung bringen usw.), dann das nominale Prädikat (Mein Vater war Amtsrichter, Wir sind froh). (Im Nebensatz kommt dazu noch das finite Verb.) Vor diesen Satzteilen stehen die übrigen, also Subjekt, die etwaigen Objekte und „Adverbialien" (Orts-, Zeit- und andere Bestimmungen). (Das Verb, soweit es sich um die Stellung im Hauptsatz handelt, hat seine eigne Stellung.) Die genannten zwei verschiedenen Arten von Satzteilen unterscheiden sich darin, daß die Stellung der zuerst genannten (mit verschwindenden „Ausnahmen") am Satzende unverbrüchlich fest, die der andern dagegen eine wechselnde ist.

Die Wortstellungsgesetze werden von heutigen Schriftstellern vielfach durchbrochen, indem sie gewisse Freiheiten der dichterischen Wortstellung anzubringen suchen, namentlich die freiere Behandlung von Satzteilen, die am Satzende stehen und dort feste Stellung einzunehmen haben. Man mag das für eine dichterische Prosa gelten lassen, in der schlichten liegt die Sache nicht so einfach. Der Unterricht sollte doch darauf hinweisen, daß auch unsere Sprache in dieser Beziehung ihre Gesetze und viele Möglichkeiten besitzt, viel mehr, als man zunächst denkt.

---

1) Eben weil sie seltener ist.

Es macht sich doch höchst sonderbar, wenn wir die strenge französische Wortstellung genau innehalten (die Franzosen freilich sehen genau darauf, daß sie eingehalten wird), die unsre aber schlecht anwenden und von ihr nichts Genaueres anzugeben wissen.

Anmerkung. Man darf die Ursache davon, daß wir so wenig auf die deutsche Wortstellung achten, darin suchen, daß die lateinische Grammatik von der Wortstellung des Lateins so wenig mitteilt.

Unpassende Beispiele in der Sprachlehre.

1.

Die Beispiele, welche in der Sprachlehre dazu dienen sollen, uns ein klares Bild der betreffenden Spracherscheinung, etwa des Akkusativobjekts, des Befehlssatzes, zu geben, sind vielfach aus deutschen Dichtern gewählt. Dieses Verfahren scheint in mancher Beziehung vorteilhaft zu sein. Diese Stellen sind meistens recht anschaulich, sie haben sich uns ins Gedächtnis geprägt, sie weisen auf bekannte Dichtungen.

Das gilt nun freilich für Erwachsene, es ist eine große Frage, ob auch der Schüler diese Stellen so leicht auffaßt wie der Erwachsene. Das ist nun durchaus nicht der Fall. Die meisten dieser Stellen sind ohne Kenntnis des Zusammenhangs lange nicht so verständlich, auch nicht einmal so sinnvoll, als wenn der Zusammenhang gegenwärtig ist. Man denke an Beispiele wie: Ich singe, wie der Vogel singt, Der in den Zweigen wohnet — Und der Sänger rasch in die Saiten fällt Und beginnt sie mächtig zu schlagen — wer, wird der Schüler fragen, wer spricht das, was soll der Sänger, der da auf einmal „in die Saiten fällt"?

Manche Beispiele sind auch an sich dem Schüler unverständlich. Hieher gehört das eben erwähnte von dem in die Saiten fallenden Sänger, oder z.B. Von dem Turme, schwer und bang, Tönt die Glocke Grabgesang. Will man Beispiele aus Dichtern wählen, so nehme man solche, von denen man annehmen kann, daß die Dichtung den Schülern bekannt ist. Auch diese Stellen sollen an sich verständlich sein.

2.

Die Beispiele, welche zum Zwecke des Sprachlehrunterrichts eigens geschaffen sind, haben zum Teil einen andern Fehler. So wie manche nach Inhalt und Form dastehen, kommen sie im gewöhnlichen Leben, namentlich im Leben des Schülers (außer gerade in der Schule) überhaupt nicht vor. Hieher gehören Beispiele wie Der Vogel fliegt, Der Fisch schwimmt. In einer Hinsicht sind diejenigen entschuldigt, die solche Beispiele bringen: Reine Beispiele für Erscheinungen der Satzlehre sind überhaupt ziemlich selten, noch viel geringer ist die Anzahl der für die Schule geeigneten Beispiele.

Kunstgeschichte und Deutschunterricht.

Von **Otto Conrad** in Charlottenburg.

Der Krieg, der große Umwerter aller Werte, übt bereits auf Erziehung und Unterricht den größten Einfluß aus. Heute, wo wir uns mehr denn je auf die deutschen Werte besinnen, ist es eine ganz selbstverständliche Forderung, daß der deutsche Unterricht den Mittelpunkt des gesamten Unterrichts bilden muß. Und zwar sowohl als Fach wie erst recht als Prinzip. Das bedeutet: das Deutsche muß einerseits mehr

als bisher als lebendige Kraft alle Fächer durchdringen, und anderseits müssen sich die anderen Fächer, soweit das irgend möglich ist, am Deutschen orientieren. Auf diese Weise kann der deutsche Unterricht so ausgebaut werden, daß er die gesamte vaterländische Kultur der Vergangenheit und Gegenwart einschließt. Das Deutsche wird damit das konzentrierende Kulturfach.

Zu den Fächern, die nun zum deutschen Unterricht in enge Beziehung treten müssen, gehört zweifellos auch die Kunstgeschichte. Eine verständige Synthese dieser beiden Fächer wird für die Kenntnis der deutschen Kultur von größter Bedeutung sein. Wie das gemacht werden kann, welche Ziele sich da eröffnen, das hat Prof. Wilhelm Waetzoldt in seinem Vortrage „Deutsche Wortkunst und deutsche Bildkunst" (Deutsche Abende im Zentralinstitut für Erziehung und Unterricht, Zweiter Vortrag)[1]) angedeutet. Ich sage: angedeutet; denn ausführliche Hinweise bringt der feinsinnige, doch kurze Vortrag nur wenig. Die enge Verbindung zwischen dem Deutschen — dazu kommt noch die Geschichte, die Religion und die Erdkunde — und der Kunstgeschichte in ausführlicher Weise, so daß sie für den Lehrer verwertet werden kann, herauszuarbeiten, ist eine Aufgabe der Zukunft. Man muß sich wundern, daß sie nicht schon in Angriff genommen ist; doch eine brauchbare Arbeit liegt m. W. nicht vor. Durch solche Darstellung würde nicht nur der deutsche Unterricht eine Belebung erfahren, auch die Kunstgeschichte würde vielleicht ein neues Gesicht bekommen. Es soll hier von vornherein, damit nicht ein Mißverständnis entsteht, festgestellt sein, daß nicht besondere Stunden verlangt werden. Zwar ist ja die Kunstgeschichte auf den höheren Mädchenschulen, Frauenschulen usw. als eigenes Unterrichtsfach eingeführt. Es handelt sich auf den höheren Knabenschulen um kunstgeschichtliche Betrachtungen, die von Zeit zu Zeit und immer zur rechten Zeit in den Fächern Deutsch, Geschichte, Religion, Geographie betrieben werden. Dafür einige Beispiele.

Wie kann man die Renaissancezeit, die den Mutterschoß der modernen Kultur überhaupt darstellt, behandeln, ohne Lionardo, Michelangelo, Raffael ausführlich zu besprechen? Was für einen Zweck hat es, die Sixtinadecke zu nennen, ohne sie den Schülern so vorzuführen, daß sie sich klare und deutliche Begriffe bilden können? Wie kann der Religionslehrer in Groß-Berlin die Apostelgeschichte behandeln, ohne den Schülern die Teppiche Raffaels im Kaiser-Friedrich-Museum zu zeigen? Wie kann man die Reformation behandeln, ohne den großen Dürer einer eingehenden Betrachtung zu würdigen? Das wundervollste Denkmal der Reformation für alle Zeiten sind doch Dürers Apostel. Man vergleiche auch Dürers Holzschnitte mit Luthers Sprache. Welche interessanten Parallelen ergeben sich da! Dürer ist nicht bloß Maler und Zeichner — in seinem Kupferstich „Ritter, Tod und Teufel" spiegelt sich nicht nur der Geist des Reformationszeitalters, sondern der deutsche Geist überhaupt. Wir spüren hier etwas von Ewigkeitswerten. Und wie Dürer, so ist erst recht Rembrandt ein Prophet germanischen Geistes und Wesens. Man lenke den Blick der Schüler von seinen „Staalmeesters" auf den selbstbewußten Sinn des deutschen Bürgertums im 17. Jahrhundert, vom Hundertguldenblatt auf die protestantische Geistesanschauung.

Waetzold macht darauf aufmerksam, wie bedeutsam es ist, daß das Wieder-

1) Gedruckt bei E. S. Mittler u. Sohn, Berlin 1916.

erwachen der nationalen Wortkunst im 18. Jahrhundert auch einer Blüte der Illustration entsprach. Daniel Chodowiecki wurde der Dolmetscher unserer großen klassischen Dichter Goethe, Schiller und Lessing auf dem Instrument der Kupferplatte. Welche Bedeutung hat dieser Mann für die Kulturgeschichte Preußens, im besonderen Berlins! Von ihm führt die Entwicklungslinie direkt zu Menzel. Er ist der Illustrator κατ' ἐξοχήν. Wie kann man die Geschichte Friedrichs des Großen behandeln, ohne die Holzschnitte und Gemälde Menzels als Erläuterungsmaterial zu benutzen! Das ist ja der Fortschritt bei Menzel: er illustriert nicht nur die geschichtlichen Ereignisse und Persönlichkeiten, er deutet sie, ergänzt, führt über sie hinaus. Menzel zeigt uns, wie die Bildkunst die historische Darstellung schöpferisch bereichern kann. Die engste Beziehung zur Geschichte hat auch Alfred Rethel, den man als den Maler der deutschen Herrlichkeit des Mittelalters bezeichnen kann. Karl der Große, Otto I., Maximilian sind seine Helden. Er hat auch die tolle Zeit von 1848 trefflich illustriert, in dem Totentanz. Wie eng hier Wortkunst und Bildkunst sich verbinden, zeigt der Text von Robert Reinick: Zeichner und Dichter haben hier etwas schlechthin Einheitliches geschaffen.

Bei keinem Dichter sind die Beziehungen zu den bildenden Künsten so eng wie bei Goethe. Seine Doppelbegabung ist eins der größten Rätsel der menschlichen Psyche. Im Jahre 1909 sah ich Goethes Zeichnungen, Aquarelle usw. im alten Rathaus zu Leipzig zusammengestellt. Man sah hier die ungeheure Schöpfungskraft des Mannes und bewunderte sie. Gewiß war Goethe, obwohl er sein ganzes Leben lang gezeichnet hat, kein bildender Künstler im eigentlichen Sinne. Seine malerische Begabung stand stets im Dienste der Poesie, aber er verdankte dem Zeichnen die Stärkung und Erhaltung seines sinnlichen Auffassungs- und Erinnerungsvermögens.[1]) Die Wandlungen in Goethes Kunststil können wir gleichermaßen in den dichterischen und bildnerischen Werken verfolgen. Es herrscht hier ein durchgehender Parallelismus. Wer sich hier näher unterrichten will, der sei auf das Werk von Volbehr: Goethe und die bildende Kunst (Leipzig 1895) hingewiesen. Das Studium dieses Buches wird für den Deutschlehrer von größter Bedeutung sein. Man suche die Beziehungen des Götz zur Gotik, der Iphigenie zu der deutsch-römischen Landschaftsmalerei (Angelika Kauffmann, Tischbein).

Der Parallelismus zwischen Wortkunst und Bildkunst tritt erst recht in der Romantik hervor. Die Schüler lernen hier verstehen, daß die Romantik nicht nur eine Periode der Dichtkunst ist, sondern eine durchgehende Kulturperiode, die auf allen Gebieten hervortritt: in der Malerei bei Schwind, Richter, Böcklin, in der Religion bei Schleiermacher, in der Musik bei Mendelssohn, Weber, Berlioz, Wagner. Dasselbe gilt von den anderen Richtungen des künstlerischen Stils im 19. Jahrhundert. Wie hier methodisch verfahren werden kann, zeigt das treffliche Buch von Direktor Deckelmann, Die Literatur des 19. Jahrhunderts im deutschen Unterricht. Als Beispiel sei seine Darstellung des Impressionismus in Bildkunst und Wortkunst angeführt. Er stellt zunächst den malerischen Impressionismus dar und geht dann zu dem poetischen über, wie er bei Detlev v. Liliencron und anderen hervortritt. Dieselbe Parallele läßt sich auch für die neueste Stilrichtung des Expressionismus in Malerei und Dichtung ziehen.

1) Waetzold, S. 9.

Jedenfalls wird so erreicht, daß die Schüler die großen Stilbewegungen der Wortkunst und Bildkunst als lebendige Kräfte verstehen lernen. Diese Stile bedeuten völkerpsychologische Entwicklungen. Sie wachsen aus der Seele der Völker heraus, ja vielleicht sogar aus dem Gesamtbewußtsein der Menschheit. Sie sind mindestens die einzigen Beweise, daß solch ein Menschheitsbewußtsein vorhanden ist. Man führe die Schüler in ein tieferes Verständnis der Stile ein. Die Formenwelt des Hellenismus, des Klassizismus, der Renaissance ruht auf dem Ideal der allgemeinen Menschheit; sie ist international, objektiv. Das Schönheitsideal des klassischen Geistes ist Harmonie, Einheit in der Mannigfaltigkeit, edle Einfalt und stille Größe, beruhigtes Sein. Dieser klassische Geist zeigt sein Antlitz in Goethes Iphigenie ebenso wie in Raffaels Madonnen und Fresken, in Mozarts Symphonien und im Tempel der Athene Parthenos. Eine ganz andere Weltanschauung tut sich in der Gotik auf! Der Geist des Klassischen ist international, objektiv, der des Gotischen national, deutsch. Dort ist Ruhe, Harmonie, hier Streben, Bewegung. Der Höhepunkt deutscher oder besser germanischer Kultur fällt zweifellos mit dem großartigen Schöpfungsakt zusammen, dem der gotische Stil seine Entstehung verdankt. Den Geist der Gotik treffen wir bei Luther ebenso wie bei Dürer, in Goethes Götz und Schillers Räubern wie in den Schöpfungen Sebastian Bachs. Seine Fuge ist der Spitzbogen, ins Musikalische übersetzt. Sehen wir noch auf den Barockstil. Im deutschen Barock und Rokoko verbindet sich nach Karl Scheffler in unnachahmlicher Weise der klassische Geist mit dem wiedergeborenen gotischen Geist. Berlin und Dresden sind die Hauptstätten des deutschen Barocks. Man ziehe von hier aus die Verbindungslinien zu den schlesischen Dichtern, Martin Opitz usw.

Wir sind heute im Begriff, unser deutsches Land zu entdecken. Welche Herrlichkeit, welche wundervolle Kultur steckt in den alten Städten Nürnberg, Rothenburg, Aachen, Frankfurt, den Städten der Mark, auch in Berlin und Potsdam! Hier ist noch viel zu entdecken, wenn die kunstgeschichtliche Methode mit der des deutschen Unterrichts zusammenarbeitet.

Zum Aufsatzunterricht in der Mädchenschule.

Von **G. Wolff** in Berlin.

Fast alle Verfasser von Aufsatzmethodikbüchern und Stilanleitungen begehen einen Fehler: Sie geben zwar viele wertvolle und praktische Anregungen für den Aufsatzunterricht im allgemeinen, sie kümmern sich aber zu wenig um das Subjekt des Unterrichts, um das Kind. Gewiß versuchen einige, dem Entwicklungsgang der Natur nachzugehen, indem sie nach Alter und Fassungskraft der Schüler verschiedene Stufen im Aufsatzunterricht unterscheiden. Aber es fehlt doch fast immer die Angabe, für welche Art von Schülern sie ihre Forderungen und Beispiele und Anleitungen geben. Und doch ist es ein großer, ein grundsätzlicher Unterschied, ob es sich beim Aufsatzunterricht um Landkinder oder Stadtkinder, um Schüler ein- oder vielklassiger Schulen, um Knaben oder Mädchen handelt. Um nur eins hervorzuheben: Wir können die wortreichen, sprachgewandten „Stadtfräcke", die trotz der Fülle des Gesehenen und Gehörten nur dürftige, oberflächliche, blasse und abstrakte Vorstellungen besitzen,

nicht mit denselben Mitteln bilden wie die Landkinder, die zwar weniger Benennungen kennen, dafür aber durch unmittelbare Teilnahme in einem engen Kreise klare und deutliche Vorstellungen haben. Man stelle sich in Gedanken einmal gegenüber: Bauernhaus und Mietskaserne, dörfliche Handwerksstätte und Stadtfabrik, Natur und Warenhaus und lese die Abschnitte darüber in Friedrich Paulsens prächtigem Buche „Aus meinem Leben".[1]) Der Aufsatzunterricht muß bei den Stadtkindern für Klärung und Bereicherung des Vorstellungsmaterials sorgen, während er bei Landkindern auf Mehrung des Wortschatzes und Gewöhnung zur Sprechgeläufigkeit hinzuarbeiten hat. In gleicher Weise berücksichtigen die Aufsatzmethodiker viel zu wenig das Geschlecht der Kinder; es soll deshalb in dieser Arbeit versucht werden, einige grundsätzliche Unterschiede in der Aufsatzmethodik für Knaben und Mädchen festzustellen, wobei von allen ausführlichen theoretischen Untersuchungen aus Raumgründen abgesehen werden muß.

In erster Linie tritt das bei den phantasiemäßig gearbeiteten Aufsätzen hervor. Die Erfahrung lehrt, daß die Kinder etwa vom 12. Lebensjahre ab — natürlich ganz allgemein und annähernd, der Zeitpunkt schwankt nach Volksstämmen und Landstrichen und Einzelwesen — nicht mehr mit alter Lust und Freude von ihren Erlebnissen plaudern, sondern auch einmal etwas erfinden, ausspinnen, ausmalen wollen: die Phantasie verlangt nach Betätigung. Nun ist es etwas Großes und Wunderbares, daß die Vorstellungen unserer Seele nicht immer unverändert reproduziert werden, sondern daß wir die Kraft und die Fähigkeit haben, sie auch in mannigfachster Veränderung von geringen Abweichungen an bis zu einer fast vollständigen Neuheit zurückzurufen. Wie gering bliebe unser geistiger Besitz ohne die Einbildungskraft: durch sie bringen wir uns geistig nahe, was außerhalb unseres engen Erfahrungskreises liegt, sie hebt uns aus dem erlebnisarmen Alltag heraus und läßt uns die Grenzen unserer kleinen und armseligen Erfahrung überschreiten. Darum haben auch die Phantasieaufsätze ihr gutes Recht in der Schule und bedürfen sorgfältiger Pflege. Wer aber die zahlreichen Sammlungen von Kinderaufsätzen liest, kann sich dem Eindruck nicht verschließen, daß in vielen Schulen im letzten Jahrzehnt ein übertriebener und gefährlicher Kult mit dem Phantasieaufsatz getrieben worden ist. Und es ist wiederum sehr bezeichnend, daß bei den Mädchen diese Aufsätze nicht nur nach der Zahl die andern überragen, sondern sehr oft auch Ausfluß einer überhitzten Einbildungskraft sind. Es ließe sich durch hundert Beispiele belegen, wie die Mädchen darin ihrer Phantasie die Zügel schießen lassen und das Blaue vom Himmel herunterphantasieren. Ein allzu üppige und überwuchernde Einbildungskraft hat aber ihre großen Gefahren für die andern Geisteskräfte: sie entfremdet der Wirklichkeit, sie hält ab von nüchterner Beobachtung, sie lähmt die Tatkraft, sie trübt das Gedächtnis, sie verwischt wirkliches und erdachtes Leben, sie führt zur Schreckhaftigkeit und Lüge, sie leitet das Gemüt in falsche Bahnen und kann den Menschen allzuleicht zum willenlosen Geschöpf phantastischer Träume und zügelloser Triebe machen. Feuchtersleben nennt die Phantasie mit Recht ein vestalisches Feuer, welches, wenn es jungfräulich gehütet wird, leuchtet und belebt, wenn man es aber entfesselt, verzehrend um sich greift. Diese Gefahr ist bei den Mädchen an sich schon größer als bei den mehr die Wirklichkeit liebenden Knaben, besonders aber bei den Mädchen der Großstadt, deren Phantasie durch die Tau-

1) Diederichs, 1909.

sende von flimmernden Filmbildern, die Straße und Schaufenster, Geschäfte und Vergnügungsstätten, Zeitschriften und die genugsam bekannten Backfischbücher täglich und stündlich vor ihren leiblichen und geistigen Augen abspielen, allzu frühzeitig und über Gebühr in Anspruch genommen wird. Deshalb hat die Schule weise Maß zu halten und darf den phantasiemäßig gearbeiteten Aufsätzen bei Mädchen nicht den ersten Platz einräumen und muß jeder übertreibenden, ungesunden und ausschweifenden Phantasiebetätigung Einhalt gebieten. Auch wenn es gegen den Wunsch der Mädchen verstößt, so darf doch die Schule nicht nachgeben, sondern muß das Gesamtziel im Auge behalten. Wie die verschiedenen menschlichen Temperamente ihre besondere starke, aber auch ihre besondere schwache Seite haben, so gibt es auch in der Individualität der Geschlechter im Hinblick auf das höchste Erziehungsziel förderndе und hemmende Eigenschaften. Selbstverständlich hat die Schule dies natürliche Recht zu achten und die Eigenart zu berücksichtigen, sie darf auch keineswegs die von der Natur gegebenen Unterschiede der Geschlechter verwischen, sie muß vielmehr den Grund zu echter Männlichkeit und wahrer Weiblichkeit legen; aber es ist doch eine durchaus falsch verstandene Berücksichtigung der Individualität, wenn man sich damit begnügt, die Stärken der Eigenart zu entwickeln, ohne gleichzeitig die schwächlichen und bedenklichen Züge zu bekämpfen. Es entwickeln sich sicher die starken Seiten auch ohne schulmäßige Einwirkung, aber es werden die Schwächen nicht ohne planmäßige Erziehung überwunden. Wenn nun bei den Mädchen die Einbildungskraft vorwaltet, wenn sie zur Schwärmerei neigen und einen rascheren Vorstellungsablauf haben, dagegen aber flüchtiger im Anschauen, schneller im Vergessen, weniger scharf im Denken und ungründlicher beim Arbeiten sind, so wäre es ein böser und verhängnisvoller Fehler, die die Gesamtentwicklung hemmenden Neigungen im Unterricht von Anfang an noch verstärken zu wollen. Auf den höheren Unterrichtsstufen soll man den Neigungen und Sonderheiten möglichst freien Spielraum lassen, erst aber müssen die Kinder gelernt haben, nicht blindlings und schrankenlos allen persönlichen Neigungen zu folgen, sondern auch die Eigenart zu disziplinieren. Und dabei kann auch ein richtig betriebener Aufsatzunterricht erfolgreich mitarbeiten; in dieser Beziehung ist bei der Verwendung der phantasiemäßig gearbeiteten Aufsätze für Mädchen weise Vorsicht am Platze.

Ein Zweites: Rud. Hildebrand hat dem Erlebnisaufsatz das Daseinsrecht in unserer Schule erkämpft, gelingen doch nach ihm die Aufsätze am besten, „in denen man die Schüler etwas erzählen und frei gestalten läßt, was sie selbst erlebt und erfahren haben". Wir wissen, daß auch unsere Kinder ihre Erlebnisse haben und besonders während der ersten fünf oder sechs Schuljahre gern von ihnen im Aufsatz plaudern. Diese Aufsatzart gibt uns ganz besonders in Mädchenschulen ein gutes Mittel, die Kinder zu sorgfältiger Beobachtung, zu aufmerksamer Betrachtung, zum gründlichen Anschauen anzuleiten; denn bei den Beobachtungsaufsätzen darf keine Allgemeinheit, keine Verschwommenheit, keine Unklarheit, keine Redensart geduldet werden, hier wird Genauigkeit, Anschaulichkeit, Kleinmalerei, Detaillierung verlangt. Gewiß sind die Stoffe anfänglich dürftig, unbedeutend und äußerlich; aber die methodische Kunst des Lehrers muß es dahin bringen, daß auch das Kleine und Unscheinbare Glanz und Licht bekommt, daß Wesentliches von Nebensächlichem und Überflüssigem unterschieden wird, und daß die Erzählung der kleinen Erlebnisse durch Angaben über Ort und

Zeit, Aussehen und Haltung und Reden der Menschen ausgestaltet werden. Wenn die Erlebnisaufsätze so allmählich nicht nur äußerlich an Länge, sondern auch an innerem Wert zunehmen und die Kinder zu immer gründlicherer und auch liebevollerer Beobachtung der Umwelt erziehen, dann haben sie ihren Zweck recht erfüllt. Hier ist das Hauptproblem des sogenannten freien Aufsatzes: Wie schulen wir die Kinder stilistisch auch bei Anfertigung freier Aufsätze? Ich habe an anderer Stelle[1]) einmal darzulegen versucht, wie durch innere Aufsatzkorrektur in der Klasse auch beim freien Aufsatz die Schülerinnen geistig, sprachlich und stilistisch gefördert werden können und darf hier auf diese praktischen Beispiele hinweisen.

Die Eigenart der Mädchen verlangt noch in anderer Weise Berücksichtigung beim freien Erlebnis- und Erinnerungsaufsatz. Diese Aufsätze brauchen ihren Stoff durchaus nicht nur aus dem äußeren Erfahrungsbereich zu schöpfen, sondern werden auch die inneren Erlebnisse berücksichtigen, und doch muß bei Mädchen davor gewarnt werden, den Schwerpunkt in das innere Erfahrungsreich zu verlegen. Sind doch die Mädchen ohnedies schon allzuleicht geneigt, die eigene Persönlichkeit zu überwerten und alles Sachliche dagegen zu unterschätzen; sprechen und plaudern sie doch allzugern von ihren Gefühlen und allem Gefühlsmäßigen. Einige Methodiker gehen absichtlich und planmäßig darauf aus, gerade die Mädchen vom 12. Lebensjahr an zur Darstellung ihrer inneren Erlebnisse zu bringen. Ich halte das für außerordentlich bedenklich. Im Entwicklungsgange jedes gesunden und normalen Kindes gibt es einen Zeitabschnitt des Überganges von kindlicher Freimütigkeit und naiver Darstellungslust zu absichtlicher Zurückhaltung und überlegter Schreibweise. Diesen Entwicklungsabschnitt beachten die Methodiker des freien Aufsatzes nicht genügend. Gerade bei den Mädchen, die leichter geneigt sind, von ihren seelischen Erlebnissen zu sprechen, bedarf diese Zeit besonderer Berücksichtigung und Schonung. Wenn man die Beispiele mancher Sammlungen freier Aufsätze liest, die von älteren Schülerinnen geschrieben sind, so wird man das Gefühl nicht los, daß manche Arbeit nichts weiter enthält als geheuchelte Gefühle, unechte Stimmungen und unnatürliche Anschauungen oder aber — seelische Unkeuschheit. Gerade die Aufsätze über sogenannte allgemeine Themen, über die beliebten Sentenzen und moralischen Sprüche und allgemeinen Wahrheiten, zu deren Beweisführung den Mädchen dieser Stufe die Lebenserfahrung wie gründliche Kenntnis der Lektüre noch fehlt, sind häufig Sammelstätten innerer Unwahrheiten. Diese Aufsätze sind für die Mädchen noch viel schädlicher als für die Knaben.

Von ganz besonderem Werte für die Schülerinnen der Mittelstufe sind dagegen auch **gebundene Aufsätze**: Beschreibungen und Schilderungen, Inhaltsangaben und Verkürzungen, Auszüge und Übersichten, später auch Darstellungen verwickelterer Ereignisse und komplizierterer Zusammenhänge. Es ist bedauerlich, daß durch die Kritik einiger allzu fanatischer Apostel des freien Aufsatzes diese Aufsatzarten an vielen Orten etwas in Mißkredit gekommen sind, und doch sind solche Übungen von größtem Werte für die geistige und sprachliche Entwicklung. Die Arbeit, eine straffe und sichere Zeichnung des Inhaltes oder der Haupthandlung zu geben, ist durchaus nicht leicht und doch so dringend notwendig. Die gesamte Privatlektüre der Kinder bleibt später unfruchtbar und ergebnislos, wenn diese Zusammenfassungen verbunden mit Übungen

1) G. **Wolff**, Kriegsaufsatz und moderne Aufsatzprobleme, S. 33—47. Union, Deutsche Verlagsgesellschaft.

im Disponieren nicht von früh an geübt worden sind. Und wieder ist das für die Schülerinnen besonders wertvoll. Fällt es doch einem Mädchen in der Regel leichter, zu einer Geschichte eine Vorgeschichte oder eine Fortsetzung zu erfinden, als ihren Inhalt knapp, folgerichtig und doch vollständig wiederzugeben. Und sind weiter die Mädchen doch leicht dazu geneigt, bei der Lektüre bei äußerlichen Dingen, bei Nebenhandlungen und Nebenpersonen über Gebühr zu verweilen und somit den Überblick über die wirkliche Haupthandlung zu verlieren. Und darüber hinaus gibt es noch einen grundsätzlichen Grund, an diesen Aufsätzen festzuhalten. Hier handelt es sich um eine schwierigere und länger dauernde Aufgabe, hier wird Vertiefung und Einarbeitung in ein fremdes Gebiet verlangt, hier dürfen die Gedanken nicht abschweifen, es wird Überwindung mancher in der Sache liegenden Schwierigkeiten und der eigenen Flüchtigkeit verlangt, das ganze Wollen muß sich in den Dienst einer Sache stellen. Das ist nicht unkindlich und unpädagogisch, eine recht verstandene soziale Erziehung weiß, wie wichtig auch diese Eigenschaften sind: Selbstzucht, Pflichtgefühl, Mut und Ausdauer zum Überwinden von Hindernissen, Zwang zur Arbeit.[1]) In Kjellens Buche „Die politischen Probleme des Weltkrieges" lesen wir die nachdenklichen Sätze: „Als die Männer der Französischen Revolution ihr großes Wort von den Menschenrechten in die Welt hinausriefen, antwortete eine tiefe Stimme aus der fernsten Ecke Deutschlands, aus der alten preußischen Hauptstadt Königsberg, mit dem andern großen Wort Pflicht. War es nicht der germanische Geist, war es nicht die Synthese, die sich schon damals zur latenten Opposition gegen das romanische Freiheitsideal ansagte? Aber nicht eher als nach fünfviertel Jahrhunderten, nachdem die Revolution im Namen des Individualismus ihr Werk gegen ihren unmittelbaren Widersacher, den absoluten Staatszwang, vollendet hat, nicht eher als heute ist es zum aktuellen Kampf zwischen den beiden gekommen. Und diesen Kampf erblicken wir im Weltkrieg: einen Kampf zwischen Jean Jacques Rousseau und Immanuel Kant..."

Und endlich möchte ich noch auf eine neue Art von stilistischen Übungen aufmerksam machen, die mir für Mädchenschulen besonders geeignet und wertvoll erscheinen. Bei den neuen Berliner Begabtenschulen hat die Auslese der von den Gemeindeschulen als stark befähigt angemeldeten Kinder durch eine experimentelle Methode stattgefunden, d. h. es wurden die einzelnen Hauptfunktionen des Bewußtseins — Aufmerksamkeit und Konzentration, Gedächtnis und Begriffsfähigkeit, Kombination und Urteilsleistung, Anschauung und Beobachtung — durch Tests systematisch untersucht. Bei der Prüfung der Kombinationsfähigkeit wurde ein Test[2]) benutzt, der in sinngemäßer Form auch im stilistischen Unterricht verwendet werden kann. Es wurde dabei die Herstellung aller überhaupt möglichen sinnvollen Zusammenhänge und Geschichten bei sonstiger völliger Freiheit der Synthese und Bindung aus drei gegebenen Begriffen verlangt. Ein Beispiel mag die Sache erläutern; ein Test lautete: Regen — Kälte — zerbrochener Krug. Es sind natürlich ganz oberflächliche, weil nicht grundsätzlich verschiedene Lösungen, wenn einmal ein Junge, ein andermal ein Mädchen

1) Vgl. Wolff, „Pädagogische Erfahrungen eines ungedienten Landsturmmannes" (Sämannsschriften Nr. 17 — B. G. Teubner): Wie urteilen die Soldaten über den früher erhaltenen Aufsatzunterricht? S. 27 ff.

2) Über die Testprüfung vgl. Dr. Moede, Dr. Piorkowski u. G. Wolff, Die Berliner Begabtenschulen, Organisation und experimentelle Methode der Schülerauswahl, Langensalza 1918, Beyer u. Sohn.

und ein drittes Mal eine Frau auf einem nach dem Regen gefrorenen Wege den Krug fallen läßt, oder wenn es zuerst am Brunnen, dann auf der Straße und endlich auf dem Hofe geschieht. Gute und grundsätzlich verschiedene Lösungen enthält die folgende Schülerarbeit: 1. Lösung: Durch den Regen füllt sich ein im Freien stehender Krug bis zum Rande mit Wasser. Als nun Kälte einsetzt, gefriert das Wasser. Weil aber gefrorenes Wasser einen größeren Raum beansprucht, so zersprengt es den Krug. 2. Lösung: Nach einem starken Regenguß setzt Kälte ein, so daß Glatteis entsteht. Ein Kind, das mit einem Kruge zur Milchfrau geht, fällt auf dem Wege hin und zerbricht das Gefäß. 3. Lösung: Bei kaltem Regenwetter geht eine Frau mit einem Kruge in der Hand an den Brunnen. Ihre Finger werden durch die Kälte klamm, so daß ihr der Krug aus den Händen gleitet, auf den Boden fällt und zerschlägt. — Es kam bei der Prüfung der Hochbegabten nur auf den Inhalt der Lösungen an; Form und Stil, Rechtschreibung und Grammatik usw. blieben bei der Wertung unberücksichtigt Als stilistische Übung im Unterricht müßte selbstverständlich auch Ausdruck und Form gewertet werden. Das angeführte Beispiel zeichnet sich durch besondere Kürze aus, es werden sich aber leicht auch Aufgaben stellen lassen, die umfangreichere Arbeiten verlangen, z. B. Spiel, — Tränen — Freude oder stehengebliebene Uhr — geschehenes Eisenbahnunglück — große Freude oder Landmann auf dem Felde — große Hitze — Diebstahl. Diese Übungen sind aus verschiedenen Gründen besonders für Mädchen nutzbringend. Es ist eine gute Förderung der Denkschärfe, Kinder im schnellen und sichern Erfassen von grundsätzlich verschiedenen Zusammenhängen zwischen mehreren gegebenen Elementen zu üben; denn bei komplizierten Denkvorgängen kommt es gerade darauf an, Verknüpfungen zwischen einigen gegebenen Inhalten aufzufinden. Versuche lehren, wie zäh Kinder, besonders Mädchen, an einer einmal gefundenen Verbindung hängen, und wie schwer sie sich zu einer neuen, andersartigen Verknüpfung aufschwingen. Daneben aber hat die Phantasie freien Spielraum, die einzelnen Szenen auszumalen, bleibt aber immer vom Verstand kontrolliert, und endlich zwingt gerade die Ähnlichkeit der verschiedenen Situationen zu sorgfältigster Wortauswahl und zur Anwendung sinnverwandter Wörter, um Wiederholungen zu vermeiden.

Es ist natürlich unmöglich, in einem kurzen Aufsatz die gesamte Aufsatzmethodik vom Standpunkt des Lehrers der Mädchenschule aus zu prüfen und zu untersuchen. Die Zeilen haben aber doch ihren Zweck erfüllt, wenn sie einmal die Aufmerksamkeit der Deutschlehrer auf dieses Problem lenken, und wenn sie dann den einzelnen anregen, in seinem Unterricht nach Maßnahmen und Übungen zu suchen, die der stilistischen, sprachlichen und geistigen Bildung seiner Schülerinnen besonders förderlich sind.

Vom Wesen der Ballade.

In einer Skizze über sich selbst sagt Börries Frhr. v. Münchhausen (Literarisches Echo 20. Jahrg. Heft 13, 1. April 1918, Sp. 772f.): Der gebildete Zeitgenosse weiß natürlich, was eine Ballade ist. Ich habe mir das auch oft eingebildet, aber es hat sich leider herausgestellt, daß das Balladenschreiben weit leichter ist als das Balladendefinieren, und daß meine früheren Erklärungen einige Löcher hatten. Da ich nun aber so oft gefragt werde, was ich davon hielte, will ich wenigstens sagen, daß ich das Wesen der Ballade in einer Handlung sehe, deren Endglied in sittlich-ursächlichem Zusammenhange mit dem Anfangsgliede steht. Bei Anekdoten nennt man diesen Zusammenhang (der hier bedingungslos

ist) die **Pointe**, im alten Drama spricht man ähnlich von **Sühne**. Es kann der sittlich-ursächliche Zusammenhang aber auch bisweilen durch einen rein gedanklichen oder äußerlichen oder sprachlichen, ja scheinbar spukhaft unmöglichen ersetzt werden ... Es ist also so: Eine Ballade muß zu ihrem Anfang zurückkehren. Die Schlange muß sich in den Schwanz beißen, das Ende muß die Elemente des Anfangs enthalten, aber in einer Stellung, die gegenüber der Anfangsstellung eine Befriedigung auslöst. Das geschieht z. B. ganz grob dadurch, daß der Anfang ein Verbrechen, das Ende die Strafe enthält, oder der Anfang den Grund des Heereszuges, das Ende den Sieg (Fontanes Hemmingstadt). **Aber** das **genügt nicht**: Es ist vielmehr nötig, daß dieser Verlauf der Handlung einen Gedankenverlauf auslöst, der über ihm hergeht, wie der Kampf der Einherier in den Wolken über dem Kampffelde der Helden auf der Heide. Der Hörer muß Gedanken fühlen, die nicht in der Ballade unmittelbar stehen oder zu stehen brauchen. Erst diese Gedanken geben dem Gedicht die Ewigkeit, da sie selbsterlebte sind. Wenn man etwa (Liliencron) nur geschichtlich denkwürdige Geschehnisse oder Alte-Fritz-Grenadier-Anekdoten (Fontane) in Verse bringt, so gibt das niemals Balladen. Da waren **Strachwitz**, **Uhland** oder **Konrad Ferdinand Meyer** viel weiter in ihrem Gefühl für das Wesentliche dieser schwierigen Form! Wenn die Handlung der Ballade bloß einen **Grund** hat, so ist das sehr wenig — sie muß außerdem einen **Hintergrund** haben, sozusagen einen doppelten Boden. Wenn etwa bei mir die russische Katharina den türkischen Großherrn mit ihren Perlen bestäche, so wäre das eine sehr billige Sache. Aber dadurch, daß der Hörer weiß, daß sie diese Gaben nur schenkt, um sich entkleiden zu können — dadurch entsteht der balladische Stoff. Ich glaube, meist fangen die Dichter an, den Stoff, den sie finden, zu bedichten, während ich denke, daß die erste, die wichtigste, die eigentlich dichterische Aufgabe darin liegt, **den Stoff zu dichten**, verdichten, umzudichten.

Früher einmal (Uhland) waren alle Balladen bloß Handlungsballaden, d. h. sie erzählten ein menschlich bewegendes Geschehnis, dessen Handelnde fast immer typisch gezeichnete Helden waren: die Königin, der Narr, der Ritter, der Page, der Mönch. Solche Balladen haben wir alle gemacht, als wir die ersten Sporen trugen.

Dann kommt der Gedanke: das ist doch zu eintönig, zu unlebendig! So sind Menschen doch nicht! Und man fängt an, die Personen zu individualisieren. Da wird aus meinem Simson die gewisse antike Tenorfigur, prahlerisch und in jedes Weibes Händen, und die Dirne von Gaza bekommt die Züge modernster Psycho-Pathologie und verschmilzt Sinnlichkeit und Grausamkeit zu erotischer Gemeinheit.

Und endlich das letzte: Man will sich selbst geben, seine eigene Weltanschauung. Und da werden Helden nur Gedankenträger in der Hand, die oben die schwarzen Fäden hält und zieht. Weltanschauungsballade ist ein großes Wort. Natürlich muß eine psychologisch vertiefte Ballade auch Handlung und eine Weltanschauungsballade Handlung und psychologische Vertiefung enthalten. — Man könnte darüber noch viele gelehrte Worte machen — nur daß die gelehrten Worte heute stark im Preise gesunken sind —.

Literaturbericht.

Neue Kriegsdichtung.

Immer noch braust der Krieg, aber unsere Ohren sind stumpf geworden und unsere Herzen steinern, daß wir oft seine Töne nicht mehr hören und uns wieder in den Alltag verlieren, daß wir seine Qual und seinen Segen vergessen und mit der kleinen Münze des „Interesses“ uns loskaufen, statt uns immer und immer wieder mit dem ganzen Menschen von seinem großen Erlebnis durchrütteln zu lassen. Aber nicht alle. Da stehen Männer, denen er sich zu tiefst ins Herz gebrannt, und sie werden nicht müde, von ihm zu künden, ihn immer wieder miterleben zu lassen. Solch ein Prophet ist **Heinrich Lersch**.[1]) Was er erlebt, ist durchtränkt

1) **Heinrich Lersch**, Deutschland! Lieder und Gesänge von Volk und Vaterland. Jena, Diederichs. M. 3,—, geb. M. 4,—.

vom Krieg. Da erinnert er sich an einzelne Erlebnisse und erweckt sie wieder in leidenschaftlich dahinrollenden Versen oder in ganz schlichten, innigen Strophen, vor ihm steigt die Verlassenheit der armen Soldaten auf und ihre Versuchung, aber auch, wie sie die Kraft wiederfinden, den Glauben ans Leben, den Gedanken der Pflicht, den Glauben ans Vaterland: Ich glaub an Deutschland wie an Gott. Sein höchstes Erleben dürfen wir mit ihm teilen: Gott, Tod, Liebe, die ihm eins geworden sind. Seine Gedanken wandern zwischen Feld und Heimat, auch daheim lebt er mit denen draußen, das Mit-Leiden findet tiefsten Ausdruck bei ihm. Wie selig er auch das Wiedererwachen des Menschen in der Heimat erlebt, er kann die Kameraden nicht vergessen. Wie er in der Schlacht mit Gott gerungen hat, so ringt er auch in der Heimat um ihn, den Gott seiner Sehnsucht, und er fragt ihn, warum das alles sein müßte, warum alles Leben von bitterer Sünde durchtränkt ist. Wie die draußen, so steht hier drinnen das ganze Volk in der heiligen Pflicht der Arbeit — diese Arbeit soll es zum Herrn machen, zum Herrn der Maschinen und der blind wirkenden Kräfte, die es schafft, in seiner Arbeit wirkt der heilige Geist der Kraft — aber wir müssen's auch wissen, daß unsere Seele in der Arbeit lebt, daß die Arbeit nicht ihr Herr werden darf, und daß Gott das Tun der Menschen segnen muß. Wir alle, so draußen wie drinnen müssen uns als Diener einer großen Pflicht fühlen —

und wenn der Krieg nicht heilig war,
so heiligen wir ihn.

So setzt sich eine tiefinnerliche, suchende Seele mit unserer Zeit und mit ihrem Gott auseinander und zwingt uns selbst, es mit ihr zu tun in ernstem Miterleben.

Ganz anders Karl Bröger.[2]) Er kennt das Pathos nicht, das Lersch durchglüht, er ist sachlicher, ja nüchterner, und drum liegt etwas Schweres, Drückendes über fast allen seinen Gedichten. Aber gerade darum ist er eine wertvolle Ergänzung zu Lersch. Er führt uns mehr in das Einzelerleben ein, das stille Erleben, bebendes Fragen und Sinnen und die furchtbare Qual draußen, die tiefe Sehnsucht nach der Heimat und dem Frieden, nach dem „reinen Sinn", der der Menschheit neue Wege weisen und dies gegenseitige Morden beenden soll. Ihn quält der Gedanke an die, welche durch ihn gefallen sind, ihn quält, daß nun auch die Frauen mit ihrer Arbeit dem Tod dienen. Er sieht die Not des Nächsten, des Blinden, der Witwe, und die allgemeine Schlachtennot steigert sich zu grausig symbolischen Bildern. Wohl klingen auch zarteste Töne, etwa an der Wiege seines Kindes — und findet er Einzelbilder voll tiefer Poesie — aber das Schwere überwiegt. Und doch steht über dem allen das Vermächtnis der Gefallenen: Klagt nicht — schafft!

Als dritter Max Barthel.[3]) Er scheint mir die stärkste gestaltende Kraft zu haben, ihm fehlt das Pathos ganz, er verdichtet sein Erleben am stärksten zu packenden Bildern oder stimmungsvoll geschlossenen Gedichten. Auch er kennt das tiefe Weh darüber, daß das Herz im Kampf gestorben ist, daß das Tier im Menschen triumphiert, auch er kennt eine tiefe, aber nicht weichliche Friedenssehnsucht, kennt das Mit-Leiden mit denen draußen. Die Liebessehnsucht im Felde und das Liebesglück des Heimgekehrten — für alles das findet er ergreifenden Ausdruck. Das Nationale tritt mehr zurück, und stärker als bei den anderen Arbeiterdichtern findet sich bei ihm der Glaube, daß doch wieder ein Band die jetzt feindlichen Völker umschlingen muß: Laßt das Herz in Liebe schlagen, ihr seid stärker als der Tod. Inniger und unmittelbarer ist das Mitleben mit der Natur, bildhafter seine Sprache. — So stehen sie würdig nebeneinander, der eine voll hinreißender Begeisterung, der andere mit seinem grübelnden Ernst und der dritte mit seiner innigen Gestaltungskraft, unter den wenigen guten Kriegsdichtern zählen sie zu den wertvollsten.

Aus ganz anderen Kreisen stammt Walther Hoerich.[4]) Er ist unseren Lesern schon bekannt (vgl. 31. Jahrg. S. 399—402). Aus seinen hinterlassenen Gedichten ist ein kleiner Gedenkband von seinen Pfortaer Lehrern zusammengestellt; er zeugt von einer großen Form-

2) Karl Bröger, Soldaten der Erde. Neue Kriegsgedichte. Ebenda. M. 1,80, geb. M. 2,60.

3) Max Barthel, Freiheit! Neue Gedichte aus dem Kriege. Ebenda. M. 2,—, geb. M. 2,80.

4) Walther Hoerich †, Gedichte. München, Kellerer. Geb. M. 2,50.

beherrschung, die manchmal freilich der letzten Verdichtung hinderlich war, aber auch von schlichtem, volksmäßigem Empfinden. In manchem berührt er sich unmittelbar mit den eben Besprochenen, auch er kennt den Ernst des Kampfes und den drückenden, zermürbenden Grabenkrieg, die furchtbare Müdigkeit. Aber die Freude am Leben blitzt immer wieder durch (Lebensdrang und Todesmut sind die besten Kameraden), der junge Kriegsfreiwillige singt auch das Glück des Krieges, eine frischtrotzige, stolze Begeisterung ist in ihm, die sich aber im Angesicht des Todes geläutert weiß und drum warnen kann: Jeder Vers ist Schmach und Schande, den ihr nicht geblutet habt. Auch die Kameradschaft findet schönen Ausdruck. Den jungen Denker verrät es, wenn ihm immer wieder ein kleines Erlebnis zum Symbol wird; so singt er beim Blick auf einen verrosteten Fund, eine alte Fechterklinge:

Liegt wohl viel am Weg, des Werts entblößt,
Dran der Fuß des Wandrers achtlos stößt:
Waffen, deren Kunst man längst vergaß,
Ideale, die der Rost zerfraß.

Losungen, für die man nimmer ficht,
Heiligtümer, die die Zeit zerbricht.
Waffe rostet, Wahrheit liegt verstaubt,
Gibt es etwas, was man ewig glaubt?

Alles in allem: ein frischer und doch ernster, liebenswerter Mensch voll edelster Begeisterung, dessen Opfertod auch für die deutsche Lyrik einen Verlust bedeutet.

Auch für Walter Britting[5]) ist die große Formbegabung eine Gefahr, die Verse sind manchmal allzu glatt, am besten sind die volksmäßigen gelungen. Er bietet kleine Erlebnisse, die nicht immer aus dem Einzelmenschlichen hinausgehoben sind. Doch ragt er aus der Masse der Kriegsdichter vorteilhaft heraus.

Endlich noch ein Kriegsdrama von Franz Lüdtke[6]), unserm Berliner Amtsgenossen, der sich ja als Lyriker schon einen Namen gemacht hat. Er führt uns in ein Weichseldorf an der russischen Grenze, im Spätherbst 1914, und läßt in gemeinsamer Not und gemeinsamer Aufopferung die Liebe über Härte und alte Vorurteile triumphieren. Der sittliche Ernst des Dichters gewinnt unsere tiefe Anteilnahme. W. H.

Kriegsliteratur IV.

Von Friedrich Panzer in Frankfurt a. M.

Krieg und Volkskunde.

Als der Verband deutscher Vereine für Volkskunde sich im Herbst 1916 zu einer Kriegstagung in Frankfurt a. M. zusammenfand, stellte er seine Beratungen und Vorträge wesentlich unter den Gesichtspunkt der soldatischen Volkskunde. In der Tat hatten seine Bestrebungen eine Erfahrung gemacht, wie wir sie auf den verschiedensten Gebieten erlebt haben. Der Krieg schien die volkskundliche Tätigkeit zunächst völlig zu lähmen, ihr in mancher Hinsicht — man denke etwa an die Volksfeste — selbst ihren Gegenstand zu entziehen; und bald mußten ihre Träger mit Erstaunen innewerden, daß sich dafür ein neues Feld von eigenartigem Reiz, voll unendlicher Anregung und lockender Ernten aufgeschlossen hatte. Das wandernde Volk in Waffen hatte eben, auch losgelöst vom Heimatboden, seine besondere Volkskunde aus und in sich entwickelt und trug sie nach allen Weltteilen mit sich herum. Wie sollte auch gerade ein Heer, in dem der einzelne mit seiner Persönlichkeit, seinem Stande und seiner Bildung so völlig untertaucht in jener eisernen Gleichheit, die alle zusammenhält, wie sollte ein Heer nicht jene soziologischen Eigenschaften und Wirkungen in höchstem Maße zeigen, die so wesentlich sind für alle Erscheinungen der Volkskunde?

Es sind vor allem drei Äußerungen soldatischen Lebens, die volkskundlicher Wissenschaft einen reichen und anziehenden Stoff zur Sammlung und Beobachtung bieten: der soldatische Aberglaube, das Soldatenlied und die Soldatensprache. Wir stehen für alle drei naturgemäß noch mitten im Stande des Beobachtens und Sammelns. Immerhin ist auch

5) Walter Britting, Der helle Heimattraum. Verse von der Front. Braunschweig, E. Appelhans u. Co. M. 1,80.

6) Franz Lüdtke, Grenzwacht. Ein deutsches Schauspiel 1914. Berlin-Leipzig, Hermann Mäder. M. 2,—.

schon eine bemerkenswerte Literatur über diese Gegenstände hervorgetreten, aus der wir hier besprechen, was uns zuging. Wir erhoffen den Dank unserer Leser, wenn wir zugleich auf wichtigere Aufsätze in Zeitschriften verweisen.

Welch gewaltige seelische Erschütterung der Kriegsausbruch für unser gesamtes Volk, Ausziehende und Daheimgebliebene, brachte, ist noch in frischer Erinnerung. Ein ungeheures Schicksal war mit jäher Überraschung hereingebrochen und riß den einzelnen willenlos fort in eine so dunkle als drohende Zukunft. Die taumelnde Ohnmacht suchte nach einer Stütze. Das religiöse Bedürfnis war mit einem Schlage unendlich vertieft und drängte allenthalben nach Betätigung. Die Kirchen sahen erstaunt einen Strom von Besuchern, wie er vielleicht seit einem Jahrhundert die Hallen mindestens der protestantischen Gotteshäuser nicht mehr gefüllt hatte. Das reine Gotteswort aber reichte einen Trost, der dumpfer Menge allzu geistig, zu wenig persönlich erscheinen mußte und darum den Ausziehenden keine hinreichende Bürgschaft dünkte, daß er die drohende Gefahr mit seinem leiblichen Dasein unversehrt bestehen werde. So hielt man sich gern an die greifbareren Verheißungen, die außerkirchlicher Glaube seit Urzeiten reichlich zu spenden wußte. Uralte Vorstellungen und Handlungen, in langen Friedenszeiten fast vergessen, tauchten plötzlich mit all der Lebenskraft wieder auf, die solchen Überlieferungen meertangartig zu eigen ist. Alter soldatischer Aberglaube, in vergangenen Kriegen geübt, ward neu lebendig, das vorhandene Bedürfnis rief, und tausend Zufälligkeiten schon der ersten Kämpfe bestätigten ihn. Feld und Heimat trugen ihn gleich willig und entfalteten ihn in großer Fülle. Reichen Stoff haben Bruno Grabinski[1]) und Albert Hellwig[1a]) zusammengetragen, aber freilich recht verschieden beurteilt. Grabinskis Buch war schon vor dem Kriege größerenteils zusammengestellt. Es bringt eine lange Reihe von „Tatsachenmaterial" aus neuerer und neuester Zeit für alle Arten übersinnlicher Erscheinungen, meist in Auszügen aus Zeitungsaufsätzen und sonstigen Mitteilungen. Aberglaube, Träume, Vorahnungen, Telepathie, Hellsehen, Prophezeiungen, das zweite Gesicht, insbesondere das Spökenkieken der Westfalen, werden ausführlich belegt, zum Schluß ein Blick auf Spiritismus, Zauber und Hexenwesen geworfen. Der Verfasser steht dem Übersinnlichen, wenn auch mit einiger Kritik, grundsätzlich gläubig gegenüber und sucht es vom christlich-katholischen Standpunkte zu erklären. Mit dem Weltkriege hängt nur ein kleiner Teil seiner Mitteilungen zusammen, doch ist den Prophezeiungen auf den Krieg ein umfangreiches Kapitel gewidmet. Hellwigs Erörterungen beziehen sich dagegen durchaus auf die abergläubischen Vorstellungen, die sich an den Weltkrieg knüpfen; er betrachtet seinen Stoff wesentlich vom Standpunkte des Strafrichters. Um welche Gedanken und Beziehungen es hier sich handelt, wird uns am leichtesten deutlich, wenn wir der systematischen Übersicht folgen, die ein treffliches Büchlein von Hanns Bächtold[2]) gibt; seine Belege hat es hauptsächlich den Sammlungen der Schweizerischen Gesellschaft für Volkskunde und der Wörterbuchkommission der Bayrischen Akademie der Wissenschaften entnommen.

Auf allen Seiten zeigen Bächtolds Zusammenstellungen, wie die Gegenwart nur wiederholt, was in früheren Kriegen ganz ähnlich sich gezeigt hatte. Da war zunächst der Ausbruch des Krieges vorausgesehen.[3]) Allerlei Vorzeichen wollten bemerkt sein, in Erd- und Himmels-

1) Bruno Grabinski, Neuere Mystik. Der Weltkrieg im Aberglauben und im Lichte der Prophetie. Hildesheim 1916, Franz Borgmeyer. VIII, 471 S. M. 6.—.

1a) Albert Hellwig, Weltkrieg und Aberglaube. Erlebtes und Erlauschtes. Leipzig 1916, Wilhelm Heims. VI, 159 S. M. 2,40.

2) Hanns Bächtold, Deutscher Soldatenbrauch und Soldatenglaube. Straßburg 1917, Karl J. Trübner (Trübners Bibliothek Bd. 7). 48 S. M. 1,50.

3) Eine reichhaltige Sammlung bietet in geschmackvoller Darstellung und zurückhaltender Beurteilung das hübsch ausgestattete Büchlein von Friedrich zur Bonsen (Die Prophezeiungen zum Weltkrieg 1914/1916. Köln 1916, J. P. Bachem. 79 S. M. 1.80). — Über die Prophezeiung einer großen Schlacht am Birkenbaum bei Werl in Westfalen hat u. a. F. Rohr eine Schrift veröffentlicht (Die Prophezeiung von der Entscheidungschlacht des Europäischen Krieges am Birkenbaum und andere Kriegsprophezeiungen. Bocholt 1917, J. u. A. Temming. 135 S. M. 2.70), in der besonders die geschichtlichen Voraussetzungen, auf denen diese im gegenwärtigen Kriege wieder aufgetauchte Voraussage fußt, einleuchtend entwickelt werden. — Vgl. zu den Kriegsprophezeiungen auch den Aufsatz von K. Helm in den Hess. Blättern für Volkskunde 13, 195 ff.

erscheinungen, in ungewöhnlichem Verhalten von Tieren und Pflanzen; alles in den Deutungen töricht und überall ex eventu, in den natürlichen Ausgängen doch — ähnlich wie bei den „Natursagen" — anziehend durch die scharfe Beobachtung der Natur, die sich vielfach darin verrät. Auch ausgeführte und bestimmte Prophezeiungen traten allenthalben hervor, die den Ausbruch des Krieges vorhergesehen haben, den Verlauf kennen wollten: Altes und Neues in bunter Mischung. Von Nostradamus bis auf Madame de Thèbes, von Klaus von der Flüehe bis auf Don Bosco wurden die Propheten bemüht. Biblische Bücher — die Offenbarung Johannis und das Buch Daniel vor allem wurden ausgelegt und sibyllinische Weissagungen vom letzten Krieg und Weltende hervorgeholt. Bekannte Sagenbildung anziehend wiederholend, knüpfen solche Weissagungen gern an das Eintreten bestimmter Ereignisse ganz realistischer oder ganz phantastischer Art an („wenn in Bern die fünfte Brücke gebaut wird . . .", „wenn alles in gläsernen Schuhen herumläuft", und, in der Mitte, phantastische Wirklichkeit: „wenn die Leute zu fliegen anfangen", „die Wagen ohne Pferde fahren"), an bestimmte Bäume, wie den altberühmten Birnbaum auf dem Walserfeld. Das friedenverkündende Blühen bestimmter Bäume wie der Pappeln auf Fehmarn ist aus den Zeitungen sattsam bekannt geworden. Sie haben uns auch oft genug mit astrologischen Berechnungen und mathematischen Kunststücken aller Art unterhalten und gelangweilt, die aus Jahreszahlen den Ausbruch des Krieges, seine Dauer und seinen Verlauf errechneten, haben uns auch mit merkwürdig gleichbleibendem Schema aus den verschiedensten Städten gemeldet, wie dort bestimmt bezeichnete Personen ihre Kriegsgesichte und Weissagungen mit dem eigenen Tode erhärteten, den sie gleichfalls auf den Tag vorausgesagt hatten.

Alle diese Dinge betreffen das Schicksal der Gesamtheit. Seine stärkste Kraft und Eigenart entfaltet der Aberglaube doch erst, wenn er an das Schicksal des einzelnen sich knüpft. Seine Hilfe wird schon beim ersten Schritte gesucht, der ins Soldatenleben hineinführt, der Musterung. Halb medizinische, halb zauberhafte Mittel, militärische Untauglichkeit zu erzeugen, sind in großer Zahl im Umlauf; zugleich erscheint die Musterung aber auch mit Festgebräuchen umgeben, die letzten Endes auf die Jünglingsweihe zurückgehen. Das Schicksal des Soldat gewordenen Einzelnen suchen dann allerlei Angang, Gesichte, Träume und Weissagungen vorzeitig aufzuhellen. Sein eigenstes und reichstes Gebiet aber erreicht der soldatische Aberglaube naturgemäß in den Vorkehrungen, die er bereithält, um dem so schwer, so unaufhörlich bedrohten Leben des Soldaten beizuspringen. Es läßt sich nichts Natürlicheres und menschlich Begreiflicheres denken, und es wird in Wahrheit wenig Kriegsteilnehmer geben, die nicht irgendeinen Talisman mit geheimem, oft kaum bewußtem Glauben bei sich hegten, sei es das Bild einer geliebten Person, einen Brief oder sonstige Erinnerungen, das Neue Testament oder was immer. Die Grenzen verfließen durchaus von hier über den Bibelspruch oder das geweihte Geldstück zu jenen eigentlichen Amuletten, wie sie in Gestalt von Gegenständen verschiedenster Art, auch bestimmten Pflanzen oder Teilen von Tieren, die auch sonst schon der Aberglaube zu umspielen pflegt, getragen werden. Viel Albernes und Abstoßendes unterläuft dabei, aber kann man sich auch Rührenderes und Edleres denken, als daß unsere Soldaten wohl auch einen Bissen vom heimischen Brote oder ein Büchslein Erde vom väterlichen Grund ins Feld mit sich führen, um von ihnen draußen mit demselben Segen behütet zu sein, den man daheim an ihnen so innig erfahren?

Es ist fesselnd zu sehen, wie Religiöses und Abergläubisches sich vielfach mischen. Da werden einzelnen biblischen Stellen — dem Anfange des Johannisevangeliums, dem 91. Psalm — besondere Kraft zugewiesen. Bunte Vermengung findet sich vor allem in den ungeheuer verbreiteten Schutzbriefen, Himmelsbriefen, Kugelsegen und wie sie heißen — Hellwig hat ihrer eine ganze Anzahl abgedruckt —, wo Gebete mit Beschwörungs- und Zaubersprüchen jeder Art sich durcheinanderdrängen von den bloßen Zaubercharakteren an bis zu langen Formeln selbst mit epischer Einleitung (wie der Geschichte vom Grafen von Flandern) und Aufzählung all der Fälle, in denen sie helfen, sowie der Beschwörung am Schlusse. Gedruckte Bücher wie das Romanusbüchlein, das 6. und 7. Buch Mosis, Albertus Magnus' ägyptische Geheimnisse u. dgl. haben sie weit verbreitet, und das hohe Altertum ihrer Formeln macht sie dem Volkskundler besonders anziehend.

Die Öffentlichkeit (und die Polizei) ward in den letzten Jahren auch vielfach durch so-

genannte Kettenbriefe oder Schneeballengebete beschäftigt, die von Hand zu Hand zu laufen haben, um ihren Segen mitzuteilen. Ihr Wesen erhellt aus einem Beispiele, das, ähnlich wie es Bächtold aus der Schweiz und Bayern verzeichnet, im Frühsommer 1915 während der erneuten Russenoffensive in Czernowitz (Z. d. V. f. Vk. 21, 403), erst kürzlich aber auch hier in Frankfurt umlief: „Wir Deutschen fürchten Gott, sonst niemanden auf der Welt. Diesen Spruch erhielt ich zur Weitergabe. Jeder, der ihn kennt, soll ihn durch 9 Tage je einem Bekannten, und zwar ohne Unterschrift senden. Es geht die Sage, daß derjenige, der ihn nicht weitergibt, kein Glück hat. Wer ihn weitergibt, wird am 9. Tage eine Freude erleben. Es ist dies eine alte Sitte, welche in jedem Kriege von dem deutschen Volke bewahrt wurde. Damit das Glück bei ihnen bleibt, ist die Zusendung erfolgt."

Daneben spielt Gegenständliches eine große Rolle, das getragen werden muß, wie noch das alte Nothemd, oder vermieden werden (Karten, Gold, Erkennungsmarken u. dgl.). Oder man feit den Scheidenden durch allerlei seltsame Hantierung gegen Gefahr (Besen nachwerfen, Glas zerbrechen, aus dem er beim Abschied getrunken, und Scherben vergraben). Oder er selbst trinkt den Zauber als Schießpulver in Wein, im Blut einer Ziege oder dgl. Auch Beschwörungsformeln, die den Feind mutlos machen, sind ganz, wie man sie etwa aus den nordischen Sogur kennt, im Schwange, und wie man dort das Schwert des Feindes stumpft, so hat man heute Mittel, die dem Gegner unmöglich machen zu schießen; man lockt wohl auch seine Kugeln ab und stärkt durch allerlei zauberhafte Handlungen die Sicherheit des eigenen Schusses. Es ist besonders anziehend und grundsätzlich bedeutsam, in Bächtolds Ausführungen zu sehen, wie eigenartige Gebärden, die gelegentlich solchen Schießzauber begleiten, nichts anderes sind als Ladebewegungen, wie sie ältere Gewehrkonstruktionen erforderten.

Daß auch allerlei Volksmedizin beim Soldaten, der bei seiner Lebensführung sich ständig von Krankheiten aller Art bedroht sieht, reichlich sich entfaltet, ist verständlich.

Der Verband deutscher Vereine für Volkskunde hat einen eingehenden Fragebogen ausgearbeitet für das gesamte Gebiet des soldatischen Aberglaubens (Bächtolds Schrift druckt ihn im Anhange ab), dessen Benutzung und Beantwortung wir allen empfehlen, die Gelegenheit haben, auf diesem Gebiete zu sammeln.

Wie in diesen abergläubischen Äußerungen kirchliche Formen vielfach fast parodisch benützt erscheinen, so verdienen hier die Gebetsparodien eine Erwähnung, denen A. Becker kürzlich[4]) eine eindringliche, stoffreiche Studie gewidmet hat. In Deutschland sind besonders ernst- oder scherzhafte Parodien des Vaterunsers (gegen den Zaren, gegen England, gegen Peter von Serbien) bekannt geworden, von unseren Feinden auch solche des Ave Maria, des Credo und Beichtbekenntnisses. Die Kriegsvaterunser hat Oswald Menghin[4a]) in einem anziehenden Schriftchen unter reichlicher Mitteilung von Texten behandelt. Es sind unter ihnen zwei Gruppen zu unterscheiden, von denen die zweite sich nochmals spaltet: entweder wird der Text des Gebetes unmittelbar — in Prosa oder Versen — parodiert, oder er bleibt unverändert und wird einer Dichtung nun entweder stückweise unregelmäßig eingeschoben oder aber den einzelnen Strophen, meist unter sinngemäßer Verschweißung, angehängt. Auch hier hat der Weltkrieg nur wiederholt, was längst vorher schon in Übung gewesen war. Die älteste politische Parodie des Vaterunsers in Deutschland, die uns erhalten ist, das sogenannte Ulmer Vaterunser, stammt vom Jahre 1486![5])

Dieselben Stimmungen und Spannungen, aus denen die eben skizzierten vielfältigen Formen des soldatischen Aberglaubens erwachsen, finden eine reinere Lösung und Befriedigung, finden ihren von der Angst des Irdischen befreiten künstlerischen Ausdruck im Soldatenliede, zu dem Wort und Weise, diese ganz unentbehrlich, sich vereinen. Wir haben von Wesen und Bedeutung des Soldatenliedes in dieser Zeitschrift[6]) zu Beginn des Krieges ausführlicher gesprochen. Unsere früheren Berichte aus der Kriegsliteratur haben

4) Schweizerisches Archiv f. Volkskunde 20, S. 16ff.

4a) Oswald Menghin, Kriegs-Vaterunser und Verwandtes. München 1916, Verlag Natur und Kultur. 38 S. M. 0,50.

5) Ein Napoleonvaterunser aus Hannover v. J. 1803 hat seinerzeit O. Glöde in dieser Zeitschrift VI, 357 f. veröffentlicht.

6) Oben Bd. 29, S. 11ff.

auch von den vielfältigen Sammlungen einige Nachricht gegeben, die der Krieg uns gebracht hat. Eine reichhaltige Zusammenstellung von gegen 300 Liedern älteren und neueren Ursprungs hat Klabund (d. h. A. Henschke) in einem schön ausgestatteten und billigen Bande geliefert, den Emil Preetorius mit reizvollen Vignetten geschmückt hat.[7]) Der Herausgeber teilt in einem Nachwort, darin er das Soldatenlied als „expressionistische Dichtung" zeichnet, mit, daß er viele seiner Lieder aus Soldatenmund aufgezeichnet habe; leider erfährt man in den Anmerkungen, deren literargeschichtlicher Teil freilich auch sonst zu wünschen übrigläßt, nicht, welche es sind, noch bei welchen Truppenteilen sie aufgenommen wurden. Auch die Weisen werden leider nicht mitgegeben. Klabund will seine Sammlung lediglich durch den Text wirken lassen, den er sehr hoch einschätzt: „Wie das Volkslied des ‚Knaben Wunderhorn' (so!) beweist auch das Soldatenlied, ohne die musikalische Begleitung der Noten, seine besondere Berechtigung als lyrisches oder balladisches Kunstwerk des Wortes", sagt sein Nachwort. Eine sehr dankenswerte Sammlung von gegen 200 Texten mit den Weisen aus einem ganz bestimmten, eng abgegrenzten Bereiche hat Artur Kutscher gegeben in einer Sammlung von Liedern, die er in den Jahren 1914 bis 1916 an der Westfront im 92. Res.-Inf.-Regt. unter den Soldaten seiner Kompanie aufgenommen hat, wesentlich Bauern und Kleinstädtern aus Nordwestdeutschland.[8]) Den seltsamen Titel der Sammlung „Das richtige Soldatenlied" erläutert das Vorwort: „Es lag mir daran, das ‚richtige' Soldatenlied in seiner volkstümlichen Einfachheit und derben Natürlichkeit freizulegen von allem Literarischen, Gemachten, Künstlichen (auch im besseren Sinne) und so seine charakteristische Schönheit herauszustellen in Wort und Ton." Bei den Weisen wird durch ein eigenartiges System die Gitarrebegleitung angegeben. Ein Anhang sammelt allerlei Kehrreime und Texte, die Signalen und Armeemärschen unterlegt werden; daß der auch sprachlich ganz österreichische Text zum Radetzkymarsch wirklich bei nordwestdeutschen Truppen an der Westfront im Schwange sein soll, ist mehr als erstaunlich.

Es wird Aufgabe der volkskundlichen Wissenschaft sein, der Zukunft eine möglichst vollständige Sammlung des Liedes zu übermitteln, das während dieser Kriegsjahre im deutschen Heere eine so bedeutende Rolle spielt, daß selbst der Tagesbericht unserer Obersten Heeresleitung seiner gelegentlich zu gedenken hatte. Auch seine Lebensbedingungen wollen beobachtet und festgehalten sein; wer sich umgesehen hat, weiß, wie verschwindend wenig wir darüber aus dem siebziger Kriege wissen. Der Verband deutscher Vereine für Volkskunde hat deshalb auf meine Anregung schon im ersten Kriegsjahre einen Aufruf zur Sammlung und Beobachtung des Soldatenliedes erlassen, der eine Reihe bestimmt formulierter Fragen aufwirft[9]); die einlaufenden Antworten werden im Deutschen Volksliederarchiv gesammelt. Wesentlich auf dem so eingekommenen Stoffe baut eine Schrift sich auf, in der der Begründer und Leiter dieses Archivs, John Meier, übersichtlich und doch mit vielen lehrreichen Einzelheiten, wie sie diesem trefflichen Kenner unseres Volksliedes anstehen, vom deutschen Soldatenlied im Felde handelt.[10]) Nach Mitteilungen aus dem Felde wird hier eine lange Reihe anziehender und wertvoller Beiträge zu der Biologie des Soldatenliedes geliefert. Wir hören, bei welchen Gelegenheiten, aus welchen Stimmungen heraus gesungen und nicht gesungen wird, welche Auswahl die verschiedenen Anlässe bedingen, hören manches Ergreifende von dem Wann und Wie, das religiöse Lieder[10a]) herausgelockt hat, von den Gelegenheiten, bei denen vaterländische Weisen ertönen. Der Verfasser legt hübsch dar, wie das Soldatenlied bei ermüdenden Märschen u. dgl. nur Mittel zum Zwecke ist, wie es in der Ruhe zum Selbstzweck wird. Im Vortrage wie in der stofflichen Auswahl tritt eine Vorliebe für das Sentimentale deutlich hervor. John Meier entwickelt in fesselnden Ausführungen, wie haupt-

---

7) Das deutsche Soldatenlied, wie es heute gesungen wird, Auswahl von Klabund, mit vielen Bildern von Emil Preetorius. München o. J. Georg Müller. 312 S. M. 3,—.

8) Artur Kutscher, Das richtige Soldatenlied. Berlin 1917, G. Grote. 182 S. M. 2,50. — Ergänzungen dazu hat H. Wocke gegeben: Hess. Blätter f. Volksk. 16. 81 ff.

9) Er wurde in verschiedenen Zeitschriften abgedruckt, z. B. Ztschr. d. V. f. Vk. 25. 392.

10) John Meier, Das deutsche Soldatenlied im Felde. Straßburg 1916, Karl J. Trübner. 76 S. (Trübners Bibliothek 4. Bd.) M. 1,25.

10a) Ein Geleitwort zum Feldgesangbuch gibt F. von der Heydt, Unser Feldgesangbuch. Berlin 1916, Verlag des Evang. Bundes. 32 S. M. 0,15.

sächlich zwei Klischees diese Art Lieder beherrschen. Einmal: Der sterbende Krieger erteilt einem Kameraden einen Auftrag an die Seinen. Diese Form taucht, noch knapp gestaltet, in einem Liede auf die Schlacht von Preußisch-Eylau vom Jahre 1812 auf, wird breiter ausgeführt in dem viel gesungenen, zuerst auf die Schlacht von Custozza, dann auf die Kämpfe von 1866, 1870, 1878, jetzt auch auf den Weltkrieg eingestellten, allbekannten „Die Sonne sinkt im Westen"; einige andere vielgesungene Typen: „In dem wilden Schlachtgetümmel", „Bei Sedan wohl auf den Höhen", „Ein Grenadier am Dorfplatz stand" reihen sich an. Das zweite Klischee stellt Schlachtfeld und Heimat nebeneinander: der Tod des Kriegers wird von den Angehörigen zu Hause durch eine Art Fernwirkung geahnt. In den Volksmund gedrungene Kunstlieder neueren Ursprungs wie J. G. Seidls „Auf fremder ferner Aue", L. Bauers „Im Feld des Morgens früh" folgen dieser Prägung, nach der etwa auch Hauffs „Steh' ich in finstrer Mitternacht" gewandelt wird. Hauffs Lied hat wieder bei dem im gegenwärtigen Krieg so viel gesungenen „Argonnerwald um Mitternacht" Verwendung gefunden.[11])

In den Unterschieden des Liederbestandes im Heere zeigen sich vielfach die Unterschiede der deutschen Stämme wirksam[11a]), doch ist bei seinen Verhältnissen die Gelegenheit zum Austausch natürlich besonders günstig, und Meier kann Belege geben für das Wandern einzelner Lieder wie für das Ab- und Einschleifen des gesamten Liederschatzes überhaupt. Über den Austausch mit der französischen Bevölkerung, die Aufnahme von im Felde gedichteten Liedern einzelner werden anziehende Mitteilungen gemacht.

Vielfache Anregung bietet, was über die Veränderungen an den Weisen durch Umrhythmisieren, Einfügung von Pausen, von kehrreimartigen Zeilen berichtet wird: alles Mittel, die Lieder dem Marsche anzupassen, Atempausen zu schaffen, eine Arbeitsteilung zu ermöglichen. An den berühmt gewordenen Kehrreimen, die zu Uhlands „Gutem Kameraden" gesungen werden, wird gezeigt, wie solche Zeilen aus verschiedenen Bestandteilen zusammenwachsen, meist durch unbewußte Erinnerungen an bekannte Lieder.

Eine wertvolle Ergänzung zu diesen Beobachtungen über die Lebensformen des Soldatenliedes im Felde liefert ein Aufsatz von H. Tardel in den Preußischen Jahrbüchern.[12]) Auf Grund von Zeitungsberichten und Feldpostbriefen, die feine Bemerkungen umranken, ist dort ausgeführt, welche Rolle das Soldatenlied im deutschen und österreichischen Heere bei den Kriegsereignissen gespielt hat. Derselbe Verfasser hat in der gleichen Zeitschrift[13]) eine Übersicht über den Bestand des gegenwärtigen Soldatenliedes mit kenntnisreichen geschichtlichen Erläuterungen gegeben, endlich in einem dritten Aufsatze[14]) die fremdländischen Bestandteile des gegenwärtigen Soldatenliedes behandelt. Aus dem Französischen sind übernommen das Marlboroughlied, die Ballade vom heimkehrenden Krieger und der „Joli Tambour" (jetzt gewöhnlich beginnend: „Zehntausend Mann, die zogen ins Manöver"); aus dem Holländischen stammt das bekannte „Ich bin ein jung Soldat von 21 Jahren" (für dessen Weise, einen schon 1541 bezeugten französischen Reigentanz, auf John Meiers Soldatenlied S. 58 zu verweisen wäre), aus dem Polnischen das vielgesungene „An der Weichsel gegen Osten": ein recht geringer fremder Einschlag also in dem breiten Teppich des deutschen Soldatenliedes.

11) Eine Fassung, die ich davon kürzlich hörte, sang die 6. Strophe (nach Meiers Aufzeichnung) mit einem Text („Der Sturm bricht los, die Schlacht beginnt, die Fahnen flattern hoch im Wind, Granaten schlagen bei uns ein, der Franzmann dringt in unsre Stellung ein"), auf den nun wieder die „Wacht am Rhein" Einfluß gewonnen hat.

11a) Über den nach den Stämmen wechselnden Text des Soldatenliedes „Das schönste Land in Deutschlands Gauen" handelt anziehend E. Mogk in den „Mitteilungen des Vereins f. Sächs. Volkskunde" 6. 274 ff. — Ebd. S. 319 ff., 371 ff., 380 ff. findet man weiteres über das gegenwärtige Soldatenlied, S. 383 ff. über Spiegelungen des Krieges im Kinderliede. Hierzu vergleiche man J. Dillmanns „Streifzüge durch das Kriegsspielgebiet der Frankfurter Jugend" in den „Mitteilungen des Rhein-Mainischen Verbandes für Volksbildung" Jg. 1917, S. 20 ff.

12) Bd. 166, S. 73 ff. 13) Bd. 169, S. 44 ff.

14) Fremde Einflüsse im deutschen Soldatenlied. Die neueren Sprachen Jahrg. 1917, S. 285 ff.

Die oben schon berührte Tatsache, daß Soldatenlieder öfter durch Einschieben von Kehrreimen verändert und verlängert werden, ist mehrfach für sich behandelt worden.[15]) Neben dem Bedürfnis, den Gesang auf Vorsänger und Chor zu verteilen, spielt hier die Verlängerung des Liedes in der Tat keine geringe Rolle; bei den vielfach eintönigen Betätigungen des Soldaten ist es erwünscht, daß ein einmal angestimmtes Stück auch eine Weile vorhalte und die Arbeit, die es begleitet, eine gute Strecke fördere. Gedankliche Zusammenhänge bestehen dabei zwischen Liedtext und Kehrreim vielfach nicht, wie denn besonders bei Marschliedern das Wesentlichste der arbeitfördernde Rhythmus ist, während der Inhalt nur dunkel ins Bewußtsein tritt. Das Marschlied bleibt im Grunde Ersatz für die Instrumentalmusik und zeigt zu ihr eigenartige Beziehungen. O. Ebermann hat die fesselnde Beobachtung gemacht[16]), daß die Anfügung einer gleichbleibenden Strophe aus „Lützows Wilder Jagd" und aus „Im Wald und auf der Heide" als Kehrreim an die wechselnden Strophen des auch im Heere vielgesungenen Jägerliedes „Ich schieß' den Hirsch im wilden Forst" aus einem Instrumental-Marschpotpourri stammt, in dem diese drei Lieder verbunden erscheinen. Es wäre darauf zu achten, ob gleicher Ursprung für ähnliche Liederweiterungen nicht auch sonst festzustellen wäre.

Am öftesten und eingehendsten ist begreiflicherweise der seltsame Kehrreim zu Uhlands „Gutem Kameraden" behandelt worden[17]), der, den meisten bis dahin unbekannt, mit Ausbruch des Krieges plötzlich auf allen Gassen erklang und trotz allen Scheltens griesgrämiger Kritik der beliebteste Gesang durch alle die Kriegsjahre geblieben ist:

Gloria! Viktoria!
Mit Herz und Hand fürs Vaterland!
Die Vöglein im Walde, die sangen ja so wunderschön,
In der Heimat, in der Heimat, da gibt's ein Wiedersehn!

Die Zusammensetzung ist sehr merkwürdig. Die beiden ersten Zeilen entstammen unzweifelhaft einem 1864 von dem bekannten Verfasser der „Preußenlieder", Georg Ludwig Hesekiel, gedichteten Liede, in dem eine Strophe schließt:

Gloria! Viktoria! Gloria! Viktoria!
Herz und Hand fürs Vaterland,
Für das liebe Preußenland!

Diese Worte unterlegte der bekannte Militärkapellmeister Piefke dem Trio seines Armeemarsches „Preußens Gloria"; an diese Vertonung lehnt sich die Weise der beiden Zeilen unseres Liedes. Woher die folgenden Worte gekommen sind, ist noch nicht festgestellt. Ihre Weise folgt zunächst dem vielgesungenen Weihnachtsliede „Ihr Kinderlein kommet", das von Christoph v. Schmid um 1790 verfaßt ist und dessen Vertonung dem Kapellmeister des Prinzen Heinrich in Rheinsberg, Joh. Abraham Peter Schulz zugeschrieben wird. Es ist aber nicht dies Kinderlied unmittelbar von unserem Kehrreim benutzt, sondern ein durch die evangelischen Jünglingsvereine weiterverbreitetes pietistisches Lied, das von Fr. Ludwig Jörgens (1792—1840, nicht von dem Berliner Pastor Gustav Knak, wie zunächst irrtümlich angenommen) verfaßt ist. Seine Eingangsstrophe lautet:

Wo findet die Seele die Heimat der Ruh?
Wer deckt sie mit schützenden Fittichen zu?
Ach, bietet die Welt keine Freistatt mehr an,
Wo Sünde nicht herrschen, nicht anfechten kann?
Nein, nein, nein, nein, hier ist sie nicht:
Die Heimat der Seele ist droben im Licht.

Die Weise dieses Liedes benutzt nur für den Eingang das Weihnachtslied „Ihr Kinderlein

15) Vgl. besonders F. Böhm, Neue Kehrverse zu alten Soldatenliedern. Ztschr. d. V. f. Vk. 25, 393ff.

16) Ztschr. d. V. f. Vk. 26, 98.

17) Aufklärung gab zuerst M. Friedländers ausgezeichnete Kenntnis im Tag vom 2. Sept. 1915 = Ztschr. d. Ver. f. Volkskunde 25, 397; F. Boehm, Ebd. 25, 393; A. Wirth, Ebd. 26, 371; J. Meier, Soldatenlied S. 52ff.; O. Meisinger, Gloria, Viktoria! Dortmund 1915.

kommet", die Weise unseres Kehrreims aber stimmt in der dritten Zeile mit der Weise des Eingangs, in der vierten mit der des Schlusses der angeführten Strophe überein, und da auch die Texte im Stichwort „Heimat" zusammentreffen, kann über die Entlehnung kein Zweifel sein. Das Merkwürdige ist nun weiter, daß die Schlußphrase des Liedes von Jörgens ihre Weise genommen hat aus dem berühmten Liede „Home, sweet home", das der Amerikaner John Howard Payne 1823 für seine Oper „Clari" gedichtet hat; vertont aber ist dies Lied von dem Engländer Sir Henry Bishop, der die Weise seinerseits einer Volksweise wahrscheinlich sizilianischen Ursprungs entlehnte. In solchem Umfange haben also letzten Endes unsere Feinde an dem gesungensten Liede deutscher Soldaten im deutschen Kriege mitgearbeitet!

Es scheint, daß der so merkwürdig zusammengesetzte Kehrreim sich wesentlich seit 1909 von einem großen Kaisermanöver im Hohenlohischen aus unter starker Mitwirkung der Wandervögel und Pfadfinder verbreitet hat; der volkskundlichen Literatur ist er zuerst durch O. Meisinger im Jahre 1910 zugeführt worden. Wer mag ihn wohl geschaffen haben? Zu Kriegsbeginn wurde ein Dillinger Seminarlehrer als sein Erfinder namhaft gemacht; Meisinger aber hat festgestellt, daß der nur vierstimmig gesetzt hat, was er aus Volksmund übernommen hatte. In einer oben S. 126 abgedruckten Zuschrift wird nun der Berliner Coupletsänger Wilhelm Lindemann als ihr Verfasser angesprochen, der sie 1898 zuerst vorgetragen und im Jahre 1900 veröffentlicht hätte. Dazu will nicht stimmen, daß nach Mitteilungen von A. Wirth der Kehrreim ohne die beiden Schlußzeilen schon 1886/87 beim Füsilierregiment Nr. 90 in Rostock gesungen wurde; und die Angabe wird innerlich ganz unwahrscheinlich durch die Tatsache, daß bei Lindemann die Worte „mit Herz und Hand fürs Vaterland" fehlen, die doch gewiß zusammen mit dem „Gloria, Viktoria" aus dem Gedichte Hesekiels genommen wurden. Auch Lindemann wird also aus dem Volksmund geschöpft haben.

Nachdrücklich verweisen möchten wir hier auch auf eine sehr lehrreiche Studie John Meiers, der dem bekannten Soldatenliede „Ein Schifflein sah ich fahren, Kapitän und Leutenant" eine kaum minder verwickelte Vorgeschichte nachgewiesen hat.[17a])

Einem eigenartigen Gebiete der Volksdichtung, das während des Krieges hervorgetreten ist, hat K. Wehrhan dankenswerte Aufmerksamkeit gewidmet. Er hat in einer Reihe von Arbeiten[18]) jene Reime gesammelt, von denen die Todesanzeigen unserer gefallenen Helden in den Tageszeitungen, besonders der Landstädte, regelmäßig begleitet zu sein pflegen, und an ihnen Beobachtungen über Wanderungen und Wandlungen angestellt, die für die Volksdichtung von allgemeinem Belange sind. Bedeutsamer noch müssen die Beobachtungen des gleichen Sammlers erscheinen, von denen er oben S. 117ff. selbst kurze Nachricht gegeben hat. Durch eine lange Reihe von Belegen wird da die erstaunliche Tatsache erhärtet, daß ein und dasselbe Gedicht von verschiedenen Personen als ihr ureigenstes Erzeugnis in Anspruch genommen wird, während es in Wahrheit von einem anderen mit Namen bekannten Verfasser herrührt.

Der eigentümliche Lebenskreis, aus dem das Soldatenlied erwächst, hat ihm, wie die angedeuteten Beobachtungen zeigen konnten, eine Reihe von Eigentümlichkeiten gegeben, die es aus dem Volksliede herausheben, mit dem es sonst in Wesen und Leben durchaus zusammengeht. Eben dieser eigenartige Lebenskreis findet außerhalb des Liedes seinen angemessenen Ausdruck in einer eigenartigen Soldatensprache.

Wir haben hier von vornherein zwei verschiedene Kreise anzuerkennen, die sich natürlich berühren und teilweise schneiden, aber doch auch sehr deutlich gegeneinander abheben. Wir dürfen sie passend als „Heeressprache" und „Soldatensprache" unterscheiden, jene eine Berufs- oder Handwerkssprache, diese eine Standessprache. Denn einmal hat die amtliche Heeressprache naturgemäß eine lange Reihe besonderer Ausdrücke für alle die eigenartigen Gegenstände, Einrichtungen und Beziehungen, die für das Kriegshandwerk in Frage kommen. Diese Sprache ragt mit einem großen Teil ihrer Bezeichnungen in die all-

17a) Schweizerisches Archiv für Volkskunde 20, S. 206ff.

18) K. Wehrhan, Letzte Grüße. Leipzig 1915. — Derselbe, Bayerische Hefte für Volkskunde 2, 194ff.; Hessische Blätter für Volkskunde 15, 106ff. Hier auch weitere Literatur.

gemeine Hoch- und Schriftsprache hinein, nur das ganz besondere, im engeren Sinne Technische bleibt ihr vorbehalten. Sie hat auch ihre eigenartige Geschichte, die überaus fesselnd und lehrreich ist für die gesamte Geschichte unserer Kultur, vom völkischen Standpunkte freilich auch sehr unerfreulich durch jenen abscheulichen Fremdwörterwust, den vier Jahrhunderte geistiger und kultureller Abhängigkeit vom Auslande in ihr aufgehäuft haben, und den unsere Heeresverwaltung gegenwärtig auszukehren sich bemüht. Eine sehr hübsche geschichtliche Übersicht über diesen Sprachkreis hat kürzlich Alfred Götze gegeben.[19]) Neben ihn stellt sich nun die Sprache des Soldaten. Ihr Gegenstand ist durchaus derselbe wie der der Heeressprache; sie sieht ihn aber von einem völlig anderen Gesichtspunkte aus und kommt darum zu völlig anderen Bezeichnungen. Es wäre darüber so manches Anziehende zu sagen, wozu hier kein Raum ist. Daß die Soldatensprache in diesen Kriegsjahren, da 10 Millionen Deutsche gleichzeitig in soldatische Verhältnisse eingespannt sind, eine lebenskräftige Entfaltung zeigt wie nie, daß hier eine nie wiederkehrende Gelegenheit zur Sammlung und Beobachtung sich bietet, versteht sich. Sie hat denn auch schon eine lebhafte Tätigkeit hervorgelockt. Auf Grund ausgedehnter eigener Sammlung hat Karl Bergmann in einem anregend geschriebenen Büchlein[20]) 1916 schon eine zusammenfassende Darstellung der „neuesten Soldatensprache" mit vielen ernsten und heiteren Proben gegeben. Der Verband Deutscher Vereine für Volkskunde hat dann auch hier, und zwar im Verein mit einer Reihe deutscher Akademien die planmäßige Sammlung in die Hand genommen. Ein besonderer Ausschuß ist dafür eingesetzt und bei der Wörterbuchkommission der bayerischen Akademie in München eine Sammelstelle errichtet worden, die den Stoff einzieht und ordnet. Ihr Leiter, Otto Maußer, hat in einem anziehenden Buche[21]) die Sachlage mit voller Beherrschung des Gegenstandes dargestellt. Er entwickelt in einem einleitenden Kapitel das Problem, bespricht die Bearbeitungen, die es vor dem Krieg gefunden hat, grenzt den Begriff der Soldatensprache ab und zeichnet die Aufgaben, die der Wissenschaft mit ihrer methodischen Erforschung gestellt sind, und die bisher erreichten Ergebnisse. Den Hauptteil des Buches füllen reichliche „Kostproben aus der deutschen Soldatensprache von heute", die eine lange Reihe soldatischer Ausdrücke nach inhaltlichen Gruppen geordnet vorführen und, wo es nötig scheint, nach ihrer Herkunft erläutern. Ein Schlußkapitel schildert eingehend Notwendigkeit und Methode einer planmäßigen allumfassenden Sammlung der gegenwärtigen Soldatensprache bei den Truppen in Feld, Etappe und Garnison, die in der Sprache der älteren Jahrgänge auch die wünschenswerte Ergänzung und Nachprüfung der einzigen umfassenderen Arbeit aus früherer Zeit, des verdienstlichen Buches von Paul Horn, gestatten wird. Die Vergleichung unserer Soldatensprache mit derjenigen anderer Heere und Völker, namentlich unserer Feinde, wird erst der Friede ermöglichen. Dringend zu wünschen ist für uns vor allem, daß bei den deutsch-österreichischen und deutsch-schweize-

19) Deutscher Krieg und deutsche Sprache. Neue Jahrbücher f. d. klass. Altertum usw. 35, S. 146ff.

20) Karl Bergmann, Wie der Feldgraue spricht, Scherz und Ernst in der neuesten Soldatensprache. Gießen 1916, Albrecht Töpelmann. 60 S. M. –,80.

21) Otto Maußer, Deutsche Soldatensprache. Ihr Aufbau und ihre Probleme. Herausg. vom Verband deutscher Vereine für Volkskunde. Straßburg 1917, Karl J. Trübner. (Trübners Bibliothek 9. Bd.) VII, 132 S. M. 3,—.

Eine Liste von Soldatenwörtern hat auch Erich Bischoff seinem „Wörterbuch der wichtigsten Geheim- und Berufssprachen" (Leipzig o. J., Th. Grieben. VI, 168 S.) eingefügt. Sie ist freilich gar zu knapp; das Buch verleugnet nicht, daß es aus einer Neubearbeitung des „Jüdisch-deutschen Dolmetschers" erwachsen ist, der an unserer Ostfront vielfache Verwendungsmöglichkeit gefunden hat. Den Hauptteil des Buches nimmt eine großenteils aus persönlicher Kenntnis geschöpfte Sammlung des Wortschatzes des Jüdisch-Deutschen, der Gauner- und Kundensprache ein. Sie bringt durchweg die Etymologien bei, für deren Beurteilung wir uns, da es sich meist um Herkunft aus dem Hebräischen handelt, für unzuständig erklären müssen. Ein Anhang stellt allerlei über jüdisch-deutsche Zahlen, Zeitrechnung und Maße zusammen. Die zweite Hälfte gibt kurze Verzeichnisse aus der Soldaten-, Seemanns-, Weidmanns- und Bergmannssprache sowie als Anhang unter dem Titel „Komödiantensprache" eine Auslese aus der Sprache reisender Schauspieler, die man besonders gerne ausführlicher sähe.

rischen Truppen ebenso umfassend gesammelt wird wie in unserem Heere. Denn nur aus einer über das gesamte deutsche Sprachgebiet erstreckten Sammlung können Wörterbuch und Geschichte der deutschen Soldatensprache in der wünschenswerten Vollständigkeit und Genauigkeit hergestellt werden. Maußers Schrift möchte vor allem auch für weitere Sammlung werben, die sich auf die Unterstützung vieler freiwilliger Mitarbeiter angewiesen sieht. Sie bringt darum im Anhange einen recht eingehenden Fragebogen, der inzwischen in einer umfangreicheren Ausfertigung auch für sich erschienen ist und von der K. B. Akademie der Wissenschaften, Wörterbuchkommission, in München, Neuhauserstr. 51, kostenlos bezogen werden kann. Wir möchten auch an dieser Stelle alle ermuntern, die dazu imstande sind, das wichtige Unternehmen durch Beiträge zu fördern.

Der Soldatensprache sind durch den Weltkrieg, durch den Stellungskampf mit seinen eigenartigen Einrichtungen und Tätigkeiten sowie durch den Luftkrieg ganz neue Kapitel hinzugefügt worden. Die eigenartige Namenschöpfung, die ersterer hervorgerufen hat, ist von Hermann Tardel in anziehenden Ausführungen in den Grenzboten besprochen worden[22]), nachdem er das gleiche Problem schon in unserer Zeitschrift (Bd. 29, S. 778ff.) in größerem Zusammenhange gestreift hatte. Die sehr eigenartige und rasch in vollem Safte aufgeschossene Sprache unserer Luftkämpfer ist gleichfalls in dieser Zeitschrift von Rudolf Mothes (Bd. 29, S. 464ff., 544) behandelt worden. Was uns noch fehlt, ist eine Darstellung der gewiß nicht minder reichen und anziehenden Standessprache unserer Blaujacken, nachdem die Seemannssprache als Berufssprache längst vielfältige und treffliche Behandlung erfahren hat. Maußer hat sie von seiner Darstellung ausgeschlossen, Bergmann nur wenige Andeutungen gegeben. Möge auch hier die nie wiederkehrende Gelegenheit zu umfassender Sammlung nicht versäumt werden!

Fügen wir endlich noch bei, daß der Verband deutscher Vereine für Volkskunde auch eine Sammlung von Soldatenbriefen und Tagebüchern ins Auge gefaßt hat[23]), die uns gewiß zu manchem tiefen Einblick in die Volksseele helfen könnten, daß er auf Meister Boltes Anregung das schmerzliche Kriegsopfer unserer Glocken zum Anlaß einer planmäßigen Sammlung von Glockensagen, -bräuchen und -sprüchen genommen hat[24]), so ist die Behauptung unseres Eingangs gewiß zur Genüge erhärtet: Der Krieg hat auch die volkskundliche Wissenschaft ins Feld gerufen.

Literaturbericht 1916/17.

Zeitalter des Barock (1600—1750).

Von **Wolfgang Stammler** (z. Zt. im Felde).

Eine hübsche, im besten Sinne des Wortes volkstümliche Schrift hat Otto Denk über den Fürsten Ludwig zu Anhalt-Cöthen und seine Gründung, die „Fruchtbringende Gesellschaft", veröffentlicht.[1]) Auf den Vorarbeiten Bartholds, Krauses, Zöllners u. a. fußend, führt er mit glücklichem Geschick in die Stimmung jener Kreise ein. Nach einer lebhaften und anschaulichen Biographie des verdienten Fürsten, der selbst auch sich dichterisch betätigte, folgt eine im allgemeinen zutreffende Darstellung der deutschen Sprache im 16. und 17. Jahrhundert, die auch den politischen Zuständen gebührendermaßen Rechnung trägt. Nach dem Vorbilde der italienischen Accademia della Crusca 1617 gegründet,

22) Namenschöpfung im Kriege. Grenzboten, Januarheft 1917, S. 121ff.

23) Eugen Mogk hatte (Mitt. des Ver. f. Sächs. Volkskunde 5, 48 ff.) schon vor dem Kriege eine Sammlung gefordert, wie der Däne Karl Larsen sie für den Krieg von 1864 zusammengebracht hat.

24) Der Verband hat auch einen Fragebogen dafür herausgegeben, den wir der Beachtung unserer Leser empfehlen.

1) Fürst Ludwig zu Anhalt-Cöthen und der erste deutsche Sprachverein. Zum 300-jährigen Gedächtnis an die Fruchtbringende Gesellschaft. Von Dr. V. M. Otto Denk. Mit vielen Abbildungen. Marburg 1917, N. G. Elwertsche Verlagsbuchhandlung (G. Braun). IX, 126 S. 8°.

erstarkte die „Fruchtbringende Gesellschaft“[2]) bald unter Ludwigs Leitung zu einem Bestand von 517 Mitgliedern. Allerdings befanden sich darunter nicht mehr als 125 Bürgerliche, die Hauptzahl stellte der hohe Adel. Selbstverständlich ist es, daß unter Ludwigs Schirmherrschaft der anhaltische Adel fast vollzählig vertreten war; daraus braucht noch keineswegs, wie Denk will, auf dessen besonders hervorstechende geistige Interessen geschlossen zu werden. Denn unter den Mitgliedern befanden sich nicht wenige, die nie in ihrem Leben schriftstellerisch hervorgetreten waren und auch in ihren deutschen Briefen das typische Gemengsel der damaligen Sprachwirrung darboten. Der Verfasser bespricht dann die „bedeutendsten“ Mitglieder der Gesellschaft, den Fürsten Ludwig, Tobias Hübner, Diederich von dem Werder, Martin Opitz, Karl Gustav v. Hille, Christian Gueinz, August Buchner, Schottelius, Harsdörffer, Moscherosch, Johann Rist, Philipp v. Zesen. In diesem Kapitel habe ich nicht selten die Kenntnis der neueren wissenschaftlichen Literatur vermißt[3]); was Denk vom Standpunkt des Allgemeinen Deutschen Sprachvereins aus gegen Opitz vorbringt, ist haltlos und zeugt von schiefer, ungeschichtlicher Betrachtungsweise. Auf der anderen Seite werden Harsdörffer und Zesen beträchtlich überschätzt. Die gutgewählten Abbildungen spiegeln die Zeit- und Literaturverhältnisse treffend wider.

Über Philipp von Zesens Romanschriftstellerei hat schon 1912 Hans Körnchen in einer ausgezeichneten Studie gehandelt[4]), die mir erst jetzt zugegangen ist. Nach Übersetzungen aus dem Französischen versuchte sich Zesen 1645 zum erstenmal in einem selbständigen Werk, der „Adriatischen Rosenmund“. Hier versucht er, eigene äußere und vor allem innere Erlebnisse, Liebeslust und -leid, wiederzugeben und der deutschen Literatur neue Wege zum psychologischen Roman zu bahnen.[5]) Aber dieser „Werther-Roman des 17. Jahrhunderts“, wie man ihn füglich nennen könnte, blieb ohne Erfolg. Zesen schwieg 25 Jahre lang und versuchte dann, 1670 und 1679, eine neue, wiederum von dem dem Ausland folgenden zeitgenössischen Roman abbiegende Straße einzuschlagen in der „Assenat“ und dem „Simson“, wissenschaftlichen Geschichtsromanen.[6]) Aber auch mit diesen Werken, die zu der herrschenden Richtung der Bucholtz, Lohenstein, Anton Ulrich, Happel u. a. in scharfem Gegensatz stehen, drang Zesen nicht durch, und so ist er ein interessanter und wichtiger Eigenbrötler in der Geschichte des deutschen Romans geblieben.

Ein verdienstliches Ziel verfolgt Otto Warnatsch mit seiner Auslese aus den Werken des Schlesiers Andreas Gryphius[7].) In drei Abschnitten bespricht er des großen Pessimisten Dramen und Lyrik und streut dichterische Proben ein, Szenen aus dem „Leo Armenius“, den ersten Aufzug der „Geliebten Dornrose“, ausgewählte Oden, Sonette und Epigramme. Gegen den Versuch, Gryphius' Sprache zu modernisieren und dem heutigen Deutsch zuliebe selbst Reime zu ändern, hege ich, auch in einer volkstümlichen Ausgabe, die schwersten Bedenken; denn damit ist einer Verballhornung jeder Art (was übrigens Warnatsch geschmackvoll vermieden hat) Tor und Tür geöffnet. Auch für den Forscher von Be-

---

2) Die Bezeichnung „Palmenorden“ ist unrichtig und erst sekundär, 1668 aufgekommen. Wurde der Palmbaum als Sinnbild gewählt vielleicht nach dem Muster des „Güldenen Palmenorden“ (L'Ordre de la Palme d'Or), der von der Gemahlin Christians I. von Anhalt-Bernburg Anfang 1617 gestiftet worden war?

3) Eduard Engels' „Deutsche Stilkunst“, die öfter als Kronzeugin zitiert wird, kann man doch wohl kaum zur wissenschaftlichen Literatur rechnen, trotz oder vielleicht gerade wegen ihrer Verbreitung.

4) Zesens Romane. Ein Beitrag zur Geschichte des Romans im 17. Jahrhundert. Von Hans Körnchen. (Palaestra. Untersuchungen und Texte aus der deutschen und englischen Philologie. CXV.) Berlin 1912, Mayer u. Müller. 167 S. 8°. M. 4,80.

5) Das Plattdeutsch, welches die Bauerndirne spricht, ist übrigens nichts weniger als „unverfälscht“, erinnert vielmehr an altmärkisches Missingsch.

6) Im „Amadis“ schon den ersten Ansatz zum historischen Roman sehen zu wollen, erscheint mir recht reichlich weitherzig (Körnchen S. 40). — Auf Zesens wissenschaftliche Quellen und die Art ihrer Benutzung ist Körnchen merkwürdigerweise gar nicht eingegangen, eine Arbeit, die lohnenden Erfolg verspricht.

7) Andreas Gryphius. Auswahl aus seinen Dichtungen zur Dreihundertjahrfeier seiner Geburt, unserer Sprache angepaßt, erläutert und eingeleitet durch Prof. Dr. Otto Warnatsch. Glogau 1916, Verlag Hellmann. 112 S. 8°. M. 1,80.

lang ist die angefügte Biographie des Dichters, welche die neuesten wissenschaftlichen Ergebnisse, an denen der Herausgeber selbst beteiligt ist, benutzt und eine gründliche Lebensbeschreibung darreicht.

Ebenso will die Auswahl aus Andreas Gryphius' Gedichten, welche Klabund[8]) (d. i. Heuschke) in geschmackvoller Ausstattung herausgegeben hat, die heutigen Leser mit dem Lyriker bekanntmachen. Auch Klabund ändert hier und da vorsichtig im Wortlaut, um ihn für moderne Ohren verständlich und genießbar zu machen. Die Auslese ist unter dem Gesichtspunkt getroffen, daß die düstere, melancholische, oft verzweifelte Weltanschauung des Dichters klar in Erscheinung tritt, und gerade für unsere jetzige Zeit wirken die Klagen des Schlesiers um ein aus tausend Wunden blutendes Vaterland, die steten Predigten von der Vergänglichkeit alles Irdischen auffallend aktuell und berühren verwandte Saiten in den Herzen der Leser des 17. und 20. Jahrhunderts. Eine knappe Biographie beschließt das Büchlein, in welcher nur die merkwürdige Behauptung, daß Gryphius eine Jüdin geheiratet habe, zu streichen ist; den Herausgeber hat dazu offenbar der Name (Rosine Deutschländer) der Gattin verführt.

Der andere große Schlesier des 17. Jahrhunderts, Friedrich von Logau, findet eingehende Würdigung in einer wertvollen Arbeit Paul Hempels.[9]) Die kraftvolle Persönlichkeit des Epigrammatikers ward erst von Lessing in ihrer eigentlichen Bedeutung erkannt; in dem literarischen Treiben seiner Zeit war Logau eine zu eigenartige Erscheinung, als daß man viel Notiz von ihm genommen hätte. Bezeichnend ist schon seine einseitige Bevorzugung des Epigramms; sie bezeugt am besten, daß Logau nicht nach poetischem Ruhm geizte, sondern dichtete, um sich auszuruhen und dem Spiel der Gedanken freien Lauf zu lassen. Wer sich mit Ernst und Eifer in seine Epigramme vertieft, dem leuchtet daraus bald das Charakterbild eines aufrechten, ungebeugten Mannes entgegen, eines schlicht-frommen Christen, eines treuliebenden Gatten, eines furchtlosen Patrioten und kernhaften Deutschen. Stets spricht der Dichter aus der Fülle seines Herzens, sein inneres Erleben strömt er in die knappen Zweizeiler und Vierzeiler aus. Aber es wäre falsch, nun in Logau nur einen durch und durch selbständigen Dichter zu sehen. Seine Phantasie und Gedankenwelt ließ er willig von den zeitgenössischen Sentenzendichtern und Anekdotensammlern befruchten. Martial, Euricius Cordus und vor allem der Engländer Owen stehen bei einer großen Anzahl von Epigrammen Pate. Mit solcher Betrachtung von Logaus Quellen und Zergliederung seines poetischen Schaffens, wie sie Hempel in sieben zum Teil recht umfangreichen Studien vornimmt, läßt sich Logaus geistige Eigenart inmitten seiner Zeit und sein künstlerisches Formtalent deutlicher erfassen. Seine dichterische Bedeutung wird nicht eingeschränkt. Im Gegenteil: Logaus Persönlichkeit tritt noch heller ins Licht. Denn die fremden Gedanken verschmilzt er mit den eigenen zu organischem Gebilde; Goethe vergleichbar, ist auch ihm die literarische Quelle häufig nichts weiter als die Anregerin zu selbständiger Ideenbildung. Und in künstlerischer Hinsicht offenbart Logau in der Wahl von Reim und Metrum feinen formalen Instinkt, aus dem Rohmaterial der Vorlage formt er mit sicherem Takt kleine epigrammatische Kunstwerke voll vollendeter Abrundung und treffsicherer Kürze. „Logau zeigt auf den Höhepunkten seines Schaffens eine so ungewöhnliche ... geniale Leichtigkeit und Sicherheit des Gestaltens, daß wir ihm den Ehrennamen eines Dichters, so bescheiden er ihn ablehnt, nicht versagen können."

Der Konvertit und Kapuziner Prokopius von Templin (1609?—1679) hat in den letzten Jahren mannigfache literarhistorische Bearbeitung gefunden. Eine Verherrlichung in übertriebenster Art weiht ihm Sebastian Wieser.[10]) Der eifrige Seelsorger, der

---

8) Das dunkle Schiff. Auserlesene Sonette, Gedichte, Epigramme des Andreas Gryphius. Mit einem Nachwort herausgegeben von Klabund. München 1916, Roland-Verlag Dr Albert Mundt. 81 S., kl. 8°. Geb. M. 1,20.

9) Die Kunst Friedrichs von Logau. Von Paul Hempel. (Palaestra CXXX.) Berlin 1917, Mayer u. Müller. 281 S. 8°. M. 8,50.

10) P. Prokopius von Templin, ein deutscher Paulus im 17. Jahrhundert. Von Pfr. Sebastian Wieser in Waal. (Führer des Volkes. Eine Sammlung von Zeit- und Lebensbildern. 18.) M.-Gladbach 1916, Volksvereins-Verlag. 87 S. 8°. M. 1,20.

fleißige Predigtenverfasser, der nüchterne und hölzerne Kirchenliederdichter kann unmöglich mit Abraham a S. Clara und Martin von Cochem auf eine Stufe gestellt werden, geschweige denn mit Simon Dach und Paulus Gerhard. Wer so durch die konfessionelle Brille sieht, sollte sich an literaturgeschichtliche Stoffe besser nicht heranwagen[11]), noch dazu, wenn zugegeben werden muß, daß eine große Anzahl von Prokops Liedern Umarbeitungen protestantischer Gesänge sind. Prokopius war ein frommer Katholik voll Glaubenseifer, der sich bemühte, der Sitte der Zeit folgend, auch zu „dichten", dessen fromme Gesinnung aber nicht das mangelnde dichterische Talent ersetzen kann. Kein „Führer des Volkes", aber ein wackerer „Arbeiter im Weinberge des Herrn", der, so gut er konnte, mit seinem bescheidenen Pfunde wucherte: so stellt sich dem unbefangenen Betrachter der Pater Prokopius als Mensch und Schriftsteller dar.

Auf der Gegenseite steht der vielschreibende schwarzburgische Konsistorialpräsident Ahasver Fritsch (1629—1701), dessen pädagogische Schriften und Anschauungen Hans Renker[12]) analysiert. Es ergibt sich das Bild eines überzeugten Pietisten in Wort und Schrift, in Leben und Wandel, dessen Ansehen, Beispiel und Arbeitskraft die pietistische Bewegung nachdrücklich förderten. Durch ihn ward Rudolstadt der Hort des Spenerschen Pietismus. Auch seine pädagogischen Grundanschauungen, welche hier auseinanderzusetzen zu weit führen würde[13]), atmen den gleichen Geist. Ob Fritsch unmittelbar auf August Hermann Francke eingewirkt hat, ist nicht nachzuweisen. Jedenfalls war er ein Vorläufer Franckes, in dessen Schriften sich gewissermaßen der ganze pädagogische Gehalt der Bewegung kristallisiert hat, auf dem der spätere Pietismus weiterbaute. Francke hat die gleichen pädagogischen Grundsätze wie Fritsch; Fritsch ist der Theoretiker der pietistischen Erziehungslehre, während Francke später die praktischen Folgerungen aus den Prinzipien zog und die Gedanken in die Tat umsetzte.

Einem anderen Vertreter des Pietismus widmet Frh. v. Schröder[14]) eindringende Untersuchungen; dem Mystiker Gottfried Arnold, am weitesten bekannt als Verfasser der „Unparteiischen Kirchen- und Ketzerhistorie", die noch auf Goethe lebhaft einwirkte. Schröder behandelt in vier Studien psychologisch-biographische und literarhistorische Probleme, welche sich dem Betrachter von Arnolds Leben und Schaffen darbieten. Spener in erster Linie hat Arnold seine „Erweckung" zu verdanken, vor allem aber lernte Arnold von jenem eine sich durch die Praxis bewährende Religiosität. Eine Reihe verschiedener, z. T. sich durchkreuzender, z. T. sich widersprechender mystisch-pietistischer Richtungen wirkten nach seiner Trennung von Spener nacheinander und nebeneinander auf Arnold ein. In Quedlinburg die Enthusiasten unter Kratzensteins Führung, dann die englische Sektiererei eines William Cave und das Vorbild der ersten Christusgemeinde, vor allem die Schriften der spanischen und französischen Quietisten, an der Spitze Michael de Molino und Frau von Guion, ferner der mittelniederländische große Mystiker Ruysbroeck und recht im Gegensatz dazu die Philadelphianer mit dem Ehepaar Wilhelm und Eleonore Petersen als Häuptern, schließlich die theosophische Schwärmerei eines Jakob Böhme und seiner Anhänger. Alle diese einander oft widerstrebenden und extremen Elemente haben ihren Niederschlag in Arnolds Lyrik gefunden, die sich von zarten und frisch empfundenen Gedichten in allegorische Labyrinthe verirrt, zu massiver religiöser Erotik sich steigert, vom Hohenlied sich zur Veranschaulichung der Wiedergeburt und inneren Erneuerung Ausdrücke und Ideen leiht und in einem glühenden

11) Auf die geschichtsfälschenden Bemerkungen z. B. über die Entstehung des Dreißigjährigen Krieges oder über Gustav Adolf einzugehen, halte ich für überflüssig.

12) Ahasver Fritsch, ein pietistischer Pädagog vor Francke und ein Vorläufer Franckes. Ein Beitrag zur Geschichte der pietistischen Pädagogik. Von Dr. Hans Renker, Kgl. Kreisschulinspektor. (Pädagogische Forschungen und Fragen, hrsg. von Remigius Stölzle. 6. Heft.) Paderborn 1917, Druck u. Verlag von Ferdinand Schöningh. X, 105 S. 8°.

13) Ausdrücklich hinweisen möchte ich auf Fritsch' „Hochschulpädagogik", ein Thema, das heutzutage ja wieder in Mode gekommen ist.

14) Studien zu den deutschen Mystikern des siebzehnten Jahrhunderts. I. Gottfried Arnold. Von William Frhr. v. Schröder. (Beiträge zur neueren Literaturgeschichte. Neue Folge, hrsg. von Max Frh. v. Waldberg. IX.) Heidelberg 1917, Carl Winter. VIII, 119 S. 8°. Geh. M. 4,—.

Kultus der Jungfrau Sophia, der göttlichen Weisheit, gipfelt. Weder im Dichten noch im Denken war Arnold selbständig; seine irenische Natur suchte stets zu vermitteln und auszugleichen. So gelangte er auch in der Lyrik zu keinem eigenen Stil, sondern war nur stark im Nachempfinden, geschickt in der formalen dichterischen Wiedergabe des Anempfundenen. Alle diese oft krausen und wirren Fäden, welche sich in Arnolds Poesie zu einem oft merkwürdigen Einschlag verknüpfen, löst Frh. v. Schröder mit sorgsamer Hand voneinander und weist ihre Ursprünge nach; es gelingt ihm, ein anschauliches und charakteristisches Bild von dem Dichter und Menschen Arnold zu gestalten. Vermißt habe ich einmal eine genauere, philologisch-historische Auseinandersetzung von Arnolds Stil, welche zur Entwicklung sowohl der pietistischen Ausdrucksweise wie der deutschen Dichtersprache manche Bereicherung beigetragen hätte; auf der anderen Seite fehlt eine Untersuchung über Arnolds Verhältnis zu Scheffler, dessen Einfluß nur im eiligen Vorübergehen gestreift wird, wie überhaupt zu den vorhergehenden und zeitgenössischen geistlichen Poeten. Doch vielleicht bringen uns die versprochenen Fortsetzungen darüber näheren Aufschluß; jedenfalls hat sich Frh. v. Schröder schon mit diesem ersten Teil als kenntnisreicher, belesener und vor allem verständnisvoller Forscher auf dem schwierigen Gebiete der religiösen Barocklyrik erwiesen.

In eine andere Umgebung, in eine andere Zeit versetzt uns die Schrift Wolfram Suchiers über den kurhessischen Dichter Christoph Philipp Hoester[15]) (geb. 1721, gest. um 1750). Ein hartes Leben war Hoester beschieden, in dem er, nicht ohne eigene Schuld, fortwährend um sein Dasein ringen mußte. Sein hübsches Talent äußerte sich in frisch empfundenen Liedern und in gedankenreichen Gelegenheitsgedichten. Er segelte im Fahrwasser der Gottschedschen Schule; die Muttersprache rein und richtig anzuwenden, war sein Streben. „Seine Verse sind im allgemeinen metrisch tadellos, fließend und geschmeidig, die Reime leicht und ungezwungen, die Gedichte ohne Pointen- und Effekthascherei." [Allein ihm mangelte Leidenschaft und innere Glut, und so gelang es ihm nicht, sein Vorbild Johann Christian Günther zu erreichen. Gleich Günther zerrann ihm schließlich auch sein Leben wie sein Dichten, und nur ein bescheidener Platz gebührt ihm auf den Bänken der deutschen Odendichter.

Mitteilungen.

Lessings Laokoon und die Schule, die stark umstrittene Frage (vgl. Z. f. d. U. 1915 S. 641 ff.) behandelt erneut Konrad Ziegler (Neue Jahrbb. XLII, S. 65). Wesentlich ist, daß er früher ein besonderer Freund von Lessings Werk gewesen ist und erst nach und nach an ihm irre geworden ist. So hat er die Frage, ob Lessing für unsere Jugend ein förderliches Unterrichtsmittel ist, besonders eingehend geprüft und kommt zur völligen Ablehnung. Denn: „die ganze Auffassung von Kunst- und Literaturgeschichte, ja, darüber hinaus, Lessings ganzer Standpunkt zur Kunst, seine Auffassung ihres Wesens und ihrer Aufgaben, ist nicht mehr verträglich mit unseren Erkenntnissen und Anschauungen, und es ist daher in hohem Maße bedenklich, die Schrift jungen, kritisch ungeübten, zu enthusiastischem Vertrauen einem überragenden Geiste gegenüber gestimmten Gemütern als Einführung in die Kunstwissenschaft vorzulegen". Das muß man zum Teil auf das Konto der antiken kunstgeschichtlichen Überlieferung oder der zeitgenössischen Kunstwissenschaft setzen; darüber hinaus versteigt sich Lessing aber seiner These zuliebe zu besonderen Behauptungen bei dem Versuch, zu zeigen, daß die antike Kunst keinen starken Grad von Leidenschaft, keine Verzerrung dargestellt habe, was doch nur mit Einschränkung und nur für eine gewisse Periode der Antike richtig ist. Er überträgt eben immer wieder Anschauungen, die für eine gewisse Epoche des Griechentums nicht unzutreffend sind, auf die ganze, fälschlich für eine kulturelle und ästhetische Einheit gehaltene Antike, für die Kunst sowohl wie für die Literatur, er weiß nichts von einer Entwicklung. Das Schwerste aber sind die Bedenken, „die gegen seinen allgemeinen Standpunkt zu Kunst und Kunstbetrachtung erhoben werden müs-

15) Dr. Christoph Philipp Hoester. Ein deutscher kaiserlich gekrönter Dichter des 18. Jahrhunderts. Von Wolfram Suchier. Borna-Leipzig 1918, Buchverlag von Robert Noske. 110 S. 8°.

sen. Teils klassisch-klassizistische Voreingenommenheit, teils bürgerlich beschränkte Dumpfheit und Engherzigkeit in Kunstfragen — nicht erstaunlich im 18. Jahrhundert, das im bürgerlichen Deutschland kaum eine bildende Kunst in großem Sinne gezeitigt hat — ließen selbst einen Lessing nicht zu einem freien, überschauenden Standpunkt, zu einem großen Prinzip gelangen." „Dem klassizistischen Gesetz der Schönheit, in deren Grenzen der Ausdruck sich halten, der die Wahrheit selbst nicht zu nahe treten sollte, mochten sich die deutschen Meister des 15. und 16. Jahrhunderts, Dürer und gar Rembrandt, freilich nicht fügen. Denn ihnen waren Wahrheit, treue Sachlichkeit und echter Ausdruck, diese obersten Ziele deutscher Kunst und deutschen Wesens, alles, sie waren noch nicht durch einen überspannten Altertumskult klassizistisch verbildet und aus den Grenzen ihres eigentlichen Wesens getrieben. 'Wer etwas Rechtes will machen, daß er der Natur nichts abbrech', hatte Dürer geschrieben, in den Augen Lessings und seines Jahrhunderts ein völlig barbarischer Grundsatz." „Einem solchen Verkenner deutscher Kunst und Kultur als Führer die deutsche Jugend überantwortet zu sehen, wird auch der und gerade der für verhängnisvoll halten, der den Ausuferungen und Purzelbäumen zeitgemäßer Teutschheit im übrigen ablehnend gegenübersteht." Des weiteren erbringt er Beweise für den engen kleinbürgerlichen, fast banausischen Sinn des Jahrhunderts, wie er in den Äußerungen Lessings über Sinn und Zweck der Kunst überhaupt zutage tritt. So wertvoll Lessings Buch also an sich sei, so gefährlich sei es für die Jugend besonders angesichts der geistvollen, überlegenen Rhetorik Lessings, fehlte doch endlich auch in der Regel die nötige Grundlage der Kunstkenntnis und Kunsterfahrung.

Wird man danach noch Lessings Laokoon für die Schule festhalten können, ist er ein Führer zur deutschen Kunsterziehung?

Über **Verdeutschung von Fremdwörtern** hat sich die Berliner Akademie der Wissenschaften in einem Gutachten geäußert. Sie erkennt es als gesunde Erscheinung an, daß sich das sprachliche Gewissen regt und manchen bis dahin lässig geduldeten Fremdkörper ausstößt. Aber sie sieht in den Fremdwörtern wichtige Zeugnisse des Kulturlebens eines Volkes, ja, sie erklärt: „Fremdwörterreichtum ist geradezu das Kennzeichen einer entwickelten Kultursprache — die wissenschaftliche und technische Sprache kann ohne Einbuße an Kürze und Schärfe die Fremdwörter gar nicht entbehren und auch die Amtssprache wird ihrer oft nicht entbehren können." Das ist denn doch ein reichlich „vorsichtiger" Standpunkt. Zur rechten Zeit kommt da ein ausgezeichneter Aufsatz von Richard Jahnke: Die höhere Schule und die Fremdwortfrage (Monatschrift für höhere Schulen 27. Jahrg. [1918], S. 29 bis 43). Jahnke fragt: Wie sollen Männer, die sich nicht belehren lassen wollen, zur Einsicht gebracht werden? Es gibt nur ein Mittel: es muß ein Geschlecht erzogen werden, das in klarer Erkenntnis und mit festem Willen es ablehnt, sich seine deutsche Sprache verschandeln zu lassen, von wem immer es sei, das schlecht geschriebene Bücher nicht lesen, verwelschte Reden nicht anhören mag. „Bei dieser Erziehung darf man sich aber nicht nur ans Gefühl wenden, man muß den Verstand aufrufen unter erschöpfender Behandlung der Frage, was für die Fremdwörter angeführt wird, und was mit überzeugender Kraft gegen sie spricht. Wir müssen beweisen, daß unser Volk nicht mehr jung genug ist, aus Fremdwörtern Lehnwörter zu machen, daß sie fremdes Sprachgut bleiben, das uns nicht reicher, sondern ärmer macht." Wir müssen auch zeigen, daß die Fremdwörterei auch eine tiefe Kluft zwischen dem Volk und den Gebildeten schuf, daß mancher, der in Zeiten der Not zum Volk reden will, es nicht kann, weil er nicht allgemeinverständlich zu schreiben und sprechen versteht. — Es ist ein strenger Mahnruf an alle Lehrer, und wir alle sollten ihn uns gesagt sein lassen, denn die höhere Schule, die hier in vorderster Kampflinie stehen sollte, hat hier eine schwere Schuld. Lässigkeit und falsch verstandene Gelehrsamkeit lassen unzählige Fremdwörter in die Schule hinein. So konnte es kommen, daß neulich bei der Festrede eines ausgezeichneten Lehrers die Primaner (!) es aufgaben, ihm zu folgen und nur noch die ihnen unverständlichen Fremdwörter zählten; als sie 200 erreicht hatten, standen sie auch davon ab! Aber freilich — die wissenschaftliche Sprache kann diese Ausdrücke nach dem Zeugnis der Berliner Akademie nicht entbehren! W. H.

Eine Eingabe von Prof. Dr. Paul Schumann und Genossen, die für die Universität

Leipzig und die Technische Hochschule in Dresden **ordentliche Professuren für deutsche Volks- und Altertumskunde** wünscht, fand im sächsischen Landtag eine sehr gute Aufnahme; beide Kammern überwiesen sie der Regierung zur Erwägung, und die Regierung stellte sich ihr grundsätzlich freundlich gegenüber. So ist zu hoffen, daß die Ausbildung der künftigen Deutschlehrer Sachsens eine wichtige Bereicherung erfährt.

Einen trefflichen Beitrag zur Flurnamenforschung, die neuerdings von verschiedenen Seiten her planmäßig in Angriff genommen wird, hat **Hanns Bächtold** geliefert (Die Flurnamen der schaffhauserischen Enklave Stein am Rhein, Frauenfeld 1916). In der Darstellung eines kleinen Bezirkes sucht der Verfasser ein methodisches Musterbeispiel der Flurnamenbehandlung zu geben. Er ist darum ebensosehr auf Vollständigkeit und Genauigkeit der Einsammlung aus als auf allseitig wissenschaftliche Verarbeitung des Gesammelten. Das Schwergewicht der Arbeit liegt naturgemäß im Wörterbuche. Es bringt alphabetisch geordnet die Namen, dahinter, soweit sie noch lebendig sind, die ortsübliche Aussprache in phonetischer Umschrift, danach reichliche Sammlungen älterer Belege aus Urkunden und sonstiger Literatur, endlich die etymologische Deutung, wieder mit reichlichen Literaturverweisen. Eine ausführliche Einleitung ergänzt das Wörterbuch mit genauer geographischer und geschichtlicher Beschreibung der Landschaft, kritischen Betrachtungen über den Grad der Zuverlässigkeit der mündlichen und schriftlichen Überlieferung, zusammenfassende Betrachtungen über Ursprung und Leben der Namen und eine systematische Zusammenstellung nach ihrer Herkunft (Beschaffenheit, Lage und Form des Grundstücks, Pflanzenwuchs darauf, Tier- und Personennamen, wirtschaftlichen, rechtlichen und Verkehrstatsachen u. ä.). Auch eine systematische Untersuchung der Sprachform wird geboten. Mit Recht betont der Verfasser, daß mit der Sammlung der Flurnamen jeweils eine Sammlung der Personen- und Familiennamen der Gegend Hand in Hand gehen müsse, mit denen jene aufs engste zusammenhängen. Im Verein mit Eugen Fehrles „Flurnamen von Aasen" und den methodologischen Bemerkungen, die jüngst Alfred Götze im Literaturblatt für germ. und rom. Philologie 1917, Sp. 373ff. im Anschluß an Bächtolds Schrift gegeben hat, bietet diese eine theoretische und praktische Anleitung, die kein Flurnamenforscher wird vernachlässigen dürfen. F. P.

Einen wichtigen Beitrag zur Geschichte der deutschen Philologie hat **Albert Leitzmann** geliefert (Briefe aus dem Nachlaß Wilhelm Wackernagels, herausg. u. erläutert von A. L. Leipzig 1916, B. G. Teubner. 175 S. 4°. S.-A. aus dem 34. Bande der Abhandlungen der philol.-hist. Klasse der Königl. sächs. Gesellsch. der Wissenschaften). Die bedeutendsten Männer aus der Frühzeit unserer Wissenschaft stellen sich hier in ungewöhnlich bezeichnenden Briefen und Selbstbildnissen dar. Am anziehendsten hebt Jakob Grimm sich heraus, weniger bedeutend Wilhelm; hell erscheinen in zahlreichen Briefen die schärferen Züge Karl Lachmanns, des Lehrers von Wilhelm Wackernagel. Der alte Laßbergaere, sympathisch noch in der mißtönigen Auseinandersetzung, mit der ein lange von beiden Seiten gepflegtes Verhältnis ausschrillt, stellt mit einer größeren Zahl von Briefen sich ein. Beneckes Sicherheit, Schmellers Bescheidenheit, Meusebachs Fischartscher Humor, Gervinus' große Geste drücken in bezeichnenden Schreiben sich aus. Auch die Bruchstücke aus Briefen Maßmanns, Simrocks, Haupts, Pfeiffers bringen manches Anziehende. Zusammen ein vielstimmiger Chor, untereinander durch persönliche Zu- und Abneigung, durch wissenschaftliche Verwandtschaft und Gegnerschaft aufs mannigfaltigste verbunden und gespalten, jeder in seiner Weise voll Begeisterung für die gemeinsame Sache und ihr in seiner Art aufs regsamste dienend, sie alle aber dann und wann einmal unsicher der Teilnahme ihrer Nation, angefallen von der ängstlichen Überlegung, ob sie nicht eigentlich ausschließlich füreinander schrieben: kurz, eine Fülle und Mannigfaltigkeit auf engem Raume, wie sie nicht leicht um einen anderen als Wackernagel sich ordnen konnte, den seine mâze in der Mitte hielt. Sein Wesen strahlt hell noch aus dem Spiegel dieser an ihn gerichteten Briefe. Von seiner Arbeitsweise sagt Jakob Grimm einmal (S. 23) sehr hübsch, indem er sie gegen die eigene abwägt: „Sie arbeiten ungefähr wie ein Maler, der ein bestelltes Bild mit Liebe pflegt und hingibt, in der einzelnen Ausführung mag es ihm mehr gefallen als im Ganzen. Mir läßt sich umgekehrt vorwerfen, daß ich zu viel ins Ganze gearbeitet und die kleine Ausstattung versäumt habe. Am Ende wird doch jeder immer zu seiner Weise hingetrieben."

Der Herausgeber hat die Briefe in zahlreichen Anmerkungen kenntnisreich erläutert; als Anhang druckt er 12 mittelhochdeutsche Lieder Wackernagels und die „Waltrambruchstücke" ab, in denen Wackernagel Sprache und Stil mittelhochdeutscher Epik so geistreich nachzuahmen wußte, daß er selbst einen Lachmann scherzhaft zu täuschen vermochte.

F. P.

Der Jahresbericht über die Erscheinungen auf dem Gebiete der germanischen Philologie für das Jahr 1915, herausg. v. d. Gesellsch. f. deutsche Philologie in Berlin (Leipzig 1917, O. R. Reisland. M. 18,—) zeigt sich mit seinen 375 Seiten nur wenig schlanker als sein Vorgänger (459 S.). Es ist erstaunlich, was im Kriegsjahr 1915 noch an wissenschaftlicher Literatur gedruckt wurde. Da in der englischen Abteilung naturgemäß vieles im Ausland Erschienene wegbleiben mußte oder nur mit dem Titel anzuführen war, so scheint die Zahl der deutschen Veröffentlichungen in unserer Wissenschaft kaum vermindert. Die Einzelgebiete sind alle in der alten Aufteilung vertreten (auch die Vor- und Frühgeschichte erscheint wieder mit ausführlichem Bericht); nur die Runenkunde mußte ausfallen, da die lange Besetzung von Czernowitz durch die Russen den Bearbeiter, v. Grienberger, behinderte. Dafür ist der im vorigen Bande ausgefallene Bericht für das Friesische fürs letzte Jahr nachgeholt. Neue Bearbeiter sind für das nordische und das englische Gebiet in Bert Möller und H. Kügler eingetreten. F. P.

Als ein würdiges Seitenstück zu der schönen Ausgabe von L. Richters Zeichnungen (vgl. S. 207) gibt Willibald Franke nun die erste wohlfeile Ausgabe von Albrecht Dürers Zeichnungen (Leipzig, Grethlein u. Co. Comenius-Bücher 4. M. 5,20). Es ist ein Verdienst, daß hier eine Menge nur selten veröffentlichter Zeichnungen, die dem Original möglichst nahekommen, in verhältnismäßig großem Format und guten Abbildungen weiteren Kreisen zugänglich gemacht werden. Betont doch Franke mit Recht, daß gerade aus diesen verhältnismäßig schnell und ohne Rücksicht auf Besteller und Publikum geschaffenen Werken der Geist des Künstlers am unmittelbarsten zu uns spricht. Um zu zeigen, daß Dürer als echt deutscher Maler zu gestalten sucht, was in ihm ist, also den Geist der Dinge, sind nicht Studien ausgewählt, sondern Zeichnungen, die als fertige Werke seiner Kunst betrachtet werden können, und zugleich sucht die — freilich mit Zwischenbemerkungen an den Leser etwas reichlich durchsetzte — Einführung überall den Zusammenhang zwischen den Zeichnungen und Dürers Leben herzustellen. So ist ein wertvoller Hausschatz entstanden, eine feine Ergänzung zu Scherers bekannter Sammlung von Dürerschen Gemälden, Stichen und Holzschnitten. Eine weite Verbreitung ist ihm sicher.

Walter Flex, Wallensteins Antlitz. Gesichte und Geschichten vom Dreißigjährigen Krieg. (München, Beck. Geb. M. 3,—.) Das Vermächtnis eines Dichters voll großer Gesichte und starker Gestaltungskraft, an sich wertvoll und packend — für den aber, der den Dichter aus seinen Kriegswerken lieben gelernt hat, unendlich reizvoll. Denn diese Bilder aus dem grausigsten aller Kriege sind vor dem Kriege geschaffen und verraten einen gewissen Hang zum Grausig-Geheimnisvollen. Wenn Eulenberg recht hätte, der (als Einleiter einer Novellensammlung „Der Gespensterkrieg") glaubt, der Weltkrieg werde als Bezeichnendstes Bilder des Übernatürlich-Grausigen hinterlassen, so hätte Flex nur auf dem hier eingeschlagenen Wege weiterzugehen brauchen. Statt dessen kommt bei ihm gerade unter dem Kriegserleben selbst das Idealistische, Welt- und Grauenüberwindende hindurch — das wird uns diesen Menschen nur noch lieber machen. W. H.

Paul Grabein, Allzeit bereit! Erzählung aus Jung-Deutschlands Kriegszeit. Brosch. M. 1,25. Fedor von Zobeltitz, Steppke. Geschichte eines russischen Jungen in deutscher Kriegsgefangenschaft. Brosch. M. 1,25. Rütten und Loening, Liter. Anstalt in Frankfurt a. M. 1917.

Kriegserzählungen für die Jugend zu schreiben, ist heute offenbar schwer, wenigstens sind mir wirklich gute bisher nicht allzu viele zu Gesicht gekommen. Die Jugend greift lieber zu den Berichten, die hervorragende Führer und Kämpfer von ihren eigenen Erlebnissen, Abenteuern und Taten gegeben haben. Und dies mit Recht; denn hier findet sie, was sie sucht: wahres und großes Heldentum. Bei dem jahrelangen Mit- und Nacherleben der großen Ereignisse hat die Jugend doch allmählich ein Gefühl dafür bekommen, was echt

ist. Sie will Helden, die wirklich Großes leisten, keine Durchschnittsmenschen, die nur brav und tadellos sind. An solchen Büchern hatten wir schon vor dem Kriege genug, und nicht anders sind die vom Verlag Rütten und Loening veröffentlichten Bücher von Paul Grabein und Feodor von Zobeltitz. Sie richten sich selbst durch die Mache, die man ihnen schon beim Lesen der ersten Seiten anmerkt. Es sind die üblichen nach der alten Schablone geschickt zusammengestellten „Erzählungen", die hier der Jugend angeboten werden. Grabeins Buch ist nichts anderes als eine Werbeschrift für die Pfadfinder, Zobeltitz will ein Bild vom Leben in den deutschen Kriegsgefangenenlagern geben. Das wird nun alles mit Gewalt in die Form einer episodenhaften Geschichte gezwängt, und „Helden" werden erfunden, die doch im Grunde nur Figuren sind und je nach dem Bedürfnis hin- und hergeschoben werden. Was dabei an „Erzählung" herauskommt, ist Plattheit und Konstruktion, und derartige Bücher möchte ich unserer Jugend nicht empfehlen. Dost.

Der Märchenvogel. Ein Buch neuer Märchen und Mären von Laurenz Kiesgen. Mit 20 Bildern von Rolf Winkler. 8°. Freiburg 1917, Herdersche Verlagshandlung. In Pappband M. 4,50.

Es macht wirklich Freude, wenn man ein gutes Märchenbuch anzeigen darf. Laurenz Kiesgens „Märchenvogel" hält in der Tat höheren Ansprüchen stand. Mit seinen bunten, schönen Liedern, seinen frohen und tiefernsten, heimlichen und unheimlichen Geschichten will dieser Märchenvogel Freude bringen in unser Leben voll Arbeit und Mühe und Sehnsucht erwecken nach dem einzigen Glück der „wunschlosen Tage im Garten der Kindheit". Und besonders in dieser Zeit des Schreckens und Wirrwarrs sind diese 19 Märchen und Mären eine ganz besondere Gabe für unsere Jugend. Aber für die Kleinen sind sie zu schwer, sie verlangen gewisses Verständnis; am liebsten sähe ich sie in den Händen unserer 11- und 12jährigen. Und die Großen und Alten? Auch ihnen wünschte ich, daß sie sich in diesem Traumland wieder ergingen, das diese Märchen vorzaubern. Sie hat ein Dichter geschrieben, der reiche Phantasie, starke Gestaltungskraft und gutes, sprachliches Können besitzt, und in dessen Dichtungen unaufdringlich hörbar wird, was solche Bücher für unsere Jugend besonders wertvoll macht: ein aus dem Boden echter Religiosität entspringender Humor und Lebensernst, der von selber erzieherisch wirkt. Die Bilder von Rolf Winkler sind kindlicher Anschauungsweise angepaßt und treten ergänzend zum Text, auch sonst ist die Ausstattung des Buches ganz unkriegsmäßig geschmackvoll. Georg Dost.

Aus Zeitschriften. Axel Olrik, Eddamythologie. (Neue Jahrbb. XLI, S. 38.) — Oskar Walzel, Der Krieg in Hebbels Gedankenwelt (ebenda S. 49). Alfred Götze, Deutsche Handwerkernamen (ebenda, S. 125). Friedrich Kluge, Luthers Bibelübersetzung (Literarisches Echo 20. Jahrg. Heft 14, S. 821). — Neubauer, Einige Bemerkungen zu E. Schwartz: Gymnasium und Weltkultur (Philologenblatt 26. Jahrg. S. 88). Paul Lorentz, Was ist Aufklärung? Ein Kapitel aus der philos. Propädeutik im d. Unt. (Neue Jahrbb. XLII, 35). Lohmann, Der deutsche Unterricht in Klasse I des Lyzeums (Iphigenie) (Frauenbildung 17. Jahrg. 1918, S. 56). — Suse Pfeilstücker, Systematische Übungen zur Heranbildung des Kunstgeschmacks in der Zeichenstunde (ebenda S. 64). — Th. Freytag, Zum Deutschunterricht in Klasse V (Aufsatz) (ebenda S. 66). — Fr. Brather, Alfred Rethels Bedeutung für den Unterricht an den höheren Schulen (Ztschr. f. lateinlose höh. Schulen 29. Jahrg. [1918] S. 63). — M. Wiesenthal, Deutscher Aufsatz und alte Sprachen (Das hum. Gymnasium 1918 [29. Jahrg.] S. 15). — Menge, Fürstenschüleranhänglichkeit. Gedichte von Walther Hoerich (ebenda S. 27). — F. Kuhlmann, Über den Standpunkt der höheren Schule im Streite um die „Zweischriftigkeit" (Monatschrift f. höh. Sch. 17. Jahrg. [1918] S. 56).

Das neue Heft des Euphorion (22. Band, 1. Heft) enthält u. a. Arbeiten über Grimmelshausens Familiennamen, über Procop von Templin, Kästner, Goethe, Schiller und Kleist sowie Briefe von Zacharias Werner und Immermann.

Das zweite Heft der neuen Zeitschrift „Das deutsche Drama" behandelt: Volksszenen im modernen Drama (Petsch), den Weltkrieg im Drama (Elsner), Ernst v. Wildenbruch (Lebede), Fortinbras (Walter v. Molo), R. J. Sorge und Hermann Essig (Frank) sowie die Wanderbühne (Wachler).

In einem Aufruf wendet sich eine neue „Deutsche Philosophische Gesellschaft" auch an unsere Berufsgenossen. Sie will „das kostbare geistige Gut der Philosophie des deutschen Idealismus treu verwalten und es für die Lebens- und Weltanschauung des heranwachsenden Geschlechtes fruchtbar machen". Dazu soll besonders eine neue Zeitschrift: „Beiträge zur Philosophie des deutschen Idealismus" dienen. Jahresbeitrag M. 12,—. Alles Nähere durch Dr. Horst Engert, Plauen i. V., Sedanstr. 9.

Sprechzimmer.

Zu Goethes Hochzeitlied.

Vers 5: Dann folget ein singendes, klingendes Chor
Possierlicher, kleiner Gestalten,
Und Wagen auf Wagen mit allem Gerät,
Daß einem so Hören und Sehen vergeht.

Die beiden Worte „so — und" in der letzten Zeile sind den Erklärern auffällig erschienen; einen Beleg ihres anderweitigen Vorkommens haben sie meist nicht beizubringen vermocht. Auch über ihre Bedeutung besteht noch Zweifel. Düntzer sagt: „In ‚so Hören und Sehen vergeht' muß so verstärkend stehen, wie es freilich sonst nur bei Bei- und Umstandswörtern (so ganz, so recht, so schön) sich findet. Oder hätte Goethe ‚so — und' statt ‚so — wie' gewagt, ähnlich ‚wie nun hier und bald dort' (Balladen 3, Str. 6, 4)?" In „nun hier und bald dort" ist „und" durchaus richtig; es verbindet zwei gleichartige Satzteile, die beiden Adverbien „nun" und „bald".

Von andern ist „so — und" im Sinne von „so — wie", „sowohl — als auch" genommen und sogar „so Hören als Sehen" gedruckt. Saupe und Kehrein lesen wenigstens: Daß einem so Hören und Sehen vergeht, und Kehrein bestätigt diesen Sprachgebrauch durch Pyrker (Rudolf von Habsburg, 3. Ges.): „Ich vertraue dir kühn so Leben und Freiheit." Diese Stelle scheint auf den ersten Blick Kehreins Ansicht zu bestätigen. Aber sie ist aus dem Zusammenhange gerissen und darum nichts beweisend. Sie steht in „Johann Ladislav Pyrker's sämmtliche Werke. Neue durchaus verbesserte Ausgabe. Zweiter Band. 1855", S. 101, Vers 4. Diese Worte spricht Rudolf von Habsburg, in dessen Charakteristik es S. 100 heißt:

Aber er both ihm die Hand, und sprach: „Daß ich also zu dir kam,
Diene zum Zeichen dir: ich achte dich, redlich gesinnet,
Wie ich es bin, und vertraue dir kühn so Leben und Freiheit.
Höre, viel besser wär's, daß wir uns in Rechten vertrügen,
Heute noch."

Hier spricht Rudolf deutlich aus, warum er seinem Gegner Leben und Freiheit vertraut: weil er ihn achtet. „Und — so" heißt „und — somit, und — darum": „Ich achte dich, und darum vertraue ich dir Leben und Freiheit." Solange „und — so" in der Bedeutung „sowohl — als auch" nicht einwandfrei belegt ist und solange seine ursprüngliche, hinweisende Bedeutung befriedigenden Sinn gibt, liegt kein Grund vor, von dieser abzuweichen.

Noch ein anderer Grund spricht dagegen. „Und" ist ein Bindewort und verbindet gleichartige Satzteile: Hauptworte, Eigenschaftsworte, Umstandsworte usw. und auch Sätze.[1]) Im vorliegenden Falle verbindet es die beiden substantivierten Infinitive

1) Dies den Schülern beim Übersetzen aus einer fremden Sprache klarzumachen, ist nötig. Wie oft macht ein lateinisches et oder que Schwierigkeiten.

Sehen und Hören. Schon daraus ergibt sich, daß „und“ nicht in Beziehung zu „so“ stehen kann. Die Verbindung zweier Worte durch „und“ ist aber oft feststehend geworden und dient zum Ausdruck eines, und zwar eines superlativischen Begriffs, z. B. mit Kind und Kegel, mit Mann und Maus, mit Weib und Kind, d. h. mit allem, vollständig; oder ein nd. Beispiel: et blitzert un blänkert, d. h. es ist äußerst sauber.[1]) Zu diesen formelhaften Wendungen mit „und“ gehört auch „Sehen und Hören vergeht“; es liegt aber in ihrer Natur, daß sie eine Auflösung in „sowohl — als auch“ nicht gestatten.

Auch Moritz Heyne vertritt in Grimms DW x, 1361 die Ansicht, daß „so — und“ in Goethes Hochzeitlied „sowohl — als auch“ bedeute, und führt als zweites Beispiel aus Kirchhof, Militaris disciplina, Frankf. 1602, S. 66 an: „so tag und nacht . . . sich gebrauchen lassen“.

Die Stelle bei Kirchhof lautet: „Daß sie vorkommen sollen. Gegen Feind; es sey zu Wasser oder Landt, im Feldt oder Besatzungen, zu Stürmen und Schlachten, so Tag und Nacht, ohne Wegerung, sich gebrauchen lassen.“ Herr Oberbibliothekar Prof. Wunderlich schrieb mir dazu: „Vier Paare also von Substantiven, die in sich teils durch oder, teils durch und verbunden sind, aufeinander aber asyndetisch folgen und nur beim letzten Paar demonstrativ verknüpft sind. Dieses letzte Paar, das am engsten von allen zusammenhängt und von Ihnen als Formel gekennzeichnet ist, die noch heute Gemeingut ist, unterscheidet sich von den andern drei auch dadurch, daß es zeitlich bestimmt und dabei auch die umfassendste Bestimmung von allen ist. Schon hierdurch ist die Ausnahmestellung dieses letzten Wortpaares hinreichend begründet, auch wenn man unsere heutige Gewohnheit nicht gelten lassen sollte, daß in längeren asyndetischen Zusammenstellungen das letzte Glied syndetisch angeschlossen wird. Ich fasse also das ‚so‘ hier anaphorisch und nicht deiktisch auf und übersetze es mit ‚ebenso‘. Es liegt gar kein Grund vor, in dem ‚so‘ hier vorwärtsweisende Demonstrativkraft zu erblicken und die formelhaft verbundene Gruppe ‚Tag und Nacht‘ zu sprengen, nur um einen Beleg für eine Ausnahmeerscheinung zu gewinnen.“

Eine Stütze für Wunderlichs Deutung des „so“ im Sinne von „ebenso“ bieten verschiedene Stellen bei Pyrker a. a. O. I, S. 56, Vers 6ff.; I, S. 65, Vers 10ff.

Die Bedeutung „ebenso“ kann „so“ in Goethes Hochzeitlied nicht haben, das liegt auf der Hand; ich deute es „auf diese Weise“, wie es z. B. im Mittelniederdeutschen ähnlich wie bei Goethe vorkommt. In „Dat nye schip van Narragonien. Die jüngere niederdeutsche Bearbeitung von Sebastian Brants Narrenschiff. Herausgegeben von Karl Schröder 1892“ lauten die Verse 6259/60:

„Woker unde vorkoep den armen doet hinder
Unde vorderfft mannich so mit wyff unde kinder.“
(Wucher und Aufkauf tut den Armen Schaden,
Und mancher geht so zugrunde mit Weib und Kindern.)

Diese Stelle ist eine freie Wiedergabe der hochdeutschen Vorlage, in der „so“ fehlt und die folgendermaßen lautet:

„domit ein arm man nützet find
und hungers sterb mit wib und kind.“

1) Damköhler, Die Konjunktion „und“ in der Mundart von Cattenstedt. Nd. Jahrbuch 34, 40ff.

Das Mnd. Wb. kennt kein so — unde = sowohl — als auch; mit wyff unde kinder ist eine formelhafte Verbindung, und so weist wie im Hochzeitliede auf das Vorhergehende hin. Daß bei Goethe das hinweisende „so" nicht in der Hebung steht, beweist nichts gegen meine Deutung; dieses „so" steht nicht nur bei Goethe, sondern auch bei anderen Dichtern und auch im Mnd. nicht selten an unbetonter Stelle.

Blankenburg a. H. Ed. Damköhler.

Zu deutschen Dichtern.

Im Doppelheft dieser Zeitschrift für April und Mai veröffentlicht Alfred Puls in Husum „Kritische und erläuternde Beiträge zu deutschen Dichtern", denen ich einige Bemerkungen beifügen möchte.

Mit der Mehrzahl zwar der Besserungsvorschläge und Erläuterungen (zu Gerok, Gellert, Uhland, W. Müller, Storm) wird man sich gern und dankbar einverstanden erklären können. Die schwerkranke Stelle in Schenkendorfs Gedicht „Auf den Tod der Königin":

„Ruhe labt am Quell der Wunden"

vermag dagegen auch Puls' Änderung:

„Ruhe labt die Qual der Wunden"

nicht überzeugend zu heilen. Möge sie einem andern in glücklicher Stunde gelingen!

Entschieden ablehnen muß ich die von Puls empfohlene Deutung zweier Stellen im Lied von der Glocke.

Und der Vater mit frohem Blick...
sieht der Pfosten ragende Bäume...

Puls verwirft alle herkömmlichen Erklärungen, um uns zu belehren, der Mann schaue auf sein (noch nicht abgeerntetes) Kornfeld hinaus, dann ruhe sein Auge auf den Heuschobern, worin sein neugewonnenes Heu, weil der Raum in der Scheune nicht ausreicht, untergebracht sei, darauf schweife es auf Scheunen und Speicher und alsdann nochmals aufs Feld. Das wäre an sich nicht unmöglich; nur daß diese Auslegung nichts erklärt. Hätte Schiller auf Heuschober oder etwas Ähnliches hinweisen wollen, so hätte er das in andern Worten gesagt. Kein Mensch wird „der Pfosten ragende Bäume" auf Heustadel beziehen und diese gar bei der geistigen Inventaraufnahme des Wohlstandes an erste Stelle rücken, abgesehen davon, daß bei dem Standpunkt des Mannes in der Giebelstube (wie bei Goethes Hermann) die Pfosten des Schobers nicht als „ragende Bäume" erscheinen könnten. Bleiben wir lieber bei der herkömmlichen und einfachen Erklärung: der Vater umfaßt mit dem ersten Blick sein ganzes, schön gediehenes Anwesen, das sich so groß, so weit und hoch vor ihm aufbaut, dann erst die nähern und entfernteren Einzelheiten, in der Nähe die mächtig aufragenden Giebellinien der Scheunen und Speicher, deren mächtig und ausdrucksvoll (im Fachwerkbau) hervortretende Pfosten oder Balken aus riesigen Baumstämmen gezimmert sind, nachher auf die weiten Gebreite, auf denen Korn und wohl auch Gemüse und Futterkräuter der Ernte entgegenreifen.

Für nicht minder unzulässig halte ich die Anfechtung einer andern Stelle desselben Gedichtes:

Hoch im Bogen
Spritzen Quellen Wasserwogen.

„Mit dem Substantiv Quellen ist nichts anzufangen", sagt Puls und schlägt vor, Spritzen als Substantiv und Subjekt und quellen als Aussage zu fassen; also: die Spritzen spritzen („quellen") Wasser ins Feuer. Welche Poesie! Die Sache selbst ist ja richtig, der eine Zug darf in dem Bilde nicht fehlen. Aber Schiller pflegt sich etwas anders auszudrücken als Biedermeier. Statt „Spritzen" braucht er in einfacher Metonymie „Quellen", wie Richard Wagner im Anfang der Walküre für Wasser überhaupt, und diese poetisch umgetauften Spritzen, die „Quellen", spritzen Wasserwogen, ihnen entströmen löschende Fluten. Wieder einmal ein Beispiel für die Erschwerung des Verständnisses, die in dem zopfigen Unfug liegt, die Versanfänge groß zu schreiben. (In gleichem Sinn äußert sich Dr. Matthias-Fraustadt. D. Hg.)

Zu meiner Freude kommt auch Hebel an die Reihe, der sonst in Norddeutschland noch lange nicht die Anerkennung und das Verständnis gefunden hat wie im Süden Fritz Reuter

und Klaus Groth oder gar Gorch Fock. In dem Gedicht: „Der Winter" übersetzt Robert Reinick die Stelle: Der Nußbaum het doch au sii Sach
und 's Heerehuus und 's Chilchedach"
in die Verse: „Der Nußbaum auch macht's ihnen nach
und auch das Schloß- und Kirchendach."

Das tadelt Puls mit Recht: es klingt matt und nüchtern, abgesehen von dem zweimaligen „auch". Aber nicht darauf geht die Sorge des Kritikers: er unterrichtet uns, daß das Herrenhaus nicht das Schloß bedeutet, sondern das Pfarrhaus in katholischen Dörfern, wo der Pfarrer einfach der Herr heißt; man denke an Roseggers „Gottsucher", wo der Pfarrer der Herr nicht nur heißt, sondern auch ist oder zu sein anstrebt. Bei Hebel aber sind wir, wo nicht das Gegenteil ausdrücklich angedeutet wird, wie in dem „Geist in der Neujahrsnacht" oder im „Karfunkel" und im „Habermus", auf protestantischem Boden, im „Winter" in des Dichters Heimatsdorf Hausen, wo das stattlichste Haus, das Verwaltungsgebäude des Bergwerks, „das Herrenhaus" hieß (vgl. meine Hebel-Ausgabe, Hesse u. Becker, I S. 12). Auch abzüglich dieses Irrtums übersetzt nun auch Puls die Stelle falsch und poesielos:

Der Nußbaum auch hat seine Plag' (sprich „Plâch")
und 's Pfarrhaus und das Kirchendach."

Er verkennt den Geist der Verse. Voll Selbstgefühl, „wie großi Heere", stehen die Pfähle am Gartenzaun da in ihrem Schneegewand:

„sie meine, 's heig 's sust niemes so"

(es habe es sonst niemand so wie sie) — und nun mahnt sie der Dichter scherzhaft zur Selbstbescheidung durch den Hinweis auf ganz andere Leute, die es noch viel länger haben:

„Der Nußbaum het doch au sii Sach (sein Teil)
und 's Heerehuus und 's Chilchedach."

Frankfurt a. M. E. Keller.

Deutsch Bibi 'ein Frauenhut mit kleinem Schirme', 'Zylinder'

hat H. Schulz, Deutsches Fremdwörterbuch I, seit 1835 belegt. „Die Herkunft des jedenfalls undeutschen Wortes ist dunkel", bemerkt Schulz. Zweifellos liegt französisch bibi 'kleiner Frauenhut sowohl wie hoher Mannshut' (Sachs, Parisismen) zugrunde, von dem Delvau, Dictionnaire de la langue verte (Paris 1883) sagt: 'chapeau de femme, qui a été à la mode il y a trente ans, et qui revient de mode aujourd'hui.' Littré Suppl. gibt als Beleg: „Sous le règne de Louis-Philippe, les monstrueux chapeaux de dames furent remplacés par les bibis microscopiques. E. de la Bédollière, Hist. de la mode, ch. XVI." Der erste bisher gefundene Beleg wird von Baldensperger, Revue de philologie française 23, 218 angeführt: „Quant à sa forme [la forme d'un vieux chapeau de Bretonne], après vingt ans, la mode l'a ramenée à Paris sous le nom de bibi", Balzac, Béatrix (geschrieben zwischen 1838 und 1844) S. 33 der Ausgabe Lévy. Man sieht also, wie schnell der französische Modeausdruck nach Deutschland gewandert ist! Daß das Französische und nicht das Deutsche die Heimat des Wortes ist, muß a priori klar sein. Dazu kommt, daß bibi im Franz. eine ausgebreitetere Bedeutungsentwicklung zeigt: mon bibi! 'süßes Herzchen!', Bibi kosender Eigenname für 'ich' (La Muse à Bibi 'meine Muse', 1881 erschienene Gedichtsammlung André Gills), Delvau sagt: Bibi 'petit nom d'amitié — dans l'argot des faubouriens; petit nom d'amour, — dans l'argot des petites dames'. Sainéan erwähnt im Glossar seiner Sources de l'argot ancien ein bibi 'Messer' (mit Fragezeichen), während Klöpper Französisches Reallexikon die Bedeutung 'falscher Nachschlüssel der Diebe' (von Lorédan Larchey Dict. hist. d'argot seit 1848 belegt) anführt. Vielleicht ist bibi als kindersprachliche Koseform im letzten Grunde auf Wörter wie bibelot 'Nippsache, Lappalie', bibiche 'süßer Engel (zu biche 'Hindin', vgl. bichon 'Liebster, Ballschuh') usw. zurückzuführen.

Wien. Leo Spitzer.

Für die Leitung verantwortlich: Dr. Walther Hofstaetter, Dresden 21, Elbstr. 1.

Der Aufbau von Goethes „Wahlverwandtschaften".

Von **Edith Aulhorn** in Dresden.

I. Gegensätze im Aufbau

Die „Wahlverwandtschaften" zerfallen in zwei Teile zu je 18 Kapiteln. Beide Teile stehen sich als selbständige Hälften eines Ganzen in vollem Gleichgewicht gegenüber, sind in ihrem Aufbau aber nicht nach den gleichen Gesetzen orientiert und bringen daher auch verschiedenartige Formwirkungen hervor. Herrscht im ersten Teile eine Aufeinanderfolge, innerhalb deren jeder formale Einschnitt einem Fortschritt der Handlung entspricht, so gliedert sich der zweite Teil in ein Nebeneinander verschiedener Stimmungen. Dieser Kontrast wird besonders verständlich, wenn man sich vergegenwärtigt, daß der erste Teil vier Hauptpersonen hat, der zweite nur noch eine: Ottilie. Im Mittelpunkt des ersten Teils steht die Entwicklung der seelischen Beziehungen der beiden Paare; wie sich die Personen aufeinander zu und voneinander weg bewegen — das ist das Wesentliche. Im zweiten Teil ist Ottilie der Mittelpunkt, um den sich alles übrige bewegt. Während eine Formwirkung des ersten Teils darauf beruht, daß wechselweise bald das eine, bald das andere Paar im Vordergrund steht, wird bei aller scheinbaren Mannigfaltigkeit im zweiten Teile sogar eine größere Einheit dadurch erreicht, daß alles, was geschieht, auf Ottilie Bezug hat. Von dieser Voraussetzung aus ist auch die Architektonik des zweiten Teils leicht zu ergründen.

Im Aufbau des ersten Teils lassen sich Wirkungen, die von der künstlerischen Anordnung der Personen ausgehen, scheiden von Wirkungen, die auf der Anordnung der Handlung beruhen. Die ersteren sollen hier voranstehen, weil sie größere Abschnitte der Dichtung umspannen und mit einer Skizzierung der inhaltlichen Hauptzüge zusammenfallen.

Im Mittelpunkt der ersten beiden Kapitel steht das Paar Eduard und Charlotte, alles weist jedoch schon hin auf ihre Ergänzung durch das zweite Paar: den Hauptmann und Ottilie. Im dritten Kapitel stellt sich der Hauptmann ein, und wenn im sechsten Ottilie hinzukommt, ist ein vorläufiger Abschluß erreicht. Die beiden Frauen gesellen sich zusammen, ebenso die beiden Männer, so daß die Gruppe, die von den vier Hauptpersonen gebildet wird, in dieser Gegenüberstellung sich wirksam einprägt. Sofort aber kündigt sich die Verschiebung der Gestalten an, der der nächste Abschnitt gewidmet ist. „Übers Kreuz" streben die Paare einander zu, und es kommt im neunten Kapitel zu stummer Übereinstimmung, im zwölften zu offenem Geständnis zwischen Eduard und Ottilie einerseits, Charlotte und dem Hauptmann anderseits, so daß die vier Haupthandelnden jetzt zwar die Plätze getauscht haben, wiederum aber zu einer geschlossenen Gruppe vereinigt sind. Kaum aber ist dieser Höhepunkt erreicht, so lockert sich der Zusammenhalt schon heimlich: der Hauptmann und Charlotte wollen freiwillig zurücktreten, Eduard und Ottilie sollen gewaltsam

wieder auf ihren früheren Platz geführt werden. Äußerlich hat sich die Lage im 15. Kapitel noch nicht verändert; es findet die liebenden Paare noch einmal vereint. Doch ist der Eindruck eines gewissen Abschlusses hier abermals unverkennbar. In der Tat sprengt schon das 16. Kapitel beide Paare auseinander. Das Ausscheiden des Hauptmanns war ein allmählich vorbereitetes, während das Eduards einem plötzlichen Sichlosreißen gleichkommt. Wieder, wie am Eingang, stehen nun zwei Personen im Mittelpunkt, diesmal die beiden Frauen.

Anordnung der Hauptpersonen

I. Teil

Kap. 1
Eduard Charlotte

Kap. 3
Hauptmann ⌣ Eduard Charlotte

Kap. 6
Hauptmann ⌣ Eduard Charlotte ⌣ Ottilie

Kap. 9
Hauptmann ⌣ Charlotte (Stummes Einverständnis) Eduard ⌣ Ottilie

Kap. 12
Höhepunkt
Hauptmann ⌣ Charlotte (Offenes Geständnis) Eduard ⌣ Ottilie

Kap. 15
Hauptmann ⌣ Charlotte (Letztes Zusammensein) Eduard ⌣ Ottilie

Kap. 17—18
Charlotte Ottilie

Dank dieser, in einfacher Symmetrie verlaufenden Verschiebung der Personen werden die Figuren gleichsam zu plastischen, die einzelnen Phasen des Vorgangs beherrschenden Gruppen zusammengefaßt.

Verwandte Wirkungen auf komplizierterer Grundlage löst die Art aus, wie die Handlung im einzelnen von Kapitel zu Kapitel fortgeführt wird. Trotz des rasch und unentwegt, ohne irgendeinen längeren Stillstand vorwärtsschreitenden Geschehens erhält sich dauernd der Eindruck von etwas Geschlossenem, Abgerundetem. Ursache ist auch hier die strenge Symmetrie des Aufbaus. Nie ragt ein Fortschritt der Handlung als etwas Vereinzeltes heraus — in wohlgemessenem Abstand ergänzt ihn ein entsprechendes Moment, so daß jeder kleine Abschnitt eine Einheit für sich bildet. Wie sehr die paarige Anordnung der Personen ein solches Vorgehen begünstigt, liegt auf der Hand. Indem bald das eine, bald das andere Paar die Führung der Handlung übernimmt, wird Belebung und Abwechslung, zugleich aber Regelmäßigkeit in der Abwechslung gewährleistet; damit anderseits immer alle Hauptpersonen dem Bewußtsein gegenwärtig sind, damit keine Frage offen bleibt, muß die Handlung stets als Ganzes und geschlossen vorrücken. Das Hin- und Hergehen von einem Paare oder von einem Gliede jedes Paares zum andern erweckt ein Gefühl der Erwartung, ob das, was auf der einen Seite geschah, nun auf der andern seine Entsprechung finden wird — wobei die Entsprechung häufig einen Gegensatz

in sich schließt. Diese Fortbewegung der Handlung in Gegenüberstellungen wirkt wie ein Frage- und Antwortspiel, begleitet von Spannungs- und Lösungsgefühlen, die den Rhythmus des Ganzen bestimmen. Mit dem Ertönen der Antwort setzt ein Gefühl der Beruhigung und Befriedigung ein, das so lange anhält, bis ein neues Moment auftaucht, dessen Ergänzung nun zu erwarten ist. Die zwei Vorgänge, die sich entsprechen, stehen gleichsam an den beiden Enden eines Bogens, der sich über einen größeren oder kleineren Zeitraum spannt. Der eben beschriebene Ablauf spielt sich nicht durchweg innerhalb eines Kapitels ab, sondern der Bogen spannt sich auch von einem zum andern, einmal sogar über mehrere Kapitel hinweg. Ein kurzer Überblick möge veranschaulichen, was mir hier als Rhythmus des Geschehens erscheint.

Im ersten Kapitel trägt Eduard Charlotten den Wunsch vor, den Hauptmann kommen zu lassen; Charlottens Bedenken stehen dem Entschluß entgegen. Im zweiten Kapitel gesteht Charlotte Eduard den Wunsch, Ottilie bei sich zu haben; nun tritt Mittler auf und fördert durch seine fatalistische Auffassung den Entschluß des Paares. Die Schlußwendung verstärkt gleich einem Beruhigungsakzente das Gefühl gelöster Spannung: in dem gemeinsamen Musizieren der Gatten symbolisiert sich ihre wiederhergestellte Harmonie. Am Eingang des dritten Kapitels erscheint der Hauptmann; nach anfänglicher Freude macht sich eine deutliche Unruhe geltend, Charlottens Vereinsamung ruft nach Ottilie. Diesmal reicht der Bogen über drei Kapitel hinweg, deren jedes in einen Hinweis auf Ottilie ausklingt, und endet erst mit Ottiliens Ankunft zu Beginn des sechsten Kapitels. Jetzt herrscht volle Harmonie zwischen den vier Hauptpersonen; nur der Schluß steigt wieder zu leiser Unruhe an in der Erwähnung von Charlottens und des Hauptmanns beginnender Neigung. Gleich der Anfang des nächsten Kapitels erzählt in entsprechender Weise von der Annäherung Eduards und Ottiliens. Die leicht ironischen Schlußakzente beider Kapitel heben, als Symptome der keimenden Leidenschaften, das vorher nur Angedeutete kräftig heraus: dort läßt Charlotte „ganz gelassen" den Hauptmann eine ihrer besonders ausgesuchten Gartenanlagen zerstören, hier zeigt sich Eduard auf eine Erfindung Ottiliens so stolz wie auf eine eigene. Im achten Kapitel ist die Neigung bei beiden Paaren im Wachsen. Ihre innere Zusammengehörigkeit wird veranschaulicht, indem wiederum ein und dasselbe Motiv bei beiden Paaren wiederkehrt; die Beschreibung von Eduards und Ottiliens gemeinsamem Musizieren findet sofort ihr Gegenstück in der Schilderung von des Hauptmanns und Charlottens Zusammenspiel.

In dem bedeutungsvollen neunten Kapitel, dem mittelsten des ersten Teils, ordnen sich die Vorgänge nicht durch eine Gegenüberstellung der beiden Paare — Charlotte und der Hauptmann treten hier sehr zurück —, sondern durch das Eingreifen von Nebenpersonen, so jedoch, daß der gleiche Rhythmus wie bisher bestehen bleibt. In der Mitte des Kapitels wird nach der Rede des Maurers das mit Eduards und Ottiliens Anfangsbuchstaben gezierte Kelchglas in die Luft geschleudert und unversehrt wieder aufgefangen. Wuchtig steht dieser glücklichen Vorbedeutung am Schluß des Kapitels Mittlers Unglücksprophezeiung gegenüber, sein warnender Hinweis auf die Unantastbarkeit der Ehe. Und wenn im folgenden Kapitel der Graf und die Baronesse den Fortgang der Handlung beschleunigen, so geschieht dies wieder auf doppelte Weise. Der Graf bringt Charlotte jäh zur Erkenntnis der Tiefe ihrer

Neigung, als er ihr ahnungslos, in bester Absicht, den Freund entreißen will. Gleichzeitig faßt die Baronin, nachdem es ihr gelungen, Eduards Leidenschaft auf die Spur zu kommen, den Entschluß, Ottilie zu entfernen. Auch im elften Kapitel wird dieser Rhythmus mit Hilfe der Nebenpersonen aufrechterhalten. Am Anfang steht die Erinnerung an eine nächtliche Zusammenkunft Eduards und Charlottens, zu der der Graf ihnen einst verholfen. Dann führt Eduard den Grafen zur Baronesse; er selbst findet sich in der verhängnisvollen Liebesnacht mit Charlotte zusammen. Das zwölfte Kapitel leitet auf die Höhe des offenen Liebesbekenntnisses Eduards und Ottiliens, dem die gedämpfter erzählte Szene zwischen dem andern Paare entspricht. Wenn im 13. Kapitel die Atmosphäre gegenseitiger Befangenheit und Unsicherheit verdeutlicht wird, liegt ein Gleichlauf des Geschehens in der Entfremdung, die sich erst bei Eduard, dann bei Ottilie den andern gegenüber geltend macht. Das folgende Kapitel führt zunächst den Hauptmann, später Eduard vor, jenen mit den Vorbereitungen zu seiner Abreise, diesen mit Zurüstungen für Ottiliens Geburtstag beschäftigt. Darauf sind im nächsten Kapitel Eduard und Ottilie nach dem verunglückten Fest noch einmal vereint; dem entspricht am Schluß des Kapitels das letzte Zusammensein des Hauptmanns mit Charlotte. Das 16. wird von zwei parallelen Vorgängen eingerahmt: am Eingang steht die Abreise des Hauptmanns, am Schluß die Eduards. Das folgende findet Charlotte und Ottilie allein, jede in ihrer Weise mit Vorbereitungen für Eduards erhoffte Rückkehr beschäftigt. Im 18. Kapitel wird das Ebenmaß hergestellt zunächst durch Mittlers Auftreten: erst bei Eduard, der ihn bittet, die Scheidung zu bewirken; dann bei Charlotte, die, in Erwartung des Kindes, sicherer ist als je, Eduard wiederzugewinnen. Der Freude und Zuversicht, die Mittler äußert, steht schroff gegenüber die Verzweiflung Eduards beim Empfang der niederschmetternden Nachricht. Er zieht in den Krieg, „um der innerlichen Gefahr das Gleichgewicht zu halten"; indem zum Schluß noch Ottiliens gedacht wird, klingt der erste Teil gedämpft aus.

Anordnung der Handlung

I. Teil

1. Kap.	2. Kap.
Eduards Geständnis gegen Charlotte	Charlottens Geständnis gegen Eduard
3. Kap.	6. Kap.
Charlottens Vereinsamung	Ottiliens Erscheinen
6. Kap.	7. Kap.
Beginnende Neigung Hauptm. u. Charl.	Beginnende Neigung Eduards u. Ottiliens
8. Kap.	
Eduard u. Ottilie musizieren	Hauptmann u. Charlotte musizieren
9. Kap.	
Rede des Maurers, glückl. Vorbedeutung	Mittlers Rede, unglückliche Vorbedeutung
10. Kap.	
Graf will den Hauptmann entfernen	Baronesse will Ottilie entfernen
11. Kap.	
Erinnerung nächtlicher Zusammenkunft	Nächtliche Zusammenkunft

12. Kap.

Offenes Geständnis zw. Eduard u. Ottilie — Offenes Geständnis zwischen Hauptm. u. Charl.

13. Kap.

Entfremdung Eduards geg. d. andere Paar — Entfremdung Ottiliens gegen das andere Paar

14. Kap.

Hauptmann: Vorbereitung für Abreise — Eduard: Vorbereitung für Ottiliens Geburtstag

15. Kap.

Eduard u. Ottilie zum letztenmal zusammen — Hauptm. u. Charl. zum letztenmal zusammen

16. Kap.

Abreise des Hauptmanns — Abreise Eduards

17. Kap.

Charlottens Beschäftigung — Ottiliens Beschäftigung

18. Kap.

Mittler bei Eduard zur Entscheidung — Mittler bei Charlotte, Entscheidung

Auch im zweiten Teil gliedert sich dank der Anordnung der Personen das Ganze in wirksam betonte Abschnitte. Zunächst freilich sieht es aus, als ob mit den Vorstellungen, die sich bei der Betrachtung des ersten Teils aufdrängten, hier nicht viel anzufangen wäre. Nicht von einer durchgehenden wechselvollen Bewegung in den Beziehungen der vier Hauptpersonen kann hier die Rede sein. Die Gruppe, die im ersten Teil das ordnende Prinzip bildete, ist während der ersten elf Kapitel des zweiten durchaus unvollständig; Eduard und der Hauptmann fehlen. Dagegen treten nacheinander eine ganze Reihe ausführlich behandelter Nebenpersonen auf — auch dies ein Gegensatz zum ersten Teil, wo das dreimalige Auftreten Mittlers (im 1., 9. und 18. Kapitel) und das einmalige des Grafen und der Baronesse (im 10. und 11.) eine sparsam verteilte, aber um so wirkungsvollere Akzentuierung wichtiger Stellen der Dichtung bedingt. Und doch liegt gerade in der Fülle der Nebenpersonen, zu deren Voraussetzung Goethe selbst einen Fingerzeig gibt, im zweiten Teil das entscheidende Mittel zur Gliederung des Aufbaus verborgen. Am Eingang des ersten Kapitels weist Goethe darauf hin, daß nach Entfernung Eduards und des Hauptmanns sogleich der Architekt den Platz der beiden einnehme. Faßt man auch die später auftretenden Personen in diesem Sinn, so ist das künstlerische Gesetz gefunden, das Ordnung in die Mannigfaltigkeit der Figuren bringt. Es war eine formale Notwendigkeit, die durch das Ausscheiden zweier Hauptpersonen entstandene Lücke zu füllen; hätte Goethe zu diesem Zwecke sich mit einer einzigen Figur begnügt, so würde sie sich wohl zu unverhältnismäßiger Bedeutung ausgewachsen und das Gleichgewicht zuungunsten Eduards und des Hauptmanns verschoben haben. Goethe teilt daher den Raum auf, indem er mehreren Figuren nacheinander eine beherrschende Stelle innerhalb des Ganzen zuweist. Die Bedeutung dieser Nebenpersonen liegt einmal in ihren Beziehungen zu Ottilie — davon wird nachher die Rede sein — sowie darin, daß jede von ihnen, solange sie im Vordergrund steht, den Gefühlston der Dichtung bestimmt. Nur dadurch, daß die Art, sich zu äußern, und der ganze Gesichtskreis bei jeder dieser Personen ein anderer ist, kann jener reiche Stimmungswechsel inszeniert werden, der den zweiten Teil des Romans auszeichnet. Von der strengen Symmetrie

der ersten Hälfte des Romans, wo jedes dritte Kapitel einen deutlichen Einschnitt darstellt, ist hier freilich nichts zu spüren; nicht nur ist der Umfang der einzelnen Abschnitte ein verschieden großer — sie gehen auch mitunter ineinander über in der Weise, daß der Kapiteleinteilung nicht mehr die Bedeutung einer genauen Abgrenzung zukommt.

In den ersten drei Kapiteln offenbart sich die Gefühlswelt des Architekten; seine Gesinnungen, Liebhabereien und künstlerischen Neigungen zeitigen eine zarte, etwas empfindungsselige Atmosphäre. Von diesen gedämpften Tönen heben sich grell die nächsten beiden Kapitel ab: sie beherrscht Luciane. Eine ganz neue Welt wird durch ihre Erscheinung versinnlicht. Bezeichnend für sie ist vor allem das Tempo dieses Abschnitts, der kurz abgehackte Rhythmus; in aller Geschwindigkeit entfaltet sich ein buntes Bild von Lucianens geräuschvollem Treiben. Besuche, Ritte, Schlittenfahrten, Bälle, Verkleidungen, gesellige Veranstaltungen verschiedener Art, dazwischen allerlei kleine Intrigen und Plänkeleien — all das ist in zwei umfangreiche Kapitel zusammengedrängt, so daß wir kaum zu Atem kommen und nach einer Ruhepause verlangen. Sie wird gewährt im folgenden Kapitel. Noch einmal tritt der Architekt in den Vordergrund, seine nazarenischen Bestrebungen erreichen jetzt ihren Höhepunkt in der Darstellung der Mutter Gottes durch Ottilie. Unmittelbar auf die gefühlvoll gehobene Stimmung dieses Augenblicks folgt die Ernüchterung, die mit dem Auftreten des Gehilfen einsetzt. Sein ruhiges, lehrhaftes, allem Überschwang fernstehendes Wesen drückt den beiden nächsten Kapiteln den Stempel auf und bringt sie in fühlbaren Gegensatz zu dem Vorhergehenden. Lyrisch-weiche Töne schlägt dagegen das neunte, mittelste Kapitel an, das als einziges innerhalb der ganzen Dichtung Ottilien allein gewidmet ist. Noch einmal führt der nächste Abschnitt neue Nebenfiguren, die ihre eigene Vorstellungswelt mitbringen, in den Vordergrund: die Färbung des zehnten und elften Kapitels geht auf den vielgereisten Lord und seinen Begleiter zurück. Ein starker Einschnitt ist gegeben im zwölften Kapitel mit Eduards glücklicher Rückkehr vom Krieg; die Episodenfiguren verschwinden, die Hauptpersonen stehen wieder im Vordergrund und bestimmen den Gefühlston der letzten Kapitel. In rascher Zusammenfassung werden auf kleinerem Raume alle Möglichkeiten der Gruppierung aus dem ersten Teile wiederholt, so jedoch, daß hier die architektonische Bedeutung zurücktritt hinter einer mehr stimmungsmäßigen. Dem zwölften Kapitel geben Eduard und der Major den Ton, das 13. bringt Eduard das erste Wiedersehen mit Ottilie, im 14., das eingerahmt wird von Ottiliens Auftreten, finden sich Charlotte und der Major noch einmal zusammen. Das 15. zeigt Charlotte und Ottilie allein, und das nächste, das den letzten bedeutsamen Höhepunkt bringt, gehört wieder Eduard und Ottilien. Der Beginn eines neuen, des letzten Abschnittes ist es, wenn Ottilie am Eingang des 17. Kapitels Eduard und Charlotte einander zuführt; nachdem auch noch der Major sich eingestellt, ist die Gruppe wieder vollständig in sich abgeschlossen. Im letzten Kapitel tritt Mittler neben die Hauptpersonen; gleich darauf bewirkt Ottiliens Tod die Auflösung der Gruppe. Wenn indes, am Schluß der Dichtung, Eduard Ottilien nachfolgt, so sind alle übrigen Personen zurückgewichen an Bedeutung, und im Mittelpunkt steht wieder das nun im Tode vereinte Paar.

Es ist nicht überraschend, daß auch die symmetrische Anordnung der Einzelheiten, die in der ersten Hälfte des Romans den stets sich erneuernden Zusammenschluß der

Teile zum Ganzen bewirkte, im zweiten Teile nicht ihr Gegenstück findet. Hier wird die innere Einheit auf anderm Wege erreicht. Ottilie ist der geheime Mittelpunkt, zu dem aus jedem Kapitel sich Fäden hinziehen, die das Ganze zusammenhalten. Auch für die scheinbar dem Kern der Dichtung fernstehenden Momente ist ein Standpunkt gefunden, sobald ihre Beziehung auf Ottilie zutage tritt.

Ein neues Licht fällt von hier aus auf die Stellung der Nebenpersonen zum Ganzen. Mag es immerhin im Sinn gewisser Forderungen, die ein Roman befriedigen soll, erwünscht sein, daß mittels der Nebenpersonen die Gebiete der Kunst, der Gesellschaft, Pädagogik usw. in den zweiten Teil der Wahlverwandtschaften einbezogen werden — künstlerisch bedeutsam ist vor allem die Frage, wie dergleichen Abschweifungen mit dem Ganzen verknüpft sind. Fast ausnahmslos nun ist Ottilie das Mittel, das den Sinn solcher Elemente für den Zusammenhang des Geschehens anschaulich macht. Vor allem aber fiele ohne derartige Einwirkungen von außen überhaupt kaum Licht auf Ottiliens Seelenzustand. Denn ihre Wandlung von dumpfem Schmerz zu reiner Entsagung, die sich in diesem Teil der Dichtung vollzieht, wird ja nicht in ununterbrochener Entwicklung, nicht verstandesmäßig vorgeführt, sondern in einer Reihe von Stimmungen, die, meist durch einen äußern Anstoß hervorgerufen, ihren Zustand bald von der, bald von jener Seite beleuchtet zeigen.

Auf die einfachste Weise wird das erzielt in den Tagebuchaufzeichnungen Ottiliens, die sechsmal in der ersten Hälfte des zweiten Teils den Kapitelschluß bilden. Eindrücke und Gedanken, durch die unmittelbar voranstehenden Vorgänge in Ottilie ausgelöst, spiegeln sich hier wider. Die Beziehung bleibt eine rein äußerliche, wenn die Beobachtung eines Einzelfalls zu einer allgemeinen Betrachtung erweitert wird, die nur an dieser Stelle erscheint und für die Folge von keinerlei Bedeutung ist. Ganz anders steht es in den selteneren Fällen, wo innerhalb des Tagebuchs der „rote Faden der Neigung und Anhänglichkeit" sichtbar wird, auf den Goethe selbst aufmerksam macht (jener rote Faden, der überdies Eduard während seiner Entfernung unserm Bewußtsein gegenwärtig erhält). Wo immer derartiges auftaucht, wird offenbar, wie alles, was um Ottilie vorgeht, sie doch nur auf sich selbst — und uns auf Ottilie, als auf den Mittelpunkt des Ganzen — zurückführt. Durch diese Formwirkung wird Ottilie, die scheinbar so wenig hervortritt, dennoch als Hauptperson gekennzeichnet: steht sie auch keineswegs dauernd im Vordergrund, so kommt dem Erklingen ihres Namens doch die Bedeutung eines musikalischen Leitmotivs zu, das die wesentlichen Momente innerhalb dieses Teiles der Dichtung anzeigt. Daß dergleichen Momente auch außerhalb des Tagebuchs allenthalben zu finden sind, möge ein rascher Gang durch die einzelnen Kapitel dartun.

Häufig erscheint das Motiv in der Form, daß Ottilie in ihrer Besonderheit allen andern gegenübergestellt wird. So erhalten im zweiten Kapitel die Heiligenbilder, die der Architekt zeigt, eine Beziehung zum Ganzen erst durch die Bemerkung, daß im Gegensatz zu den übrigen Anwesenden, die nach einer solchen Region wie nach einem verlorenen Paradiese blicken, vielleicht nur Ottilie sich unter ihresgleichen fühlt. Die Ausschmückung der Kapelle im dritten Kapitel wird eng mit dem Ganzen verknüpft dadurch, daß ihre Vollendung auf den Vorabend von Eduards Geburtstag fällt; so bietet sie einen Anlaß, die hoffnungslose Verlassenheit Ottiliens zu betonen. Das vierte Kapitel, von Luciane beherrscht, wird eingerahmt durch Hinweise

auf Ottiliens Stimmung. Der Eingang erzählt von ihren Gefühlen bei der Entdeckung, daß Eduard in den Krieg gezogen ist, und das Tagebuch bringt in seinen ersten und letzten Bemerkungen ebensosehr die Sehnsucht Ottiliens wie ihre Hoffnungslosigkeit zum Ausdruck. Das fünfte Kapitel scheint ganz Lucianen zu gehören, und doch ist ihre Erscheinung in so starken Farben gemalt, nur damit Ottiliens Bild, das eine Zeitlang verhüllt schien, um so reiner erstrahle. Auch gibt in der Mitte des Kapitels die Erwähnung von Ottiliens unbefangenem Verhältnis zu dem Architekten einen Anlaß, Licht auf ihren Gemütszustand zu werfen: „. . . denn in ihrem Herzen war kein Raum mehr; es war von der Liebe zu Eduard ganz gedrängt ausgefüllt." Eine ähnliche Wirkung wird erreicht durch den Stimmungsumschlag, der sich am Ende des sechsten Kapitels in Ottilie vollzieht. Der äußere Umstand, daß der Gehilfe, den sie so lange nicht gesehen, auftritt in dem Augenblick, wo Ottilie in „frommer Kunstmummerei" die Mutter Gottes verkörpert, ruft in ihr einen Sturm der Empfindungen hervor; alles was sie seither erlebt, zieht an ihrer Seele vorüber, und unwert dünkt sie sich, in dieser heiligen Gestalt vor dem treuen Lehrer zu erscheinen. Auch die überwiegend theoretischen Auseinandersetzungen des Gehilfen im siebenten Kapitel werden in innige Beziehung zu Ottiliens eigenem Schicksal gesetzt. Das erstemal geschieht dies im Sinn einer zustimmenden Nutzanwendung; dann aber geht Ottilien durch eine Bemerkung des Gehilfen die jähe Erkenntnis auf, wie ohne Eduard nichts in der Welt für sie mehr einen Zusammenhang hat. Im achten Kapitel hat der plötzliche Tod des Geistlichen seine eigentliche Bedeutung darin, daß die Wirkung dieser Ereignisse auf Ottilie einen tiefen Blick in ihr Inneres gewährt. Im Gegensatz zu der Bestürzung der übrigen betrachtet sie allein den Eingeschlummerten mit Neid: „das Leben ihrer Seele war getötet, warum sollte der Körper noch erhalten werden?" Auch der Schluß des Kapitels weilt bei Ottilie. Diesmal ist ihre Stimmung eine andere: sie fühlt sich überzeugt, Eduard lebe noch, sie stehe mit ihm noch in dem innigsten Verhältnis. Im neunten Kapitel ist es einerseits der Jahrestag ihrer Ankunft bei Eduard und Charlotte, der die gegensätzlichsten Gefühle in Ottilie sich durchkreuzen läßt, anderseits weckt das Kind, dessen Pflege sie übernommen hat, in ihr den Vorsatz, Eduard zu entsagen. Diesmal spiegelt auch das Tagebuch die wechselnden Empfindungen wider. Die deutliche Verknüpfung einer Episode mit der Haupthandlung wird im zehnten Kapitel durch den Lord hergestellt, dessen Bemerkungen Ottilie tief berühren und auf viel heftigere Weise, als dies im vorigen Kapitel geschah, ihren Entschluß zu völligem Verzicht bestärken. Im elften Kapitel bringen zunächst die Pendelversuche des Begleiters die wunderbare Seite von Ottiliens Wesen zur Geltung, während der Schluß wieder auf ihre Liebe und Sorge für Eduards Kind zurücklenkt. Von nun an setzt ein weit bewegterer Rhythmus ein. Gegensätzliche Stimmungen, wie sie schon bisher zu beobachten waren, folgen einander jetzt rasch und unaufhaltsam und eilen im lebhaftesten Auf und Ab dem Ende der Dichtung zu. Ein stärkerer Umschwung ist es schon, wenn im zwölften Kapitel — nur hier bleibt Ottilie fern — gegenüber der Entsagung, zu der sie sich durchgerungen, Eduards fester Vorsatz steht, seine Trennung von Charlotte ins Werk zu setzen. Gelingt es zunächst dem Major, von Eduard wenigstens einen Aufschub zu erlangen, so bringt das 13. Kapitel die größte Steigerung in dem Wiedersehen Eduards und Ottiliens, das für Augenblicke die Zuversicht auf einen glücklichen

Ausgang befestigt. Unmittelbar von diesem Höhepunkt geht es herab zu dem Tod des Kindes, mit dem das Kapitel schließt. Im folgenden scheint es, daß gerade dieser Unglücksfall eine günstige Lösung ermögliche, in dem Gespräch zwischen Charlotte und dem Major belebt sich die Hoffnung; wieder kehrt sich nun die Stimmung um: das Kapitel endet mit Ottiliens Bekenntnis und leidenschaftlichem Schwur, Eduard niemals angehören zu wollen. — Die letzten beiden Wendungen umspannen jedesmal zwei Kapitel. Im 15. hatte wieder eine gewisse Beruhigung eingesetzt, Ottiliens Absicht, in die Pension zurückzukehren, erschien als versöhnlicher Ausweg — da bringt ihre unvermutete Begegnung mit Eduard neue Aufregung und Verwirrung. Noch einmal, im 17. Kapitel, glätten sich die Wogen, der frühere Zustand eines friedlichen Zusammenlebens beider Paare scheint wiederhergestellt: nun führt Mittlers Unvorsichtigkeit die Katastrophe herbei. Die leidenschaftliche Bewegtheit, die an Ottiliens Tod und seine Wirkung auf die Umgebung gewendet ist, schwächt sich nun langsam ab bis zu den sanften, gedämpften Tönen der Schilderung von Eduards Ende; leise und ruhig-versöhnlich klingt die Dichtung aus.[1])

---

1) Hinweisen möchte ich noch darauf, daß die Wölfflinschen „Kategorien" (H. Wölfflin, Kunstgeschichtliche Grundbegriffe, 1915, S. 15 f.) sich einer Betrachtung der Wahlverwandtschaften völlig ungezwungen anbieten, und zwar natürlich in der Weise, daß im ersten Teil eine Formkunst waltet, die sich mit den Forderungen des Linearen, Tektonischen — der geschlossenen Form also — deckt, während der zweite Teil die Merkmale des Malerischen, Atektonischen (der offenen Form) trägt. Am schnellsten kommt man der Sache näher, wenn man mit den Begriffen geschlossene und offene Form arbeitet. Der strenge Aufbau des ersten Teils entspricht der geschlossenen Form: nicht nur konnten hinsichtlich der Anordnung der Personen in regelmäßigen Abständen wichtige Einschnitte festgestellt werden — auch das Vorrücken der Handlung im einzelnen geschah auf ganz symmetrische Weise; stets gingen zwei Momente einander parallel, nie ragte ein Teil als Vereinzelung heraus. Im Gegensatz dazu zerfällt der zweite Teil in zwei ungleiche Hälften, und auch die Abschnitte, die durch die Nebenpersonen gebildet werden, sind ganz verschieden groß — bald umfassen sie drei, bald zwei, bald auch nur ein Kapitel; von Symmetrie in dem Sinn, daß immer zwei Momente einander entsprächen, ist vollends nicht mehr die Rede. Wer den Aufsatz von O. Walzel im Shakespeare-Jahrbuch für 1916 („Shakespeares dramatische Baukunst") gelesen hat, wird ohne weiteres verstehen, was ich meine, wenn ich auch die Tatsache als atektonisch anspreche, daß Eduard und der Hauptmann den ersten elf Kapiteln des zweiten Teils fernbleiben. Auch die Technik, die bewirkt, daß wir die nicht auftretenden Personen nicht aus den Augen verlieren — in diesem Fall besonders die leitmotivartige Erwähnung Eduards durch Ottilie —, ist die gleiche wie bei Shakespeare. Wenn im schroffen Gegensatz hierzu im ersten Teil alle vier Hauptpersonen dauernd im Vordergrund stehen und alle in gleich deutlicher Beleuchtung erscheinen, so daß eins so wichtig genommen sein will wie das andere, so führt dies auf die Wölfflinsche Gegenüberstellung von Vielheit und Einheit. Wölfflin spricht, als er den Begriff Vielheit erläutert, von der selbständigen Ausbildung der einzelnen Teile, von dem offenen Nebeneinander und klaren Gegenüber, von der Koordination der Akzente. Das sind lauter Dinge, die längst am ersten Teil der Wahlverwandtschaften zu beobachten waren. Dagegen herrscht im zweiten Teil die Subordination der Akzente, d. h. einem bestimmten Hauptmotiv — Ottilie — ist alles übrige untergeordnet, die einzelnen Teile sind nicht alle gleich wichtig, nicht selbständig, sondern werden nur durch die gemeinsame Beziehung auf Ottilie zu einer Einheit zusammengefaßt. Was nun das Begriffspaar linear und malerisch anlangt, so sehe ich das Lineare z. B. darin, daß im ersten Teil Form und Inhalt sich decken; d. h. wo ein formaler Abschnitt eintritt, nach jedem Kapitel also, ist auch die Handlung zu einem bestimmt faßbaren Punkt vorgerückt. Hat man es hier mit einem deutlich umrissenen Gefüge zu tun, so ruht im zweiten Teil das Schwergewicht auf einzelnen

II. Leitmotive

Bisher sind die beiden Teile des Romans einzeln vorgenommen und einander gegenübergestellt worden; indes bliebe eine Betrachtung unvollständig, die nur das Trennende und nicht auch das Bindende betonte, und so sind denn im folgenden die künstlerischen Mittel zu erforschen, die einer Verknüpfung beider Teile dienen. Alles was unter diesen Gesichtspunkt fällt, läßt sich in dem Begriff der Wiederholung zusammenfassen. Indem die Wiederholungsmotive einzelne Momente innerhalb der ganzen Dichtung miteinander in Verbindung bringen, erfährt der künstlerische Aufbau eine ungeahnte Bereicherung und Ausgestaltung. Denn die Bedeutung dieser Leitmotive für die Gliederung des Ganzen liegt nicht nur darin, daß sie die Symmetrie der Anordnung noch stärker unterstreichen; wichtiger scheint mir vielmehr, daß sie innere Beziehungen veranschaulichen, die zwischen den verschiedensten, näher und weiter auseinanderliegenden Teilen der Dichtung walten. Der aufmerksame Leser der Wahlverwandtschaften wird immer neue Fäden entdecken, die von einem Punkte der Dichtung zum andern laufen, und es liegt unstreitig ein besonderer ästhetischer Reiz darin, bei nachträglicher Betrachtung die kunstvollen Verschlingungen dieses dichten Geflechts zu verfolgen.[1])

Leitmotivartig ist schon die Verwendung des im Titel enthaltenen Symbols. Im vierten Kapitel nimmt das Gespräch über die chemischen Wahlverwandtschaften den späteren Verlauf der Dichtung in seinen wesentlichen Zügen voraus. Es wird erzählt — um nur die wichtigsten Analogien herauszuheben —, wie im chemischen Prozeß die Naturen „beim Zusammentreffen einander schnell ergreifen und wechselseitig bestimmen", wie „die Verwandtschaften erst interessant werden, wenn sie Scheidungen bewirken", und wie man „das Anziehen, das Verwandtsein, dieses Verlassen, dieses Vereinigen gleichsam übers Kreuz, wirklich darstellen kann; wo vier, bisher je zwei zu zwei verbundene Wesen, in Berührung gebracht, ihre bisherige Vereinigung verlassen und sich aufs neue verbinden". Solche auf Vorausdeutung gegründete Technik bewirkt, daß jedesmal bei der Erfüllung einer Ahnung ein Gefühl ästhetischer Befriedigung sich einstellt. Dadurch dient das symbolische Gespräch auch vorzüglich der Gliederung der Handlung. Überdies deuten scherzhaft am Schluß des vierten Kapitels die Hauptpersonen selbst den Begriff der Wahlverwandtschaften aus im Hinblick auf ihre persönlichen Beziehungen zueinander; und zwar werden auf der einen Seite die beiden Männer, auf der andern die beiden Frauen zusammengesellt. Mit einer ähnlichen Pointe schließt das fünfte Kapitel; Eduard prophezeit, daß Ottilie den Hauptmann zu sich ziehen und er, Eduard, dann zu Charlotte zurückkehren werde. Nur die letzte, die wirklich eintreffende Möglichkeit bleibt unerwähnt. Mit Worten erklingt das Motiv nicht wieder; es setzt sich nun aber Schritt für Schritt in Tatsachen um, die immer wieder die Erinnerung an jenes erste Gespräch wachrufen.

Stimmungen, die sich natürlich nicht fest umgrenzen lassen, sondern etwas Fließendes behalten. Während im ersten Teil alles in ein gleichmäßiges Licht getaucht ist, sind hier die Akzente malerisch, d. h. ungleichmäßig verteilt. Oft ist es ja innerhalb eines Kapitels nur eine einzige Äußerung, die tief aufleuchtet über ihre Umgebung hinaus und erkennen läßt, wo die eigentlichen Gefühlsgehalte der Dichtung liegen.

1) Eine eingehende Untersuchung der „Leitmotive in Dichtungen" liegt vor in O. Walzels inzwischen erschienenem Aufsatz in der Zeitschrift für „Bücherfreunde" 1917, Heft 10.

Wahlverwandtschaften

Leitmotive

			Erster Teil																		Zweiter Teil																	
			1	2	3	4	5	6	7	8	9	10	11	12	13	14	15	16	17	18	1	2	3	4	5	6	7	8	9	10	11	12	13	14	15	16	17	18
1. Mooshütte	4	×	×		×				×																					×								
2. Ed. u. Charl.	2	×	×															×																				
3. Vergänglichkeit	8	×	×																		×	×	×	×				×	×									×
4. Mittler	5	×		×							×									×								×										×
5. Charl. Betrachtg.	2	×		×																														×				
6. Musizieren	5	×		×						×					×																						×	
7. Ottil. Handschr.	5	×			×		×							×	×																							×
8. " Kopfweh	4	×			×	×	×																													×		
9. Ertrinken	4	×				×											×													×			×					
10. Lesen	3	×				×				×																											×	
11. Ottil. Gebärde	2	×					×																													×		
12. Bettler	3	×						×									×	×																				
13. Menge	3	×									×						×																					×
14. Glas	4	×									×									×												×						×
15 Platanen	5	×									×					×	×													×			×					
16. Anspielung	10	×									M	G u. B							Gä				A		G u. B		Geh			L	Begl							M N
17. Graf u. Bar.	2	×										×													×													
18. Bar. Betrachtg.	2	×										×																				×						
19. Ähnlichkeit	5	×											×															×			×		×	×				
20. Koffer	5	×														×	×		×																×			×
21. Astern	5	×																	×					×					×								×	×
22. Bild	4	×																			×	×	×															×
23. Belisar	2	×																							×													×
24. Kranke	2	×																								×									×			

M = Mittler. G = Graf. B = Baronesse. Gä = Gärtner. A = Architekt. Geh = Gehilfe. L = Lord. Begl = Begleiter. N = Nanny.

Weil aber die Beziehung hier nur eine gedankliche ist und das Motiv sich nicht hör- und greifbar wiederholt, möchte ich es noch nicht zu den eigentlichen Leitmotiven zählen. Diesen wende ich mich im folgenden zu.

Überraschend ist zunächst der Reichtum an Ausdrucksmöglichkeiten, den die verschiedene Anwendung der Leitmotive ergibt. Motive, die nur selten — etwa zweimal in wirkungsvoller Entsprechung — auftreten, erhalten schon bei ihrem ersten Erscheinen einen kräftigen Ton; andere, die nach allmählicher Steigerung erst spät zur Geltung kommen, sind gleichwohl schon ganz früh angedeutet und aufs sorgsamste vorbereitet. Von den vierundzwanzig Motiven, die ich festgestellt habe, sind — wie aus der graphischen Darstellung zu ersehen ist — zwölf bis zum sechsten Kapitel eingeführt; hier ist also im wesentlichen schon der Grund gelegt für die Wiederholungstechnik. Nur drei Motive kommen erst im zweiten Teil neu hinzu; in den drei letzten Kapiteln aber kehren nicht weniger als 15 Motive noch einmal wieder, davon drängen allein zehn sich im allerletzten Kapitel zusammen. Dies nur zum Beweis, daß eine deutliche architektonische Absicht mit Goethes Leitmotivtechnik verbunden ist — einer Technik, die sich übrigens im „Werther" bereits angekündigt hatte.

Diese architektonische Absicht tritt natürlich besonders hervor bei Motiven, die nur zweimal erscheinen, im Sinn einer Entsprechung. Die Wiederholung weckt dann nicht nur die Erinnerung an das erstmalige Erklingen des Motivs, sondern hebt zugleich die Wandlung ins Bewußtsein, die sich inzwischen vollzogen hat; ja, das ist sogar das Wesentliche. Wir durchlaufen eine ganze Skala von Gefühlen, denn ein Vergleich des frühern Zustandes mit dem spätern vergegenwärtigt auch die Entwicklung, die auf diesem Wege stattgefunden hat. Das kann als einfache Stimmungsumkehr wirken wie bei dem folgenden Motiv. Im Verlauf des ganzen Buches finden sich nur zweimal Eduard und Charlotte allein in wichtiger Unterredung einander gegenüber: eingangs, als sie über des Hauptmanns und Ottiliens Kommen beschließen, und nachher (I, 16), als Eduard von Charlotte die Scheidung zu erlangen hofft und sich so schwer getäuscht sieht. Unwillkürlich stellt die Assoziation sich ein. Die Ähnlichkeit der Situationen drängt sich auf, ebenso aber der Kontrast der Stimmung; gleichzeitig wird der Ablauf, der zwischen beiden Momenten sich abgespielt hat, in helles Licht gerückt. So ist hier eine Brücke geschlagen vom Anfang zum Ende des ersten Teils. Auch eine Betrachtung kann in dieser Weise verwendet werden. Im zweiten Kapitel gibt Charlotte Eduards Bitte nach mit den Worten: „Solche neue Verhältnisse können fruchtbar sein an Glück und an Unglück, ohne daß wir uns dabei Verdienst oder Schuld sonderlich zurechnen dürfen . . ." Nicht dem Wortlaut, doch dem Sinne nach knüpft sie — wohl unbewußt — später (II, 14) hier an, wenn sie, erschüttert durch den Tod ihres Kindes, in die Scheidung willigt: „Es sind gewisse Dinge, die sich das Schicksal hartnäckig vornimmt . . . und so greift es zuletzt durch, wir mögen uns gebärden, wie wir wollen." Mit einem Schlage vergegenwärtigt sich, wie das, was Charlotte damals nur dunkel gefürchtet, inzwischen Wahrheit geworden ist. Weniger eine Stimmungsumkehr, als das Eintreffen einer Ahnung liegt also in diesem Motive vor. Ähnlich, wenn auch nicht so stark vordeutend, wirkt eine andere Betrachtung, die zuerst der Baronesse, später Eduard in den Mund gelegt wird. Im zehnten Kapitel ist davon die Rede, daß Charlottens erster, bald verstorbener Gatte „bescheiden genug" gewesen sei, sich mit einigen Jahren der Ehe zu begnügen. Die Baronesse

meint: „Wenn nur nicht gerade in solchen Fällen das Opfer der besten Jahre gebracht werden müßte.“ Im zwölften Kapitel des zweiten Teils ist Eduard in ähnlicher Lage wie damals die Baronesse, und nun spricht er von „diesen Jahren, die man nicht in Schmerz und Entbehren, sondern in Freude und Behagen zubringen will“. So fällt von hier aus ein rückstrahlendes Licht auf jene erste unscheinbare Äußerung. Genau so wirkt das Motiv von Ottiliens angstvoll abwehrender Gebärde, die der Gehilfe im fünften Kapitel ausführlich beschreibt mit der Bitte, Ottilie zu schonen, wenn ein solcher Fall einträte. Gegen das Ende des zweiten Teils, als die unverhoffte Begegnung Eduard und Ottiliens im Wirtshause stattfindet, erwidert Ottilie Eduards Flehen nur mit jener stummen Gebärde, die hier wörtlich ebenso angeführt wird. So werden Anfang und Ende der Dichtung miteinander verknüpft. Daraus aber, daß wir diese Gebärde Ottiliens als Ausdruck ihrer höchsten Not von früher kennen, ergibt sich eine ganz bedeutende seelische Verstärkung. Auch überhebt diese Technik, die eine Wirkung so von langer Hand her vorbereitet, den Dichter der Notwendigkeit nachträglicher Erklärung, wie sie sich anderwärts oft störend bemerkbar macht. Die wörtliche Wiederholung der ziemlich langen Stelle führt uns das Motiv, das uns auf so langem Wege sonst vielleicht entschwunden wäre, mit Sicherheit ins Gedächtnis zurück. Wo Goethe auf dieses Mittel verzichtet, muß er selbst ausdrücklich den Zusammenhang herstellen. Als im fünften Kapitel des zweiten Teils von den lebenden Bildern die Rede ist, wird der Architekt geschildert in der Haltung des jungen Kriegers, der teilnehmend traurig vor Belisar steht. Als er im letzten Kapitel an Ottiliens Sarge steht, „... starr, in sich gekehrt, mit niedergesenkten Armen, gefalteten, mitleidig gerungenen Händen, Haupt und Blick nach der Entseelten hingeneigt“ — da heißt es: „Schon einmal hatte er so vor Belisar gestanden. Unwillkürlich geriet er jetzt in die gleiche Stellung; und wie natürlich war sie auch diesmal! Auch hier war etwas unschätzbar Würdiges von seiner Höhe herabgestürzt ...“ usw. Gerade diese etwas weit hergeholte Beziehung beweist, wie sehr es Goethe um dergleichen Verknüpfungen zu tun ist, wie er auch das kleinste Motiv nicht verlorengehen läßt, sondern ihm durch Wiederkehr einen notwendigen Platz innerhalb des Ganzen anweist.

Ebenfalls nur innerhalb des zweiten Teils kommt ein Motiv zur Geltung, das in stärkerem Maße als die zuletzt genannten vordeutenden Charakter trägt. Es ist eine Parallelfigur, wie wir sie auch im Werther haben: die Kranke (II, 6), die durch ein Unglück den Tod eines ihrer Geschwister verursacht hat; ausdrücklich bringt später Ottilie ihr eigenes Schicksal zu jenem Erlebnis in Beziehung (II, 15). Ebenso ist auch das Auftreten des Grafen und der Baronesse die Wiederholung eines Motivs der Haupthandlung in der Nebenhandlung. Bei ihrem ersten Auftreten (I, 10) wirkt nicht nur ihre heimliche Leidenschaft als Anspielung auf den Zustand der Hauptpersonen, sondern ihre Lebensschicksale — die Hindernisse, die ihrer ehelichen Verbindung im Weg stehen — nehmen auch den Konflikt vorweg, der Eduard und Ottilien bedroht. Als sie dagegen zum zweitenmal auftreten (II, 5), hat sich ihr Geschick zum Guten gewendet, und sie stehen nun in unmittelbarem Kontrast zu Ottilie, die sich dessen schmerzlich bewußt ist. Wiederum erinnert Goethe selbst an das erstmalige Erscheinen des Motivs und an die Wandlung, die sich seitdem vollzogen hat.

In großen Abständen verknüpft das dreimalige Erscheinen der Volksmenge wichtige Momente der Handlung miteinander: die Feier erst von Charlottens, dann von Ottiliens Geburtstag und endlich das Begräbnis Ottiliens. Ein bewegter Gefühlsablauf wird dadurch gegliedert: von der glänzenden, festlichen Stimmung des neunten geht es herab zu der gedrückten, zuletzt noch durch einen Unglücksfall zerstörten des 15. Kapitels. Am stärksten ist der Eindruck im letzten Kapitel, als Nanny sich aus dem Fenster stürzt, mitten in die auseinanderfahrende, schreiende Menge, um dann durch die Berührung mit Ottiliens Leiche wieder zum Leben zu erwachen. Einen kleineren Zeitraum umspannt das Motiv des Bettlers, der, anfangs von Eduard unwillig zurückgewiesen (I, 5), später von ihm in beglückter Stimmung reich beschenkt wird (I, 15); tags darauf, als nach plötzlicher Schicksalswendung Eduard sein Haus verläßt, rührt die abermalige Begegnung mit dem Bettler in ihm schmerzliche Erinnerung an die glücklichste Stunde seines Lebens auf: „O du Beneidenswerter! Du kannst noch am gestrigen Almosen zehren, und ich nicht mehr am gestrigen Glücke!" Als das Motiv eingeführt wird, dient es lediglich der Vorbereitung; dann aber ist es ausersehen, einen jähen Stimmungsumschlag kräftig zu illustrieren. Leiser abgetönt erscheint das Motiv des Lesens, das vor allem seelische Beziehungen versinnlicht. Vorbereitend taucht es auf im vierten Kapitel: Eduard verträgt nicht, daß ihm beim Vorlesen jemand ins Buch sieht, Charlotte zieht sich deshalb einen Verweis zu. Bereits im achten Kapitel duldet Eduard diese Angewohnheit bei Ottilie nicht nur, sondern er sucht es ihr „auf alle Weise bequem zu machen". Dies ist der Höhepunkt des Motivs; abgeschwächt findet es sich noch einmal, als am Ende der Dichtung die beiden Paare wieder vereint sind nach langer Trennung: Eduard wird zerstreut und unruhig, wenn er nicht gewiß ist, daß Ottilie seinen Worten mit den Augen folgt. Ganz analog, nur um eine Abschattung reicher, verläuft das viermal wiederkehrende Motiv des Musizierens; auch hier liegt die Bedeutung in dem symbolischen Hinweis auf seelische Zusammenhänge. Der Schluß des zweiten Kapitels erzählt von der geschickten Anpassung Charlottens an Eduards Flötenspiel und knüpft hieran die epigrammatische Betrachtung, daß sie die doppelte Pflicht eines guten Kapellmeisters und einer klugen Hausfrau versehe, „die im Ganzen immer das Maß zu erhalten wissen, wenn auch die einzelnen Passagen nicht immer im Takt bleiben sollten". Beträchtlich ist die Steigerung, wenn im achten Kapitel Ottiliens Art, Eduard zu begleiten, verrät, daß sie bereits völlig in ihm aufgeht; auch der Hauptmann und Charlotte sind ganz aufeinander eingestimmt. Nun führt es, dem Verlauf der Handlung entsprechend, abwärts. Im 13. Kapitel erklingt ein Mißton: Ottilie gesteht, der Hauptmann habe sich über Eduards Flötenspiel beklagt; Eduard, schon vorher gereizt und verstimmt, ist so beleidigt, daß er sich „von allen Pflichten losgesprochen fühlt". Auch dies Motiv verklingt am Ende der Dichtung, zugleich mit dem vorhergehenden. Anspruchsloser begleitet ein anderes Moment verschiedene Phasen der Handlung. Im ersten Kapitel hat Charlotte soeben den Bau der Mooshütte vollendet. Nach dem Hinweise, daß auch noch für ein Drittes und Viertes darin Platz sei, kommt Eduard auf seinen Wunsch zu sprechen, den Hauptmann bei sich zu haben; Charlotte setzt ihm alle ihre Bedenken entgegen. Als dann im dritten Kapitel die Ankunft des Hauptmanns sowie sein und Eduards Namenstag in der Mooshütte gefeiert werden, heißt es ausdrücklich: „Nun saßen sie also zu dreien um dasselbige Tischchen, wo Char-

lotte so eifrig gegen die Ankunft des Gastes gesprochen hatte. Eduard . . . enthielt sich nicht zu sagen: für ein Viertes wäre auch noch recht gut Platz." Natürlich fehlt im siebenten Kapitel nicht die Bemerkung: „Man stieg zur Mooshütte hinunter und saß zum erstenmal darin zu vieren." Aber auch diesem Motiv gewährt Goethe noch einen Platz, wiewohl von untergeordneter Bedeutung, im zweiten Teil. Charlotte steigt (II, 10) mit Ottilien und dem Kinde zur Mooshütte, sieht die zwei leeren Plätze, gedenkt der vorigen Zeiten, und eine neue Hoffnung für sie und Ottilien dringt hervor. Eine Verbindung zwischen dem Hauptmann und Ottilien scheint ihr nämlich jetzt nicht unmöglich. — Eine bedeutsame Entwicklung macht das Motiv des Ertrinkens durch. Schon im vierten Kapitel wird geradezu darauf hingewiesen, daß man „bei der Nähe so mancher Teiche, Gewässer und Wasserwerke" auf Unfälle dieser Art vorbereitet sein müsse. Darauf ertönt das Motiv noch zweimal in der Nebenhandlung, ehe es gipfelt in dem Augenblick, wo Charlottens Kind durch Ottiliens Schuld ums Leben kommt. An das Kind knüpft sich noch ein weiteres, in fünfmaliger Wiederholung kräftig herausgearbeitetes Motiv: die wunderbare doppelte Ähnlichkeit. Vorbereitet ist es natürlich durch die Worte des elften Kapitels: „. . . Eduard hielt nur Ottilien in seinen Armen; Charlotten schwebte der Hauptmann näher oder ferner vor der Seele, und so verwebten, wundersam genug, sich Abwesendes und Gegenwärtiges reizend und wonnevoll durch einander." Und weiter heißt es: „Als Eduard . . . erwachte, schien ihm der Tag ahnungsvoll hereinzublicken, die Sonne schien ihm ein Verbrechen zu beleuchten." Als im achten Kapitel des zweiten Teils die Taufe stattfindet, glaubt Ottilie, indem sie auf das Kind herunterblickt, in ihre eigenen Augen zu sehen; gleich darauf entdeckt Mittler die Ähnlichkeit mit den Zügen des Hauptmanns. Im elften Kapitel wird betont, daß sich die Ähnlichkeit immer mehr entwickle, und als später Eduard sein Kind zum ersten Male sieht, ist er aufs tiefste betroffen. Noch weiterhin steigert sich das Motiv: nach dem Tod des Kindes kommt der Hauptmann und erblickt, beim dunklen Schein einer Kerze, nicht ohne geheimes Grausen, sein erstarrtes Ebenbild. — Auch an Mittlers Auftreten knüpft sich ein Leitmotiv, diesmal in Gestalt einer seelischen Gebärde. Sie bedingt die tragikomische Wirkung, die dieser seltsame Mann auslöst, von dem man sagen könnte, daß er stets das Gute will und stets das Böse schafft. Bei seinem ersten Auftreten soll er Eduard und Charlotten Rat erteilen, läßt sie aber nur in größerer Verwirrung zurück und wird indirekt der Anlaß zu ihrem verhängnisvollen Entschluß, die Freunde in ihren Lebenskreis aufzunehmen. Im neunten Kapitel, als Mittler in unfreiwilliger Anspielung auf die Gemütslage der vier Hauptpersonen seine eifervolle Rede auf die Heiligkeit der Ehe hält, ist das Motiv schon gesteigert. Weniger tritt es hervor im 18. Kapitel; als er vernimmt, daß Charlotte guter Hoffnung sei, glaubt er sich völlig über den Ausgang des Ehekonfliktes beruhigen und ihr seine weitere Hilfe entziehen zu können. Charlotte ist hierüber unzufrieden, und ausdrücklich heißt es, daß seine Übereilung schuld an manchem Mißlingen sei. Seine typische Geste aber kommt besonders deutlich zum Ausdruck im zehnten Kapitel des zweiten Teils, als er nach der Taufe von Charlottens Kind dem hochbetagten Geistlichen die Worte Simeons zuruft: „Herr, laß deinen Diener in Frieden fahren, denn meine Augen haben den Heiland dieses Hauses gesehen!" Unmittelbar darauf sinkt der alte Mann tot um. Als Mittler am Schluß der Dichtung, unbeirrt durch Ottiliens Anwesenheit, das sechste

Gebot zum Gegenstand eines seiner heftigen Ausbrüche macht, haben seine Worte zum zweiten Male den plötzlichen Tod eines Menschen zur Folge. War die Wirkung dort nahezu eine komische, so wird sie als tragisch empfunden, wenn Ottilie als Opfer seines derb zupackenden Wesens zusammenbricht. Die verhängnisvolle Wirkung einer solchen Anspielung erscheint, abgeschwächt und mitunter nur ganz leise anklingend, im Verlaufe der Dichtung nicht weniger als zehnmal. Ahnungslos spricht jemand aus, was der andere ängstlich verborgen oder noch unbewußt in sich gefühlt hat, und ein peinvoller Stimmungsumschlag ist die Folge. Zum Träger dieser Gebärde macht Goethe, wie sich schon gelegentlich ergab, fast jede der Nebenpersonen. Außer Mittler sind auch dem Grafen, der Baronesse, dem Gehilfen, dem Lord und seinem Begleiter in mannigfachen Abschattungen diese Momente vorbehalten, wo eine arglose Bemerkung oder Handlung jenes eigentümliche Schwanken der Stimmung hervorruft, das bei jeder Bedrohung des seelischen Gleichgewichts zu verspüren ist. Noch in Nannys letzten Worten unmittelbar vor Ottiliens Tod wiederholt sich das Motiv; ja selbst an einer so bescheidenen Nebenfigur wie dem Gärtner wird es veranschaulicht: seine betrübten Fragen um Eduards Rückkehr, zu einer Zeit, da Ottilie selbst ohne Nachricht über seinen Aufenthalt ist, „drängen ihr das peinliche Gefühl der Ungewißheit recht auf“. Ruft gerade eine wohlgemeinte Absicht diesen Stimmungswechsel hervor, so ist der Vorgang menschlich noch bezeichnender. So hofft der Architekt Ottilie besonders zu erfreuen durch die Ausschmückung und Einweihung der Kapelle und erreicht doch nur, daß Ottilie sich schmerzlich erinnert, wie anders sie diesen Tag — es ist der Geburtstag Eduards — zu feiern gehofft.

Sind jene Anspielungen beinahe immer zu fassen als Hinweise auf die innern Beziehungen Eduards und Ottiliens, so ist dies deutlicher noch der Fall bei einigen Motiven, deren Symbolik kaum einer Erläuterung bedarf. Viermal wiederkehrend erscheint, in absteigendem Rhythmus, das bekannteste Leitmotiv der Wahlverwandtschaften, das Kelchglas, das die Anfangsbuchstaben Eduards und Ottiliens trägt. Zum Zeichen des Übermaßes der Freude in die Luft geschleudert, war es nicht zerbrochen, sondern aufgefangen worden. Seitdem ist es für Eduard der Leitstern, der ihm sein Glück gewährleistet; am Schluß des ersten Teils und noch im zwölften Kapitel des zweiten, nach seiner Rückkehr vom Kriege, beruft er sich darauf. Am Ende des Romans, kurz vor Eduards Tod, muß es zerbrechen, um ihn, trotzdem sein Unglück sich ja schon erfüllt hat, tief niederzudrücken. — Ein Hinweis auf die seelischen Beziehungen Eduards und Ottiliens ist auch ihr gemeinsames Kopfweh. Am Eingang der Dichtung erscheint das Motiv dreimal kurz hintereinander und wird von Eduard zunächst nur scherzhaft ausgedeutet. Bitterer Ernst ist das geworden, wenn das Motiv wieder erklingt (II, 16): jetzt liebt Eduard seinen Schmerz, weil er ihn mit Ottilie teilt, weil er sich vorstellt, daß sie mit ihm leidet. Dem eng verwandt, nur reicher ausgestaltet, durchzieht das fünfmal wiederkehrende Motiv von Ottiliens Handschrift das ganze Buch. Zweimal erscheint es vorbereitend in den Briefen des Gehilfen; den Höhepunkt aber bildet das zwölfte Kapitel, wo die Entdeckung, daß Ottiliens Schrift die leichten, freien Züge der Handschrift Eduards angenommen hat, zu dem gegenseitigen Liebesbekenntnis führt. Kurz darauf überreicht Charlotte dem Gatten ahnungslos ein Zettelchen Ottiliens, in dem Glauben, Eduards Handschrift vor sich zu haben; allein seine Leidenschaft versteht das warnende Zeichen nicht.

Und am Schluß des Buches findet man ihn tot, vor sich die Andenken, die ihm von Ottilie geblieben, von jenem ersten Zettelchen an. — Eine ähnliche Rolle spielt das kostbarste Geschenk, das Ottilie aus Eduards Hand besitzt; in fünfmaliger Wiederholung begleitet auch dies Motiv die Geschehnisse. Im 14. Kapitel ist von Eduards grenzenloser Neigung die Rede: „. . . so kannte er auch kein Maß des Hingebens, Schenkens, Versprechens". Er gedenkt Ottilien zu ihrem Geburtstag den niedlichsten Koffer zu überreichen: mit rotem Saffian überzogen, mit Stahlnägeln beschlagen und angefüllt mit Geschenken, einer solchen Schale würdig. Im folgenden Kapitel findet Ottilie den „köstlichen kleinen Koffer" auf ihrem Tische; noch ist ihr aber alles so kostbar und fremd, daß sie in Gedanken sich's nicht zuzueignen getraut. Als im 17. Kapitel Eduard abgereist ist, wird Ottiliens Sehnsucht versinnlicht durch die Erwähnung, daß sie oft nachts auf den Knien liege vor dem eröffneten Koffer und die Geschenke betrachte. Und wiederum viel später, als Ottilie sich zu endgültigem Verzicht durchgerungen hat und in die Pension zurückkehren will, ist es bezeichnend, daß sie weder das schöne Köfferchen noch irgend etwas daraus mitzunehmen sich anschickt. Noch kehrt das Motiv wieder: zu Beginn des letzten Kapitels packt Ottilie zum ersten Male den Koffer aus und wählt und schneidet ab, was zu einem einzigen, aber ganzen und vollen Anzug hinreicht. Nach ihrem Tode kleidet man den holden Körper in jenen Schmuck, den sie sich selbst vorbereitet hatte, und in der Kapelle steht dann zu Füßen des Sarges, in ein starkes eichenes Behältnis eingeschlossen, Ottiliens liebstes Besitztum, das Köfferchen.

In auf- und absteigendem Rhythmus begleitet ein landschaftliches Motiv die Entwicklung der innern Beziehungen Eduards und Ottiliens. Es knüpft sich an die Platanen, die Eduard selbst gepflanzt hat und auf die er besonders stolz ist. Im neunten Kapitel fragt Ottilie, wielange die Bäume wohl schon stehen, und Eduard gibt zur Antwort: „Etwa so lange als Sie auf der Welt sind." Als Eduard Vorbereitungen zu dem Feuerwerk für Ottiliens Geburtstag trifft und den Raum unter den Platanen säubern läßt, erscheint die Herrlichkeit des Baumwuchses erst recht (I, 14). Eduard empfindet darüber die größte Freude, und nach einigem Suchen in alten Tagebüchern entdeckt er, daß der Tag und das Jahr jener Baumpflanzung zusammenfallen mit Tag und Jahr von Ottiliens Geburt. Als im nächsten Kapitel das Fest einen verfrühten Abschluß findet, bleiben Eduard und Ottilie allein unter den Platanen und genießen nun gemeinsam das Schauspiel des Feuerwerks. Ottilie „lehnte sich schüchtern an Eduard, dem diese Annäherung, dieses Zutrauen das volle Gefühl gab, daß sie ihm ganz angehöre". Nach diesem Höhepunkt wird das Motiv noch zweimal angetönt. Das zehnte Kapitel des zweiten Teiles erzählt, daß Ottiliens liebster Weg zu den Platanen führt, von wo aus sie sich manchmal einer kurzen Wasserfahrt erfreut; im 13. Kapitel ist Ottilie allein mit dem ertrunkenen Kind auf dem Wasser, ohne Bewegung steht der Kahn auf der Wasserfläche. Ottilie fleht zum Himmel, und endlich erhebt sich ein sanfter Wind und treibt den Kahn nach den Platanen. Die Art, wie hier eine Landschaft in verschiedenen Stimmungen erscheint, erinnert stark an die gleiche Technik im „Werther", nur mit dem Unterschiede, daß Goethe dort die Farben kräftiger aufträgt, bewegtere Gegensätze herausarbeitend. Unendlich zart im Vergleich zu den Motiven des „Werther" erscheint auch ein anderes, das wiederum einen symbolischen Hinweis auf die innern Beziehungen zwischen

Eduard und Ottilie enthält. Im siebenten Kapitel durch wenige Worte flüchtig vorbereitet, erklingt es vom 17. Kapitel an öfter und begleitet den Wechsel der Jahreszeiten, wie es Ottiliens Stimmungen spiegelt. Es ist das Motiv der Astern. Nach Eduards Abreise (I, 17) kann Ottilie sich vom Garten nicht trennen, wo sie zusammen gesät, gepflanzt hatten; mit Gefühlen, die zwischen Hoffnung, Zweifel und Sorge schwanken, betrachtet sie „die späteren Blumen, die sich erst anzeigten, deren Glanz und Fülle dereinst an Eduards Geburtstag ... prangen ... sollten". Am Vorabend von Eduards Geburtstag (II, 3) steht der ganze Blumenreichtum ungepflückt, und was von Astern zu „Kränzen gebunden war, hatte zum Muster gedient, einen Ort auszuschmücken, der ... nur zu einer gemeinsamen Grabstätte geeignet schien". Hoffnungsvoller ertönt das Motiv im neunten Kapitel des zweiten Teils. Es ist Frühling geworden, Ottilie freut sich am Garten und sorgt, daß der Herbst ebenso herrlich werde; „alles, was im Herbst mit Blühen nicht enden kann..., Astern besonders, waren in der größten Mannigfaltigkeit gesät und sollten... einen Sternhimmel über die Erde bilden." Still und gedämpft, doch friedlich ist die Stimmung, als Eduards Geburtstag zum zweiten Male naht. Der häusliche Zirkel zeigt sich als ein Scheinbild des vorigen Lebens; der Schmuck an Früchten und Blumen läßt glauben, als wenn es der Herbst jenes ersten Frühlings wäre. Ottilie hält sich besonders bei den Astern auf, die gerade in diesem Jahre in unmäßiger Menge blühen. Und als sie zuletzt im offenen Sarge liegt, setzt man ihr einen Kranz von Astern auf das Haupt, die wie traurige Gestirne ahnungsvoll glänzen.

Ein Motiv, das besonders durch die leise, unaufdringliche Vorbedeutung, die ihm innewohnt, stimmunggebend wirkt, wird zu Beginn des Romans angeknüpft in dem Augenblick, wo Eduard durch den unverhofften Anblick des von Charlotte veränderten und verschönten Kirchhofs bis zu Tränen gerührt wird. Unter ausdrücklichem Hinweis auf diesen Moment nimmt das erste Kapitel des zweiten Teils das „Vergänglichkeitsmotiv" auf und führt zu dem bedeutungsvollen Gespräch über das Andenken der Toten. Im nächsten Kapitel sprechen Ottiliens Tagebuchaufzeichnungen von dem Gedanken, „neben denen einst zu ruhen, die man liebt", und weiter von der Vorstellung jenes zweiten Lebens, „in das man nun im Bilde, in der Überschrift eintritt und länger darin verweilt als in dem eigentlichen lebendigen Leben" usw. Am Schluß des dritten Kapitels empfindet Ottilie selbst, daß die inzwischen vollendete Kapelle nur zu gemeinsamer Grabstätte geeignet sei, und wie ihr Tagebuch verrät, drängt sich ihr der Wunsch auf, hier sitzen zu bleiben, still und in sich gekehrt, „lange, lange, bis endlich die Freunde kämen, denen du aufstündest und ihren Platz mit freundlichem Neigen anwiesest". Im vierten Kapitel gibt die Nachricht, daß Eduard in den Krieg gezogen ist, Ottiliens auf Vergänglichkeit und Hinschwinden gerichteten Gedanken neue Nahrung. Wieder klingt das Motiv an, wenn Ottilie den Geistlichen um sein friedliches Ende beneidet (II, 8). Später ist es der Garten, der ihr vor Augen führt, wie Vergängliches und Dauerndes ineinandergreift (II, 9). Dann werden die Andeutungen seltener, bis sie schließlich Wirklichkeit geworden sind.

Versteckter und zarter noch ist die vordeutende Wirkung bei einem Motiv, das im ersten Kapitel des zweiten Teils entsteht und in den allerletzten Worten des Romans sich vollendet. In dem Gespräch über das Andenken der Toten äußert der Architekt: „Doch bleibt immer das schönste Denkmal des Menschen eigenes Bildnis."

Es folgt noch eine längere Auseinandersetzung; vor allem aber sind die Tagebuchaufzeichnungen Ottiliens im nächsten Kapitel ganz von diesem Gedanken getragen und spinnen ihn auf mannigfache Weise aus. Das dritte Kapitel erzählt, daß die Gesichter der Heiligen, mit denen der Architekt die Kapelle ausmalt, sämtlich Ottilien zu gleichen anfangen. „Eins der letzten Gesichtchen glückte vollkommen, so daß es schien, als wenn Ottilie selbst aus den himmlischen Räumen heruntersähe.“ So ist hier der Abschluß der Dichtung vorbereitet, in dem es heißt: „So ruhen die Liebenden nebeneinander. Friede schwebt über ihrer Stätte, heitere verwandte Engelsbilder schauen vom Gewölbe auf sie herab, und welch ein freundlicher Augenblick wird es sein, wenn sie dereinst wieder zusammen erwachen.“

Die Strophe.

Ein Kapitel aus einer ungedruckten Poetik.

Von Karl Bretschneider in Oberweiler (Baden).

Über die Herkunft der Strophe (sei es aus dem Kult- und Tanzliede, sei es aus anderen Quellen) wird hier nicht gehandelt. Hier geht es um die psychologische Begründung ihrer Wirkung. Die ursprünglich irgendwie entstandene Form der Strophe blieb bestehen, auch als verlorenging, was diese Form veranlaßt hatte.

Wie entsteht die Strophe? Mehrere Verse schließen sich zu einem Ganzen zusammen. Dieses Ganze wird dadurch als Einheit gekennzeichnet, daß es sich in derselben metrischen Form ein oder mehrere Male wiederholt. Die jeweilige Anordnung der Verse, ihre bestimmte gleichmäßige oder wechselnde Länge, die Stellung der Reime bedingen jedesmal den besonderen Reiz der Strophe. Soll dieser Reiz aber erst recht ins Bewußtsein gerufen, vertieft werden, so bedarf er der Wiederholung. Das erste und ursprüngliche Moment der Strophe ist also das der Wiederholung.

Die Wiederholung als Kunstprinzip ist so einschlagend, daß auch andere Gebiete der sprachlichen Darstellung sich ihrer bemächtigt haben. So sehen wir im Märchen die Strophe gelegentlich vorgebildet oder eine Parallelerscheinung dazu. Der Hans wird ausgeschickt, unter irgendwelchen Bedingungen irgendwelchen Auftrag auszuführen. Die Art, wie er sich seiner Aufgabe zu entledigen versucht, wird genau geschildert. Aber die Sache mißlingt. Dann wird er noch einmal unter etwas anderen Bedingungen ausgesandt, und es glückt nun wieder nicht. Ein drittes Mal endlich geht alles gut vonstatten. — Ein andermal wird ein und dasselbe Individuum wiederholt auf ähnliche Weise seelisch affiziert. Es verhält sich jedesmal moralisch gleich gut und wird dafür schließlich belohnt. (Das Märchen von den Sterntalern.) In beiden und vielen anderen Fällen haben wir strophische Gliederung des Geschehens: die Handlung zerlegt sich in Strophen. Und sehr oft noch mehr als das: die Worte, in denen die Handlung erzählt wird, gliedern sich strophisch. Ich erinnere an den „Hans im Glück“, den „gescheiten Hans“, „Tischlein deck dich“ und sehr viele andere und gebe ein Beispiel statt vieler. In Grimms Märchen steht eines: „Die Hochzeit der Frau Füchsin.“ In zwei Teilen erleben wir dort durchaus parallele Vorgänge mit parallelen Worten. Ich setze sie nebeneinander:

Was macht Sie, Jungfer Katze?
Schläft se oder wacht se?

Ich koche warm Bier, tue Butter hinein:
Will der Herr mein Gast sein?
„Ich bedanke mich, Jungfer!" sagte der Fuchs, „was macht die Frau Füchsin?" Die Magd antwortete:
„Sie sitzt auf ihrer Kammer,
Sie beklagt ihren Jammer,
Weint ihre Äuglein seidenrot,
Weil der alte Herr Fuchs ist tot."
Da ging die Katz die Tripp die Trapp,
Da schlug die Tür die Klipp die Klapp.
„Frau Füchsin, sind Sie da?"
„Ach ja, mein Kätzchen, ja."
„Es ist ein Freier draus."
„Mein Kind, wie sieht er aus?"

Guten Tag, Frau Katz von Kehrewitz,
Wie kommt's, daß Sie alleine sitzt?
Was macht Sie Gutes da?
Brocke mir Wecke und Milch ein:
Will der Herr mein Gast sein?
„Danke schön, Frau Katze," antwortete der Wolf, „die Frau Füchsin nicht zu Haus?"
Die Katze sprach:
„Sie sitzt droben in der Kammer,
Beweint ihren Jammer,
Beweint ihre große Not,
Daß der alte Herr Fuchs ist tot."
Die Katz die lief die Trepp hinan
Und ließ ihr Julchen rummer gan,
Bis sie kam vor den langen Saal:
Klopft an mit ihren fünf goldenen Ringen.
„Frau Füchsin, ist Sie drinnen?
Will Sie haben einen andern Mann,
So soll Sie nur herunter gan."

Ich kehre zur eigentlichen Strophe zurück. In jeder Strophe wechseln die durch die Sprache vermittelten Vorstellungen. An derselben Stelle in jeder neuen Strophe füllt jedesmal eine neue Vorstellung dasselbe Metrum. Der weitere Reiz der Strophe beruht also im Moment der Überraschung, im Widerspiel der immer gleichbleibenden Form mit dem immer wechselnden Inhalt, im Kampf des einen mit dem andern, in dem beruhigenden Ausgleich zwischen den beiden. Warum aber muß ein solcher Ausgleich erst stattfinden? Ist es nicht gleichgültig, in welcher Form etwas gesagt wird? Warum kämpft der neue Inhalt mit der alten Form? Die Sache liegt so. Man ist geneigt zu glauben, daß bestimmte Vorstellungen, um ihren besten Ausdruck zu finden, sich an bestimmte Rhythmen binden müssen, daß, um ganz primitive Beispiele zu nehmen, der Trochäus der Ausdruck des stürmisch Fortschreitenden, des Springenden, ja des Hüpfenden ist, daß der Jambus mit dem gelassen sich ergehenden Gefühl korrespondiert, daß der Daktylus vorwärts jagt usw., und es gibt in der Dichtung eine ganze Anzahl von Fällen, wo das zutrifft. Diese Anschauung zur Norm erhoben hat aber die bloße Betrachtung der einzelnen Rhythmen an sich, losgelöst vom Wort: da haben wir die oben gekennzeichneten Wirkungen. Sobald aber das Wort hinzukommt, kann jeder Rhythmus zum Ausdruck jeden Gefühls dienen. Die Konzeption der Strophe ist häufig so zu denken, daß dem Dichter aus der Grundstimmung des Gedichtes, das entstehen soll, heraus die jeweilige Strophenform wie eine Melodie zuerst im Ohre lag, noch bevor sich bestimmte Worte geformt hatten. Und in diese Form wird nun die erste Strophe gegossen. Wie nun jeweils in den folgenden Strophen der wechselnde Inhalt mit der feststehenden Form diesen Ausgleich vollzieht, das bildet das Moment der Überraschung, aber auch der Beruhigung.

Betrachten wir irgendein Gedicht von Goethe, etwa: An den Mond.

„Füllest wieder Busch und Tal
Still mit Nebelglanz,
Lösest endlich auch einmal
Meine Seele ganz."

Der Rhythmus dieser ersten Strophe war konzipiert als der beruhigten, aufgelösten Grundstimmung am besten entsprechend, in die das Gedicht auch wieder einmündet:

„Selig, wer sich vor der Welt
Ohne Haß verschließt usw."

Nach dem beruhigten Anfang des Gedichtes aber heißt es:

„So verrauschte Scherz und Kuß
Und die Treue so.

Ich besaß es doch einmal,
Was so köstlich ist!
Daß man doch zu seiner Qual
Nimmer es vergißt!"

Zum Ausdruck dieser qualvollen Vorstellungen, dieser inneren Zerrissenheit dient dasselbe Metrum wie für Ruhe, Auflösung und Frieden. Infolge der veränderten Vorstellungen aber scheint der Rhythmus auch verändert: vorher sanft harmonisch hingleitend, jetzt unruhig, hastig, fast klopfend. Das Wort hat ihm hier wie dort erst Leben eingehaucht und seinen Charakter gegeben. Wie nun das veränderte Wort auf den gleichklopfenden Rhythmus einwirkt, das ist der Reiz der Strophe.

Eines der schlagendsten Beispiele ist Goethes Ballade: Der Gott und die Bajadere. Jede Strophe schließt mit drei Zeilen in einem von den vorhergehenden Versen ganz verschiedenen, und zwar daktylischen Metrum, meist mit einem Vorschlag. Dieses Maß wird nun den verschiedensten Anforderungen gerecht:

„Sie rührt sich, die Cymbeln zum Tanze zu schlagen,
Sie weiß sich so lieblich im Kreise zu tragen,
Sie neigt sich und biegt sich und reicht ihm den Strauß"

malt unvergleichlich die Tanzbewegungen des graziösen Mädchens. Der Inhalt gibt dem Rhythmus etwas Hüpfendes, Drehendes, Leichtbeschwingtes. Dagegen:

„Es singen die Priester: Wir tragen die Alten
Nach langem Ermatten und spätem Erkalten,
Wir tragen die Jugend, noch eh' sie's gedacht.
Ertöne, Drommete, zu heiliger Klage!
O nehmet, ihr Götter! die Zierde der Tage,
O nehmet den Jüngling in Flammen zu euch!"

hier erscheint dasselbe Maß als der Träger von etwas Ernstem, Feierlichem, Getragenem. Man sieht: die Vorstellung zwingt den Rhythmus und nicht der Rhythmus die Vorstellung.

Es ist eine bekannte Tatsache, daß die Leidenschaft des Dichters gelegentlich die rhythmischen und strophischen Bande sprengt, daß sie es hin und wieder gar nicht zu strophischer Form kommen läßt. Beim jungen Goethe, der sich die streng strophische Form der zeitgenössischen Lyrik angeeignet hatte und dann zwischen Zwanzig und Dreißig in scharfer Reaktion dagegen seine eigene Form suchte, finden wir strophische Ansätze und ein Sprengen dieser Form. Hierher gehört die ganze Reihe seiner in freien Rhythmen abgefaßten Gedichte. Die ältesten unter diesen („Wanderers Sturmlied", „An Schwager Kronos", „Ganymed", „Adler und Taube") werfen wie gebundenen Rhythmus so die Strophenform hinter sich und suchen etwas Neues. Seine Phantasie, die Fülle seiner Gesichte eilte seiner Gestaltungskraft voraus. Er hatte nicht Eimer genug zum Schöpfen. Die jüngeren Gedichte aber „Gesang der Geister über den Wassern" (1779), „Meine Göttin" (1780), „Grenzen der Menschheit" (1781), „Das Göttliche" (1785) drängen unwillkürlich der strophischen Gliederung zu. Die Gliederung geschieht zwar zunächst nur nach dem Sinn: wo ein Zusammenhang erschöpft ist, hebt ein neuer an. Aber dennoch findet hier ein Übergang zur Strophe statt, festzustellen an der immer größer werdenden Regelmäßigkeit des Rhythmus und der immer gleichmäßiger werdenden Verszahl der Strophen. Ich muß hier eine Tabelle geben. Die römischen Ziffern bezeichnen die Nummern der Strophen, die arabischen die Anzahl ihrer Verse:

	Gesang der Geister	Meine Göttin	Grenzen der Menschheit	Das Göttliche
I	7	9	10	11
II	10	7	10	7
III	5	7	8	6
IV	5	10	8	6
V	4	7	6	5
VI	4	7		6
VII		11		6
VIII		8		6
IX		4		6
X		8		

Im „Gesang der Geister über den Wassern" sind V und VI zwei ganz gleichgebaute Strophen in festem Rhythmus:

„Wind ist der Welle
Lieblicher Buhler;
Wind mischt von Grund auf
Schäumende Wogen.

Seele des Menschen,
Wie gleichst du dem Wasser!
Schicksal des Menschen,
Wie gleichst du dem Wind!"

„Meine Göttin." Eine größere Regelmäßigkeit in der Strophenlänge ergibt sich hier. Die einzelnen Verse enthalten fast durchweg je zwei hochtonige Silben, der ganz gleiche feste Rhythmus kehrt häufig wieder: —◡◡—◡(◡).

„Grenzen der Menschheit." Die Regelmäßigkeit der Strophenlänge ist noch größer. Die Rhythmen festigen sich noch mehr: —◡◡—◡ ist das vorherrschende Gebilde.

„Das Göttliche." Von 9 Strophen haben 6 die gleiche Versanzahl. Das Metrum —◡◡—◡ überwiegt durchaus (mit gelegentlichen Variationen).

Die früheren freien Rhythmen Goethes waren nur ein Tasten nach einer neuen Form, eine Sprengung des herkömmlichen Rahmens, in dem sich nur das Herkömmliche sagen zu lassen schien: so fest waren Form und Inhalt miteinander verknüpft. Er kommt durch seine strophenlose, rhythmisch unbeengte Form darüber hinaus und gleitet nun wieder in die Wege der strengen Form. Denn eine Episode und nicht mehr als eine Episode in Goethes Dichtung waren diese freien Rhythmen. Sie haben etwas Ungebändigtes, Unvergorenes, Gestammeltes an sich („Ich komm'! ich komme!" „Wohin? Ach wohin?" „Mir! Mir!" [Ganymed]). Je größer in der Folge, je bewußter sein Kunstschaffen wird, desto formvoller, desto gebundener wird es auch. Der Typus der Gebundenheit in der Lyrik ist aber die Strophe. Ohne die wundervolle Kraft und den sprachlichen Reiz von Goethes freien Rhythmen herabzusetzen, muß doch gesagt werden: die Strophe ist das Merkmal der Dichtung, sobald es sich um einen Inhalt handelt, der Gliederung verlangt. Je mehr sich freie Rhythmen dem bewußten Kunstschaffen nähern, desto mehr Tendenz zur Strophenbildung haben sie.

Ebenso führt aber auch gelegentlich auf einer Stufe vollkommener Beherrschung der Kunstform die aus künstlerischen Gründen geschehene Abwendung vom strophischen Prinzip immer wieder zur Strophe zurück. Goethe hat Hans Sachsens Knüttelvers neu belebt und vergeistigt und beginnt in diesem Maß den „Faust" zu dichten. Anfänglich ist es der echte, etwas holperige Knüttelreim Hans Sachsens. Dann aber, sowie ein erhöhtes Gefühl den ruhigen Verlauf der Vorstellungen ablöst, ist es aus mit dem Knüttelreim. Ich zitiere nach dem Urfaust:

„O sähst du, voller Mondenschein,
Zum letztenmal auf meine Pein!" usw.

Und im weiteren Verlauf ergeben wechselnde Reime die Rudimente einer Strophenbildung:

„Beschränkt von all dem Bücherhauf, Und bis ans hohe Gewölb hinauf
Den Würme nagen, Staub bedeckt, Mit angeraucht Papier besteckt" usw.

Vollkommene Strophenbildung ergibt sich u. a. später im Wechselgespräch zwischen Faust und Gretchen (Marthens Garten): „Das übermannt mich so sehr" usw. Das Reimschema der drei Strophen ist a b a b c c.

Alle Strophenarten betrachten hieße das Meer ausschöpfen wollen. Ich will hier nur noch einen Typus behandeln, besonders um noch einmal zu zeigen, wie die Vorstellungen jeweils das Maß beherrschen und mit ihm machen, was sie wollen. Man nehme das folgende Metrum:

◡—◡—◡—◡— a
◡—◡—◡—◡— a
◡—◡—◡—◡— b
◡—◡— b
◡—◡—◡—◡— b

Es mutet doch mitsamt dem Reimschema gewiß leicht, fröhlich, frisch fortschreitend an und ist dennoch das Maß für das erschütterndste Begräbnislied, das ich kenne.

1. „Wohlauf, wohlan zum letzten Gang!
Kurz ist der Weg, die Ruh ist lang.
Gott führet ein, Gott führet aus.
Wohlan hinaus!
Kein Bleiben ist im Erdenhaus.

2. Du Herberg in der Wanderzeit,
Gehab dich wohl und laß dein Leid,
Schleuß nur getrost die Pforte zu;
Was trauerst du?
Dein Gast geht hin zur ew'gen Ruh.

3. Tragt ihn fein sanft ins Schlafgemach,
Ihr Lieben, folgt ihm segnend nach!
Nun gute Nacht, der Tag war schwül
Im Erdgewühl;
Nun gute Nacht, die Nacht ist kühl.

5. Ihr Glocken tönt hochfestlich drein
Und läutet hell den Sabbat ein,
Der nach des Werktags kurzer Frist
Durch Jesum Christ
Für Gottes Volk vorhanden ist.

10. Vom Freudenmahl zum Wanderstab,
Aus Wieg und Bett in Sarg und Grab,
Wann, wie und wo, ist Gott bewußt.
Schlag an die Brust,
Du mußt von dannen, Mensch, du mußt.

11. Da ist kein Sitz zu reich, zu arm,
Kein Haupt zu hoch, kein Herz zu warm,
Da blüht zu schön kein Wangenrot;
Im Finstern droht
Der Tod und überall der Tod."

(Christian Friedrich Heinrich Sachse, 1785—1860.)

Ich habe mehrere Strophen des Gedichtes ausgeschrieben, um einen Eindruck des Ganzen zu geben. Man sieht, wie der Inhalt hier mit seinen ernsten, schweren Vorstellungen dem Maß seinen Charakter aufzwingt. Wollte man die Wirkung, die sich ergibt, umschreiben, so müßte man sagen: man hört die Begräbnisglocken läuten. Man vergegenwärtige sich ein Geläute, bei dem zwei Glockenstränge etwa gleichzeitig gezogen werden, wie da immer ein Ton, der kaum ausgeklungen hat und weiterklingt („Da blüht zu schön kein Wangenrot"), schon vom andern überholt und verschlungen wird („Im Finstern droht"), und wie dann gleich wiederum ein anderer einsetzt („Der Tod und überall der Tod") und tönt, während die anderen weiterklingen. Diese Wirkung wird ungemein unterstützt durch eine kurze vierte Zeile, die jeweils eine Vorstellung bringt, die schnell gelesen, aber noch nicht durchgedacht ist, wenn die fünfte Zeile beginnt; außerdem durch die Reimanordnung b b b.

Reimanordnung und verschiedene Länge der einzelnen Verse bedingen die mannigfaltigsten Wirkungen, die sich nicht auf allgemeine Gesetze und Formeln zurückführen lassen, sondern die jedesmal durch Einzelinterpretation erschlossen werden müssen. Jeder Dichter baut seine Strophen unter anderen psychologischen Voraussetzungen.

Gehen wir die neuzeitliche Reihe der Lyrik in ihren originellsten Vertretern durch: Goethe, Heine, Dehmel, George.

Bei Goethe fließt die lyrische Strophenbildung immer aus einer musikalischen, manchmal einfachen, manchmal komplizierten Konzeption. Viele seiner Lieder scheinen uns zuerst als Melodien aus einem festen musikalischen Satz entstanden.

„Warum ziehst du mich unwiderstehlich,
Ach, in jene Pracht?
War ich guter Junge nicht so selig
In der öden Nacht?"

Die Melodie ist da, und ihr fügen sich die Worte. „Der Takt kommt aus der poetischen Stimmung wie unbewußt", sagt Goethe (zu Eckermann 6. April 1829).

Bei Heine scheint die strophische Form willkürlich. Die weitaus größte Zahl seiner Gedichte hat das Reimschema a b a b oder a b c b und unregelmäßigen jambischen Fall, die Zeile zu drei Hebungen, oder drei mit vier Hebungen abwechselnd. Die Melodie ist nicht das von vornherein Vorhandene, sondern wird erst durch das Wort hervorgebracht: daher Heines Feilen an seinen Versen, bis der ungebundener Rede gleichende Fluß erzielt ist, in welchem die Art, wie sich die Wörter aneinanderreihen, melodische Wirkungen hervorruft.

Dehmels Strophenbau paart Gebundenheit mit Freiheit. Er legt sich nur auf eine musikalisch konzipierte Grundform fest, die er durch verlängerte und verkürzte Verszeilen und durch veränderte Reimstellung nach den Bedürfnissen des Ausdrucks variiert. Die reimlose Zeile innerhalb eines gereimten Umkreises, auf primitiver Stufe der Ausdruck des Nichtbesserkönnens, wird hier zum eigenartigsten Kunstmittel: sie unterstreicht die Höhepunkte des Gefühls, die plötzliche Steigerung des Affektes, den Umbruch von der Höhe zur Tiefe in einzig wuchtiger Weise. Dehmels Behandlung der Strophe gleicht einem mächtig dahinströmenden Orgelspiel, dem immer neue und eigenartige Register zur Verfügung stehen.

Wo Stefan George Strophen gibt, ist er Epigone wie die gesamte moderne Lyrik: fünffüßige Jamben und Reimschema a b a b zum Beispiel.

Eine einzige Stimmung, ein einziger kurzer seelischer Vorgang zwischen zwei Menschen, ein einziges plastisch gesehenes Bild, ein einziger ausgesponnener Gedanke ist jeweils der Inhalt je eines Gedichtes. Diese Beschränkung ergibt begrenzte Länge: Georges Gedichte sind alle kurz. An die Stelle einer in vielen Strophen durchgedichteten Gefühlskette tritt der Zyklus: ein Inhalt wie der der Marienbader Elegie würde in eine Reihe von Stimmungen zerlegt worden sein. — Diese kurzen Gedichte verlegen ihre Wirkung auf andere Dinge als Strophe und Reim, wiewohl diese sorgfältig behandelt werden, wo der Dichter zu ihnen greift. Aber wie nebensächlich sind sie für die Wirkung! Der Rhythmus der einzelnen Zeile ist das Rückgrat dieser Dichtung und das Wort. Der einzelne Vers ist angefüllt mit Wörtern, die schwer mit Stimmung, mit Bildern, mit Anschauung beladen sind, deren jedes, karg und knapp, wie es hingesetzt wird, seinen ursprünglichen Sinn offenbart und zum Verweilen zwingt, so daß man, am Versende oder Sinneinschnitt angelangt, eine Strophe erlebt zu haben glaubt.

„Dein trost, daß man im kühlen grün, im lauen blau
Der stadt vergesse, war, als du ihn gabest, schwach
Und zeigt sich jetzt als trügend."
(An Antinous, Bücher der Hirten und Preisgedichte usw., S. 42.)

Man denke sich diesen Inhalt in der herkömmlichen, strophisch abgeteilten Dichtersprache, und man sieht, wie die Strophe, besonders die Reimstrophe, zur Weitschweifigkeit und Unbildlichkeit verlockt.

Eine Abkehr von der Strophenform für die künftige Dichtung aus Georges neuen Wegen zu schließen, ist sicherlich zu kühn. Denn wir sehen, wie trotz und neben ihm Dehmel die alte scheinbar abgelebte Form zu frischestem Leben erweckt. Nur eines lernen wir vielleicht aus dieser Nebeneinanderstellung, daß Strophe und Reim zum lyrischen Gedicht nicht mehr durchaus nötig sind, wo große Sprachgewalt herrscht; daß Strophe und Reim als etwas Überflüssiges empfunden werden können, wenn es die Anlage des Dichters so will; daß die konstituierenden Faktoren unter allen Umständen in Zukunft sein werden: Rhythmus, Verszeile und Wort.

Deutsche Wortkunde im Unterricht.

Von **Karl Gratopp** in Waren.

1. Wortkunde ist not! Für den Lehrer von heute ist dieser Satz keine unangenehme Überraschung mehr; unangenehm nicht — denn eine starke Wißbegier für deutsche Wortkunde lebt unter uns; des sind die vielen großen und kleinen Schriften Zeugen, die von der Geschichte unserer Worte, ihrer Herkunft, ihren Sippen und Veränderungen im Laufe der Zeit handeln, oft in volkstümlicher Form, des Interesses weiter Kreise, namentlich der Lehrerkreise, gewiß; und eine Überraschung nicht — denn zweifellos haben die so aufgenommenen Anregungen schon viele Lehrer vor unsere Frage gezwungen, sie zu Versuchen getrieben und also dem Unterricht manchen Nutzen gebracht.[1]) Ein vielverheißender Keim, aber eben doch ein Keim nur, in welchem eine starke Kraft weit über das schon Gegebene hinausdrängt.

Setzen wir einmal voraus, wir hätten uns über die noch so wenig geklärte Frage bereits geeinigt, wie der Unterricht mit der Wortkunde umzugehen habe, wir hätten schon einen Weg gefunden, das deutsche Wort beobachten, sein Leben und seine Fülle empfinden zu lehren — was hätten wir geleistet? Die Schüler würden das Wort achten lernen; die zeitgemäße Leichtfertigkeit zum Wortemachen, das unbedachte Obenhinreden wäre an der Wurzel getroffen, mithin die Arbeit an einem wichtigen Teil des Charakterbodens erfolgverheißend begonnen. Die Worte hätten sich ja mit Inhalt und Leben gefüllt, sie wären schwerer geworden, selbständige Lebewesen, mit denen es sich bald nicht mehr so fixfingerig umspringt wie mit toten Schallhüllen. Charaktererziehung ist hier von Spracherziehung nicht zu trennen; sich an das bedachtsame Auswählen der Worte gewöhnen heißt: seine Sprache nach dem obersten Grundsatz der Sprachkunst richten, der den möglichsten Einklang von Gehalt und Form verlangt, dem Grundsatz der höchsten Zweckmäßigkeit. Gleichzeitig

1) Von Aufsätzen dieser Zs., die davon Kunde geben, nenne ich nur den von Otto Anthes im Juniheft 1917 (31, 317ff.); diese Zeilen waren schon geschrieben, als ich ihn zu Gesicht bekam.

würden so dem Schüler die Augen (richtiger: die Ohren) aufgetan für die Treffsicherheit des Wortes in unseren Meisterschriftstellern, sie würden vom einzelnen Baustein aus die Geschlossenheit des sprachlichen Kunstwerks begreifen. Auch dies letzte geht keineswegs nur die höheren Klassen an; das Feingefühl der Kinder für solche Dinge läßt sich gar zu leicht unterschätzen; wie weit man gehen kann, beweist vielleicht diese Erinnerung aus der Quarta: Im „Goldenen Tod" von Avenarius war den Schülern die Form edelsteinen aufgefallen; sie hatten edelsteinern erwartet; sie erinnerten mich an den marmelsteinernen Tisch in Rückerts Barbarossagedicht, das im Anfang der Stunde wiederholt war. In der Tat, zwei verschiedene Bildungssilben -en und -ern! Aus unserer Unterhaltung von den silbernen Fischen stellten wir diesen Fall noch daneben, und hier schien uns die vollere Silbe -ern ganz verständlich; aber zuvor zweifelten wir einen Augenblick, welches denn in silbern eigentlich die Bildungssilbe sei, und begriffen, wie man in solcher Ungewißheit -ern als Bildungssilbe auch zu Worten wie steinern herübernahm, wo es uns nunmehr als eine besondere, eigenartige Schwestersilbe neben -en erscheint. Warum aber dort der marmelsteinerne Tisch, hier das edelsteinene Auge des kostbaren Fisches? Die Schüler versuchten die Bildungssilben zu vertauschen und fühlten — und nicht nur einer von ihnen — den härteren, marmornen Klang des ersten, den feinen, zierlichen des zweiten Wortes, jeden an seiner Stelle in seinem besonderen Ausdruckswert.

Die Rechtschreibung, die Grammatik und der Aufsatz dürften von hier aus wertvolle Hilfe erwarten, so gewiß ein solcher Unterricht Ohr und Auge für Klang und Bild unserer Worte schärfte. Haben die Schüler z. B. einmal, etwa gelegentlich Fontanes „Letzter Fahrt" („. . . an den Händen beiden erkennt er die Male . . .") das Wort Mal aufs Korn genommen und darin den Fleck, Punkt, dann den Zeitpunkt getroffen, und ist ihnen dann aufgefallen, daß unsere Rechtschreibung die liebe Essenszeit noch besonders schmückt, mit einem h nämlich, so bin ich sicher, daß so leicht niemand in Zukunft versäumen wird, der Mahlzeit das auszeichnende h einzufügen.

Lebendiger flösse der Unterricht, gespannter würde der Forschungstrieb der Schüler — doch wir reden immerwährend von einer Möglichkeit. Wer aber solche Überlegungen nicht für Hirngespinste hält, für den wird unser Leitwort zur dringenden Forderung. Ein Unterrichtszweig von derartiger Bedeutung darf nicht verkümmern, seine Pflege darf nicht der Liebhaberei und Laune überlassen bleiben; man muß ihm Licht und Luft schaffen und ihn weithin als organischen Bestandteil unseres Faches kenntlich machen.

2. Die deutsche Wortkunde dem deutschen Unterricht! Das ist zunächst mehr eine Feststellung der Tatsachen als eine Forderung. Auf den ersten Blick könnte es der Deutschlehrer nur begrüßen, wenn sich auch andere Unterrichtsstunden an dieser Aufgabe beteiligten. Anlaß dazu gäbe es in ihnen genug. Aus derartigen Wünschen ist schon ein Buch wie Richard Laubes Wortkunde für die Volksschule (Leipzig 1908) hervorgegangen. Aber niemand ist berechtigt, z. B. dem Religionslehrer eine solche Fülle wortkundlichen Wissens abzuverlangen, wie zur fruchtbaren Unterrichtsbetätigung darin nötig ist. Man kann hier nämlich nach meiner Meinung nicht erwidern, daß ja in den Einzelfällen Wörterbücher oder so praktische Zusammenstellungen wie die von Laube dem Lehrer Stoff genug böten; wortkundliche Versuche im Unterricht sind reiz- und aussichtslos, wenn der Lehrer selbst nicht mit sicherem germanistischen

Rüstzeug versehen beständig tiefer in die geheimnisvolle Welt der Worte eindringt und immer feiner zu entwickeln bemüht ist das, was man vielleicht Sprachlebensgefühl nennen könnte.

Wie indessen die Dinge wirklich liegen, ist der Religionslehrer, um das Beispiel festzuhalten, auf solches Bekenntnis, die deutsche Sprache betreffend, nicht eingeschworen. Und selbst wenn er zufällig auch Deutschkundler ist, wird er es wahrscheinlich ablehnen, in der Religionsstunde deutsche Wortkunde zu treiben. Er wird die Kette des ethischen Interesses, die Stoff, Lehrer und Schüler verbindet, nicht plötzlich durch wortkundliche Erörterungen sprengen wollen. Nicht mehr als kurze Erläuterungen wird er, wo sie unbedingt nötig sind, zum Lutherdeutschen geben, den Blick auf die besondere Aufgabe seines Faches geheftet, die auf den höheren Schulen wenigstens die zugemessene Zeit reichlich erfüllt. Kaum anders steht es um die übrigen Unterrichtsfächer, wenn man von den möglichen etymologischen Erörterungen im fremdsprachlichen Unterricht und den dabei hier und da naheliegenden Ausblicken auf das Deutsche einmal absieht. Im allgemeinen dürfte ja der fremdsprachliche Unterricht mit der grammatischen Richtigkeit, dem kunstgerechten Satzbau, dem fließenden Sprechen usw. seine eigentümlichen und steilen Ziele haben, bis in die oberen Klassen hinein, von den unteren ganz zu schweigen. Nur der deutsche Unterricht kann das Sprachgefühl nachhaltig auf das Leben des deutschen Wortes richten.

Müssen der fremdsprachliche, der Religionsunterricht usw. wortkundliche Fragen streifen, so hat der deutsche Unterricht dafür zu sorgen, daß sich diese Strahlen nicht ins Leere verlieren, er hat sie zu sammeln und im Verein mit seinen eigenartig kostbaren Lichtern zur Entzündung der Einsicht in deutsches Wortleben zu benutzen. Ein Wunschziel, dem man mit Mühe und Arbeit nahekommen mag, die Umsicht der Deutschlehrer und die Hilfsbereitschaft der übrigen Fachlehrer vorausgesetzt. Da finden sich beispielsweise in den Lesebüchern auch erdkundliche Stücke. Natürlich führt sie der deutsche Unterricht zeitlich in engstem Zusammenhang mit den entsprechenden Erörterungen des Geographieunterrichts vor. Ist dort die Nordsee mit ihren Düneninseln, Helgoland mit seiner Brandung, seiner Reede usw. an den Augen der Schüler vorübergezogen, so bringt die deutsche Stunde ein weiter ausgemaltes Bild, etwa von Helgoland (Hopf-Paulsieck-Muff für IV, S. 228ff.). Die von dort bekannten Erscheinungen werden noch klarer, mit vielen Einzelheiten geschaut, und die dort schon genannten Worte treten hier wieder mit ihnen zugleich auf. Da ist die wortkundliche Wißbegier stärkstens gespannt, jetzt muß der deutsche Unterricht die Lösung bringen. Mit ein paar kurzen Strichen frischen wir das aus der Erdkunde bekannte Bild auf; das Wort Brandung führen die Schüler leicht auf das Zeitwort branden zurück und finden auch den Anschluß an Brand und brennen. Jetzt lösen sie bereitwillig das Rätsel des Zusammenhangs: mit emporleckenden Flammen und aufwallendem Rauch muß sie verglichen haben, der diese Erscheinung zuerst ein Branden nannte; die Einbildungskraft malt begierig weiter: an Helgolands roter Steilküste die aufzüngelnden Wogen, den wirbelnden Schaum, die ausgebrannten Gestalten der Felsen, etwa des Mönchen.

3. Wortkunde verbunden mit Lesestoff und Gespräch! Der deutsche Unterricht trägt zwar die wortkundliche Unterrichtsaufgabe im ganzen allein; dennoch darf man nicht etwa an stundenplanmäßige Wortkunde denken, auch nicht wenn

in einer besseren Zukunft unserem Fach eine größere Stundenzahl zugebilligt würde. Denn es läßt sich leicht beobachten, daß die Schüler nur das im Satz lebende und mit dem interessanten Satzinhalt eingehende Wort mit Freudigkeit und aus eigenem Antrieb genauer betrachten, mag dieser Satz in einem Lesestück begegnen oder der Teil eines ungezwungenen Gesprächs sein. Das Wort für sich nackt hingestellt ist für sie ein totes, gleichgültiges Ding; höchstens die wenigen finden es beachtlich, die es in einen sie beschäftigenden Gedankenfluß hineinzuschieben vermögen. Mit Beispielsätzen ist da nichts gewonnen; das dürre aufgelesene Reisig unterscheiden die Kinder (schärfer als manches Sprachbuch) sehr genau von dem blühenden Baum der lebendigen Rede. Und selbst wenn findige Methodiker eine wortkundliche Unterrichtsstunde zu zeichnen wüßten, bliebe die Wortkunde doch die unzertrennliche Begleiterin jeder deutschen Stunde. Immer wieder zwingt der Stoff den Lehrer, den Diener am Wort, zur Wortkunde; er kann sie nicht reinlich absondern und für eine besondere Stunde aufbewahren; sie ist die Seele des Unterrichts, keine deutsche Stunde ist ohne sie denkbar. Ist noch der Einwurf möglich, es fehle uns heute für diese Dinge die Zeit? Dem deutschen Unterricht sollte es an Zeit für die deutsche Sprache fehlen?

4. Wortkunde zu ihrer Zeit! Manches Mal wird der Lehrer bei seiner Hoffnung auf wortkundliches Interesse der Schüler arg enttäuscht worden sein. Also eignet sich diese Wissenschaft nicht für die Schule, also ist es himmelblauer Idealismus, hier weiterzusuchen, wo doch die Schule nichts erreichen kann. Eine trügerische Folgerung! In neunzig vom Hundert der Fälle ist nicht die geistige Ungeeignetheit der Schüler die Ursache des Mißerfolges, sondern der ungünstig gewählte Augenblick, dazu vielleicht eine unglückliche Lehrweise. Wer etwa ein Wort aufgreift, das ganz alltäglich unter den andern erscheint und den Schülern durchaus selbstverständlich ist, der muß schon ein Meister des wortkundlichen Lehrverfahrens sein, wenn er sie bis zu eifrig selbsttätigem Bemühen erwärmen will; es nützt ihm nichts, dann etwa eine riesige Sippe verwandter Wörter aufziehen zu lassen; die Schüler sehen weder Sinn noch Ziel und bleiben in der Mehrzahl kalt. Nun gibt es zwar nach v. d. Gabelentzens Wort ein etymologisches Bedürfnis im Kinde, wir sagen lieber: ein wortkundliches Bedürfnis in unseren Schülern; aber die Neunjährigen schon sind über die Zeit hinaus, wo die Kinder bei einem Alltagswort unvermittelt fragen: Warum heißt das so? Die gewöhnlichen Worte sind ihnen zu Kupfermünzen geworden; nur vor Goldstücken halten sie inne und sind zum Beschauen geneigt.

Kommt da ein Wort gegangen, das irgendwie auffällt, dann fragen die Wachen neugierig nach, bei den Gleichgültigen liegt das Interesse unter dünner Decke; geht der Lehrer mit oberflächlicher Deutung darüber hin, so ist die Wißbegierde erloschen, das neue Wort zur Kupfermünze herabgesunken, der kostbare Augenblick versäumt. Von solchen auffälligen Gästen im Wortschatz des Lesestücks oder Gesprächs können eigenartige Lichter auf die gewöhnlichen zurückfallen; so allein kann das Alltägliche wieder reizvoll und lebendig werden; in umgekehrte Richtung gibt es kaum einen Weg. Natürlich ist dem Sextaner anderes neu und auffällig als dem Primaner, dem Mecklenburger anderes als dem Oberbayern. Der Lehrer muß eben trachten, immer tiefer in den Wortschatz und die Mundart seiner Schüler einzudringen, wenn er mit Erfolg Wortkunde treiben will. Von den damit gesteckten Grenzen abgesehen gibt es für diesen Unterricht keine Stufen; es wäre ein Widersinn, ihn etwa von einer be-

stimmten Klasse ab besonders oder überhaupt erst zu fordern oder irgendeine andere Abstufung lehrplanmäßig zu versuchen. Dafür bedarf es nach diesem allem wohl kaum der Begründung. Dem Irrtum, Wortkunde sei Sache der oberen Klassen, kann ich hier nicht weiter entgegenwirken, nur daß ich für die wenigen Beispiele Erinnerungen aus dem Unterricht in den drei untersten Klassen benütze.

Nach diesen Klärungen sind jetzt die Fälle genauer zu sichten, die zur Betätigung unserer Wissenschaft auffordern. So wird es schnell zur Gewohnheit, sie im Fluß der Rede zu erspähen und festzuhalten. Ein Wort kann in seiner Bedeutung (a) oder in seiner Form (b) von der gewöhnlichen abweichen, es kann in einander nahestehenden Gedankenzügen in verschiedenen Bedeutungen (c) oder Formen (d) erscheinen, es kann völlig neu sein (e), und es kann in seinem Klange an eine fremde Sprache erinnern (f): immer stutzt der Schüler und möchte wissen, wie das zugeht. Wer da einsetzt, hat gewonnen Spiel.

5. **Der deutschen Wortkunde einen sicheren Lehrweg!** Wenn es wahr ist, daß den Schülern ein Wort nur als Glied der lebenden Satzkette beachtenswert erscheint, so muß die stete Beziehung zu dieser der oberste Grundsatz unseres Verfahrens sein. Das Wort ist somit etwa dem Schauspieler auf der Bühne vergleichbar; es tritt aus seinem Gedankenfluß in die Erscheinung wie dieser aus den Kulissen hervor ins Bühnenbild; wir mögen es einen Augenblick vor die Rampe zwingen und ihm genauer ins Auge sehen, dann aber muß es naturgemäß dorthin zurückkehren, von wo es gekommen ist, wenn nicht sein reizvollster Schimmer verblassen soll.

Von hier aus sehen wir deutlich, wie sich unser Weg schärfer begrenzt; die Schranke dieses Grundsatzes versperrt uns manche Seitenblicke. Wir können unmöglich auf Nebenwegen alle Angehörigen der Wortsippe heranholen, wenn solche Nebenwege uns in ein völlig neues Gelände führen müßten, von dem aus es nur eine mühsame oder überhaupt keine Rückkehr zu unserem ersten Gedankenfelde gäbe; wir können es nicht, wenn wir nicht das Interesse der Schüler entwurzeln wollen. Ein Wörterbuch ihnen mitzugeben kann das Ziel des wortkundlichen Unterrichts niemals sein. Bei so betriebenem Unterricht ist es nicht bloß möglich, sondern selbstverständlich, daß sich die Schüler mit Fragen und Suchen eifrigst betätigen; der Lehrer lenkt leise das Steuer, das Sprachinteresse der Schüler ist die treibende Kraft, vor der das Schifflein munter vorwärtsgeht. Die Fahrt hat naturgemäß diese Teilstrecken:

Zuerst gilt es, die Worte scharf zu behorchen und zu beobachten und das Eigenartige vom Gewöhnlichen deutlich zu sondern; zuzweit das Auseinanderklaffende auf Grund tieferen Überlegens oder weiteren Umschauens zu verbinden; und endlich das neu Gewonnene für den beherrschenden Gedankengang möglichst unmittelbar fruchtbar zu machen.

Die Grimmsche Sage vom Binger Mäuseturm in Sexta; sie hat ja allerlei Beziehungen zur Gegenwart. „Bei Bingen ragt mitten aus dem Rhein ein hoher Turm, von dem nachstehende Sage **umgeht**." Die Kinder erraten wohl, was das heißen soll. Sie setzen für **umgeht** etwa **erzählt wird** ein. Aber die Bedeutung ist ihnen seltsam; es **geht um** heißt für sie: **es wechselt von einem zum andern, man geht um: man verkehrt**. Wir fassen das Wort scharf an und ermitteln **herumgehen** als den nächsten Sinn; die Sage geht herum, als ob sie ein Mensch wäre. Ich hatte schon einmal von der alten Spinnstubensitte erzählt; dort ging das Singen und Sagen um; wie beim Spiel der Plumpsack. Die Sage wanderte leibhaftig ungesehen im Kreise, ein gespenstischer Gast, bald in der Gestalt eines tückischen Riesen,

bald als hilfsbereiter Zwerg, und jetzt als grausamer Hatto; so geht sie um unter den Versammelten. Und wer sich nicht von ihr trennen kann, den begleitet sie als das abgezehrte Schreckgespenst des Bischofs noch auf den Heimweg, sie geht weiter mit ihm um, sie schreitet ihm zur Seite, sie verkehrt mit ihm. Vielleicht wird sie es auch mit uns heute so machen? — Bei Kaiser Karls Schulvisitation (Geroks Gedicht) „stand im groben Linnenkleid manch schlichtes Bürgerkind". Linnen ist ja plattdeutsch, hochdeutsch würde es Leinen heißen! Die plattdeutschen Jungen stellen das mit besonderer Freude fest. Wie kommen denn die Hochdeutschen wie Gerok zu dem Wort? Besser: Wie mag es zu ihnen gelangt sein? Mit der Ware, aus plattdeutschem Lande; aus Westfalen etwa, wo die Leinenweberei schon seit alter Zeit besonders in Blüte steht, und wo man auch wie bei uns Plattdeutsch spricht. Woraus macht man denn das Leinen? Nun schließen sich Lein, Leinwand und Leine an, und Leinen wird in seinem Wesen als das zu Lein gehörige Eigenschaftswort erkannt. Auch in unserer Gegend sehen wir auf dem Lande die Männer häufig in Leinenkleidung: die Schüler erinnern sich der blauen Linnenkittel unserer Tagelöhner; so etwa angetan stehen die Söhne der einfachen Leute vor Kaiser Karl. — „Schlichte Bürgerskinder": das Wort war einigen Schülern unbekannt, wenn sie auch wußten, daß Kinder einfacher Familien gemeint seien. Aus dem Plattdeutschen kannten sie alle das Wort, aber dort ist es soviel wie schlecht. Am Ende ist schlecht einmal = einfach, schlicht gewesen und hat das Zeitwort schlichten neben sich gebildet? So ist es, und das alte Wort ist mit der Zeit häßlich geworden, nur das junge (schlicht) trägt jetzt noch das angenehmere Familiengesicht. Aber wie kommt denn schlecht zu dem tadelnden Beigeschmack? Wie werden wohl die adligen Bürschchen das Wort gesprochen haben, wenn sie die schlechten = schlichten Bürgerskinder erwähnten? Mit welcher Gebärde werden sie es begleitet haben? . . . So klingt's in ihrem Munde schon wie heute unser schlecht! — In der Vinetasage lasen wir: „Wenn es aber Nacht und stürmisches Wetter ist, dann darf kein Schiff sich den Trümmern (Vinetas) nahen; ohne Gnade wird es an die Felsen geworfen, an denen es hilflos zerschellt..." Was mit dem Schiff geschieht, ist allen klar: es zerplatzt an den Klippen; aber zerschellen ist manchem ein neues Wort. Das einfache Zeitwort heißt schellen, und die verwandten Worte klingen leicht an: Schelle, Schall und schallen. Wir hören also in zerschellen das Geräusch, über das Brausen der Wogen hin das Krachen des berstenden Schiffes und die Schreie der unglücklichen Ertrinkenden; „. . . und keiner, der darin gewesen ist, kann aus den Wellen sein Leben retten . . ."; ihre Schreie verschallen ungehört im Sturm und Wogengeheul. Verschollen! wird es in der Heimat von ihnen heißen.

Es hätte keinen Zweck, die Beispiele zu häufen, zumal diese schnell aufgegriffenen nicht als glänzende Vorbilder auftreten, sondern nur andeuten wollen, wie sich die Wortkunde im alltäglichen Unterrichtsbetriebe etwa ausnehmen könnte; aus diesem Grunde habe ich auch nicht nach besonders ergiebigen Fällen gesucht. Natürlich sind noch manche Seiten des wortkundlichen Unterrichts, durch ihr sprühendes Leben verlockende und durch ihre Schwierigkeit zurückschreckende, hier unberührt geblieben. Wo es sich um ein noch so wenig begangenes Gebiet handelt, kann dieser Vorstoß nicht mehr als ein bescheidener Versuch sein; er hätte seinen Zweck erfüllt, wenn er zu weiteren Versuchen anregte und damit die zweifellos hochwichtige Sache förderte.

Ein Komma vor „und"?

Von **Max Thiel** in Reichenbach (Schlesien).

Im letzten Hefte des Jahrganges 1916 dieser Zeitschrift (S. 717ff.) hat Gustav Lunze über mißbräuchliche Setzung eines Kommas vor „und" geschrieben. Er bekämpft es, daß man das Komma auf Grund grammatischer Betrachtung des Satzbaus setze, anstatt vielmehr sich nach dem Gedankenzusammenhange, der Logik, zu richten. Sein Standpunkt hat viel für sich. Besonders, wenn in einem Satzgefüge nur nach der grammatischen Satzauffassung zwei (einander beigeordnete) Nebensätze vorhanden sind, während inhaltlich beide miteinander zusammenfallen und eine Einheit bilden, dürfte ein sie trennendes Komma als lästig empfunden werden. So wäre wohl zu schreiben: Es ist ein Sieg, der den Krieg entscheidet und dem wir den Frieden verdanken dürften (ohne Komma vor „und"). Desgleichen: Es ist anzunehmen, daß durch diesen Sieg der Krieg entschieden ist und daß die herrliche Waffentat bald den Frieden bringen wird.

Wenn wir also nicht immer der Regel folgen, daß vor „und" ein Komma stehen soll, wenn danach ein neues Subjekt auftritt, so braucht doch anderseits nicht die strenge Befolgung der Regel — wie Lunze meint — einen allgemeinen Schlendrian herbeizuführen und es mit sich zu bringen, daß man auch gegen die Regel ein Komma setzt, wo kein neues Subjekt erscheint. Ebenso ist die Annahme ganz unhaltbar, daß (S. 720) die meisten in dem Satze „ich werde heut nach Blasewitz fahren und auch dich besuchen" vor „und" ein Komma setzen würden oder ein solches hinter „und" weglassen würden, wenn in den mit „und" fortgeführten Satz noch ein Nebensatz eingeschoben ist. Wer aufmerksam ist, wird vielmehr schreiben: Ich werde heut nach Blasewitz fahren und, wenn das Wetter gut bleibt, auch dich aufsuchen. Ebensowenig braucht auch in dem nächsten Beispiel (Bulgarien usw.) das Komma vor „und" die Weglassung des Kommas hinter „und" zur Folge zu haben. Man könnte also schreiben: Bulgarien ist auf den Donauweg angewiesen, und, wenn Serbien ihn nicht freigibt, wird Bulgarien ihn sich gewaltsam öffnen.

Freilich kommt nun hier eine sprachliche Erscheinung in Frage, die die Weglassung des Kommas zwischen „und" und „wenn" von ganz anderer Grundlage aus rechtfertigt. Gehen wir von einem anderen, aber der Art nach gleichen Falle aus: Die lateinische Grammatik spricht von cum in der Bedeutung „jedesmal wenn" und stellt dann die bekannten Regeln über die Tempora in einem solchen Satzgefüge auf. In diesen Regeln wird immer nur betont, daß cum = „jedesmal wenn" mit dem Indikativ zu verbinden ist, und daß, je nachdem in dem Nebensatz Gleich- oder Vorzeitigkeit im Vergleich mit der Handlung des Hauptsatzes vorliegt, in dem Nebensatz die entsprechenden Tempora anzuwenden sind. Richtiger ist es, wenn man von dem Hauptsatze ausgeht. In dem Beispiel cum nostri procurrebant (procurrerant), hostes se recipiebant heißt der Hauptsatz eben: Die Feinde zogen sich jedesmal zurück, cum aber heißt nichts weiter als „wenn". Demnach ist, genau genommen, im Deutschen folgende Zeichensetzung anzuwenden: Jedesmal, wenn die Unsrigen vorstürmten, zogen sich die Feinde zurück. Und doch möchte ich es nicht geradezu für falsch erklären, wenn man das Komma hinter „jedesmal" wegläßt; „jedesmal wenn" wird dann als eine Konjunktion aufgefaßt. Man würde ja doch auch schreiben: so oft als (oder bloß „so oft") die Unsrigen usw.; niemandem würde es einfallen, zwischen „so oft" und „als" ein Komma zu setzen. Die gleiche Verschmelzung von Bindewörtern, und zwar bisweilen mit einer merkwürdigen Umkehrung aller nach dem Gedanken-

zusammenhang vorliegenden Verhältnisse, findet sich auch sonst häufig im Deutschen. Auffällig ist z. B. oft die Stellung von „daher“: Cäsar wollte die Feinde möglichst bald angreifen. Als er daher erfuhr, daß sie sich gelagert hätten, gab er den Befehl usw. Oder gar: Als daher Kundschafter meldeten usw. Hier gehört nach der Logik natürlich „daher“ an die Spitze und müßte durch ein Komma von „als“ getrennt werden; wie es ja auch im Lateinischen wirklich heißen muß: itaque, cum ... Im Deutschen aber ist „als daher“ zu einer eigenartigen einheitlichen Verbindung geworden. Wenn ferner ein Nebensatz mit „sobald“ eingeleitet wird, so gehört doch das Wörtchen „bald“ eigentlich zum Hauptsatze: Wie (so) ich dies erfuhr, tat ich bald (sogleich) das und das; daraus bilden wir das Satzgefüge: Sobald ich dies erfuhr, tat ich das und das. Auch wenn jemand schreiben wollte: Sobald als ich dies erfuhr usw., würde er doch kaum hinter „sobald“ ein Komma setzen. Die Verschmelzung ursprünglich getrennter Wörtchen kommt uns meist gar nicht mehr zum Bewußtsein.

Um nun zum Ausgangspunkt zurückzukehren, so scheint es, als ob auch „und wenn“ oft schon als eine eng zusammengehörige Konjunktion empfunden würde, die man fast versucht ist, auch in ein Wort zusammenzuschreiben. Vor diesem „und wenn“ könnte in dem von Lunze angeführten Beispiel auch ein stärkeres Satzzeichen stehen, und man könnte schreiben: Bulgarien ist auf den Donauweg angewiesen; und wenn Serbien ihn nicht freigibt, so muß ihn Bulgarien sich mit Gewalt öffnen. Könnte man ja doch anstatt „und wenn“ auch sagen „drum wenn“. Soll man dann aber hinter „drum“ ein Komma setzen? Ein Fehler wäre das sicherlich nicht; aber anderseits ist „drum wenn“ schon zu einer Einheit geworden, geradeso wie es bei dem lateinischen quodsi der Fall ist. Dieselbe Erscheinung haben wir übrigens sogleich wieder bei „geradeso wie“. Auch hier wäre ein Komma hinter „geradeso“ möglich, während bei dem in seiner ursprünglichen Bedeutung schon mehr verblaßten „so daß“ oder „sowie“ niemand ein Komma hinter „so“ setzt, vielmehr „sowie“ in ein Wort zusammengeschrieben wird, was seltsamerweise nach der Rechtschreibung bei „so daß“ nicht geschehen soll. Dem „drum wenn“ völlig gleich stehen natürlich Ausdrücke wie „doch wenn“, „aber wenn“, und schließlich könnte man doch auch für „drum wenn“ sogar „wenn drum“ sagen, für „aber wenn“ auch „wenn aber“. Bei „und wenn“ ist freilich eine solche Umkehrung nicht möglich, jedoch bezeichnet „und“ in solcher Verbindung nicht mehr bloß eine Verbindung von Gleichartigem, sondern geht schon über in die Bedeutung von „drum wenn“, „wenn daher“, „anderseits wenn“ (oder „wenn anderseits“). Ebenso hat „und“ ja auch die Bedeutung von „selbst“, „sogar“ angenommen, wenn Luther singt: „Und wenn die Welt voll Teufel wär.“ Soll man hier etwa hinter „und“ ein Komma setzen?

Übrigens ist die zunächst seltsame Erscheinung, daß Wörtchen, die eigentlich zum Hauptsatz gehören — wie nach den Ausführungen oben „jedesmal“ in der Verbindung „jedesmal wenn“ oder „ferner“ und „aber“ in „wenn ferner“, „wenn aber“ —, nachher in den Nebensatz hineingezogen werden, nicht eben schwer zu erklären. Denn in einem Satze wie: Jedesmal wenn wir einen Vorstoß machten, wichen die Feinde zurück, liegt eben doch im Nebensatz so gut eine wiederholte Handlung vor wie im Hauptsatze: Bei jedem einzelnen (Wiederholung!) Vorstoße wichen die Feinde (jedesmal) zurück. Wir drücken aber diese Wiederholung nur in dem einen Satze aus und zwar entweder in dem Hauptsatze oder im Nebensatze. In einem Bedingungssatze aber tritt mit veränderter Bedingung eben auch eine andere Folge ein; somit ist es gleich, ob man sagt „aber (anderseits) wenn“ — hier gehört „aber (anderseits)“ eigentlich zum Hauptsatze — oder „wenn aber (wenn anderseits)“, wobei „aber (anderseits)“ zum Nebensatze gehört.

Nach dieser Darlegung dürften also in dem von Lunze angeführten Beispiel für die Zeichensetzung drei Möglichkeiten vorliegen:

1. Bulgarien ist auf den Donauweg angewiesen, und, wenn Serbien ihn nicht freigibt, wird Bulgarien ihn sich gewaltsam öffnen.
2. ... angewiesen und, wenn ... freigibt, wird Bulgarien ...
3. ... angewiesen (Komma oder Semikolon) und wenn ...

In dem zweiten Falle liegt aber die Auffassung vor, daß mit „und" nur ein Gedanke hinzugefügt wird, der mit dem vorhergehenden fast zusammenfällt. Der Satz könnte ganz gut auch die Form haben: Bulgarien ist ... angewiesen und wird ihn sich, wenn Serbien ..., gewaltsam öffnen. Wenn man hier nach den hergebrachten Regeln vor „und" kein Komma setzt, so hat dieses allerdings auch kaum eine Berechtigung, wenn man etwa hinter „und" noch einmal das Subjekt in Form des Fürworts „es" einschiebt.

Kommt es somit hier auf den Gedanken (die Logik) an, so dürften auch sonst für die Zeichensetzung sich nicht immer ganz unumstößliche Regeln auf Grund der Grammatik des Satzbaus aufstellen lassen; jedenfalls wird ein Nachdenklicher sich nicht immer nach solchen richten.

Mancher sucht einen Pfennig und verbrennt dabei ein Dreierlicht.

Von **Fritz Müller** in Chemnitz.

Man ist davon abgekommen, die einzelnen Fächer, die miteinander verwandt sind, ohne gegenseitige Beziehung zu erteilen. Alles Arbeiten wird zersplittert, wenn z. B. innerhalb einer Woche in Deutsch folgendes getrieben wird: Vortragsübung am Gedicht „Der Reiter und der Bodensee", Aufsatz über Karl den Großen, Unterscheiden von drittem und viertem Fall in Sätzen aus einer Sprachschule, Umwandeln von wörtlicher in nichtwörtliche Rede an einer Fabel und Lateinschreiben von Städten im rheinischen Industriegebiet! Dagegen strebt ein neuzeitlicher Unterricht nach gesunder Konzentration, indem er, wo das möglich ist, die in einigen Fächern auftretenden Übungen an ein und demselben Stoffe vornehmen läßt. Im Mittelpunkte des Deutschunterrichts kann da irgendein Stoff aus einem andern Fach (Erdkunde, Geschichte usw.), ein Lesestück, ein Zeitereignis, der jeweilige Aufsatz u. a. m. stehen. Sprichwörter sind hierzu ebenfalls recht gut geeignet.

Mancher sucht einen Pfennig und verbrennt dabei ein Dreierlicht.

An der Hand dieses Satzes habe ich in einer 4. Knabenklasse (fünftes Schuljahr) folgende Übungen vorgenommen.[1])

Zuerst wurden die Schüler aufgefordert, von anderen minderwertigen Dingen zu sprechen. Sie wendeten das Sprichwort auf Knopf, Stecknadel, Druckbuchstaben, Spielmarke, Nagel, Zwecke, Stück Bindfaden, Kreide, Löschblatt und Steinkugel an; z. B.: Mancher sucht einen Knopf und verbrennt dabei ein Dreierlicht. Dann waren für „Dreierlicht" andere Ausdrücke einzusetzen. Die Kinder kamen auf: Groschenlicht, Licht für 70 Pfennige, Inseltlicht (nicht Insellicht!), ½ Liter Petroleum, 1 Pfund Öl, Schachtel Streichhölzchen, für 1 Mark Karbid, für 5 Groschen Gas und Batterie einer Taschenlampe. Während manche nur vom Pfennig sprachen (mancher sucht

1) Das entspräche also der Sexta nach sächsischem Brauch, der Quinta nach preußischem. Man wird hier erkennen können, wie weit Volks- und höhere Schule zusammengehen können und wo die letztere schneller voraneilen kann. D. Hg.

einen Pfennig und verbrennt dabei eine Schachtel Zündhölzer), brachten andere die bei der ersten Übung gefundenen Dinge mit ins Sprichwort und bildeten Sätze, wie: Mancher sucht ein Löschblatt und verbrennt dabei für 50 Pfennige Gas. Außerdem traten verwandte Wörter von „verbrennen" auf; und einige umgestaltete Sprichwörter wurden in zwei Sätze aufgelöst, z. B.: Mancher sucht eine Reißzwecke und verbrennt dabei ein Kriegslicht. Das kostet 65 Pfennige.

Zu Hause schrieben die Schüler einige Beispiele auf und legten ein Verzeichnis an a) von den Dingen, die man suchen, b) von den Stoffen, die man dabei verbrennen kann. Die bis jetzt beschriebenen Übungen sind leicht. Man wird daher auf sorgfältiges Ausführen (deutliches Sprechen, Benutzen des Wörterverzeichnisses und Trachten nach Wechsel im Ausdruck bei der Niederschrift) achten. Vollständig in den Sinn des Sprichwortes ist man aber noch nicht eingedrungen; denn das will doch davor warnen, irgendwelche Mittel aufzuwenden, deren Wert der erzielte Erfolg nicht entspricht.

„Der Mann kann aber doch auch anderen Schaden erleiden, wenn er einen Pfennig so lange sucht!" Auf diese Bemerkung hin äußerten sich die Kinder: Mancher sucht einen Pfennig und verliert dabei seinen Geldbeutel. — Mancher sucht einen Pfennig und vertrödelt eine Stunde Zeit. Da kann er inzwischen eine Mark verdienen. — Sie sprachen dann noch von der Frau, die eine Nadel sucht, sich in den Finger sticht und geschnitten werden muß; vom Jungen, der einen Kreisel sucht und ein Bein bricht; vom Schneider, der einen Knopf sucht und in der versäumten Zeit einen Ärmel nähen kann; vom Jungen, der ein Stück Holz sucht und sein Taschenmesser verliert; vom Schuster, der eine Zwecke sucht und inzwischen ein Paar Schuhe besohlt haben könnte; und vom Urlauber, der ein Stück Bindfaden sucht und dabei den Zug verpaßt.

Auch vom verkehrten Sparen war die Rede; und der Satz „Mancher will 15 Pfennige für eine Straßenbahnfahrt erhalten und reißt dabei ein Paar Schuhsohlen herunter" wurde fleißig verändert, indem die Kinder möglichst weite Wege ersannen und Regengüsse usw. eintreten ließen. Besonderen Anklang fand auch die Tatsache, daß manche ohne Fahrschein fahren oder eine höhere Klasse benutzen wollen, dabei jedoch erwischt werden und Strafe bezahlen müssen. Schließlich brachten die Kinder auch Beispiele von Leuten, die eine Ware auswärts um einige Pfennige billiger kaufen und dabei viel mehr für Fahrgeld usw. ausgeben und großen Zeitverlust erleiden. Diese Übungen leiteten allmählich zum Aufsatz über, von dessen Gewinnung weiter unten die Rede sein soll.

Vorher aber wurde an der Hand des Sprichwortes und der vielen gewonnenen Beispiele folgendes aus der Sprachlehre behandelt. Die Schüler sollten die Dinge, um deretwillen manche Dreierlichter usw. verbrennen, mit „wegen" verbinden: Wegen ein**es** Pfennig**s**, wegen ein**es** Knopf**es** usw. verbrennt mancher eine Schachtel Streichhölzer. Besonders wurde das bei männlichen und sächlichen Dingen geübt, weil hier der Fehler „Wegen ein**em** Pfennig" zu bekämpfen war. Schwierigkeiten bereiteten auch die Beispiele: Wegen ein**es** Blatt**es** Papier, ein**es** Stückch**ens** Bindfaden ..., während das Einsetzen einer Beifügung das Sprachgefühl vortrefflich schult. Auf Übungen der folgenden Arbeit wurde viel Zeit (mündliche Vorbereitung, Hausaufgaben, eingehendes Besprechen und Verbessern, Arbeit ins gute Heft) verwendet: Wegen ein**es** verloren**en** Pfennig**s**, ein**es** lumpig**en** Löschblatt**es**, ein**es** gewöhnlich**en** Knopf**es**, ein**es** wertlos**en** Stückch**ens** Papier ...

Als Entschädigung für die aufgewendete Mühe diente der Aufsatz. Jeder sollte zum Sprichwort eine Geschichte erfinden. Nichts ist einfacher als das!

Man erweitert einfach eins der Beispiele — es ist darauf zu achten, daß möglichst jeder Schüler ein anderes wählt! — durch allerhand Fragen und Einfügen von Nebensächlichkeiten, z. B. „Mancher will 15 Pfennige Fahrgeld sparen und verbraucht dabei ein Paar Schuhe." „Mancher." Wer ist's? Was ist er? Wo wohnt er? Wohin will er? Was will er dort? usw. So entsteht schließlich folgende „Geschichte":

In Altendorf wohnte in der Wechselburger Straße eine Frau. Die hieß Minna Friedemann. Sie hatte gelesen, daß es in Altchemnitz Käse gibt. Da nahm sie an einem Mittwoch ihre Käsemarke, steckte Geld ein und machte sich auf den Weg. Sie dachte bei sich: „Hin zu[1]) läufst du. Die 15 Pfennige kannst du dir ersparen!" Sie mußte 1½ Stunde laufen. Dort, wo die Annaberger Straße von der Poststraße abzweigt, war die Straße aufgerissen. Da verlor Frau Friedemann den linken Absatz. Das Laufen machte ihr viel Mühe. Es fing auch noch an mit regnen. Sie bekam ganz nasse Füße, und sie fühlte jedes Steinchen, auf das sie trat. Endlich hatte sie das Geschäft gefunden. Sie kaufte ihren Käse und fuhr mit der Straßenbahn heim. Zu Hause zog sie ihre Schuhe aus. Der rechte Absatz war ganz schief gelaufen, der linke lag irgendwo auf der Poststraße, und die Sohlen waren ganz durch. Sie hatten 8 Mark gekostet. Nun kann sie warten, bis Herr Schmidt wieder Leder bekommt!

Die Aufsätze werden vom Lehrer in Gruppen gebracht; und verschiedene Kinder müssen ihre Arbeiten vorlesen. Das ist ein gutes Mittel, den Schüler zu veranlassen, „aus sich herauszugehen" und sich zu bemühen, durch die Art des Vortrags den Inhalt wirken zu lassen. — Im Lateinischschreiben wird selbstverständlich geübt: Mancher sucht einen Pfennig und verbrennt dabei ein Dreierlicht. So bildet das Sprichwort den Punkt, um den sich ziemlich viel unterrichtliche Maßnahmen gruppieren. Selbstverständlich darf man nicht auf den Fehler verfallen, an dem einen Beispiel nun alle möglichen Übungen vornehmen zu wollen. Man muß stets etwas Bestimmtes, wie in obigem Falle den 2. Fall nach „wegen", herausgreifen. So wird man auf einer anderen Klassenstufe andere Übungen ausführen und schließlich auch bei keiner sprachlichen, stilistischen oder rechtschreiblichen Schwierigkeit um ein Sprichwort verlegen sein, an dem man sie zeigt!

Literaturbericht 1917.

Die deutsche Sprache.

Von **Oskar Weise** in Eisenberg (S.-A.).

Wie die Zeitungen und Zeitschriften im allgemeinen infolge des Papiermangels immer mehr an Zahl und Umfang abnehmen, so haben sich auch die Bücher, die sich mit der deutschen Sprache beschäftigen, im Laufe des letzten Jahres wieder vermindert. Umfangreichere, bedeutungsvolle Werke wie die Paulsche Grammatik der neuhochdeutschen Sprache sind ziemlich selten. Den breitesten Raum nehmen noch Abhandlungen in wissenschaftlichen Zeitschriften ein. Auch Feldgraue haben sich an der Forschung beteiligt und nicht bloß über heimische Spracherscheinungen geschrieben, sondern auch über das ihnen im besetzten Gebiete außerhalb des Vaterlandes aufstoßende Sprachgut Bericht erstattet.

---

1) Solche mundartliche Ausdrücke werden geduldet. Auch ist streng darauf zu halten, daß die Schüler ganz bestimmte Beispiele schreiben. „Das Geschäft" wird der Lehrer anstreichen. Der Schüler hat es mit Namen zu nennen!

I. Allgemeine Sprachwissenschaft.

Von dem deutschen Sprachunterricht an höheren Schulen handelt ein Buch von Claudius Bojunga[1]), eine vortreffliche Schrift, die so recht geeignet ist, die Wichtigkeit und Bedeutung des Deutschen als Mittelpunkt des Sprachunterrichts darzutun und darüber aufzuklären, wieviel noch daran fehlt, ehe es diese Stellung im Schulbetriebe erhält. Nach der Einleitung, die den Ausgangspunkt festlegt, den die deutsche Sprachunterweisung zu nehmen hat, und das Ziel bestimmt, wird auseinandergesetzt, wie der Weg selbst beschaffen sein soll. Dabei wird mit Recht hervorgehoben, daß im ganzen Unterricht der Geist wissenschaftlicher Behandlung herrschen müsse, daß man durch Zerlegung des Sprachstoffes und durch Betrachtung des Sprachlebens zur Einsicht in ihr Wesen und zum Verständnis für ihre Pflege anleiten soll. Ebenso wird Wert auf die planmäßige Erweiterung der Kenntnis des Wortschatzes gelegt sowie das Eingehen auf die Eigentümlichkeiten der Mundarten betont, selbstverständlich auch der Gebrauch entbehrlicher Fremdwörter bekämpft. Überall sucht der Verf. durch Beispiele das Gesagte zu erläutern. So wirkt die Schrift sehr anregend und kann allen denen, die auf die Förderung unseres deutschen Unterrichts bedacht sind, warm empfohlen werden. — Über gemeindeutsche Sprachpflege und gemeindeutsche Sprachpflicht spricht Albert Stähly.[2]) Die fünf Abschnitte, aus denen das Buch besteht, beschäftigen sich mit Stand und Wesen der gemeindeutschen Sprachpflicht, dem gegenwärtigen Stand im schriftdeutschen Sprachwesen, den Gründen des mißlichen Zustandes unserer Schriftsprache, der Möglichkeit einer raschen, sicheren und dauernden Besserung der bestehenden Verhältnisse und der Verwendung eines einheitlichen Lehr-, Lern- und Übungsbuches in Schule und Leben, wie es vom Verf. ausgearbeitet worden ist. Ihm liegt daran, den Sprachbetrieb im Sinne Herders, Jakob Grimms und R. Hildebrands zu gestalten, welche betonten, daß man die Grammatik aus der Sprache, nicht die Sprache aus der Grammatik, also von innen nach außen, nicht von außen nach innen lernen soll. — Die Wortbildung auch der deutschen Sprache berücksichtigt eine Abhandlung von Renward Brandstetter[3]) über die Reduplikation. Sie erörtert die Verschiedenartigkeit ihrer Anwendung, ihrer Form und Gebrauchsweise und zieht öfter mundartliche Ausdrücke wie schweizerisch gisigäisili, Gänseblümchen, heran. —

II. Die neuhochdeutsche Schriftsprache.

a) Grammatisches.

Das in Adolf Matthias' Handbuch des deutschen Unterrichts an höheren Schulen erschienene Werk von Georg Baesecke[4]), Einführung in die althochdeutsche Grammatik, bezeichnet einen bedeutsamen Fortschritt. Allerdings fehlt darin die Wortbildungslehre und die Wortfügung, auch ist nicht der ganze einschlägige Stoff herangezogen worden, doch erscheint es dankenswert, daß der Verf. die zahlreichen einzelnen Arbeiten, die im Laufe der letzten Jahrzehnte erschienen sind, verwertet und alles zu einem einheitlichen, übersichtlich geordneten, geschichtlich verknüpften Ganzen zusammengefaßt hat. Die Arbeit gliedert sich in vier Abschnitte, von denen zwei die Lautlehre (Selbstlaute S. 14—72, Mitlaute S. 73—137), zwei die Wortbiegung (Biegung des Hauptworts S. 138—183, Biegung des Zeitworts S. 188—254) behandeln. Eine ausführliche Liste der Quellen (S. 255—260), der benutzten Druckschriften (S. 261—266) und ein Wortverzeichnis (S. 266—285) schließen des Werk ab. Es war keine leichte Aufgabe, die Fülle des vorhandenen Stoffes so gründlich durchzusehen, daß man ein so klares Bild erhält, wie es hier geschieht. In der Tat kann jeder, der schon Mittelhochdeutsch getrieben hat, viel daraus lernen, mag er nun als Lehrer oder als Student nähere

---

1) Claudius Bojunga, Der deutsche Sprachunterricht auf höheren Schulen. Arbeiten aus dem Kreise des deutschen Germanistenverbandes, Heft 1. Berlin, O. Sall. 70 S. M. 1,60.

2) Albert Stähly, Gemeindeutsche Sprachpflicht. Basel, Verlag gemeindeutscher Sprachwerke. 24 S. M. 0,50.

3) Renward Brandstetter, Die Reduplikation in den indianischen, indonesischen und indogermanischen Sprachen. Beilage zum Jahresbericht der Kantonsschule zu Luzern. 33 S. 8°.

4) Georg Bäsecke, Einführung in das Althochdeutsche (Handbuch des deutschen Unterrichts an höheren Schulen II, 1, 2). München, Becksche Verlagsbuchhandlung. 285 S. M. 10,—, geb. M. 13,50.

Bekanntschaft mit der althochdeutschen Sprache und Literatur machen wollen. — Von Hermann Pauls[5]) deutscher Grammatik ist der zweite Band, die Flexionslehre, erschienen. Er zeichnet sich durch dieselben Vorzüge aus, die wir schon bei dem ersten Bande (s. Jahrg. 1916, S. 484) hervorgehoben haben, wissenschaftliche Zuverlässigkeit, Gründlichkeit und Genauigkeit. Die eine Hälfte des Buches ist der Biegung des Nomens, die andere der des Zeitworts gewidmet. Ein sorgfältiges Wortregister (S. 280—345) zu Teil I bis III erleichtert das Nachschlagen. Für eine Neuauflage empfehlen sich einige Ergänzungen und weitere Ausführungen. S. 26 konnte bei den landschaftlich auftretenden Mehrzahlbildungen auf -er hingewiesen werden auf die reichhaltige Liste solcher Formen in der Zeitschrift für deutsche Mundarten Bd. IX S. 136ff., aus der sich ergibt, daß diese Spracherscheinung in den oberhessischen Dialekten am stärksten auftritt. Dadurch hätte Pauls Verzeichnis noch um einige Dutzend vermehrt werden können. S. 137 war zu erwähnen, daß die Fremdwörter auf -phag, -log u. ä., wenn sie Personen bezeichnen, schwach, dagegen, wenn sie Sachen bezeichnen, stark gebogen werden, z. B. Theologen, aber Kataloge, Lotophagen, aber Sarkophage. Das erklärt sich vermutlich daraus, daß die erstgenannten im Ostmitteldeutschen ein -e annehmen (z. B. der Theologe, Ökonome, Agente, Studente u. a.), die letztgenannten aber nicht. S. 142 ist die Arbeit von A. Polzin, Der Geschlechtswandel der Substantiva im Deutschen, Jahresbericht des Andreasrealgymnasiums zu Hildesheim 1903, übersehen worden. S. 155 war zu betonen, daß neben Markus die Kürzung Mark besteht in der Zusammenrückung Mark Aurel, Mark Anton, sowie daß sich bei Wörtern, die im Latein den Ton auf der der Endung vorhergehenden Silbe tragen, der Abfall der Endung leichter vollzieht als bei solchen, die ihn weiter vorn haben wie Tacitus, Demosthenes, Perikles (neben Äsop, Alexander, Vergil, Horaz). Wenn solche trotzdem der Endung verlustig gehen, so liegt französischer Einfluß vor, wie schon die Betonung von Herodót, Hesiód, Prinz Eugén erkennen läßt. So schreibt auch Bürger in einem Epigramm Demosthén. S. 158 mußte darauf hingewiesen werden, daß wir einen Unterschied machen zwischen dem alten Adel, der sich nach dem Stammsitz benennt, und dem neuen Adel ursprünglich bürgerlicher Familien. Wir sagen Wolframs von Eschenbach, Götzens von Berlichingen, Georgs von Frundsberg, aber Leopold von Rankes, Heinrich von Treitschkes, Iwan von Müllers u. a. S. 161 ist das Beispiel diu stat ze Wiene schlecht gewählt, da Wien seinen Namen nicht von dem Flüßchen Wien erhalten hat, sondern eine alte keltische Stadtbezeichnung Vindomina ist. Vgl. W. Glück, Wiener Sitzungsberichte 17, 60ff., Müllenhoff Monum. Germ. V, 166, Egli, Nomina Geograph. 1000f. — Der erste, für die unteren Klassen bestimmte Teil des bewährten Handbuches der deutschen Sprache von O. Lyon und W. Scheel[6]) ist in der vorliegenden achten Auflage mannigfach geändert worden, hauptsächlich infolge davon, daß durch Ministerialerlaß vom August 1916 bestimmt worden ist, die grammatischen Fachausdrücke nicht mehr in der Vorschule, sondern in der Sexta einzuprägen. So sind denn zunächst deutsche Benennungen gewählt, dann werden allmählich die fremden in Klammern hinzugefügt, während in dem Abschnitt für Quinta umgekehrt verfahren wird und in dem für Quarta die deutschen Kunstausdrücke ganz verschwinden. Doch wird mancher, der entbehrlich erschien, wie Numerale, Kopula, Optativ gänzlich über Bord geworfen; warum nicht alle? Auch die Beispiele sind aus Rücksicht auf den neuen Geschichtslehrplan der Sexta und Quinta durchgesehen und besonders die aus dem Altertum genommenen durch andere ersetzt worden. Doch auch sonst weist das Buch zahlreiche Verbesserungen auf, die freilich nicht allen Abschnitten zugute gekommen sind. Daher enthält z. B. der über die Fremd- und Lehnwörter noch einige Mängel. So wird S. 140 gesagt, daß Kirche von der Mehrzahl des sächlichen Wortes kyriakon, dem Herrn gehörig, abzuleiten sei, während es S. 216 auf griechisch kyriakē zurückgeführt wird. S. 217 wird Proviant richtig als italienisches Lehnwort bezeichnet (aus it. provianda), S. 218 wird ihm französischer Ursprung zugesprochen. Trabant wird für ungarisch gehalten statt für tschechisch, frivol erscheint neben nobel und elegant als Wort der Toilette. Der Satz: „Dem Slawisch-Russischen entstammen

---

5) Hermann Paul, Deutsche Grammatik, Bd. II, Teil III: Flexionslehre. Halle a. S., Max Niemeyer. 345 S. M. 8,—.

6) Otto Lyon und Willy Scheel, Handbuch der deutschen Sprache, I. 8. Aufl. Berlin u. Leipzig, B. G. Teubner. 270 S. Geb. M. 2,—.

Droschke usw." ist zu ändern in: „Dem Russischen entstammen Droschke, Knute, Samovar, Peitsche, Pallasch, dem Tschechischen Petschaft. Marketender ist nicht französischen, sondern italienischen Ursprungs, Kommers S. 224 nicht aus dem lat. commercium übernommen, sondern aus dem französ. commerce. — R. Thomas[7]), der nach K. Reissingers Tode beauftragt worden ist, zu dessen deutscher Sprachlehre eine Vorstufe auszuarbeiten, beschränkt sich nicht auf den Lehrstoff der drei untersten Klassen, sondern zieht noch den der zwei nächsten Klassen heran, fügt auch zur Laut-, Formen- und Satzlehre noch eine Wortkunde und einen Überblick über die Anfangsgründe der deutschen Verslehre. Das ganze Buch ist knapp in der Form, aber klar und übersichtlich geordnet. Es bietet das Wissenswerteste in leicht faßlicher Art; auch wird darin, soweit es die Kürze erlaubt, oft auf die sprachliche Entwicklung Rücksicht genommen und der Mundarten gedacht. Bei einer neuen Auflage könnten noch einige kleinere Unebenheiten beseitigt werden. So heißt es S. 11: „Wenn ein Wort bereits auf -n ausgeht, so gilt dies n zugleich als Endung für den Dativ des Plurals: mit den Wagen." Dafür sollte es heißen: „Im Dativ des Plurals ist das n des Stammausgangs und das der Endung zusammengefallen." Es liegt also ein ähnlicher Fall vor wie in § 46: in = in'n, z. B. bei Claudius: „Laßt uns in Himmel kommen", oder im Götz von Berlichingen IV, 2: in Turm = in'n Turm, in den Turm. S. 69: „Im Plattdeutschen hat sich bei -ing aus der Bedeutung der Abstammung die der Verkleinerung entwickelt: Datting, Hüsing." Doch gilt dies nur vom mecklenburgischen und vorpommerischen Platt. S. 85 wird von den Römern behauptet, sie hätten im ganzen wie die Griechen ihre Sprache in bewunderungswürdiger Reinheit erhalten. Wer die Tausende von Fremdwörtern durchmustert, die ich in meiner Arbeit über die griechischen Wörter im Latein (Leipzig 1882) zusammengestellt habe, wird darüber anderer Ansicht sein. S. 87: Mühle geht nicht auf lat. mola zurück, sondern, wie schon der Umlaut lehrt und überdies aus it. molino, franz. moulin ersichtlich ist, auf spätlat. molina. Dom ist nicht aus lat. domus entlehnt, sondern aus franz. dôme; aus domus stammt althochd. tuom. S. 94: Pate ist nicht eine aus Unbequemlichkeit entstandene Verkürzung von Patenkind, sondern umgekehrt Patenkind eine verdeutlichende Zusammensetzung für das ursprüngliche Pate (= lat. pater); denn dieses hatte von Haus aus die Bedeutung eines Stellvertreters für den Vater (= pater spiritualis). Um aber den Taufzeugen vom Taufkinde zu unterscheiden, welches man später auch als Pate bezeichnete, fügte man noch Kind hinzu. — Die vorliegende zweite Auflage von Hermann Werths[8]) neuem Lehrgang der deutschen Grammatik für Lyzeen ist der Vorgängerin nach einem Zeitraum von drei Jahren gefolgt. Das über diese gefällte günstige Urteil (s. Jahrg. 1914 S. 448) gilt in vollem Umfang von der gegenwärtigen, um so mehr, als der Verf. die gerügten Mängel zu beseitigen eifrig bemüht gewesen ist. Dankenswert erscheint, daß das Ergänzungsheft wesentlich vergrößert worden ist (von 42 auf 142 Seiten). So konnten die Mundartproben vermehrt, aber auch die Wortbildungs- und Bedeutungslehre sehr vertieft werden. Überdies hat der Verf. noch eine kurze grammatische Einführung in die mittelhochdeutsche Lektüre hinzugefügt. So hat das Buch bedeutend an Wert gewonnen. Doch empfiehlt sich hie und da noch etwas größere Genauigkeit der Angaben, z. B. Ergänzungsheft S. 18, wo erwähnt werden mußte, daß der Übergang von tönendem s in r nur zwischen Vokalen stattfindet. S. 118 war statt: „Der Süddeutsche setzt noch den Genetiv" zu sagen: „In Südwestdeutschland fügt man in Wendungen wie ich werde zu Müllers gehen noch das Geschlechtswort (des) hinzu, sagt also zu's Müllers." S. 81 unten: „Aus- oder abgefallen ist g in Weanla (Wägelein), d (t) in waar = werde, iis = ist." Dort ist g zunächst zu j, dann zu i geworden wie in magister: Meister, mittelhochd. maget: Maid, hier der T-Laut dem vorhergehenden r und s angeglichen. S. 73: „Abgefallen ist n in lier (= lerne)." Vielmehr ist hier lehren für lernen gesetzt, während mittel- und ober-

7) Robert Thomas, Abriß der deutschen Sprachlehre für die Unter- und Mittelstufe höherer Lehranstalten, nach K. Reissingers deutscher Sprachlehre neu bearbeitet. Bamberg, Büchners Verlag. 105 S. Geb. M. 1,50.

8) Hermann Werth, Neuer Lehrgang der deutschen Grammatik, Ausg. B, I. Teil für die mittlere Stufe der Lyzeen. 54 S. M. 0,90. II. Teil für die Oberstufe der Lyzeen und für Studienanstalten. 131 S. M. 1,30. III. Teil Übungsbuch für Klasse 7—1 der Lyzeen. 53 S. M. 0,80. IV. Teil Ergänzungsheft für Oberlyzeen. 142 S. M. 1,70, und H. Werth, Leitfaden für Klasse 4—1 der Lyzeen. 134 S. M. 1,30. Frankfurt a. M., M. Diesterweg.

deutsch vielfach umgekehrt lernen für lehren eintritt (er lernt mir das Radfahren). — Die jetzt in vierter Auflage vorliegende Deutsche Sprach- und Stillehre von Oskar Weise[9]) ist um zwei Abschnitte über den Gebrauch der Ein- und Mehrzahl in vergleichender Darstellung und über die Stellung des Zeitworts im Satze bereichert worden. Auch sonst ist das Buch überall nach Inhalt und Form nochmals gründlich durchgesehen und vielfach verbessert worden. — Bereits in zehnter Auflage ist die deutsche Sprachlehre Otto Bocks[10]) erschienen. Sie ist in der ganzen Auswahl des Stoffes für Kaufleute und Schüler gewerblicher Betriebe zugeschnitten. Die Übungsstücke handeln von Tee, Kaffee, Salz, Empfehlungsbriefen, kaufmännischer Buchführung, Geld u. ä. Von fremden Sprachen werden nur die neueren zur Erläuterung herangezogen, das Grammatische ist auf das Notwendigste beschränkt. Die Wortarten werden auf S. 1—46, die Wortbildung auf S. 47—74, die Satz- und Satzzeichenlehre auf S. 75—126 erledigt. Das Buch ist aber praktisch und wird seinen Zweck gut erfüllen. Zu rügen ist, daß z. B. S. 114 in Gefügen wie „Kolumbus, von der ersten Entdeckungsreise zurückgekehrt, zog im Triumphe durch Spanien" der aus dem Partizip mit seinen Bestimmungen bestehende Satzteil als „Partizipialsatz" bezeichnet und aufgefaßt wird, sowie daß fälschlich S. 63 zwischen engerer und weiterer Bedeutung gesprochen wird bei Wörtern wie Kirche: a) Gotteshaus b) Gottesdienst oder bei Zunge: a) Zunge des Menschen, b) Zunge der Wage. Hier handelt es sich nicht um Erweiterung der Bedeutung, sondern um Übertragung. Nicht zu billigen ist ferner der ungleichmäßige Gebrauch des c und des k. So steht neben Interjection Komparation, neben kausal (S. 96) Causalsatz (S. 109) u. a. Sogar gut deutsche Wörter wie Kladde werden mit C geschrieben (S. 120). Kanzleiwörter wie mittels, derselbe (= er), derjenige (= der), letzterer (= dieser) waren besser zu meiden.

Ein Aufsatz von Karl Weitzel in der „Täglichen Rundschau" ist „merkwürdigen Vorsilben" gewidmet, d. h. Wörtern, die ursprünglich meist bildlich gebraucht und dann auch in steigerndem Sinne auf andere Verhältnisse übertragen worden sind wie z. B. steif wie ein Stock = stocksteif, finster wie im Stock (Gefängnis) = stockfinster, dann auch stockdumm, stockkatholisch usw. — Von G. Wustmanns Buch Allerhand Sprachdummheiten ist die siebente, verbesserte Auflage erschienen, 370 S. Geb. M. 3,50, Straßburg, Trübner, die nicht zur Besprechung vorgelegen hat.

b) Wortkunde: 1. Namen.

Zu den besten Schriften über Namenkunde, die das Jahr 1917 hervorgebracht hat, gehört entschieden Alfred Götzes[11]) Arbeit über die Familiennamen im badischen Oberlande. Sie beruht auf gründlichen Studien, da der Verf. allen zurzeit verfügbaren Stoff in sachlicher und sprachlicher Hinsicht zu Rate gezogen hat, und zeichnet sich durch Sicherheit des Urteils und Vorsicht in der Deutung aus. Zu allen Namen sind Nachweise über ihr Vorkommen gegeben (S. 100—116), ein sorgfältig angelegtes alphabetisches Verzeichnis (S. 117—123) erleichtert das Nachschlagen. Die Gliederung ist die gewöhnliche: Namen aus altdeutschen Männernamen, Namen aus der Fremde, Namen aus Geländebezeichnungen (Flur-, Haus-, Ortsnamen), aus Berufsbezeichnungen, aus christlichen Taufnamen und aus Übernamen. Das Ganze ist knapp gehalten, aber klar und übersichtlich. Nur selten wird man mit der Erklärung nicht zufrieden sein, wie z. B. bei Lachner, das man wohl besser zu mittelhochd. lächenaere, Arzt, stellt, wie auch Fr. Kluge im Etymolog. Wörterbuch unter „Arzt" tut, oder bei Harder, das auch in Norddeutschland weit verbreitet ist und wahrscheinlich von dem niederd. Fischnamen harder abzuleiten ist. Die Erörterungen über einige Namen wie S. 11f. über Kohlund sind zu kleinen Abhandlungen erweitert. Für den Freund der Namenforschung bietet die Schrift einen großen Genuß nicht nur wegen der kulturgeschichtlichen Einblicke, die

9) Oskar Weise, Deutsche Sprach- und Stillehre. 4., verb. Aufl. Leipzig u. Berlin, B. G. Teubner. 216 S. Geb. M. 2,50.

10) Otto Bock, Deutsche Sprachlehre, ein Hilfs-, Wiederholungs- und Übungsbuch für Schüler kaufmännischer und gewerblicher Fortbildungsschulen sowie zum Selbstunterricht. 10., verb. u. verm. Aufl. 126 S. Leipzig, Ernst Wunderlich. M. 0,90, geb. M. 1,20.

11) Alfred Götze, Die Familiennamen im badischen Oberland (Neujahrsblätter der badischen historischen Kommission. Neue Folge), Heidelberg, Karl Winters Universitätsbuchhandlung. 124 S. M. 1,60.

sie überall gewährt, sondern auch dadurch, daß man sieht, wie völlig verschieden die oberdeutschen Namen von den mittel- und niederdeutschen sind. — Die Familiennamen der Stadt Eisenberg im Westkreise des Herzogtums Sachsen-Altenburg erläutert eine Abhandlung von Oskar Weise[12]), wobei etwa die gleiche Einteilung zugrunde gelegt ist. Eine längere Einleitung über das Auftreten der Namen in den verschiedenen Jahrhunderten ist vorausgeschickt. — Über Lausitzer Familiennamen spricht Hans Stübler[13]). Er erörtert besonders die von Vornamen und von Gewerbebezeichnungen abstammenden. Wegen der zahlreichen Wenden, die noch heute in jener Gegend wohnen, sind die Namen vielfach wendischen Ursprungs oder treten, wenn ursprünglich deutsch, in wendischer Form auf. Es sind daher zu ihrer Erklärung nicht nur germanistische und volkskundliche Kenntnisse erforderlich, sondern auch slawische. Die Namensdeutungen können meist als zuverlässig angesehen werden. Selten fühlt man sich zu Widerspruch veranlaßt, so S. 11, wo Haase durch die Zwischenstufe von Hasse aus Hesse abgeleitet wird. — Die Schrift von Karl Hessel[14]) über altdeutsche Frauennamen verfolgt die edle Absicht, die guten altdeutschen Namen wieder in Erinnerung und zu Ehren zu bringen unter Hinweis auf das Beispiel des Bayernkönigs Ludwig III., der seinen fünf Töchtern altgermanische Benennungen gegeben hat. Sie fußt besonders auf Förstemanns Namenbuch und führt aus, daß unsere Altvordern bei der Namengebung gern die Walküren Hilde, Trude und Gunde herangezogen haben. Die Schrift ist sehr dankenswert, bedarf freilich im einzelnen noch mancher Nachbesserungen. Irrtümlich ist es z. B., wenn S. 4 die Stammvokale im Ausgang des ersten Teils der Zusammensetzung bei Wörtern wie Friedubalm, Dagobert usw. für Bindevokale angesehen werden, S. 5 von Brun, Panzer, statt von Brünne gesprochen oder S. 29 die Behauptung aufgestellt wird, daß die bürgerlichen Familiennamen erst im 15. oder 16. Jahrhundert aufgekommen seien. Ein Einblick in Adolf Socins Mittelhochdeutsches Namenbuch nach oberrheinischen Quellen des 12. und 13. Jahrhunderts oder in Hermann Reicherts Werk über die deutschen Familiennamen nach Breslauer Quellen des 13. und 14. Jahrhunderts hätte den Verf. eines Besseren belehrt. Sind doch selbst in Mitteldeutschland schon im Beginn des 13. Jahrhunderts mehrfach bürgerliche Familiennamen in Gebrauch, z. B. 1209 in Altenburg Heinrich Münzer (Monetarius), Heinrich Schild (Clipeater), Heinrich Schultheß (Scultetus), 1218 in Jena Henricus Marscalcus. — Der Name des Volksstammes der Treverer an der Mosel wird von Franz Cramer[15]) ansprechend mit der Benennung eines Flusses in Verbindung gebracht (die aus Ortsbezeichnungen wie Trarbach und Traben erschlossen wird), der Trever geheißen haben mag und dessen Endung dieselbe ist wie in Iller, Aller, Isar u. a.

Mit Ortsnamen beschäftigt sich zunächst ein Aufsatz von Hermann Tardel[16]). Dieser stellt eine größere Zahl humoristischer Ausdrücke zusammen, die die Soldaten an der Ost- und Westfront für die von ihnen erbauten Unterstände und andere Örtlichkeiten des Kriegsschauplatzes erfunden haben; z. B. Zum Moorbad (für einen sumpfigen Unterkunftsraum), Zur guten Aussicht, Villa Zugluft, Zum Bratwurstglöckle u. a. Dabei werden namentlich drei Ausgangspunkte der Namenschöpfung hervorgehoben: die unmittelbare Beobachtung der umgebenden Natur, Eindrücke der eignen militärischen Umwelt und Erinnerung an die Heimat. — Eine sehr fruchtbare Tätigkeit in der Deutung von Flur- und anderen Namen entfaltet Wilhelm Schoof.[17]) Von ihm liegen zahlreiche Abhandlungen

---

12) Oskar Weise, Die Eisenberger Familiennamen. Mitteilungen des Geschichts- und Altertumsforschenden Vereins zu Eisenberg, S.-A., Heft 32/33, S. 69—166.

13) Hans Stübler, Über Lausitzer Familiennamen. Bautzen. 30 S. M. 0,40.

14) Karl Hessel, Altdeutsche Frauennamen. Bonn, A. Marcus u. Weber. 40 S. M. 1,—.

15) Franz Cramer, Der Name der Treveri. Jahresber. d. Gesellsch. f. nützliche Forschungen zu Trier. Neue Folge, VI. Jahrg. Fr. Lintzsche Buchhandlung. S. 33—37.

16) Hermann Tardel, Namenschöpfung im Kriege. Grenzboten 76. Jahrg. S. 121 bis 128. Vgl. den Aufsatz desselben Verfassers in der Zeitschr. f. d. deutsch. Unterricht 1915, S. 778—786.

17) Wilhelm Schoof, Über Flur- und Flußnamengebung. Korrespondenzblatt des Gesamtvereins der Geschichts- und Altertumsvereine Deutschlands 65. Jahrg. Sp. 77—94. Battenberg, Bettenhausen, Büdingen in der Zeitschr. Hessenland 1917 Nr. 4. Bilstein Nr. 9/10. Melibocus, Katzenellenbogen: Korrespondenzblatt des Gesamtver. 65. Jahrg. Sp. 241/251.

in verschiedenen Zeitschriften vor, auf die näher einzugehen bei dem beschränkten Raume nicht möglich ist. In den meisten Fällen wird der Ursprung aus allgemeinen Flurbezeichnungen wie Almende, Beunde usw. angenommen, z. B. bei Solms, Sulzbach, Melsungen aus jenem, bei Battenberg, Bettenhausen, Büdingen aus diesem Worte. Auch den Namen des Elsaß deutet er als Almendsaß = Gemeinbesitz, gemeinschaftliche Niederlassung, während er das Wort Osning von Os = As, Ase, der alten Form des Flusses Hase (vgl. Osnabrück, Brücke über die Hase) und Egge, Ecke, Bergrücken herleitet. Dankenswert ist eine Zusammenstellung von Spottnamen und Spottversen für hessische Ortschaften. — Die Orts- und Flurnamen von St. Gallen behandelt Karl Stucki[18]), ein sorgfältiges Verzeichnis der Orts- und Flurnamen des Kreises Flatow in Westpreußen gibt O. Görke[19]), wobei die urkundlichen Formen gebucht, aber auf eine Deutung der vielfach slawischen Bezeichnungen verzichtet wird. Die slawischen Orts- und Flurnamen des Kreises Lauenburg in Pommern bespricht Gerlach[20]); er gibt urkundliche Belege, versucht sie zu deuten und zieht auch aus den zugrunde liegenden slawischen Worten kulturgeschichtliche Schlüsse. Die zu Rate gezogenen Hilfsmittel sind meist zuverlässig, nur Kleinpauls Angaben öfter unsicher. Babinberg hat nichts mit der „wohltätigen Naturgöttin Babe, der großen slawischen Mutter" zu tun, sondern ist die Burg eines Mannes namens Babo; vgl. Pappenheim (urkundlich Babinheim) und Babenhausen.

B. Brandt[21]) untersucht in verständnisvoller Weise die Ortsnamen Westrußlands, besonders Polens, um aus ihnen Schlüsse auf die einstmaligen Kulturverhältnisse zu ziehen. Dabei ergibt sich, daß eine ziemlich große Zahl von Namen in gleicher oder fast gleicher Form immer wiederkehrt, und daß die nur einmal auftretenden Namen Gruppen bilden, die auf einen scharf begrenzten Bezirk beschränkt sind. Wie überall, so sind auch hier die Ortsnamen entweder vom Gelände oder von Personen abgeleitet (z. B. Blumenfelde, Georgental, Karlsdorf u. a.). Nächst den slawischen, die naturgemäß vorherrschen, sind am zahlreichsten die deutschen. Am fesselndsten ist der Abschnitt, in dem auseinandergesetzt wird, wie sich die geschichtlichen Ereignisse in den Ortsnamen spiegeln. — Die mit Anfang des 17. Jahrhunderts aufkommende Sitte deutscher Studenten, die Musensitze, namentlich die Universitätsstädte, als Athen zu bezeichnen, wird von Paul Mitzschke[22]) durch das ganze neuere Schrifttum verfolgt und für alle möglichen Hochschulen, z. B. Saalathen (Jena), Pleißathen (Leipzig), Elbathen (Wittenberg) bezeugt, dabei wird am längsten bei Ilmathen (Weimar) verweilt. Die Arbeit beweist, wie gründlich der Verf. belesen ist, und wie geschickt er derartige Fragen in angenehmem Plauderton zu behandeln versteht. — Erwin Volkmann[23]) hat sich zur Aufgabe gemacht, die niederdeutschen Straßennamen Hamburgs u. a. Städte zu erklären. So erfahren wir z. B., daß die Bohnenstraße durch Volksetymologie aus Bohlenstraße (d. h. mit Bohlen belegte Straße) entstanden ist, Schoppenstehl oder Schaupenstiel soviel besagt wie Schöffenstuhl oder Gerichtsstätte, Kattrepel oder Katthagen von der Sturmkatze in der Stadtumwallung benannt ist u. a.

Elsaß: Deutsche Geschichtsblätter 17. Bd. Heft 6, S. 161/164. Osning: Petermanns Mitteilungen 63. Jahrg., S. 216/218. Spottnamen auf hessische Ortschaften: Zeitschr. Hessenland 1917 Nr. 13/14.

18) Karl Stucki, Orts- und Flurnamen von St. Gallen und Umgebung. Sonderabdruck aus dem Sammelwerke „Die Stadt St. Gallen und ihre Umgebung, eine Heimatkunde", herausg. v. d. Lehrerschaft St. Gallens, Fehrsche Buchhandlung. 40 S.

19) O. Görke, Orts- und Flurnamen des Kreises Flatow in Westpreußen. Zeitschr. d. westpreuß. Geschichtsvereins Heft 57, S. 67—140.

20) Gerlach, Die slawischen Orts- und Flurnamen des Kreises Lauenburg in Pommern. Baltische Studien, Neue Folge XX, Stettin 1917. S. 141—220.

21) B. Brandt, Westrußland im Spiegel der einheimischen Ortsnamen. Geographische Zeitschrift 1917 S. 573—581.

22) Paul Mitzschke, Ilmathen und ähnliche Ortsbenennungen. Weimarisches Sonntagsblatt 12. Jahrg. Nr. 46—48, 13. Jahrg. Nr. 9.

23) Erwin Volkmann, Unerklärte niederdeutsche Straßennamen in Hamburg und anderswo. Hamburg, Ackermann u. Wulff. 54 S.

Gleichfalls ins Bereich der Namenkunde gehören folgende Arbeiten:

Viktor Lug, Deutsche Ortsnamen in Ungarn VIII, 143 S. Reichenberg i. Böhmen, Verlag des Zweigvereins Reichenberg vom Allg. Deutsch. Sprachver. M. 1,—. Ein sorgfältig angelegtes Verzeichnis von über 2000 deutschen Ortsnamen Ungarns mit Angabe der Gespanschaft, des Bezirks, Gerichtshofs, Bezirksgerichts, der nächsten Post- und Bahnstelle, eine verdienstvolle Arbeit bei den beständigen Magyarisierungsbestrebungen der ungarischen Regierung.

H. Eichhoff, Übersicht über die Entwicklungsphasen des Namens Potsdam. Zeitschr. Brandenburgia 24. Jahrg. S. 108—116.

A. Kiekebusch, Der Rötepfuhl, ein Beitrag zur Gesch. der Flurnamen, ebenda S. 142—150.

Th. Imme, Flurnamenstudien auf dem Gebiete des alten Stiftes Essen: Hof- und Kottennamen. Zeitschr. d. Ver. f. rhein. u. westfäl. Volksk. 14. Jahrg. S. 89—112.

Hans Bächtold, Flurnamen der schaffhauserischen Enklave Stein a. Rh. Sonderabdruck aus d. Schriften d. Ver. f. Gesch. d. Bodensees, Heft 46. 90 S.

Othmar Meisinger, Markgräfler Familiennamen, Blätter aus der Markgrafschaft in Baden Heft 3, S. 6—18 (Schopfheim).

Theodor Birt, Die Germanen, eine Erklärung der Überlieferung über Bedeutung und Herkunft des Völkernamens. München, Beck. 124 S. M. 4,50.

F. Andreä, Hundenamen. Mitteilungen d. schles. Gesellsch. f. Volksk. XVIII, 138—165.

2. Lehn- und Fremdwörter.

Ein neues Buch von Eduard Engel[24]) mit dem Titel „Sprich deutsch!" kommt gerade zur rechten Zeit, wo es gilt, nicht bloß die äußeren Feinde niederzuringen, sondern auch das Ausländertum im Innern völlig zu bezwingen. Hatte er schon in seiner deutschen Stilkunst der Fremdwörterei zwei große Abschnitte (S. 144—257) gewidmet, so behandelt er hier den Stoff noch viel gründlicher und geht in fünf Kapiteln tatkräftig gegen alle die vor, die noch jetzt aus Eitelkeit oder Beschränktheit oder aus einem anderen Beweggrunde unsere Muttersprache verwelschen. Zunächst untersucht er „den Zustand der deutschen Sprache, dann fragt er, was die Welschen sagen", untersucht, „wie zu helfen ist", „wie man die Fremdlinge verdeutschen soll", wie man überhaupt gut deutsch schreiben kann. Auf jeder Seite merkt man dem Buche an, daß dem Verf. sehr am Herzen liegt, eine Besserung herbeizuführen und auch die Gewissenlosen zu packen, die noch immer nicht erkennen, daß es so nicht weitergehen kann. — Als Freund der Fremdwörter tritt Karl O. Erdmann[25]) insofern auf, als er in seiner Schrift „Besinnliches zum Fremdwörterstreit" manche Fremdlinge für unentbehrlich hält, weil sie eine besondere Färbung des Begriffs ausdrücken; andere, weil sie im klassischen Schrifttum häufig gebraucht werden. Beide Gründe sind belanglos und treten vollständig zurück vor viel gewichtigeren, die uns gebieten, wo es irgend möglich ist, Fremdlinge zu meiden. — Alfred Götze[26]) gibt uns eine kurze Geschichte der Wörter Kirsche = lat. cerisia und Weichsel (Sauerkirsche) samt den mundartlichen Formen wie alemannisch Krisi. — Friedrich Seiler[27]) schlägt vor, die Begriffe Übersetzung (z. B. Demut: humilitas), Lehnübersetzung (z. B. ausnehmend: eximius), Bedeutungsentlehnung (z. B. Kammer = fz. chambre, Volksvertretung), Lehnredensart (z. B. Feuer und Flamme speien frz. jeter feu et flamme) und Entsprechung (z. B. Landesvater: pater patriae) zu verwenden und in ihrer Verschiedenheit genau voneinander abzugrenzen.— Verdeutschungen bei Jean Paul bespricht Elisabeth Behaghel[28]), indem sie an der „Unsichtbaren Loge" nachweist, wie der Dichter in der Vorrede und den fünf ersten Kapiteln der zweiten Auflage

24) Eduard Engel, Sprich deutsch! 2. Aufl. Leipzig, Hesse u. Becker. 262 S. M. 1,80.

25) Karl O. Erdmann, Besinnliches zum Fremdwörterstreit. 165. Flugschrift des Dürerbundes. München, D. W. Callwey. 23 S. M. 0,50.

26) Alfred Götze, Die Namen der Kirsche. Neue Jahrb. f. d. klass. Altert. 1917, S. 67 bis 68.

27) Friedrich Seiler, Lehnübersetzungen und Verwandtes. Zeitschr. f. d. deutsch. Unterr. 1917 S. 241—246.

28) Elisabeth Behaghel, Verdeutschungen bei Jean Paul, Zeitschr. d. Allg. Deutsch. Sprachver. 1917 S. 157/159.

die Wörter merkantilisch, Fokus u. a. durch kaufmännisch, Brennpunkt u. a. ersetzt.

Gleichfalls hierher gehören folgende Arbeiten: Albert Tesch, Deutsche Sprache und Sprachreinigung, Meyers Konversationslexikon, 6. Aufl., Kriegsnachtrag I,352/355; Carl Müller, Fremdes im Sprachschatz der Kirche. Sonderabdruck aus den Pastoralblättern, 59. Jahrg., Heft 2. 54 S. Dresden. M. 1,—; Georg Gude, Ernst Hildebrand, Carl Müller, Verdeutschung der fremden Ausdrücke des Tapezierergewerbes. Sonderabdruck aus der allgemeinen Tapeziererzeitung, 14. Jahrg., Heft 9 u. 10; Poeschel, Deutsche Luftfahrt. Zeitschr. d. Allg. Deutsch. Sprachver. 1917, S. 114; Friedrich Ötker, Das deutsche Element im Polnischen, Grenzboten, 76. Jahrg., Nr. 19 S. 168—177.

3. Wortbedeutung.

Alfred Götze[29]) wendet den Grundsatz der mittelalterlichen Realisten nomina ante res auf Spracherscheinungen an und zeigt uns an einer großen Zahl sicherer Beispiele, wie neu in die Erscheinung tretende Dinge mit längst vorhandenen Wörtern (unter Bedeutungswandel) benannt werden. Dies gilt namentlich von neuen Erfindungen auf dem Gebiete der Technik und des Verkehrs wie Geschoß, Schreibmaschine, Postkarte, radeln, aber auch auf dem der Wissenschaft (z. B. impfen, Augenspiegel, Sprachvergleichung) und des öffentlichen Lebens (z. B. Schaubühne). Für die Geschichte des Bedeutungswandels ist die Schrift von großem Werte, aber es heißt stark übertreiben, wenn S. 3 behauptet wird: „Wir finden fast in jeder deutschen Mundart ein eignes Wort für Böttcher, Fleischer, Klempner, Tischler, Töpfer, Hebamme. — Eine sorgfältige Entwicklungsgeschichte der Bedeutung von den beiden Wörtern Reim und Vers bietet uns Wilhelm Braune[30]); er führt damit die Untersuchung zu Ende, die er in den Götting. Gelehrten Anzeigen 1882, S. 1483 begonnen. Dabei werden zunächst die abweichenden Ansichten anderer Forscher widerlegt und dann zahlreiche Belege aus dem deutschen Schrifttum vorgeführt, die klar beweisen, wann, wie und warum die in Rede stehenden Ausdrücke ihre frühere und ihre jetzige Bedeutung in Schrift- und Umgangssprache erhalten haben. Auch bedeutungsverwandte Wörter wie Gesetz und Strophe werden mit besprochen, ebenso Wendungen wie „das ist ungereimt" oder „wie reimt sich das zusammen?"

4. Wortschatz der Sondersprachen.

Ric v. Carlowitz[31]) stellt mit großem Fleiße alles zusammen, was ihm als bemerkenswert in den lyrischen Gedichten Goethes auf dem Gebiete der Wortschöpfung und Wortbedeutung entgegengetreten ist. Doch zieht er auch altertümliche Wortformen, Wortumgestaltung durch Umlaut, Wortstellung usw. in den Kreis seiner Betrachtung. Zu tadeln ist dabei, daß er weder die Abfassungszeiten der einzelnen Gedichte noch die verschiedenen Dichtungsarten unterscheidet. Auch sind die Angaben nicht immer zuverlässig. So werden S. 53f. rosenfarb, Schmack, Fehle, Feuchte, Schöne, Wage als Verkürzungen von rosenfarbig, Geschmack, Fehler, Feuchtigkeit, Schönheit und Wagnis aufgefaßt, während sie doch nichts anderes sind als erhaltene alte Formen, die der Dichter wieder hervorgesucht hat = mittelhochd. rôsenvar(we), smac, vaele, viuhte, schoene, wâge; so werden nit = nicht, Schragen (Holzgestell), überlei = unnötig, übrig, gesyn = gewesen für altertümlich erklärt, wo sie doch noch heute in verschiedenen Mundarten fortleben; so werden vergulden, trutzen, sticken (= stecken), schwung (= schwang), ja sogar geschicht (= geschieht), ersicht (= ersieht) als durch „Umlaut" veränderte Formen betrachtet, Narreteiden (= Narrenteiding, d. h. Narrentageding, Narrenversammlung), ewiglich, krumb (mittel-

---

29) Alfred Götze, Nomina ante res. Heidelberg, K. Winter. 25 S. M. 1,—.

30) Wilhelm Braune, Reim und Vers, eine wortgeschichtliche Untersuchung. Sitzungsber. d. Heidelb. Akad. d. Wiss.: philosoph.-hist. Klasse. Heidelberg 1916, K. Winter. 41 S. M. 1,50.

31) Ric v. Carlowitz, Das Impressionistische bei Goethe. Sprachliche Streifzüge durch Goethes Lyrik. Jahrb. d. Goethegesellschaft 1916. III, S. 41—99.

hochd. krump), dumb (mittelhochd. tumbe), einen Hahnen, einen Salmen, Gefäße, Gebüsche, Bette, schnelle, süße als verlängerte Bildungen angesehen, obwohl sie schon im Mittelhochdeutschen in dieser ursprünglichen Form vorhanden waren und in den Mundarten zum Teil noch vorhanden sind. So kann die Abhandlung wohl als Stoffsammlung gute Dienste leisten, muß aber sonst mit Vorsicht benutzt werden. — Theodor Immes[32]) Buch über die deutsche Soldatensprache bietet in elf Abschnitten etwa 2500 Wörter und Wendungen, die in Deutschlands Landheer und Flotte zurzeit gang und gäbe sind, ist also wesentlich umfangreicher als die denselben Stoff behandelnde Arbeit von Horn, überdies in angenehmem Unterhaltungsstil geschrieben. — Robert Trögel[33]) weist nach, daß Ludwig Jahn, als es galt, für die neu gegründete Turnkunst die nötigen Ausdrücke zu schaffen, besonders aus drei Quellen geschöpft hat, aus der Überlieferung, aus den Mundarten und aus den Sondersprachen. So beruft er sich für Barlaufen auf den bayrischen Geschichtschreiber des 16. Jahrhunderts Thurmayr (Aventin), so nimmt er aus dem Niederdeutschen Wörter wie Kippe, Wippe, Reck, Riege, so entlehnt er der Seemannssprache die Holme des Barrens. Nur wenn alle drei Quellen versagten, bildete er neue Wörter wie Kehre, Hocke, Wende, Spreize, Stemme. — Mit der Sprache der Chemie beschäftigt sich ein Aufsatz von Robert Stein[34]), der das Unlogische in Bezeichnungen wie schwefelsaures Eisen usw. nachweist und die Verwirrung darlegt, die namentlich dadurch entstanden ist, daß man bei der Schöpfung von Ausdrücken bald neue Wortbildungen ins Leben rief, bald der Volkssprache Zugeständnisse machte, bald Wörter anderer Sprachen übersetzte. So finden wir seit 1791 für das französische oxyde de zinc in deutschen chemischen Werken bald Zinkhalbsäure, bald Sauerzink oder oxydiertes Zink oder Zinkkalk oder Zinkoxyd gebraucht. Mit Recht tritt der Verf. dafür ein, daß überall logisch und gleichmäßig gebildete Wörter verwendet werden, damit keine Verwechslung eintritt. Daher schlägt er vor, Bezeichnungen wie oxydiertes Metall ganz zu meiden und für die Metallverbindungen Ausdrücke zu wählen wie Metalloxyd, Metallsulfid, Metallchlorid und entsprechend Metalloxydul, Metallsulfür, Metallchlorür. Dadurch wird die Benennung einheitlich und nach logischen Gesichtspunkten geregelt. Es ist sehr erfreulich, daß sich auch in naturwissenschaftlichen Kreisen das Bestreben geltend macht, mit dem Sprachwust früherer Zeiten aufzuräumen und Ordnung zu schaffen. In dieser Beziehung bezeichnen die Vorschläge des Verf. einen großen Fortschritt.

Hierher gehören auch folgende Schriften: Otto Maußer, Die deutsche Soldatensprache, ihr Aufbau und ihre Probleme. Straßburg 1917. 132 S. M. 3,—; W. v. Unger, Vom militärischen Stil, 3. Aufl. Berlin, Mittler u. Sohn. 64 S. M. 1,55. — Paul Beyer, Beiträge zur Feldfliegersprache, Zeitschr. f. d. deutsch. Unterr. 1917, S. 162/165. — Gustav Hochstetter, Der feldgraue Büchmann. Berlin, Eysler u. Gesellschaft. — Edmund Granzer, Die österreichische Kanzleisprache, 2. Aufl. Wien 1917. 32 S. Kr. 0,30. — Gustav Krüger, Die Sachbezeichnungen der Sprachlehre und ihre Verdeutschung, Sonderdruck aus des Verf. Syntax der englischen Sprache, 2. Aufl. Dresden, Leipzig, Kochs Verlag 1917. 43 S. M. 1,—.

5. Wörterbücher.

Ein ganz treffliches Buch ist Eduard Engels Entwelschung[35]), ein Verdeutschungswörterbuch, das auf langjähriger Erforschung und Erfahrung beruht und außer den in der Umgangssprache der Gebildeten üblichen Fremdlingen auch die in wissenschaftlichen Werken, Zeitungen, Reden oft erscheinenden, zusammen etwa 10000, bucht, nur die Fachwörter der Sonderwissenschaften ausscheidet und zahlreiche Ersatzwörter bietet. Da auch die Mundarten

32) Theodor Imme, Die deutsche Soldatensprache der Gegenwart und ihr Humor. Dortmund, Fr. W. Ruhfuß. 172 S. M. 4,—.

33) Robert Trögel, Friedrich Ludwig Jahn als Schöpfer der deutschen Turnsprache. Zeitschr. d. Allg. Deutsch. Sprachver. 1917, Sp. 151—157.

34) Robert Stein, Sprachlogik bei chemischen Namen. Sonderabdruck aus der Zeitschr. f. d. physikal. u. chem. Unterr. XXX, S. 195—199.

35) Eduard Engel, Entwelschung, Verdeutschungswörterbuch für Amt, Haus, Schule, Leben. Leipzig, Hesse u. Becker. 618 S. M. 3,—.

dabei herangezogen werden und häufig die von den Schriftstellern dafür gebrauchten deutschen Ausdrücke verzeichnet werden, so beläuft sich die Zahl der Ersatzmittel nicht selten auf 30, 40 und mehr, z. B. bei düpieren, Illusion, Interesse. Wertvoll sind namentlich die Angaben über das erste Auftreten der Fremdwörter und deren Wiedergabe bei Dichtern und Denkern wie Goethe, Schiller, Lessing u. a. So heißt es bei Patina: erst nach Mitte des 19. Jahrhunderts: Edelrost (Wieland 1790), heiliger Rost (Herder), Rost der Zeit (A. W. Schlegel), der verschönernde Rost der Jahrhunderte (Friedrich Wilhelm IV.), bei Emotivität (Lamprechts hohle Wissenschaftelei): Erregbarkeit, Reizsamkeit (Bastelei Lamprechts). So kann das Buch allen denen von großem Nutzen sein, die darauf bedacht sind, ein fremdwortreines Deutsch zu schreiben. Für eine neue Auflage empfiehlt sich, die Angaben über die Wortableitung noch einmal zu prüfen. So heißt es bei Lyzeum: eigentlich so etwas wie Wolfsschlucht, während es doch nach der Park- und Gartenanlage nahe beim Tempel des Apollo Lykeios in Athen benannt ist, eines Gottes, der seinen Namen Lykeios als der „helle, lichte, leuchtende" Sonnengott (vgl. lat. lux und lucere) erhalten hat; ferner steht bei Konditor: „der nur Würzer bedeutet", als ob das Wort von lat. condire, würzen herkäme, während es doch auf kandieren, zuckern zurückgeht, weshalb Voß Kanditor schreibt und das Volk noch vielfach so spricht (vgl. darüber R. Hildebrand, Vom deutschen Sprachunterricht S. 93 A).

Das etymologische Wörterbuch der englischen Sprache von Ferdinand Holthausen[36]) kommt einem längst gefühlten Bedürfnis entgegen, da das Müllersche Buch veraltet und das von dem Engländer Skeat verfaßte wenig zuverlässig ist. Auf engstem Raum wird hier der ganze neuenglische Wortschatz (abgesehen von rein technischen, mundartlichen und veralteten Ausdrücken), also namentlich der im klassischen Schrifttum enthaltene Wortvorrat erklärt. Betonung und Aussprache werden, wo es nötig erscheint, angegeben, von den Bedeutungen die ursprünglichste und wichtigste; die indogermanischen und germanischen Entsprechungen bleiben unberücksichtigt. Das Ganze ruht auf sicherer, wissenschaftlicher Grundlage und macht einen trefflichen Eindruck. Vor allem wird es den Studierenden förderlich sein, aber auch sonst den Freunden der englischen Sprache Freude bereiten und Nutzen bringen. — Das neuschwedische Wörterbuch von Olof Östergren[37]), dessen erste Lieferungen wir schon früher besprochen haben, ist jetzt bis zum Buchstaben d erschienen und reicht von biskopsäte in Heft 5 bis zu diukt in Heft 8. Anlage und Ausstattung sind die gleiche geblieben.

III. Die Mundarten.

a) Die niederdeutschen Mundarten.

Das Buch „Flämisch für alle" von Heinrich Verbeck[38]) bietet viel brauchbaren Stoff, Formenlehre, Wortfügung, Wortschatz, Lesestücke, aber nicht immer in vorteilhafter Weise. Wer andere über Erscheinungen der Lautlehre unterweisen will, darf nicht bloß zahlreiche Beispiele für die Vertretung eines hochdeutschen Lautes durch einen flämischen bringen, sondern muß auch Regeln geben; doch fehlen diese entweder ganz, oder sie stehen an verkehrter Stelle, z. B. S. 164 in dem Abschnitte, der von der Rechtschreibung handelt, einige Bemerkungen über Einfügung eines tonlosen e oder eines d. Auch entsprechen die Angaben oftmals nicht den Anforderungen, die die Wissenschaft zu stellen berechtigt ist. So soll, um nur einiges herauszugreifen, nach S. 57 Perzent eine „Umstellung" von Prozent, Gember von Ingwer, Kluwen von Knäuel, mompelen von murmeln sein, während doch hier dem Flämischen die Formen per und centum, mittelhochd. gingebere (franz. gingembre), mittelhochd. kliuwel und die schallnachahmende Bildung mum (vgl. mummum bei Doornkaat-Koolmann im Ostfriesischen Wörterbuch) zugrunde liegen. Ferner heißt es S. 64, lichaam, vriezen, wringen, ziek und zeer seien im Neuhochd. nicht vorhanden, während sie doch in den Formen Leichnam (althochd. lihhamo), frieren, ringen, siech und sehr,

36) Ferdinand Holthausen, Etymologisches Wörterbuch der englischen Sprache. Leipzig, Tauchnitz. 192 S. M. 4,50.

37) Olof Östergren, Nusvensk Ordbok (Neuschwedisches Wörterbuch), Heft 5—8, S. 513—896. Stockholm, Wahlström u. Widstrand, je 1 Krone.

38) Heinrich Verbeck, Flämisch für alle. M.-Gladbach, Volksvereinsverlag. 194 S. M. 1,60.

allerdings mit abweichender Lautgestalt oder Bedeutung, vorliegen. Nach derselben Seite soll besef, Begriff, von franz. savoir, kreet, Geschrei, von lat. quiritatio, trecken, ziehen, von lat. trahere entlehnt sein, obwohl sie alle drei gut germanisch sind = althochd. antsebban, innewerden, mittelhochd. krîzen, schreien, neuhochd. vertrackt. S. 77 wird maat, Maß, für dasselbe Wort gehalten wie maat, Geselle, Genosse. Tatsächlich hat es gar nichts damit zu tun, sondern geht wie althochd. gimazzo, Tischgenosse, auf den germanischen Stamm mati, Speise, zurück, der auch in den Wörtern Messe (Speiseraum auf Schiffen), Messer und Mastdarm enthalten ist. Die Lesestücke sind gut gewählt, auch die Abschnitte über Wortbiegung und Wortbildung ansprechend. So kann das Buch immerhin Nutzen stiften und von der Eigenart der flämischen Sprache einen Begriff geben. — Julius Pickert[39]) hat sich zur Aufgabe gemacht, über den Vokalismus der Stammsilben in der Mundart von Dorsten in Westfalen zu sprechen. Unter Vorführung zahlreicher Beispiele, die namentlich aus dem Bereiche der Biegung des Zeitworts stammen, verfolgt er den Lautwandel unter steter Berücksichtigung der mittelniederd. Formen und Heranziehung der Fremdwörter. — Nach Braunschweig führt uns ein Aufsatz von Otto Schütte[40]), der aus den Kämmereirechnungen und aus Testamentsbüchern dieser Stadt eine große Zahl niederdeutscher Ausdrücke zusammengestellt hat unter genauer Angabe des Jahres, in dem sie zuerst auftreten, z. B. agetenpaternoster, Rosenkranz aus Bernstein, 1552, ametunne, Eichtonne, 1462. — Hermann Teuchert[41]) beschäftigt sich in der Zeitschrift Brandenburgia mit den Ausdrücken für den Lünsstab am Wagen, das Kokeln, d. h. Spielen mit dem Feuer, den Maulwurf und die Kartoffel, verfolgt die einzelnen dafür üblichen brandenburgischen Bezeichnungen und ihr Verbreitungsgebiet, gibt die Herkunft an und bietet damit einen hübschen Beitrag zu dem geplanten märkischen Wörterbuche. Dazu bemerke ich, daß kokeln (= gaukeln) nicht nur im Niederdeutschen die Bedeutungsverengerung „mit dem Feuer spielen" erhalten hat, sondern auch anderswo, z. B. im Ostmitteldeutschen (Obersächsischen, Altenburgischen, Ostthüringischen; vgl. K. Müller, Obersächs. Wörterb. S. 428, Hertel, Thüring. Wörterb. S. 103). — Wilhelm Salzmann[42]) weist nach, daß Brinckmann seine Schriften meist in der Mundart seiner Vaterstadt Rostock verfaßt hat, daß er aber verschiedene darin auftretende Personen platthochdeutsch und missingsch reden läßt. — Walther Baetke[43]) bespricht das starke Zeitwort in Thomas Kantzows niederdeutscher Chronik von Pommern, die 1532 vollendet worden ist. — Edward Schröder[44]) macht uns mit der Geschichte des Wortes Ballast bekannt, das er aus dem Skandinavischen ableitet und aus bar + last, onus absolutum erklärt. — Josef Lappe[45]) spricht über den in Niedersachsen, Westfalen und einem Teile Hessens früher üblich gewesenen Ausdruck Eichword, der ursprünglich den mit Eichen bewachsenen Grund und Boden bezeichnet, dann aber die in Privatbesitz übergegangenen Eichenwaldungen und schließlich das Recht des (Bau)holzhiebes und der Eichelmast. — Eine Anzahl plattdeutscher Redensarten und Ausdrücke erläutert Julius Becker[46]), z. B. Schabernack und paddenmäud. Hierher gehören auch zwei Arbeiten in den Hannöverschen Geschichtsblättern: Chr. Coers, Über den Wert mundartlicher Wörterbücher, und Chr. Flemes, Plattdeutsches Wörterbuch mit einem Anhange von plattdeutschen Sprüchen und Redensarten (ein Calenbergisch-Stadthannöversches Wörterbuch).

---

39) Julius Pickert, Vokalismus der Stammsilben in der Mundart von Dorsten. Zeitschr. f. deutsche Mundarten 1917, S. 132—149.

40) Otto Schütte, Beiträge zum mittelniederdeutschen Wörterbuch, Jahrb. d. Ver. f. niederd. Sprachf. Bd. 43 S. 66—86.

41) Hermann Teuchert, Aus der Mundart. Brandenburgia 25. Jahrg. S. 97—107.

42) Wilhelm Salzmann, Zur Brinckmannforschung. Jahrb. d. Ver. f. niederd. Sprachf. Bd. 43 S. 1—48.

43) Walther Baetke, Das starke Verbum in Thomas Kantzows niederd. Chronik v. Pommern, ebenda S. 87—100.

44) Edward Schröder, Ballast, ebenda S. 123—127.

45) Josef Lappe, Die Eichword, Zeitschr. d. Ver. f. Gesch. u. Altert. Westfalens, Bd. 74 S. 258—298.

46) Julius Becker, Über einige plattdeutsche Redensarten, ebenda S. 49—55.

b) Die mitteldeutschen Mundarten.

Das Rheinland ist vertreten durch zwei Abhandlungen von Josef Müller[47]) und J. Weber[48]). Jener bringt aus den rheinischen Mundarten eine Fülle von Entsprechungen für den mundartlichen Ausdruck Hackepack tragen, dieser gibt eine größere Zahl von Nachträgen zum Wortschatz der Mundart von Speicher 23 km nördlich von Trier. — Karl Glöckner[49]) beabsichtigt die Grenzen der ostfränkischen und der rheinfränkischen Mundart in der Rhön festzustellen. Er beschränkt sich auf die Lautlehre, behandelt diese aber mit größerer Gründlichkeit, unterscheidet sorgfältig die örtlichen Verschiedenheiten, berücksichtigt überall die geschichtliche Entwicklung und gibt die Laute mit phonetischer Genauigkeit wieder. Die ganze Arbeit ruht auf sicherer Grundlage. Zwei Karten, die aufeinander passen, eine geschichtliche und eine sprachliche, unterstützen die Übersicht der gewonnenen Ergebnisse. Selten wird man zu Zweifel geneigt sein wie S. 92, wo jugs, Scherz, von der mittelhochd. Interjektion jûch abgeleitet wird statt wie gewöhnlich von lat. jocus, Scherz (vgl. engl. joke, niederl. jok), oder S. 102, wo lōeds̆, unbeholfener Mensch, zu mittelhochd. lotz, Simpel, gestellt wird statt zu Lâtsch, obersächs., schles., köln. ungeschickter, tölpelhafter Mensch (vgl. K. Müller, Obersächs. Wörterb. II, S. 143). Heranziehung der Nachbarmundarten wäre vielfach von Vorteil gewesen; namentlich die übrigen fränkischen Dialekte und die thüringischen hätten leicht verwertet werden können; z. B. hätte der Aufsatz von J. Müller über die Senkung des i zu l in der ripuarischen Mundart (Zeitschr. f. deutsche Mundarten 5, S. 353ff.) gute Dienste getan. — Gleichfalls eine gewissenhafte Arbeit über die ostfränkische Mundart ist die von Anton Bergmann[50]), der die bildliche Ausdrucksweise der Bewohner des Ochsenfurter Gaues untersucht und vor allem lautnachahmende Bildungen und Schimpfwörter berücksichtigt. Dabei werden viefach Entsprechungen aus dem Schwäbischen angeführt; ebenso nahe hätten thüringische gelegen, z. B. S. 107 verzwatscheln, verzweifeln, oder S. 124 zu derlachert, thür. zerlechzt (vgl. mittelhochd. lechen, austrocknen). S. 127 wird abluchsen von Luchs hergeleitet; doch dürfte diese Erklärung im Hinblick auf bayrisch derlicken, südfränkisch ablicken und steirisch ablickseln zu verwerfen sein. S. 109 konnte bei Kniebohrer, Geizhals, auf die obersächsische Redensart „Der läßt sich für einen Dreier schon gleich zwei Löcher in die Knie bohren" hingewiesen werden (vgl. K. Müller, Obersächs. Wörterb. I, 64). — Von Emil Gerbet[51]) erhalten wir eine Sammlung voigtländischer Ausdrücke, zu denen sich auch Auseinandersetzungen über einzelne Laute, die Abwandlung, das Geschlecht der Wörter und die Wortbildung gesellen. Es ist eine Vorarbeit für ein voigtländisches Wörterbuch, die zugleich als Werbeschrift dienen soll. — Oskar Philipp[52]) erörtert in „Kleinen Beiträgen zur Kenntnis des Voigtländischen" die Besonderheiten des Lautstandes dieser Gegend. — Von den Relativpronomina in den deutschen Mundarten, ihrer Form und Gebrauchsweise handelt eine Arbeit von Oskar Weise.[53]) — Nicht zur Besprechung vorgelegen hat ein Aufsatz von A. Schreiner über das Einheitsmoment unserer rheinischen Mundarten (rheinischer Akzent) im Korrespondenzbl. d. Ver. f. siebenbürg. Landeskunde, 88. Jahrg. S. 61—107.

---

47) Josef Müller, Hackepack tragen. Rheinische Entsprechungen. Zeitschr. f. deutsch. Mundarten Jahrg. 1917 S. 3—16.

48) J. Weber, Zum Wortschatz der Mundart von Speicher, ebenda S. 72—86.

49) Karl Glöckner, Die Mundarten der Rhön, Elfte Veröffentlichung des Fuldaer Geschichtsvereins. 128 S. M. 3,—.

50) Anton Bergmann, Das Bildliche und Figürliche in der Denk- und Ausdrucksweise der ostfränkischen Mundart des Ochsenfurter Gaues. Zeitschr. f. deutsche Mundarten 1917, S. 97—130.

51) Emil Gerbet, Voigtländische Sprach- und Sachaltertümer, Mitteilungen d. Ver. f. voigtländ. Gesch. u. Altertumsk. zu Plauen, 27. Jahrg. S. 97—160.

52) Oskar Philipp, Kleine Beiträge zur Kenntnis des Voigtländischen. Zeitschr. f. deutsche Mundarten 1917, S. 16—18.

53) Oskar Weise, Die Relativpronomina in den deutschen Mundarten. Zeitschr. f. deutsche Mundarten 1917, S. 64—72.

c) Die oberdeutschen Mundarten.

Die oberdeutschen Mundarten sind bloß vertreten durch mehrere Artikel von Philipp Lenz[54]) in der Zeitschrift für deutsche Mundarten. Dieser liefert zahlreiche alphabetisch geordnete Beiträge zum Wortschatz badischer Dialekte und stellt überdies eine größere Zahl gleichbedeutender Wörter aus demselben Gebiete zusammen, z. B. die Entsprechungen für Grille, Stiefmütterchen, Stecknadel u. a.

Deutschkundliche Ferienvorlesungen, Düsseldorf, Ostern 1918.

In den Osterferien fanden am 4.—6. April die deutschkundlichen Ferienvorlesungen statt, zu denen 150 Teilnehmer und Teilnehmerinnen sich einfanden. Den Reigen der Vorträge eröffnete Geh. Regierungsrat Prof. Dr. Cauer, er sprach über das Mittleramt des Deutschen. Es übe dieses im Unterrichte dadurch, daß bei der Behandlung der deutschen Schriftsteller gerade die Beziehungen zu den geistigen Strömungen anderer Völker berührt werden und dadurch, daß im deutschen Aufsatze ein geeignetes Feld sich bietet, um nach den verschiedenen Seiten hin die Fäden zu knüpfen. Der politische Aufsatz empfiehlt sich, ebenso eine Behandlung Fichtes und politischer Schriftsteller.

Über das deutsche Schrifttum wurden einige Vorträge gehalten. Der bekannte Lutherforscher Geh. Hofrat Dr. A. Berger aus Darmstadt redete über Luther und das deutsche Schrifttum, indem er zunächst Luthers Einfluß auf die deutsche Sprache nachwies, dann die Nachwirkungen Luthers auf die einzelnen Zweige des Schrifttums besprach und zuletzt die Einwirkung auf den geistigen Gehalt der nachfolgenden Erzeugnisse der deutschen Literatur würdigte, wobei besonders die Beziehungen zwischen dem deutschen Reformator und dem deutschen Idealismus berührt wurden. Einen sehr dankbaren Stoff aus der neuen schwäbischen Dichtung behandelte Studienrat Dr. Gränz aus Frankfurt a. M., welcher über „Die deutsche Landschaft in der schwäbischen Dichtung“ sich verbreitete. Der Vortrag wird unseren Lesern demnächst geboten werden. — Über die Arbeiterdichter des Weltkrieges sprach Studienrat Bielert-Düsseldorf. Wegen der engen Beziehungen der Rheinlande zu den Flamen wurde auch das Schrifttum dieses Volkes behandelt. Universitätsprof. Dr. Frings gab einen gedrängten Überblick über die flämische Literatur im 19. Jahrhundert, indem er die völkische Art dieser Dichtungen hervorhob und zugleich auch die mancherlei Beziehungen dieses Schrifttums zu denen der Nachbarländer scharf herausarbeitete.[1])

Auch die Kunst wurde in die Ferienvorlesungen hineingezogen. Dr. Cohen, Assistent an den hiesigen Kunstsammlungen, führte die Teilnehmer und Teilnehmerinnen durch die neugeordneten Säle der Düsseldorfer Kunsthalle und gab in dem Neuen Achenbachsaale eine eingehendere Schilderung von dem Leben und Wirken der Gebrüder Achenbach. In seinem Vortrage über den Geschichtsunterricht in Prima besprach Studienrat Dr. Meier-Düsseldorf u. a. eingehend die Kunstgeschichte und gab einen recht ansprechenden Überblick über seine Wanderungen mit Schülern durch die Kunststätten Kölns. Einen besonderen Kunstgenuß gewährte das Düsseldorfer Schauspielhaus, das besonders in der Aufführung des „Hamlet“ eine große Zahl der Hörer und Hörerinnen als Gäste sah.

Mitteilung.

Das Zentralinstitut für Erziehung und Unterricht, Berlin W. 35, Potsdamerstraße 120, veranstaltet vom 30. September bis 5. Oktober d. J. in seinen Räumen eine pädagogische Herbstwoche für Lehrer und Lehrerinnen von akademischer wie seminarischer Vorbildung. In Aussicht genommen sind unter anderem Vorträge über: Die deutsche Geistesgeschichte im deutschen Unterricht. Luthers deutsche Werke. Romantik und Gegenwart. Selbsttätigkeit des Schülers im deutschen und im geschichtlichen Unterricht. — Verzeichnisse sind im Zentralinstitut von Mitte August an zu beziehen.

54) Philipp Lenz, Beiträge zum Wortschatz der badischen Mundarten, ebenda S. 62 bis 63 u. 151—176. Gleichbedeutende Wörter der badischen Mundarten, ebenda S. 149—151.

1) Der Vortrag erschien im Druck: Über die neuere flämische Literatur. Marburg 1918. Elwert.

Für die Leitung verantwortlich: Dr. Walther Hofstaetter, Dresden 21, Elbstr. 1.

Die deutsche Landschaft in der schwäbischen Dichtung.

Vortrag, gehalten am 6. April 1918 in den deutschkundlichen Ferien-vorlesungen zu Düsseldorf.

Von **Fritz Gräntz** in Frankfurt a. M.

Meine Betrachtungen wollen nicht geschichtlich sein. Sie wollen nicht eine geordnete Reihe von Dichtern herladen und ihre zeitgeschichtlichen Abhängigkeiten untersuchen, um Form und Inhalt ihres Schaffens innerhalb des besonderen Kreises landschaftlicher Darstellung womöglich zu „erklären". Ich gehe vielmehr von der Landschaft aus und versuche aus dem Werk einiger schwäbischer Dichter von Hölderlin und Uhland bis zur Gegenwart einen wohlumgrenzten Teil des deutschen Landes vor dem inneren Auge erstehen zu lassen. Der Schwabe ist am bedeutendsten dort, wo er heimatliche Landschaft darstellt, was er zumeist auch tut. Auch der Geschlossenheit halber sollen diese Wanderungen im schwäbischen Ländchen selber bleiben und nur gelegentlich über seine Grenzen hinausschweifen. Das größere Deutschtum wird darüber nicht zu kurz kommen. Der Gang, den ich vorhabe, führt von selbst, ins Landschaftliche und ins Dichterische hinein, und so soll denn neben dem Erdkundlich-Landschaftlichen auch das Landschaftlich-Dichterische zu seinem Rechte gelangen.

Durch die schwäbische Dichtung rauscht der Neckar, wohl der meistbesungene deutsche Fluß neben dem Rheine. Er schlängelt sich durch das Volkslied und blitzt in den Oden und Hymnen Hölderlins auf. Er ist ein lyrischer Fluß, und seine Rebenhügel und Ufergebüsche, seine niedrigen Felsen und stillen Wälder sind noch heute reinlyrische Landschaften, zumal im warmen, fruchtbaren Unterlande, dessen Trauben schon das Volkslied den Schlehen des Oberlandes entgegenhält. Hier im Tale, wo im Juni „zum Blütenrauch der Ähren grüßt herab die Rebenluft" (J. G. Fischer), zwischen uralten unverdorbenen oder nur wenig entstellten Siedlungen, in einsameren Seitentälern und Mulden, nistet und singt die ältere Schwabenlyrik am liebsten, die Landschaft im Gesange wieder ausströmend, und auch der Sänger ionischer Inseln und Meere schweift immer zurück zu den „lieblichen Wiesen und Uferweiden" des heimatlichen Flusses und besingt die Fruchtbarkeit der Täler: „Seliges Land! kein Hügel in dir wächst ohne den Weinstock; nieder ins schwellende Gras regnet im Herbste das Obst!" In seinem schönsten Landschaftsgedicht, der Ode an Heidelberg, faßt er die Zauber des Neckars am Ausgang des bergigen Tales zusammen. Die alte Neckarbrücke hat keiner so fein gezeichnet wie Hölderlin:

Wie der Vogel des Walds über die Gipfel fliegt,
Schwingt sich über den Strom, wo er vorbei dir glänzt,
Leicht und kräftig die Brücke.

Und keiner hat wieder die Ruinenschönheit des Pfalzgrafenschlosses, der schicksalskundigen Burg, so rein im Spiegel des Gedichts aufgefangen:

Doch die ewige Sonne goß
Ihr verjüngendes Licht über das alternde
Riesenbild, und umher grünte lebendiger
Efeu; freundliche Wälder
Rauschten über die Burg herab.

Frühling und Herbst sind die Lieblingszeiten dieser landschaftlichen Dichtung des Unterlandes, der Herbst vor allem als Zeit der Weinlese, und unter den großen und kleinen Sängern ist kaum einer, der nicht der schwäbischen Weinlese gehuldigt hätte. Die reichsten und farbigsten Bilder verdanken wir den Größten: Hölderlin, Uhland und Mörike. Aus Tagen, in denen Stuttgart noch nicht die Großstadt war, der ihr Talkessel zu eng wird und deren Vorstädte nun, an den grünen Kesselwänden hinaufkletternd, einen Weingarten nach dem andern zerstören müssen, klingt Hölderlins Preis der Hauptstadt herüber: „Herrlich steht sie und hält den Rebenstab und die Tanne hoch in den seligen Duft purpurner Wolken empor." Seltner auch als Justinus Kerner sieht heute im Schwabenlande der Wanderer blühende Flachsfelder, von denen es in Kerners „Lob des Flachses" heißt: „Blauen Himmel ausgestreut hast du über dunkle Auen." Unverändert aber sind die Formen und Linien der kleinen Stromwelt geblieben, die Abhängigkeit des Neckaroberlaufs von Schwarzwald und Alb, die Kleinheit seiner Albzuflüsse, die scharfe Wendung des Flusses gegen das Stufenland. Auch solche Grundformen der Landschaft sind in der Dichtung lebendig geworden. In einer seiner Erzählungen schildert Ludwig Finckh den Ausblick von seinen Reutlinger Albbergen in das tiefere Land hinein, auf die „blühende Kette von Dörfern, genährt vom Neckar, der halbgeahnt hinter den Wiesenwällen ging. An den Ortschaften war sein Lauf zu verfolgen, wie er sich auf die Alb hin besann, aber, von ihrer Schroffheit abgehalten, gegen die Hauptstadt hinbog; da lief sie ihm nach wie eine reuige Jungfer und ließ ihre Bäche zu ihm, die aus unseren Schluchten entsprangen; sie konnten nicht früh genug ihr Leben an ihn verlieren".

Der Neckar ist ein Schwarzwaldsohn, und anders als im Unterlande rauscht er oben, wo er noch ein Gebirgsflüßchen ist, durch die dunkle Gegend. Der eindrucksvolle Gegensatz der dunklen, oft düsteren Tannenberge und Hochflächen zum aufgeschlossenen, hellen, in den lebhaftesten Kleinformen bewegten Rebenländchen der Mitte begegnet uns oft in Vers und Prosa, und die ältere Dichtung liebt es, wie die ältere Landschaftsmalerei, das Rauhe, Öde, Große des Gebirges zu betonen und nicht selten zu übertreiben. Es sind Nachwirkungen jener heute im ganzen überwundenen Art seelischen Verhältnisses zum Mittelgebirge, von der uns die Geschichte der Wandlungen landschaftlichen Empfindens so merkwürdige Dinge zu erzählen weiß. Wie war das Höllental einst als Tal der Schrecken verrufen! Noch Uhlands Herzog Ernst blickt vom Falkenstein „hinunter in den Abgrund, wo der Strom durch Trümmer und gestürzte Föhren tost". Und noch in der Schwarzwaldschilderung, die Hermann Kurz in „Schillers Heimatjahren" entwirft, wogt „das Unendliche heran, eine Gebirgseinsamkeit, aus der man nimmer zu entkommen meinte, hätte nicht in der äußersten Ferne der blaue Zug der Alp heimatlich herübergegrüßt". Oder er spricht von der „starren, schöpfungslosen Einsamkeit", die ihn aus der aufgehäuften, ursprünglichen, gewaltigen, kahlen, wilden und zerrissenen Gebirgsmasse anhauchte. Freilich gibt der im Kleinsten getreue Schilderer seines Volkes und Landes auch die treffendsten Einzelbilder: über die Hochebene verstreute Einödshöfe, schlechte

Hütten mit freundlicher Schindelbekleidung, den Wechsel des Bodengesteins, den der ostwärts schreitende Fußwanderer am meisten bei nassem Wetter spürt, wenn er aus dem Sand des Sandsteingebirges in den aufgeweichten, schlüpfrigen Kalkboden der ersten anstoßenden Juraschichten tritt. Über Höhen und Täler des ganzen Gebirges schweift die schwäbische Dichtung, doch am liebsten ergeht sie sich auf seiner württembergischen Seite, in den Tälern der Enz und der Nagold, in den Wäldern und an den Bergseen, die im Umkreis der Hornisgrinde und des Kniebis liegen. Wer hört aus den kräftig schlichten Versen der ersten Eberhardballade Uhlands nicht immer wieder gern die Enz durch ihr Felsenbette sich rauschend drängen, wer reitet nicht gern mit aus dem kühlen Hirsauer Grunde durch Tannenwälder ins Wildbad hinüber? Auch Kerner, der einstige Badearzt, hat die warme Quelle und ihre „See im granitnen Grunde" besungen. Gern sucht hier die neuere Dichtung, der Schwarzwaldkunst Thomas verwandt, die heimliche Lieblichkeit und Stille versteckter Gründe auf, aus denen die roten Sandsteinfelsen leuchten. So hält Hermann Hesse die Landschaft seines heimischen Nagoldtales fest: „Seltsam schöne Hügelfluchten, dunkle Berge, helle Matten, rote Felsen, braune Schluchten, überflort von Tannenschatten." Und Johann Georg Fischer, der außerhalb Schwabens so wenig bekannte liebenswürdige Lyriker, besingt die ragenden Edeltannen eines Seitentales bei Liebenzell: „Den Abgrund packen der Riesenwurzeln klammernde Fänge, doch im Moose streifen des Sommerlichtes spielende Finger." In einen dichterischen Edelstein eingeschlossen ist die Landschaft der Schwarzwaldseen, der eiszeitlichen Moränenseen. In Mörikes Mummelseeballade spielen die Wasser des Sees „in grünendem Feuer"; „es geisten die Nebel am Ufer dahin, zum Meere verzieht sich der Weiher". Auch Kurz gibt ein gutes Bild des Mummelsees, „der, dunkelbraun am Ufer und weiterhin schwarz, hoch auf dem Gebirge wie ein großes Geheimnis zwischen den Wäldern verborgen liegt". Er schildert die Stille über der Tiefe: „Kein Fisch tauchte in dem dunklen Gewässer auf, kein Vogel rührte sich in den umgebenden Zweigen. Nur kleine Salamander krochen langsam zwischen den Granitblöcken ans Ufer heraus und wieder ins Wasser zurück." „Und doch", so heißt es dann, „so nächtlich und unheimlich er aussah, so schön war sein Rand gebildet, so herrlich war seine Einfassung von Gebirg und Wald." Weitab vom Mummelsee, in noch größerer Einsamkeit, liegt der gleich ihm sagenumwobene Wildsee, der wilde See „im Hochmoor über blauen Tannenbergen", wie Eduard Paulus singt.

Die ganze Liebe des Schwaben gehört seiner Alb, der Schwabenalb, und er hat recht damit. „Die grauen Bergstirnen und die flaumigen Buchen und weit im Bogen die besonnten Städte", das ist Schwabenglück, so weiß es ein Finckhsches Gedicht. Die Alb ist das schwäbische Gebirge schlechthin, in dessen Besitz sich der Schwabe mit keinem Nachbarn zu teilen braucht und dessen charaktervolle Eigenart keine Nebenbuhler kennt, wie sie der Schwarzwald zur Genüge hat. Denn ihre Fortsetzung, der Fränkische Jura, die Frankenalb, ist doch, so sehr sie im geologischen Aufbau und in den allgemeinen Umrißformen mit der Schwäbischen Alb übereinstimmt, um so viel niedriger und verbirgt ihre kleinen Felsengestalten so geflissentlich in den Talfurchen, daß sie ein landschaftliches Reich für sich bildet. Die schwäbische Dichtung wird nicht müde, Art und Schönheit der mächtigen Tafelmauer und ihres steilen, vielgebuchteten, wälderreichen und burgengekrönten Absturzes gegen die Neckarseite, des Alb-

traufes, zu feiern, vollends seit Hauffs Lichtenstein vielen die Augen für diese Bergwelt geöffnet und die Zungen gelöst hat. Die Stelle im Lichtenstein, wo der junge Held der Erzählung auf dem Felsenvorsprung von Beuren steht, in der Berglandschaft und der tief unten liegenden Neckarhügellandschaft schwelgend, und sich von seinem Begleiter, dem Pfeifer von Hardt, die Berge und Burgen des Gebirgsrandes nennen und deuten läßt, vom Roßberg über den Neuffen und die Teck bis zum fernen Staufen, verlockt noch heute zum Wandern, nicht minder jedes Bild aus der Umwelt des Lichtensteinschlößchens selbst, dessen schlanke Felszacke nach dem Schwabschen Worte wie ein Strahl aus der Tiefe aufsteigt und von wo der Blick durch die Talöffnung an der Achalm vorbei in das weite sonnige Altwürttemberger Land dringt, bis zum Hohenasperg. Man fühlt in diesen kleinen Landschaftsgemälden, soweit sie hinter eindringlicheren und tieferen Schilderungen des Gebirges zurückbleiben müssen, die Liebe, mit der ein jugendlicher Geist sie gesehen und nachgezeichnet hat. Besonders auch in den Farben und Lichtern spürt man sie, die dabei der Natur abgeschaut wurden. „Man denke sich", sagt Hauff, „eine Kette von Gebirgen, die von der weitesten Entfernung, dem Auge kaum erreichbar, durch alle Farben einer herrlichen Beleuchtung, vom sanften Grau, durch alle Nuancen von Blau, am Horizont sich hinzieht, bis das dunkle Grün der näherliegenden Berge mit seinem sanften Schmelz die Kette schließt." Dieses Farbenspiel der Albmauer, unter wechselnder Sonne und wechselnden Wolken, es ist das immer neue Entzücken der Wanderer und Dichter, wenn sie vom Vorgelände aus das Gebirge erblicken. In wie vielen Gedichten und Erzählungen steht die blaue Albkette in feierlicher Ruhe, bald fern, bald nah; wie oft „schimmern alle Felsenflanken, wie getaucht in Gold und Feuer" (Paulus). Herrlich malt Mörike im „Maler Nolten" den Albblick vom Geigenbühl bei Nürtingen und den Farbenwechsel der Berge: „Hier schaute, nicht allzuweit entfernt, der langgedehnte Rand des hohen Gebirgszugs ernsthaft und groß herüber; er verschloß beinahe die ganze Ostseite, Berg hinter Berg verschiebend und ineinanderwickelnd, so doch, daß man zuweilen ein ganz entlegenes Tal, wie die Sonne es stellenweise beschien, mit oder ohne Fernrohr erspähen und freudig einander zeigen konnte. Besonders lang verweilte Agnes auf den Felsen der vorderen Gebirgsseite, worein der schwüle Dunst des Mittags sich so reizend lagerte, die wunderbare Beleuchtung mit vorrückendem Abend immer verändernd, bald dunkel, bald stahlblau, bald licht, bald schwärzlich anzusehn. Es schienen Nebelgeister in jenen feuchtwarmen Gründen irgendein goldenes Geheimnis zu hüten. Eine bedeutende Ruine" — es ist Hohenneuffen — „krönte die lange Kette des Gebirgs, und durch einen schwächeren Tubus glaubte man ihre Mauern mit Händen greifen zu können." Ein ähnliches abendliches „Liebesspiel der Sonne" mit der Heimat schildert Kurz in seinem „Sonnenwirt", und wer auf schwäbischen Wanderungen Ähnliches erlebt hat, weiß ihm Dank dafür: „Das Albgebirg in seiner ganzen Ausdehnung stieg über die niedrigeren Höhen empor. Das fliehende Gewitter hatte seine letzten Wolken im Westen gesammelt, wo die Sonne unterging. Man sah sie nicht, aber durch die Wolken sendete sie nach dem Gebirge ein zauberhaftes Licht, das nach und nach die ganze Kette heimzusuchen kam. Im äußersten Westen begann das Schauspiel, und Achalm und Neuffen mit ihren Mauern und Felsen glänzten auf. Dann lief das Licht am Gebirg herüber und in die tiefsten Taleinschnitte hinein, die sonst ununterscheidbar im Ganzen ver-

schwammen, so daß jetzt in ihrem Hintergrunde die fernsten Felsen wie Diamanten blitzten und das Grün der Wälder wie in einem warmen Rauche leuchtete. Nach einigen Augenblicken sank die beleuchtete Stelle in eine graue Masse mit dem übrigen Gebirge zurück, während der wunderbare Strahl immer weiter wanderte, bis er endlich im letzten Osten der Bergkette erlosch. Nun aber spiegelte sich hinter dem Staufen und Rechberg das Dunstbild der unsichtbaren Leuchte, von welcher der Zauberschein herkam, so daß dort in einem dichten Purpurrauche eine zweite Sonne auf- und unterzugehen schien." Am vollkommensten fängt Mörike im Gedichte „Der Petrefaktensammler" den Licht- und Farbenzauber des schönen Gebirges ein. Da erzählt er von der Lust des kletternden und kriechenden Sammlers und fährt dann fort:

Und dazwischen mit Entzücken
Nach der Alb hinaufzublicken,
Deren burggekrönte Wände
Über sonnig Talgelände,
Rebengrün und Wald und Wiesen
Streng mit dunkeln Schatten schließen!
Welche liebliche Magie,
Uns im Rücken, übten sie!
Eben noch in Sonne glimmend
Und in leichtem Dufte schwimmend,
Sieht man schwarz empor sie steigen,
Wie die blaue Nacht am Tag!
Blau, wie nur ein Traum es zeigen,
Doch kein Maler tuschen mag.
Seht, sie scheinen nah zu rücken,
Immer näher, immer dichter,
Und die gelben Regenlichter
All in unser Tal zu drücken!
Wahrlich, Schönres sah ich nie.

Auch in Wolkenhauben sind diese Randberge schön, und die lichtgrünen, in die Tiefe sich stürzenden Buchenwälder der gegliederten Mauer, die weißen Kalkfelsen, die sich aus ihnen strecken, ihr „wunderbarer Todesschmuck" im Herbst, das alles glänzt uns aus der Schwabendichtung an. In feineren Zeichnungen genießen wir das von allen andern deutschen Mittelgebirgen sich unterscheidende gesetzmäßige Linienspiel des Gebirgsrandes nach, das in unendlichen Abwandlungen die Wagrechte der Hochfläche und der Hochkante schroff mit den gebrochenen Linien und Bogen des Abhangs verbindet. Die Alb hat ihre besondere Plastik. „Rauh sind die Berge der Alb, sargförmig gestreckt und gebrochen, harte, gediegene Kraft", sagt Friedrich Theodor Vischer. Aber wenn er ihnen zugunsten des sizilianischen Monte Pellegrino den Adel der Form abspricht, so sind wir, trotz der einzelnen „Gräbelesberge" der Alb, mit ihm nicht eines Sinnes, wie auch sonst mitunter; und er selbst hat auch andere Worte für die Formschönheit des Heimatgebirges gefunden.

Doch nun wieder hinauf zur Felsenkante, wo zwischen dem grauverwitterten Jurakalk im Sommer „tausend goldne Blumen blühn" (Paulus). Von diesem freien Rande ruhend oder wandernd auf die sonnige Landschaftsweite in der Tiefe schauen zu dürfen, ist eins der kostbarsten Gastgeschenke, welche die schwäbische Alb dem Wanderer zu bieten hat. Zu Hunderten blitzen die Dörfer und Städte und Burgen zwischen den Hügeln und Flüssen auf, dunkel schieben sich vom Westen her Streifen des Schwarzwalds herein, überglüht vom Sonnenuntergang. Mörike gibt uns in den Briefen an seine Braut, die für seine Prosa den Gipfel landschaftlicher Dichtung bedeuten, das Glücksgefühl einer solchen Aussicht. Vom „spitzigen Fels", nicht weit von seinem Vikariatsdörflein Ochsenwang und vom Breitenstein, schreibt er: „Er kränzt wie jener dieselbe Albtraufe; die Aussicht allerdings um was beschränkter, aber ein reicher Vordergrund mit Bäumen, phantastisch aufgetürmten Steinmassen macht mir die Aussicht hundertmal genießbarer. Zwischen einem der Felsen sitzt

man ohne alle Gefahr, wenn man nur erst drauf ist, wie in einem Lehnstuhl, mit Moose gepolstert, und hängt die Füße gleichsam über die herrlichste Galerie hinaus, daß einen die Lüfte des Himmels mit seligem Schauder berühren. Da sieht man im Tal die Äcker und Felder, schon sauber gepflügt, in niedlicher Kleinheit, braun und grün abwechselnd, liegen und drüberher zerstreut die Feldarbeiter wie Ameisen emsig zappeln und die Häuslein des Dorfs nur leicht hingewürfelt: das alles aber in den linden goldnen Duft und in ein lispelndes Meer von Frühlingsstimmen getaucht." Und an einen Freund schreibt er nach einem Besuch des Reußensteins über dem Neidlinger Tal: „Als ich auf dem ungeheuren spitzigen Felsen stund, über den Abgründen der sonnenscheuen Wälder in die geöffnete Aussicht und in das Meer von Licht und Sommerluft hinausblickte, hier und da einen Weih mit ruhig ausgelegten Schwingen sich der Willkür des Windes überlassen und so in den reinsten Linien auf- und abbeugen sah, als hätte er Lust, seinen eigenen Leib in bloße Luft zerrinnen zu lassen, da hatte ich auch eine Empfindung von: Was zieht mir das Herz so?" Was aber ist dem seltnen Wanderglück zu vergleichen, von einer der südwestlichen Randhöhen unverhofft einen weißen Zackenkranz ferner Alpenberge zu erblicken? Sie glänzen wie selige Geister zuweilen in die schwäbische Dichtung herein.

Die Berge, die dem Albrand aufsitzen, spiegeln sich, dem Volke uralt vertraut und geheimnisvoll, einzeln in Sang und Sage: das kühne Vorgebirge der Teck, der wuchtig vorspringende Neuffen mit seiner Mauerkrone, wo einst Gottfried von Neifen gesungen hat, der Roßberg und die andern Gesellen alle. Wie fein und liebevoll zeichnet Hermann Kurz, in dessen Schriften seine Reutlinger Bergheimat lebt, den Stufenbau des ehrwürdigen Roßberges nach, einstiger Knabenausflüge gedenkend: den Buchen- und Eichenwaldmantel, der sich um den Hauptkörper des Berges legt, die offene kräuterduftige Ebene des mittleren Absatzes, die den umliegenden Dörfern als Viehweide dient, den schroff emporgereckten, waldigen Bergkopf, der auf dem breitschultrigen Rumpfe ruht, die geräumige Gipfelfläche der vermeintlichen „Spitze" mit der „Schwedenschanze", einer „verworrenen Masse bemooster Steine", die in Wahrheit die Reste eines vorgeschichtlichen, rätselhaften Ringwalles sind. In unseren Tagen ist ein anderer Reutlinger zum Dichter dieser mittleren Alblandschaft geworden, Ludwig Finckh. Da steht in seinem „Bodenseher" derselbe Berg wieder da: „Der Roßberg ist noch ein Heide, der heimliche König der Alb, deutsch bis auf die Sohle; auf ihm geistet es noch." Und in seinem Rapunzelbüchlein blicken wir mit dem jungen Burschen vom Roßberg hinaus ins Land: „Er sah ein schimmerndes Schloß in der Ferne, er wußte: der Zollern; die Achalm tat vertraut mit ihm, hinter ihr ruhte der weiße Neuffen aus. Wie herrlich war die Welt, in der es solche Berge gab!"

Achalm und Zollern sind Glieder jener wundervollen Reihe schlanker Einzelberge, die vor der geschlossenen Albmauer stehen wie „Schildwachen vor dem Lager, wie Befehlshaber vor ihren Truppen oder wie die handelnden Personen vor dem Chor", wie Kurz einmal sagt. Ihr Gestein, ihre Stellung, ihre Höhe, ihre abgeflachten Gipfel verraten dem Kundigen, daß Wetter und Wasser sie allmählich aus der Gebirgstafel herausgeschnitten haben. Die Achalm wächst dem Nichtschwaben zuerst wohl meist aus Uhlands „Schlacht bei Reutlingen" auf; Kurz und Finckh und manche andere haben den schönen Berg mit Dichtung und Jugendgedenken umwoben. Der berühmtere Zollern hat in Gesang und dichterischer Schilderung ein viel

versteckteres Dasein. Beide werden in den Schatten gestellt durch den Staufen, die machtvollste und herrlichste Bergpersönlichkeit, den wahrhaftigen Herrscher der inneren Schwabenlandschaft. Wer je im Gelände der Kaiserberge, um Staufen und Rechberg, und tagelang auf dem Hochrand der Albtraufe gewandert ist und diesen einen Berg immer ferner und kleiner, doch immer steiler und mächtiger herüberblicken sah, der weiß, was er für Schwaben bedeutet; er wird nie den Irrtum begehen, allein aus dem geschichtlichen Schauer, der seinen einsamen, kaum noch Spuren der Burg tragenden Gipfel umfließt, und aus der neuen Kaisersehnsucht einer nun vergangenen Zeit die gebieterische Stellung zu erklären, die der Berg auch in der Dichtung des Landes einnimmt. Hier sind tiefe Zusammenhänge zwischen Landschaft, Geschichte, Sage und Dichtung. Eine ernste, einsame, mahnende Größe, so steht er im Gedicht. Lassen wir uns zunächst von Uhlands schönen Versen im Konradinbruchstück sein Vergangenheitsbild heraufbeschwören:

O denk an jenen Berg, der hoch und schlank
Sich aufschwingt, aller schwäb'schen Berge schönster,
Und auf dem königlichen Gipfel kühn
Der Hohenstaufen alte Stammburg trägt!
Und weit umher, in milder Sonne Glanz
Ein grünend, fruchtbar Land, gewundne Täler,
Von Strömen schimmernd, herdenreiche Triften,
Jagdlustig Waldgebirg und aus der Tiefe
Des nahen Klosters abendlich Geläut.

Das Bild verschwindet; dann blickt es verwandelt aus Justinus Kerners „Reiseschatten": „So sehr auch diese Täler, Wiesen und Hütten wechselten, so hatten sie immer ein und denselben Hintergrund, und das war ein einsamer, kahler Berg, der blickte immer trauernd zu mir her, und so trauernd und einsam wie er, sah ich mich immer in all diesen Wäldern, Tälern und Waldwiesen stehen, und eine Stimme hört' ich aus dem Ringe rufen: Dort stand der Hohenstaufen Haus!" Und als freundlicher Gegensatz stellt nun Kerner den lachenden Rebenhügel der Weibertreu daneben. Die ausdrucksvolle Gestalt des Staufens hat es den Dichtern von jeher angetan. „Aber der Staufen, in schön geschwungener Linie steigt er auf zum Gipfel und sinkt in die Gelände herab", sagt der ästhetisch linienfrohe Vischer. „Ich sah ihn fern, er glich dem Sarge", singt Johann Georg Fischer. Paulus nennt ihn „den schönsten Berg, wenn man gen Süden geht, ein Heldengrab von ungeheurer Größe." Im „Sonnenwirt", dem Heimatroman von Kurz, der zumeist in den Wäldern der Staufengegend spielt, streckt sich der von der einen Seite aus „wunderschlanke Berg" plötzlich gar wie der Schatten eines aufgehobenen Riesenfingers in die dämmernde Landschaft und wird zum Schreckgespenst für das Sonnenwirtle. Kerner singt: „Es steht in stiller Dämmerung der alte Fels, öd' und beraubt", und in einem Mörikebrief aus Lorch stehen, als Erinnerung an jugendliche Dichterpläne, die kurzen Worte: „O Staufen, Staufen! einsam in dunkler Nacht!"

Seltener als der gestaltenreiche Nordwestrand begegnet uns in der Dichtung die trockene und wälderarme Hochfläche der Alb, das Land der Stürme und schneereichen Winter, der mit grauen Gesteinsbrocken besäten Wacholderheiden, der Dinkelfelder und der Schafherden, die früh ihre Winterweide im Neckartal beziehen. Das ist die „rauhe Alb", wie sie heute noch, mehr im Reiche draußen als im Lande selbst,

genannt wird. Die ältere Dichtung hebt diese Rauheit hervor und versäumt nicht, den landschaftlich so wirkungsvollen Gegensatz der einsamen steinigen Fläche zur aussichtsfreien Wälder- und Felsenkante darzustellen. Bei Hermann Kurz ist dieses Albland meist eine „weite öde Bergfläche", eine unheimliche Einsamkeit der Winde und Nebel und verkrüppelten Bäume, einmal sogar eine Wüste, die nur eine Viertelmeile vom gelobten Land entfernt liegt. Vertieft wird das ernste Gesicht dieser Landschaft durch Spuren uralt verschollenen Menschenwerks. Statt der Schlösser und Dome und behäbigen Reichsstadtrathäuser, statt der hoch und breit gegiebelten Bürgerhäuser der milden Täler treffen wir hier Hünengräber und Hochstraßen, Geröllwälle und Heidenmauern, von Vogelbeerbäumen überwachsen. Auch sie haben ihren Sänger gefunden in Eduard Paulus, dem Altertumskundigen. Und im Wolkenhimmel der Heide gestalten sich ihm Bilder, wie sie heute noch der Albbauer sieht: „Vorüberjagt mit seinem Geistertrosse der alte Wode auf dem weißen Rosse."

Viel freundlicher schaut uns die Albfläche aus der jüngeren Dichtung an, so wie der Sommerwanderer an lichten Tagen sie kennt und liebt. Da stehen in den kleinen Büchern Ludwig Finckhs die sauberen weißen Albdörfer mit ihren roten Dächern, bestimmte, mit Namen genannte Dörfer, die man wiedererkennen kann, dazwischen fließen die Kornfelder in goldenen Breiten, ein bunter Hochzeitszug geht zu der niedrigen, schmucklosen Kirche, man wandert durch blühendes Heidekraut gegen den Taleinschnitt von Urach, die alten Buchen des Randwaldes werfen ihre Schatten „wie kühle Brunnen über die Straße", im Buchendickicht läuft ein Brausen wie von fernem Sturmwind: der Uracher Wasserfall. Gewiß sind auch bei Finckh Ernst und Größe da, aber sie drücken nicht. Der Schullehrer, der den „Gräbervogel" hat, nimmt in der Herbstvakanz den Albbuben mit auf die Heid', „Römersträßle" und keltische Regenbogenschüsselchen zu suchen und deutet ihm die steinernen Muscheln und Schnecklein in den grauen und weißen Felsenschichten als Gottes Handschrift. Auch in die Tropfsteinhöhlen des zerlöcherten Gebirges führt er uns; die Nebelhöhle im „Lichtenstein" ist ja nur eine unter Hunderten.

Manche innere Talfurche voll verborgener wilder Schönheit in ihrer „Felsentrümmersaat" ist in Lied und Schilderung versteckt: das waldig tiefe Geislinger Tal mit seinen Verästelungen, der wildschöne Felsenkessel von Blaubeuren, dem Klosterstädtchen, das in Mörikes Dichtung lebt. Finckh hat die merkwürdige Versickerung der jungen Donau bei Tuttlingen, den unterirdischen Lauf des Donauwassers durch den Jurakalk, sein Emporquellen im Aachtopf bei Aach im Hegau, den Abfluß zum Bodensee in seine Erzählung aufgenommen. Den schönsten schwäbischen Quelltopf, den Blautopf bei Blaubeuren, hat Mörike durch die „Historie von der schönen Lau" berühmt gemacht. Wie sich in Gestalt und Wesen der schönen menschenfreundlichen Quellnixe, die mit einem alten Donaunix am Schwarzen Meer vermählt ist, die reine und doch fremd empfundene Wohltat des Wassers, das Geheimnis der unterirdischen Wasserläufe, die Verknüpfung dieses schwäbischen Talwinkels mit dem fernen Donaumündungsreich verkörpert, das gehört zu den anmutigsten Schöpfungen; Landschaft, Volksgemüt und dichterische Phantasie sind zu einem einzigen Kristall geworden.

Schweigsamer als der Neckar fließt die oberschwäbische Donau durch die Dichtung. Selbst ihre eigenartigste und landschaftlich reichste Talstrecke, der Durchbruch

zwischen Tuttlingen und Sigmaringen, mit dem Kloster Beuron und den Felsenburgen Wildenstein und Werenwag ist von Schwaben seltener besungen und dargestellt worden, als sie es verdiente. Mannigfaltiger schon sind die Bilder, in denen Ulm, die alte Reichsstadt zwischen der Alb und Oberschwaben, aus wogenden Kornfeldern oder aus Donaunebeln aufwächst, samt ihrem gewaltigen Münster, dessen hoher durchbrochener Turmhelm aus großer Ferne schon den Reisenden grüßt. Daß der Bau ohne ihn in der Landschaft nicht kleiner, wenn auch fremdartiger gewirkt hat, lesen wir aus einem Briefe des jungen Mörike: „Bald lag der Münster wie ein schauerlicher Block vor Augen, dieser Koloß, der so tyrannisch alles um sich her verkleinert und, von der Ferne betrachtet, gar keinen Bezug auf die Stadt annehmen will."

Die herbe Moränenlandschaft Oberschwabens von der Donau ins Algäu hinein weitet sich mehr im Volkslied und in der Sage als in der Dichtung früherer und späterer Zeit, soweit sie Bedeutung hat. Auch erzeugen ihre langgestreckten, einsamen Fichtenwälder, ihre Moore und kleinen Seen, ihre geröllreichen, trübschäumenden Voralpenflüsse eintönigere Spiegelbilder als Neckarland, Schwarzwald und Alb. Hier gibt es selbst für das sangeslustige Schwaben noch unbekannte Schönheit zu entdecken und wiederzugestalten. Dieser Teil der oberdeutschen Hochebene ist obendrein seit alters ein rasch durcheiltes Durchgangsland zum Bodensee, der die Herzen und Augen in eine neue Landschaftswelt lockt. So ändert sich denn auch das dichterische Bild im ganzen erst im Süden, dort etwa, wo hinter Ravensburg der Weinbau beginnt und sich ein freundliches Hügelgelände zu den blühenden Seeufern senkt. Das ist der Schauplatz einer in sich vollkommenen Dichtung, bei der wir einen Augenblick verweilen wollen, weil sie den reinsten Einblick in die reiche schwäbische Bodenseedichtung öffnet. In Mörikes „Idylle vom Bodensee" hebt sich ein derbes, schalkhaftes und inniges Volksleben von der beweglichen Weite der Seefläche und von der schweigenden Erhabenheit der halbnahen, halbfernen Schweizergebirge ab. In jeder mit den Tageszeiten wechselnden Beleuchtung leben und glühen See und Berge im wellenhaften Rhythmus der Mörikeschen Hexameter auf:

Aber noch freut sich das Türmchen, in schlanker Höhe den weiten
See zu beschauen den ganzen Tag und segelnde Schiffe,
Und jenseits, am Ufer gestreckt, so Städte wie Dörfer,
Fern, doch deutlich dem Aug, im Glanz durchsichtiger Lüfte.
Aber im Grund wie schimmern die Berge! wie hebet der Säntis
Silberklar in himmlischer Ruh die gewaltigen Schultern!

Wie der weite See sich täglich an den Glocken ergötzt „das Ufer hinauf und hinab", so nimmt er am Gesang und Klarinettenspiel des jungen Volkes teil, das von Bregenz her mit dem Winde heimsegelt. Wir erleben es mit, wie

zur Rechten die blühenden Ufer
Drüben, im letzten Gefunkel des Tags, die verschobenen Buchten,
Reben- und Obstbaumhügel, die Schlösser, die Höfe, die Flecken,
Schneller sich drängten herbei, entgegen dem lieblichen Schalle.
Fels und Turm, gleichwie sie mit Lust ihr eigenes Abbild
Sah'n in flüssigen Farben gemalt auf der glänzenden Fläche,
So nun vergnügt' es sie jetzt, die begierig empfangenen Töne
Wiederzugeben alsbald in melodischer Folge mit Necken.

Ein Abendbild:

Und schon wallt', ein lebendiges Meer, rotglühend in ganzer
Länge, hinunter der See, mit unendlichen Wellen erzitternd,
Bis wo die feurige Glut er gestadlos breit ausgießet
In das Gewoge des tief entzündeten Abendhimmels.

Ein Nachtbild:

Still war alles umher, und, im Sternenschein verbreitet,
Rührte der See sich kaum; nur daß am Bauche des Schiffes
In vielfältigen Tönen die gluckende Welle sich übte.
Jenseits aber die Berge, die ewig schimmern im Schneelicht,
Schon empfingen sie höheren Glanz, und leise des Mondes
Aufgang zeigten sie an, eh' die lieblichen Ufer ihn schauten;
Hoch vor andern im Nachtblau glänzte die Stirne des Alpsteins,
Einer himmlischen Wolke vergleichbar.

Und nun das Morgenbild des Sees aus dem fünften Gesang, der heimlichen Krone des Ganzen:

Doch jetzt haftete ruhigen Blicks ihr Aug' auf der Berge
Morgendlich strahlenden Reihn, die mit schneeigen Häuptern zum hohen
Himmel sich drängen; und jetzo die fruchtbaren Ufergelände
Flog sie entlang, und den herrlich besonnten Spiegel durchlief sie,
Welcher, vom Dunste befreit, schon wärmender Strahlen sich freute.
Hier arbeiteten Fischer im Kahn, dort schwand in der Ferne
Winzig ein Segel, indes schnell wachsend ein anderes nahte.
— — — — — — — Doch weit in den blauenden Himmel,
Über dem See und über dem wilden Geflügel des Ufers
Kreiste der Reiher empor, dem Säntisgipfel sich gleichend;
Aber im Walde, zunächst bei der Schäferin, sangen die Vögel.

Wie fein der Dichter seinen geliebten See beobachtet hat, dafür nur noch ein Beispiel: Im Frühling werden aus den Nadelwäldern des Ufers oft Mengen gelben Blütenstaubes auf das Wasser geweht; der Schiffer sagt dann: der See blüht. Mörike singt vom Frühling, der

Über den See neu wieder die schwimmenden Teppiche lässet
Gleiten aus goldenem Staub und dem Fischer die Garne vergoldet.

Scheiden wir jetzt von dem lieben württembergischen und bayerischen Gestade, das, gleich dem See, auch in Hermann Linggs, des bayrischen Schwaben, Lyrik glänzt und blüht, scheiden wir auch von

Lindau, der vergnüglichen Stadt, die schön auf der Insel
Liegt im See, durch die Brücke nur breit mit dem Lande verbunden,

und wenden wir uns westwärts ins Badische und Schweizerische, wo der Obersee sich in den Überlinger und den Untersee teilt. Hier am Überlinger See saß im 13. Jahrhundert Burkart von Hohenfels auf seiner Burg über Sipplingen, ein naturnaher Alemannengeist in einem naturfernen Zeitalter, und malte in seinen Gedichten den See mit Schiffen und Fischern ab. Am Untersee fand Hermann Hesses landschaftliche Lyrik jahrelang eine Heimstätte. Da schreitet der Frühling mit dem Föhn „den braunen Pfad von den stürmeklaren Bergen nieder". Da geht ein windiger Junitag über die lichte Fäche:

Der See ist wie Glas.
Am steilen Hügelhang
Weht silbern das dünne Gras.

Da zieht die Nacht über der Landschaft auf:

Der See ist erloschen.
Schwarz schläft das Ried,
In Träumen flüsternd.
Ungeheuer ins Land gedehnt
Drohen die hingestreckten Berge.

Dort sitzt heute noch Ludwig Finckh, der Arzt und Dichtersmann, läßt sich die frische Seeluft durch Haus und Dichtung schweifen und schaut über die weite in Seedunst gebreitete Fläche ins Thurgau hinüber, in die Schwabenschweiz, deren „braunrote Wälder den Spiegel wie ein goldner Ring den Stein" einfassen. Wir besuchen mit ihm die Klosterinsel Reichenau: „Der Rhein geht über in das Ried, die Silberweide raunt ihr Lied." Wir lernen mit ihm den alten Bodenseefischern die noch viel älteren alemannischen Windnamen ab, den „Schwick" und den „Ruhs", den „Rüsli" und den „Obedkröpfli", die gefürchtete „wilde Pfäh" aus Nordost, die willkommene warme „Rheinpfäh" aus Südost. Wir leben einen Föhnmorgen mit: „Frühmorgens um vier standen die Alpen düsterrot am grauen Horizont wie ein Höllengebirge, weiche Spannung lagerte in der Luft und machte die Gelenke schwer; um neun brach es los und schlug um die Dächer." Wir segeln hinaus und erkennen „den herannahenden Sturm als dunkle Linie auf dem Spiegel, wenn der Älbler noch lange von schönem Wetter reden würde". Und in einer milderen Winternacht lauschen wir nach dem gefrorenen See: „es klang durch die lautlose Nacht wie ein hallender Kanonenschuß oder ein Glockenschlag: dann war irgendwo das Eis geborsten und eine Wunne aufgegangen". Drüben aber, im Nordwesten, stehen die vulkanischen Hegauberge: „Das steigt bolzengerad aus den Tälern auf, der Höwen, Krähen, Mägdeberg und die Stoffeln, stolz wie die Jungfrauen; Twiel, der trutzigste von allen, der Ritter, wie eine Faust an den See hinüber. Das ist dein letzter Schwabenberg." Dies gilt dem vom Norden kommenden Handwerksburschen in Finckhs „Reise nach Tripstrill". Endlich steigen wir mit ihm zu Schiff und fahren rheinabwärts aus dem Schwäbischen Meer hinaus, an Stein am Rhein vorüber, das „wie ein deutsches Volkslied über dem Wasser" hängt, unter Dießenhofens alter gedeckter Holzbrücke hindurch, zwischen Wildenten, Reihern und Eisvögeln in die Wälder hinein. „Der Rhein bog sich an Ortschaften vorbei mit Holzkirchen und Schindelhäusern, die Uferhänge ruhten grün im Sonnenstrahl, Urwaldstille brütete darüber; ein einsamer Fluß durch Gottes Garten. Zuletzt tauchten wuchtige Mauern auf, der Munot sperrte die Landschaft und Schaffhausen trat in den Rahmen." Wer die unvergleichliche Stromfahrt von Konstanz nach Schaffhausen je genossen hat, wird sie in diesen warmen und getreuen Worten des Schilderers mit innigem Vergnügen nachgenießen.

Aus Lied und Wort seiner eigenen Dichter haben wir uns das schwäbische Land in seinen Naturformen aufgebaut. Was ist nun das eigentlich Schwäbisch-Deutsche an diesem Gebilde? Es gilt, die feineren Lebenszüge der Landschaft in den Einzelbildern zu erkennen. Wir wollen uns dabei nicht mit den schweren Fragen abquälen, wie denn die Landschaft auf Volksstamm und Volkstum durch die Jahrhunderte hindurch einwirkt, sie umformend und sich angleichend. Genug, es besteht eine geheime und offene Wechselwirkung, und die Verwandtschaft zwischen dem schwäbischen

Teil der alemannischen Kunst und seiner Landschaft ist seit alters bis zur Gegenwart unverkennbar. Abseits vom Meer, in das Hochgebirge kaum eindringend oder durch einen großen See von ihm getrennt, im Westen durch ein breites Waldgebirge vom offenen Verkehrsweg des Rheins geschieden, im Norden und Osten in wesensgleiche oder ähnliche Landschaften übergehend, ist das Schwabenland ein Reich der Enge und Verborgenheit. Es vereinigt eine erstaunliche Fülle naturwüchsiger, mit alten Menschensiedlungen treu verschwisterter Landschaften, die nur im Gebiet weniger großer Städte ihre Beschaulichkeit eingebüßt haben. Seine landschaftliche Dichtung ist zumeist die Idylle, und auch Hölderlin wird, wo sein glühender Flug im Heimischen Rast hält und, sei es auch nur für einen Augenblick, mit dem Pflüger „vor seiner Hütte ruhig im Schatten sitzt", zum Idylliker. Bei den kleineren Dichtern wie Karl Mayer, dem Freunde Uhlands, reiht sich ein idyllisches Natur- und Landschaftsbildchen an das andere, Pflanzen, Tiere und Menschen umfassend: das sonntägliche Bauernhaus mit den Nelkenfenstern, der Dorfgarten, der kleine See mit den Wasserlinsen. Dieser „epigrammatische Naturlyriker", wie man ihn genannt hat, ist auf einer beständigen Bilderjagd in der Heimat unterwegs. Künstlerisch gestaltete Idyllen sind der Reichtum Uhlands und Mörikes, an deren Meisterschaft keiner ihrer Kunstverwandten, auch Justinus Kerner und Johann Georg Fischer nicht, die beide ursprüngliche Lyriker sind, heranreicht. Wie sind uns die kleinen Landschaften dieser zwei Großen vertraut, die schwäbischen Hirten- und Schäfer-, Feld- und Dorf-, Weinberg- und Waldlandschaften, die feierlichen und die heiteren! Da ist der Knab' vom Berge, der auf die Schlösser all herabsieht, da ist die Wurmlinger Kapelle bei Tübingen, da ist der Fährmann im Boote. Da ist Mörikes Weinberghäuschen: „Im Weinberg auf der Höhe ein Häuslein steht so windebang", oder die Heide mit dem Schäferkarren: „Des Schäfers sein Haus und das steht auf zwei Rad, steht hoch auf der Heiden, so frühe wie spat." Was bedeutet die Schafherde für diese süddeutsche Landschaft! Wie vielen Bildern und Schilderungen gibt sie Ruhe und Abseitsstimmung! In Finckhs „Rapunzel" finden wir dies Nachtbild: „Weiß liegen die Schafe umeinander in warmem Atem, Mutter und Lämmer, kaum daß ein wolliger Pelz vom andern sich abhebt. Die Milchstraße blinkt auf den alten Mann, der still am Karren steht." Besser als alle Auerbachschen Dorfgeschichten läßt uns Mörikes „alter Turmhahn" in das Kleinleben des süddeutschen Dorfes und seines Pfarrhauses blicken. Aus jedem Worte des köstlichen Kunstwerks weht die milde Cleversulzbacher Luft: „Ade, o Tal, du Berg und Tal, Rebhügel, Wälder allzumal!" Man hat es mit Recht eins der deutschesten Gedichte genannt. Der Pfarrgarten von Cleversulzbach mit dem musikalischen Pförtchen, der Friedhof, die Waldwiesen mit den schönen Einzelbuchen, die Dorflinden und Feldlinden: eine ganze Welt von Kunst verklärter Idylle. „Nicht weit vom Dorf zwei Linden stehn, einsam, der Felder stille Hut" beginnt das wundervolle Hochzeitslied. Hierhin gehören auch die vielen Parklandschaften Mörikes, die Schloßgärten, Alleen, Eibengänge, Orangerien und Springbrunnen, die er zu Schauplätzen und Hintergründen seines Romans und seiner Novellen macht, am wirkungsvollsten und einheitlichsten in seiner reifsten Schöpfung „Mozart auf der Reise nach Prag". Erinnerungsbilder aus der Ludwigsburger Kindheit, aus den Hohenheimer Anlagen, die auch Kurz liebevoll geschildert hat, und wohl aus manchem anderen dieser über das Land vielverstreuten Gärten französischen und italienischen

Geschmacks, die doch gutschwäbisch geworden sind, haben da Gestalt gewonnen. Die Landschaftsidyllen dieses Dichters sind, wie alles, was er schuf, von einem adligen Ebenmaß, das ihn an die Seite Hölderlins stellt. Es ist das Ebenmaß der Antike, unzertrennlich mit deutschester Dichtung vereinigt. Wir wissen, was Mörike den Griechen verdankt, wir wissen aber auch, daß es nicht Nachahmung war, sondern tiefe Wahlverwandtschaft, was ihn mit Theokrit und andern alten Idyllikern verband. Ist es uns nun nicht, als habe eben gerade er den ebenmäßigen, wohlklingenden Rhythmus seiner schwäbischen Heimat am reinsten aufgenommen und widerklingen lassen? Auch das jüngere Dichtervolk Schwabens neigt der Idylle zu. Zuweilen freilich regt sich bei den Daheimgebliebenen ein Flügeldrang aus der schönen Verborgenheit heraus. Es ist bezeichnend, daß dieser Drang nicht selten von den Randlandschaften genährt wird, die den Ausblick in die Weite erschließen. Schon der Pfarrer Mörike widmete dem Bodensee die sehnsüchtigen Worte: „Denk ich an ihn, gleich wird mir die Seele so weit wie sein lichter Spiegel", und Hermann Kurz läßt seinen Roller von den Schwarzwaldhöhen verlangend hinüberschauen in die helle Ebene des Rheins, zum Straßburger Münsterturm und in die offene Welt.

Ein solcher naturnaher, ländlicher Gesang muß von selbst einen volkstümlichen Klang gewinnen. Ja bei Justinus Kerner, der sich gleich Uhland tief in die Volksdichtung versenkt hat, ist die Grenze zwischen Kunstlied und Volkslied mitunter so völlig aufgehoben, daß eins seiner Lieder als vermeintliches Volkslied in das Wunderhorn aufgenommen wurde. Uhlandsche Gedichte werden volksliedartig gesungen. Und von Mörikes Liedern haben nicht nur manche wie „Die Soldatenbraut", „Agnes" und das nach einem Stormschen Bekenntnis unergründlich schöne „verlassene Mägdlein" den reinen und vollen Volksliedton, auch aus der Kunstvollendung seiner andern Gesänge wird uns nicht ein vom Volke gelöster Dichter, sondern das schwäbische Volkstum selber vernehmbar. Tief ist diese Dichtung im Volksmäßigen verwurzelt. In ihr kreist das Herzblut des Volkes nicht minder als im Volkslied. Und gleich diesem zeigt sie uns die idyllischen Landschaften erfüllt von einem reichen dörflichen und kleinstädtischen Leben, das sich ohne sie nicht denken läßt. Wie viele volkstümliche Landschaften an Arbeits- und an Festtagen, mit altem Brauch und guter Urvätersitte, werden in den schwäbischen Prosaschriften zum Greifen lebendig, im Stuttgarter Hutzelmännlein, oder bei Hermann Kurz oder in Finckhs Büchern, wo sich am Pfingstmontag wieder das halbe Land auf der Albwiese über der Nebelhöhle versammel- oder wo beim Reutlinger Weingärtnerfest das „Rebenmännle" St. Urban feierlich auf einer Stange zur Kirche getragen wird.

Volkstümlich ist das Sagen- und Märchenhafte der schwäbischen Landschaftsdichtung. Täler und Berge des schönen Landes sind von einem geheimen Hauche ehrwürdiger Mythen umflossen. „Zu einem rechten Berg gehört ein rechter Geist", und in Schwarzwald und Alb fehlt es an rechten Bergen nicht. Die besten dieser landschaftlichen Märchen und Sagen, in denen die Volksphantasie leidenschaftlich lebt und webt, wie die Sage von der schönen Urschel und ihren Nachtfräulein, die auf dem Ursulaberg bei Reutlingen daheim ist, oder die Riesensagen des Neidlinger Tales, in denen die Berge und Felsen selbst zu handelnden Gesellen werden, ziehen sich durch die Kunstdichtung bis zum heutigen Tag, über Hauff und Kurz bis zu Finckh und anderen. Sie sind eben nicht umzubringen, sie quellen immer neulebendig aus dem

Boden der Landschaft wie das Bergwasser. Oder sie wachsen, wie Kurz einmal sagt, wie grünes Moos auf den alten Gesteinen. Aber der schwäbische Dichter schafft selbst am Mythus mit. Er bevölkert, wie Uhland oder der weit phantasiereichere Mörike, dessen Geist und Gemüt im Märchenlande beheimatet sind, die Nachtlandschaft mit seinen ureigenen Elfen. Die Historie von der schönen Lau ist frei erfunden. Mörikes phantastische Schiffer- und Nixenmärchen sind ihm an der Donau zugewachsen. Und als einst Uhland das Zahnmotiv im Hutzelmännlein in einer Sage wiedergefunden hatte, war Mörike aufs seltsamste überrascht, denn er wußte von dieser Sage nichts. Landschaft und Volkstum dichteten in ihm.

Volksgemüt, Sage und Märchen, ummauerte Städte mit mittelalterlichen Giebeln und Domen, Hügel mit Kapellen, Felsen und helle Flüsse und dunkle Mittelgebirgswälder mit verschwiegenen Lichtungen, das sind die Elemente, aus denen die Romantik ihre Gestalten bildete oder webte. Die reichgegliederte schwäbische Landschaft, die zugleich durch und durch, in jedem Flußwinkel, an jeder Bergecke eine geschichtliche Landschaft ist, eine Landschaft mit geistigem Ausdruck, kam der Romantik ebenso entgegen wie die mittelrheinische, und da sich die landschaftlichen Züge Schwabens nicht allzusehr verändert haben, so kommt sie ihr noch heutigentages willig entgegen und erzieht ihre jungen Dichter noch immer zu Romantikern, mögen sie sich auch von Rechts wegen um den Namen gar nicht kümmern. Was gut und wahr ist am sogenannt Romantischen, das stirbt eben nicht. Es ist deutsch. Wenige sind es in Schwaben, an denen gar kein romantischer Zug zu entdecken ist. Wenn wir von schwäbischer Romantik hören, so denken wir wohl zuerst an Uhland und Kerner. Wir hören Kerners, des liebenswerten Arztes, Lyrikers und Geistersehers, Einladung, die er an den Baron de la Motte-Fouqué richtet:

O geh in das schwäbische Land hinaus!
Da stehen die Städte so ernst und alt,
Da waren viel kühne Recken zu Haus,
In dunklen Gebirgen ihr Schwertschlag noch hallt.

Und nicht nur in seiner Lyrik finden wir einen reinen, wenn auch nicht immer geformten Niederschlag romantischen Geistes, sondern vor allem in seinen „Reiseschatten", einer merkwürdigen Jugendschöpfung voll verschollener Anspielungen und versteckter Beziehungen, die ohne Anmerkungen nicht mehr zu verstehen sind, voll Satire, Laune und Jugendglut, voller Volksleben und Märchenspuk und voll bunter und mondheller, immer wechselnder Stadt-, Burgen- und Kapellenlandschaften. Was sich nur an romantischem Zubehör der Landschaft erdenken läßt, taucht hier auf und versinkt wieder. Doch dieser Reichtum entspricht dem natürlichen Reichtum des Landes; oft habe ich auf schwäbischen Wanderungen an das seltsame Büchlein, besonders an seine Neckarmondfahrt im Marktschiff, denken müssen. Uhlands Klostergärten, Kapellen, Schlösser und Jagdwälder stehen in einer kräftigeren und klareren Luft, herrlich von Sage und Geschichte umflügelt. Fest und männlich verschwiegen steht sein romantisches Gedicht auf dem geliebten Grund und Boden, seitab von dem ruhelos Schweifenden Eichendorffs, dem oft Verschwommenen Kerners und von den in ihren Natur- und Landschaftsbildern nicht selten flüchtigen nördlicheren Genossen. Sein Gedicht ist seine Natur; keine Stilwandlung kann ihm etwas anhaben. Manches geschichtliche Landschaftsbild hat auch der junge Hölderlin romantisch nachgezogen:

die Trümmer der Teck, die ihm zu Mahnern für die Verächter deutscher Biedersitte werden, die Tübinger Burg. „Still und öde steht der Väter Feste, schwarz und moosbewachsen Pfort' und Turm." Doch wächst sein großer Sang bald über die heimatliche Romantik hinaus. Kurz beschwört in seinen Romanen mit der Treue des geschichtlichen und kulturgeschichtlichen Forschers, Hauff weit übertreffend, Landschaften der schwäbischen Vergangenheit herauf. Tief ist Mörikes Dichtung in die romantische Flut getaucht. Das geheimnisvoll Dämonische, das seinen Maler Nolten beherrscht, ist auch über den Landschaften des Romans überall zu spüren. In des alternden Dichters Kunst- und Freundschaftsbund mit Schwind, dem von ihm beneideten Maler, prägt sich die romantische Wesensübereinstimmung beider Naturen aus. Aber Mörike war mehr als Romantiker. Er lernte früh den Überschwang, die immerquellende Gefühlsfülle meistern zur vollendeten, in sich ruhenden Gestalt, wie keiner vor und neben ihm außer Goethe. Landschaftlich zeigt diese Verschmelzung des Romantischen mit dem Klassischen, die für sein Wesen bestimmend ist, vielleicht keins seiner Gedichte so rein wie die spät entstandenen „Bilder aus Bebenhausen", scheinbar schlichte Distichen, die sich um die ehemalige Zisterzienserabtei zwischen Tübingen und dem Schönbuch, um Kreuzgang und Brunnenkapelle, Kapitelsaal und Glockenturm, Wiese und Waldhügel ranken. Von der vergangenen Klosterherrlichkeit träumend, die einst den jagdfrohen Tübinger Pfalzgrafen als Gast beherbergt hat, atmen da, unnachahmlich fein gezeichnet und getönt, Kloster und Landschaft, Kunst und Natur, im warmen Blau eines schwäbischen Gegenwartssommers.

Ein volkstümlicher Zug schwäbischen Wesens und Schrifttums, der sich bei guter Gelegenheit auch über das Landschaftliche zieht wie ein recht heller, wandernder Sonnenblick, darf nicht übersehen werden: das Schalkhafte, der Humor. Wenn Finckh das Dorf Holzelfingen, das auf dem Rücken eines steil zu Tal fallenden Albfelsens aufsteigt, mit diesen Worten in sein Geschichtlein verpflanzt: „es hängt wie ein Zwerchsack voll Blumen auf dem Buckel eines alten Mannes", oder wenn er die abgestutzte Form des Achalmkegels durch die scherzhaft ersonnene Sage erklärt, der liebe Gott habe auf dem Albtrauf gesessen und von dem vor ihm stehenden Berg die Kuppe hinuntergewischt, um eine gute Schreibtafel zu bekommen, so haben wir in Landschaftsbildern solche Äußerungen schwäbisch-süddeutscher Laune vor uns, die heute gerade in Finckh einen beredten, mitunter allzu beredten Mund besitzt. Keinem schwäbischen Dichter außer Hölderlin ist diese launige Art ganz fremd. Auch der strengere Uhland hat sie, und wie sehr sie zu den Elementen Mörikes gehört, ist jedem Kenner des Dichters vertraut. Kennt ihn doch mancher überhaupt nur von dieser Seite. Wer dächte hier nicht an den drollig gespenstischen Wegweiser auf nächtlicher Heide, an die Schwarzwaldlandschaften des „Sicheren Mannes" oder an das lustig phantastische Weidfegerfest in der Schatznovelle, wo die nüchterne Landkarte nachts zur lebendigsten Landschaft eines Wichtelvolkes wird? Da spielt der landschaftliche Scherz ganz tief im Märchenhaften. Noch ein paar echt schwäbische Verse aus Fischers „Elysium", das er sich ohne seiner Ahne Haus nicht denken kann und will:

Hinter dem Hause muß am Hag
Die Sonne lagern den ganzen Tag,
Daß golden durch der Blätter Lucken
Wie Engelsbacken die Kürbiss' gucken.

Der Ahne Haus! Auch der wanderlustigste Schwabe wurzelt tief in der Heimat. Ihre Landschaften, die engeren Landschaftsbilder der Kindheit zumal, bleiben seiner Seele in der Fremde treu, oft vom Heimweh angeglüht. „Ganz Algerien gäb ich für einen Schlag Laubwald her", ruft in Finckhs „Reise nach Tripstrill" der Ausgewanderte, und die Albheide mit den Salzlecken für die Schafe und den großmächtigen Buchen und dem roten Schäferkarren dahinter erscheinen ihm als Inbegriff alles Schönen. „Der Ort, das Haus, das Tal, wo man erzogen wurde, dünkt uns von einem eigenen Engel behütet, der hier zurückbleibt, indem wir uns in die weite Welt zerstreuen", heißt es im Maler Nolten. Es gibt in der schwäbischen Dichtung nur wenige Flüchtlinge, die sich innerlich von der Heimat loslösen. Waiblinger gehört zu ihnen. Isolde Kurz, die Sängerin und Darstellerin italienischer Landschaft, hat doch der Heimat die seelische Treue gehalten, auch ehe sie über die Alpen heimgekehrt ist. Über fast alle Dichtungen der schwäbischen Landschaft liegt ein Glanz der Heimseligkeit ergossen, derselbe Glanz, den Schwinds, Haiders, Thomas, Steinhausens Landschaften haben. Fast erschütternd strahlt er uns aus Hölderlins Gedichten an:

In deinen Tälern wachte mein Herz mir auf
Zum Leben, deine Wellen umspielten mich,
Und all der holden Hügel, die dich,
Wanderer! kennen, ist keiner fremd mir.

So grüßt er den Neckar. Den milden Tallüften huldigt er als Boten Italiens. Auch bei anderen Südlandsfreunden, so bei Paulus und Vischer, begegnet uns der Vergleich schwäbischer Klimamilde und Fruchtbarkeit mit den Mittelmeerländern. Entzückend gibt Mörike im Hutzelmännlein das landschaftliche Heimatgefühl seines heimziehenden Handwerksburschen Seppe wieder, der vom Berge, wo ein paar uralte Lindenbäume, ein offen Bethäuslein samt etlichen Ruhebänken stehen, im Rückblick auf die „wundersame blaue Mauer" der Alb, auf ihre Berge und Burgen schwelgt: „Er hielt dafür, in allen deutschen Landen möge wohl Herrlicheres nicht viel zu finden sein als dies Gebirg zur Sommerszeit und diese weit gesegnete Gegend. Uns hat an dem Gesellen wohlgefallen, daß er bei aller Übelfährt und Kümmernis noch solcher Augenweide pflegen mochte." Welch liebenswürdige Rolle spielt in der älteren Schwabendichtung der Tubus, mit dem Berg und Tal der Nähe und Ferne abgesucht werden, in Kurzens prachtvoller Novelle, die erst von Heyse ihren Namen „Die beiden Tubus" erhalten hat, oder in Mörikes Briefen! Den Berg der Weinsberger Weibertreu, an dem das Kernerhaus steht, kann sich auch der Nichtschwabe nicht gut anders vorstellen als mit der Kernerschen Äolsharfe, und die Reutlinger Achalm, schon bei Kurz ein Berg der Kindheit, eine Fundstätte von Silberdisteln und Ammonshörnern, wo der seltene Apolloschmetterling flog, ist bei Finckh „der schönste Berg auf Gottes Erdboden". „Du kannst hinlaufen, soweit dich deine Füße tragen — du fändest keinen mehr, an den eine Stadt so in einer Mutter Schoß hingebettet ist wie Reutlingen an die Achel." „Vom Achalmgipfel sah man hinaus in die verblauende Unendlichkeit; die Erde stieß an den Himmel, und was unter ihm lag, war das Schwabenland." Paulus singt: „Ihr Berge meiner Heimat sanft und mild, ihr schmeichelt euch in meine Seele wieder", und Mörike, Vischer und Kurz lassen sich von ihrer Muse zurückgeleiten zur Landschaft ihrer Bildungsstätte, ihres alten Seminars, nach Urach oder nach Blaubeuren oder nach Maulbronn. Wie oft ist die Maulbronner Klosterlandschaft dargestellt

worden bis zu Hermann Hesse und noch Jüngeren hin! Ergreifend, wenn auch in ganz anderm Sinne als in Hölderlins Dichterleben, ist der Herzensbund des aus Recht und Sitte der Heimat ausgestoßenen Sonnenwirtsohnes mit der Heimatlandschaft in Kurzens großem Sittengemälde, das Heyse dem Kleistschen Michael Kohlhaas an die Seite gestellt hat. So bleibt es denn für den Schwaben bei Uhlands Wort, Württemberg sei ein Garten, ein Paradies, und mancher versteigt sich gar zu Finckhs Meinung über seinen Gotteswinkel: „Und wenn's in Deutschland dunkel wird, die Sonne steht auf Schwaben."

Wir haben uns mit den besonderen Lebenszügen der schwäbischen Landschaftsdichtung vertraut gemacht. Nun aber müssen wir dieses Lebens selbst noch tiefer innewerden, indem wir das Grundverhältnis aufsuchen, das zwischen Landschaft und Dichtung waltet. Auch das gehört zu unserer Aufgabe, denn dieses Grundverhältnis ist deutsch. Es wurde schon wiederholt gestreift bei jenen Beziehungen, die wir in der mythischen Umbildung oder in der romantischen Färbung der Landschaft antrafen, sei es in Sage und Märchen des Volkes, sei es in der Kunstdichtung des einzelnen. Die Landschaft ist selbst im epischen Kunstwerk nicht allein naturgetreuer Schauplatz oder wohlabgestimmter Hintergrund des menschlichen Geschehens oder eine geöffnete Lichtung, auf der sich Gesang oder Erzählung ausruhen wie das Auge eines leidenschaftlich Erlebenden und Handelnden auf dem Grün der Matten und Wälder, sie ist daneben und darüber meist noch das, was sie in der Lyrik am offenbarsten ist: Element des Dichterischen selbst, Gefäß des dichterischen Gehaltes. Dort nur als Kunstmittel benutzt, steigt sie hier in ihrem Eigenwerte vor uns auf. Bedeutendere Werke zeigen beides, das eine mit dem andern wechselnd oder am andern steigernd. Eine meisterliche Steigerung dieser Art, vom Schauplatz zum seelischen Ausdruck hin, von einer beschreibenden, schildernden zu einer die Landschaft im Innersten ergreifenden Kunst weist Mörikes Maler Nolten auf. Was ist es nun, das der Landschaft die wunderbare Kraft gibt, Trägerin des Seelischen zu sein, im kleinsten Lied und im größten Roman? Eine landläufige, außenstehende Ästhetik spricht von einer Beseelung der Natur, einer Beseelung der Landschaft durch Wort und Phantasie des Dichters, ohne welche die Landschaft für sie starr und tot ist. Sie spricht damit eine Halbwahrheit aus, an der nur einer sein Genüge finden kann, dem die Dichtung eine schöne, wohltätige Täuschung ist. Eine solche halbwahre Ästhetik kann für den einzelnen Fall gelten, aber nie für das Ganze; sie kann dort recht haben, wo in die Landschaft etwas Fremdartiges, eine ihr fremde Seele hineingetragen wird, oder bei allen äußerlichen Vermenschlichungen der Natur, die keiner tieferen Stimme des Künstlers gehorchen, sondern ein Spiel seiner Kunst bleiben, wie vielfach bei Finckh. Sie haben als solches ihr eigenes Recht, aber sobald sie tiefen Gehalt vortäuschen wollen, merkt man ihnen leicht ihre Zwiespältigkeit an. Dies ist das Entscheidende: je weniger im Einzelfall der Satz von der Beseelung von außen zutrifft, desto echter und seelisch ergreifender ist das Gedicht und die vom Gedicht aufgenommene Landschaft.

Der lyrische Dichter sieht sich in der Landschaft selbst. Warum tut er das? Nicht weil er sich einer schönen, in seiner Anlage begründeten Täuschung hingibt, sondern weil ihm die Gefühlsgewißheit gegeben ist: jene Landschaften sind lebensvolle Abbilder meines eigenen Seins; ich mache sie nicht erst dazu, indem ich sie „belebe",

indem ich sie „beseele", sie sind belebt, sie sind beseelt gleich mir, denn sie sind ja Ausschnitte einer allebendigen Natur, die in meinem Innersten wohnt wie im Äußersten der Welt. Die Natur ist das Schaffende, Quellende, die Landschaft das Geformte, Formwechselnde. Die Natur ist das Größere, Umfassende; alle deutschen Dichter und Maler, denen es ernst ist mit ihrer Kunst, wissen es. Diese Ehrfurcht vor der Natur ist deutsch; der Durchschnitt romanischer Dichtung kennt diese Art von Ehrfurcht nicht. Man mag sie romantisch nennen oder nicht. Was liegt an dem fremden Worte? In Wirklichkeit ist hier der Mittelpunkt der deutschen Lyrik; Goethe hat ihn ebenso wie Novalis. Hier ist die „dunkle, mächtige Totalidee" der landschaftlichen Dichtung, um einen Ausdruck Schillers zu gebrauchen. Man hat auch wohl die schicksallose Landschaft dem Menschen und seinem Schicksal gegenübergestellt. Welche Naturfremdheit schaut uns aus solcher Meinung an! Das Wandelbild der Landschaft, das in denselben Zauber des Wachens und Ruhens, des Werdens und Vergehens eingetaucht ist wie Leben und Seele des Menschen, wäre ohne Schicksal? Kein Wald, kein Berg, kein Gebirge, kein Strom, keine Wolke, kein Stern ist schicksallos, von Blume, Baum und Tier ganz zu schweigen. Aus dem eigenen Leben, aus dem eigenen Schicksal der Natur quillt die unendliche Quelle aller Gleichnisse und Sinnbilder, alles Metaphorischen und Mythischen, von der die landschaftliche Lyrik gespeist wird.

So weisen wir denn den Irrtum einer einseitigen Seelenkunde ab, daß der Mensch nur in die Landschaft hineinlege, hineinsehe und hineinfühle. Oft hängt ein anderer Irrtum damit zusammen: man glaubt, je entschiedener die Landschaft zur Trägerin seelischen Gehaltes gemacht werde, um so weiter müsse sich ihre dichterische Wiedergabe von der eigentlichen Naturtreue entfernen. Das mag in kleinen Kunstwerken oft geschehen, in den wirklich großen verschmilzt beides zu einer höheren Naturwahrheit. Denn Dichtung und Forschung haben das gleiche Ziel: die Wahrheit.

Das Sicheinsfühlen des Dichters mit dem Leben der Natur wird immer der Kern landschaftlicher Lyrik sein. Aber aus dem einen Kern und aus der einen Landschaft können tausend verschiedene Gedichte wachsen. Die Phantasie ist es, die je nach Art oder Stimmung so oder so an der Ausgestaltung des Gedichtes arbeitet. Auch eine nicht „ewig bewegliche", sondern langsamere, ruhigere Phantasie kann Echtes und Tiefergreifendes bilden, wenn nur jener von ihr unabhängige, vor ihr bestehende Kern vorhanden und im Gedicht zu spüren ist. Ein gutes Beispiel dieser Art ist Uhland, der sparsame Reiche, der Echte und Schlichte. Es ist doch nicht so, wie bei einem Vergleich mit Mörike behauptet worden ist, Uhland vermöge, von einigen echt lyrischen Gedichten abgesehen, nicht zwischen den Zeilen zu schreiben, bei ihm gehe alles restlos auf. Trifft nicht vielmehr Hermann Kurz das Rechte, wenn er in seiner klassisch-schwäbischen Novelle „Das Wirtshaus gegenüber" über Uhland sagen läßt: „seine Gedichte brechen schnell ab und eröffnen eine Aussicht wie in eine unermeßliche Landschaft", oder wenn er Uhlands Lieder Aufschriften zu einem großen, durch Natur und Leben hindurchgehenden Gedichte nennt? Welches Gefühl lebte in Uhland für die Tiefe der Natur, für die Unergründlichkeit der Landschaft! „Nie erschöpf' ich diese Wege, nie ergründ' ich dieses Tal."

Die höchste Steigerung des Landschaftsgefühls hat die schwäbische und mit ihr die deutsche Dichtung erlebt in Hölderlin. Seinen Bildungsroman Hyperion kann

man ebensogut einen Landschaftsroman nennen. Dieser hinreißende Hymnus auf die Schönheit der Welt ist von Anfang bis Ende eine einzige Metapher, ein einziges Gleichnis zwischen Seele und Landschaft. Ja er endet mit einer völligen, schrankenlosen Hingabe des Helden. Jeder andere Inhalt des Lebens ist verschwunden. Vergangenheit und Gegenwart, Menschen und Handlungen versinken im Meer der Landschaft, in den Kräften der heiligen Natur. In Hölderlins Gedichten klingt es: „Sind denn dir nicht verwandt alle Lebendigen?" Sein Roman ruft der ganzen Landschaft zu: „Im Innersten gleichen wir uns." Er klagt wohl einmal: „Ach wär' ich nie in eure Schule gegangen, ausgeworfen aus dem Garten der Natur!" Aber er kehrt sogleich in den Garten zurück: „Eines zu sein mit allem, das ist Leben der Gottheit, das ist der Himmel des Menschen." Die für Hölderlins Leben verhängnisvoll gewordene Glut seiner Grundstimmung, in der nicht nur das Gewaltsame und Heftige, sondern Wille, Tat und Liebe selbst aufgeschmolzen werden, durchwogt, wie den späteren Empedokles, so auch das Gedicht des Romans und seine in Geist gelöste Landschaft, wo die Luft ein geistiges Wesen, die Schwester des Geistes, und der Äther die ewige Heimat ist. Die Griechenlandschaft ist es, in der Hölderlin, ledig aller Daseinsfesseln, schwärmt, nicht eine mit leiblichen Augen geschaute, sondern eine mit der Seele gesuchte Landschaft, eine deutsche Seelenlandschaft. Schon im Tübinger Stift hatte ja sein auf Einverständnis mit der Natur drängender Geist in der griechischen Weltanschauung einen Ankergrund gefunden. Seine der Heimat geweihten Landschaftsgesänge leben nicht außerhalb dieser griechischen Welt. Wohl ist der Gegensatz zwischen der idyllischen Enge der schwäbischen Täler und Berge und den weiten Horizonten südlicher Meere, in denen eine größere Vergangenheit ruht als in der kleinen Heimat, unverkennbar. Aber hier wie dort waltet der Wesenseinklang von Natur und Seele mit gleichem Wohllaut, die „vertrauten friedlichen Bäume" des Neckarlandes, „das heilige Grün, der Zeuge des ewigen, schönen Lebens der Welt", die „uralt deutsamen Berge", sie atmen die Luft Hyperions und Diotimas. Die Schönheit des Lebens erscheint auch diesen Gesängen immer im Bilde der Landschaft. Und in den malerischen wie den plastischen Landschaftsformen der Heimatgedichte erkennen wir die Verwandten der hellenischen Inseln und Küsten.

Es ist das Geheimnis der Hölderlinschen Lyrik, daß in ihren Landschaften immer die ganze Natur ist. Es ist auch das Geheimnis der Lyrik Mörikes, der Hölderlin im Innersten verwandt ist, sowie sein Verhältnis zur antiken Dichtung unmittelbar an Hölderlins Griechentum gemahnt. Wir brauchen nur in den Lichtglanz einer Mörikeschen Frühlingslandschaft zu blicken oder in eine seiner Nachtlandschaften hineinzuhorchen, so gewahren wir überall die schaffenden Kräfte der Natur am Werke. Und diese Kräfte greifen in seine Seele ein, oder es sind die Kräfte der Seele selbst. Wir hören die Quellenverse seines unergründlichen Mitternachtsliedes rauschen: „Und kecker rauschen die Quellen hervor, sie singen der Mutter, der Nacht, ins Ohr vom Tage, vom heute gewesenen Tage." Oder andere Verse: „Wie süß der Nachtwind nun die Wiese streift, und klingend jetzt den jungen Hain durchläuft!" „O holde Nacht, du gehst mit leisem Tritt auf schwarzem Samt, der nur am Tage grünet." „Horch! auf der Erde feuchtem Grund gelegen arbeitet schwer die Nacht der Dämmerung entgegen!" Nirgends eine bloße Vermenschlichung oder eine äußere Beseelung, immer die echteste Symbolik, die der Natur ihr Recht und ihre geheimnisvolle Tiefe

wahrt. Das Allgefühl, ein Verhängnis oft für weichere, sich verlierende Künstler, wird dem starken Künstler — und Mörike ist trotz seiner menschlichen Weichheit ein starker Künstler — zum Jungbrunnen der Kraft. Dabei bleibt es für den hellseherischen Dichter bezeichnend, daß er im Gegensatz zu Hölderlin, aber mit Uhland übereinstimmend, keiner fernen Sehnsuchtslandschaft bedarf. Wohl hatte sich der Jüngling mit dem Freunde, einem Überschwang der Phantasie folgend, in der Einsamkeit der Tübinger Natur sein phantastisches Orplidreich gegründet und mit einer eigengesetzlichen romantischen Landschaft ausgestattet. Aber dem Meister wurde gerade die engste, gewohnte Landschaftsidylle der Heimat zur lautersten Quelle dichterischer Mystik. Er verlangte nicht nach Neuem, er konnte es nicht gebrauchen. Mörikes Verhältnis zur Landschaft umfaßt alle Grade, von der harmlos erinnerungsseligen Spielerei mit Bleistift- und Kreidezeichen an Kapellen und Bänken, die ihm durch die Anwesenheit eines geliebten Menschen geweiht waren, mit Ammonshörnern, die er unter Steinen versteckte, um sie nach Jahren bei einem neuen Besuch derselben Stelle wieder hervorzusuchen, bis zum dämonischen Erfassen des dunklen Naturwesens. Bald als Maler, bald als Plastiker, bald als Musiker gibt er dichtend der Landschaft Gestalt. Mit welcher tiefblickenden Treue umfängt er, auch darin von Hölderlin abweichend, das einzelne für sich, um aus seiner Persönlichkeit das Ganze der Natur herauszuholen: die schöne Buche, die Christrose auf dem verschneiten Friedhof! Welche Herrscherrolle weist dieses bewegliche Gemüt allem Fließenden und Wehenden in der Landschaft seiner Gesänge zu, dem Wasser, dem Nebel, der Wolke, dem Wind, jenen Erscheinungen, in denen sich Volks- und Dichterseele am frühesten wiedererkennen. Aber wie erschafft es sich hier im Beweglichsten auch seine eigensten Mythen! Und so volltönig und tief wie seine Gedichte klingen seine Briefe aus der Jünglingszeit, die mit leidenschaftlicher Landschaft gesättigt sind. Ein Kleinod will ich aus dem Reichtum noch herausgreifen, das wunderbare Gedicht „Besuch in Urach". In ihm sind alle ernsten Elemente der Mörikeschen Lyrik verschmolzen. Da ist eine ganz bestimmte heimatliche Landschaft mit tiefer Liebe abgemalt, das schöne Uracher Tal mit seinen hohen Albwänden, da sind die „besonnten Felsen", die „alten Wolkenstühle", „die Buchenwälder, wo kaum der Mittag lichtet", der „ehrwürdige Trotz der Burgruine" Hohenurach, der Uracher Wasserfall, der einzige große Wasserfall der Schwäbischen Alb. In diesem gestaltenreichen Tale ist der Knabe zum Leben mit der Natur erwacht, es ist seiner „tiefsten Kräfte stiller Herd" geworden. Nach Jahren besucht es der Jüngling, und Luft und Staude schwirrt vor seinen Augen. „Aus tausend grünen Spiegeln scheint zu gehen vergangne Zeit, die lächelnd mich verwirrt." Aus allen Gestalten schaut ihn groß und fragend beides an: Vergangenheitsglück, mit dem Rätselschauer menschlichen Vergehens und Verwandelns, und Naturgeheimnis. Aus der wohlbekannten, ihm unveränderten, geliebten Landschaft tritt die übermächtige Natur. Er steigt zu ihren Quellen, zu den „urbemoosten Wasserzellen" des Gebirgs, wo „der Mutter Kraft im Berge grollt", und im breiten Schwung des Wasserfalles hört er die Natur mit sich selber sprechen: „Sie bricht einmal ihr übermenschlich Schweigen." Doch verstehen kann er sie nicht: Natur „darf nicht aus ihrem eignen Rätsel steigen". Da bietet er der Wassersäule die nackte Brust, das Geheimnis zu erfahren. Umsonst! Und nun der herrliche Schluß: der von hundert Erinnerungen Bestürmte, von der Vergänglichkeit des schönen Lebens Verwirrte, vom

Übermaß der unerforschten Naturschönheit fast Erdrückte findet in der Natur selbst, in der plötzlichen Gewitterluft des Tales, die Genesung und den Mut des Lebens. In einer der schönsten Gewitterdarstellungen klingt das Gedicht mächtig aus. „Jetzt kracht die Wölbung und verhallet lange, das wundervolle Schauspiel ist im Gange."

Je sicherer die Seele vom Gefühl ihrer Einheit mit der Natur getragen wird, desto erschütternder kommen ihr Augenblicke des jähen Erstaunens, ja Erschreckens über eine plötzliche Rätselhaftigkeit dieser selben Natur, die sich bis zur Unheimlichkeit steigern kann. Nicht nur in dem „Besuch in Urach" hat Mörike von diesem Gefühlserlebnis inmitten der Landschaft Kunde gegeben. In seinem Flußgedicht heißt es in diesem Sinne von den Wellen des Flusses: „Du weisest schmeichelnd mich zurück zu deiner Blumenschwelle", und im Maler Nolten ist von dem süßen Drang nach einem namenlosen Gute die Rede, „das ihn allenthalben aus den rührenden Gestalten der Natur so zärtlich anzulocken und doch wieder in eine unendliche Ferne zu entschwinden schien". Wie hat Hölderlin dieses Gefühl gekannt! Sein Hyperion sagt einmal, mitten aus seinem Allgefühl heraus, vom Herzen der Natur: „Es ist, als säh ich's, aber dann erschreck' ich wieder, als wär' es meine eigne Gestalt, was ich gesehn; es ist, als fühlt' ich ihn, den Geist der Welt, aber ich erwache und meine, ich habe meine eignen Finger gehalten." In Uhlands Landschaftslyrik finden sich Andeutungen des Gefühls, kaum mehr. Ihm ist die Natur ein immer geahntes, doch auch immer keusch zu verschweigendes Geheimnis. Von lebenden Schwaben hat keiner die jähe Fremdheit der sonst brüderlich umarmten Landschaft eindrucksvoller und häufiger dargestellt als Hermann Hesse, der auch als leidenschaftlich ergriffener Wind- und Wolkenlyriker Mörike nahekommt, ohne freilich das glückliche, in sich gesicherte Schweben des Meisters zu erreichen, und der in seinem kosmischen Naturgefühl ein echter Schwabe ist. Hören wir diese Sätze aus einer seiner Erzählungen: „Die ergreifende Schönheit der Erde redete ihre leise, sehnsüchtige Sprache, unbekümmert, wer sie höre. Das ist mir immer wieder sonderbar, unbegreiflich und hinreißender als alle Fragen und Taten des Tages und Menschengeistes: wie ein Berg sich in den Himmel reckt und wie die Lüfte lautlos in einem Tale ruhen, wie gelbe Birkenblätter vom Zweige gleiten und Vogelzüge durch die Bläue fahren. Da greift einem das ewig Rätselhafte so beschämend und so süß ans Herz, daß man allen Hochmut ablegt, mit dem man sonst über das Unerklärliche redet, und daß man doch nicht erliegt, sondern alles dankbar annimmt und sich bescheiden und stolz als Gast des Weltalls fühlt."

Noch einen andern schwäbischen Dichter der jüngsten Zeit will ich in diesem Zusammenhang nennen: den erst vor kurzem verstorbenen alten Bauerndichter Christian Wagner, der, wenig bekannt, in seinem kleinen Dorfe unter der Solitüde ein Leben lang geackert, gesät und gesungen hat. Kein ländlicher Dichter üblichen Schlages war dieser Mann, sondern ein kosmischer Sänger großen Stiles, wenn ihm auch die Gestaltung nicht selten auf halbem Wege stecken blieb. Die bescheidene Umwelt seines Dorfes genügte ihm, den Zusammenhang mit dem Unendlichen herzustellen. Das Aufblitzen einer Pflugschar, die rasche Spiegelung einer blinden Fensterscheibe am Gehöft zündet ihm die Erinnerung an hinter ihm liegende Ewigkeiten an. Der „armen entgeistigten und entgötterten Flur" will er wieder zu ihrem Rechte helfen. In Blumen und Sträuchern, Gräsern und Bäumen, in der ganzen Landschaft sieht

er abgeschiedene Wesen wiederverkörpert. Aus dem Gefühle unendlicher Ähnlichkeiten und Verwandtschaften heraus formt er immer neue, immer andere Blumenmythen, wie wir sie in solcher Art auch in unsern Märchen noch nicht besaßen. Mörikes Verse auf die Weihnachtsrose kommen ihnen innerlich noch am nächsten. Oft erscheint Wagners seltsame Natursymbolik wie aus indischem Geiste und Seelenwanderungsglauben hervorgekeimt. Und doch ist sie ein schwäbisches Eigengewächs. Die indischen Bücher hat der Dichter, wie er mir selbst gestand, erst spät kennen gelernt. Sie haben seine Naturanschauung befruchtet und bestärkt, aber nicht erweckt.

Treffen sich die großen Landschaftslyriker der schwäbischen Dichtung und ihre kleineren Wesensverwandten in einem Letzten, Höchsten, das ihnen gemeinsam ist? Ja, sie tun es; wir haben dieses Letzte schon erkannt und wollen es noch mit einem Namen nennen. Es ist die Harmonie, die hinter den Erscheinungen waltet, der unerforschlich geheime Zusammenklang alles Seins und Geschehens der Welt. Man wird dessen am ehesten inne, wenn man diese Naturdichtung neben eine andere hält, in der ein anderer Grundton herrscht. Auch Lenaus Seele wird durchflutet von einem Naturallgefühl. Aber diese Flut heißt Schmerz; er leidet mit der leidenden Natur, und die Natur leidet mit ihm und vergewaltigt ihn. Die schwäbischen Dichter können nicht überwältigt und zerrissen werden von der Natur, weil sie deren eigentliches Wesen als Harmonie fühlen und kennen. Das muß sich auch landschaftlich ausprägen. Ratzel sagt: „Die Freude am reinen Himmelblau, die Lenaus schwäbische Freunde, die heiter besonnenen Schwaben, so oft jubelnd oder still dankend ausströmen, hat Lenau nicht gekannt", und ein andermal: „Mörikes 'An einem Wintermorgen' ist wie durch einen tiefen dunklen Abgrund von Lenaus düsterem, wolken- und gewitterschwangeren Himmel geschieden." Wir können hinzufügen: Auch Hölderlin hat nichts Lenauisches in Wesen und Dichtung. Nicht daß diese Dichter über den Schmerz des Daseins hinweggetänzelt wären. Das Gegenteil ist richtig: ihr auch im Idyllischen oft tiefernster Gesang weiß genug vom Leid der Natur und der Seele zu singen und zu sagen. Heißt es doch bei Lenaus Herzensfreunde Justinus Kerner geradezu: „Der Grundton meines Lebens ist der Schmerz" und „Poesie ist tiefes Schmerzen." Aber das Leid löst sich diesen Schwaben in einer höheren Ordnung auf wie die Nachtwolken im blauen Gewölbe des Tags oder in einem ewigen Morgenrot. Zahlreich sind die Stufen, die vom Mitfühlen zum Sicheinsfühlen mit der Natur, zur Schicksalsgleichung und endlich zur Harmonie führen, und nicht bei allen ist diese Harmonie gleichgetönt. Am gelassensten und ruhigsten erscheint sie bei Uhland, am leidenschaftlichsten und lichtvollsten bei Hölderlin-Hyperion, dem „oben am Himmel Wandelnden". Schon der junge Hölderlin erkennt ahnend in der Liebe das innere Band der Schöpfung, nicht nur so wie tausend Frühlings- und Liebessänger, denen Landschaft, Sonne und Wolke das Antlitz der Geliebten widerspiegeln, auch nicht nur so wie Johann Georg Fischers Lyrik, die den Eros in der lebendigen Erdennatur feiert und den Vögeln in ihre Nester guckt; der junge Hölderlin ergreift die Liebe kosmisch: „Berge knüpft mit eh'rner Kette Liebe an das Firmament." Mörike hält auch hier die goldene Mitte. Auch sein Gedicht wird genährt von der Liebe, und wer ihm die Leidenschaft abspricht, kennt ihn nicht. Aber seine Harmonie ist der leise Gesang der Sphären.

So sind die drei größten schwäbischen Lyriker im Höchsten, das sie uns geben,

eins. Daher die Klarheit, die bei allen dreien waltet, daher ihr Drang, das Vergängliche, Bewegliche, Ewigveränderliche in einem Abglanz festzuhalten, in den sich das Ewigruhende bannen läßt, daher das Ebenmaß und die Musik ihrer Verse, in denen die Linien, Töne und Farben der schwäbischen Landschaft mitschwingen, daher die Tiefe ihrer Idyllen, die sich zuweilen, wie in Mörikes Mozartnovelle, als Sinnbilder der Harmonie selber von einem tragisch dunklen Grunde hell abheben gleich Obstblüten vor einem Frühlingsgewitterhimmel, und die doch samt ihrem dunklen Grund von einem Regenbogen umspannt werden, daher die in das Religiöse mündende Schönheit ihrer deutschen Kunst. Ist es nicht dasselbe, was uns alle in der Schönheit der Landschaft unmittelbar ergreift? Was wir so nennen, enthält ja alle jene geheimnisvollen Beziehungen. Gewiß sieht jeder sie anders. Aber die Schönheit ist mehr als ein Spiel der Linien, als eine Sammlung von Spiegelungen und bunten Widerscheinen, in die sich eine scheinbare Wirklichkeit in uns verwandelt. Wir erkennen oder fühlen die Ursache dieser Linien und Spiegelungen als etwas wirklich Bestehendes, voll aller Möglichkeiten, die das Lebendige auszeichnet.

In der Verkündung dieser Harmonie über den Erscheinungen, über der Leidenschaft und über dem Kampfe sehe ich Hölderlins, Uhlands und Mörikes süddeutsch-schwäbische Sendung.

In seiner letzten, unlängst erschienenen Gedichtsammlung, die er „Mutter Erde" nennt, widmet Ludwig Finckh seinem Schwabenlande die einfachen Worte: „Es steht im deutschen Reiche ein alter Lindenbaum." Wir wollen uns das Bild auch für die schwäbische Landschaftsdichtung zu eigen machen. Tief in der heimatlichen Erde wurzelnd, hebt der Stamm seine helle, schönblättrige, ebenmäßig gerundete Krone in Luft und Licht des Himmels. Das Volk liebt den Baum, er ist ihm ans Herz gewachsen. Es klagt ihm sein Leid, feiert mit ihm sein Glück und seine Feste und mischt sein Lied in das Rauschen seiner Zweige. Aber im Innern des Baumes webt das Naturgeheimnis.

Im deutschen Reiche stehen noch viele andere Lindenbäume, stehen auch kraftvolle Eichen und dunkle Tannen, im Frieden ihrer Landschaft. Wir wollen sie alle pflegen und gesund erhalten; wir wollen sie verteidigen nach außen und nach innen. Das sind wir dem deutschen Lande, das sind wir uns und unsern geistigen Erben, unsern Kindern und Schülern, schuldig.

Zur Frage nach der Herkunft des Erdgeistes in Goethes Faust.

Von **Julius Richter** in Frankfurt a. M.

Es ist oft darauf hingewiesen worden, daß das Verständnis der sich entwickelnden Faustdichtung, besonders des Urfaust, vor allem andern abhängt von der Deutung des Erdgeistes. In seinem Nachwort zur letzten Auflage von Kuno Fischers Faustwerk[1]) führt der Herausgeber Victor Michels aus, daß in neuerer Zeit nur ein wesentlicher Fortschritt in der Erklärung des Erdgeistes gemacht worden sei, nämlich durch die Zurückführung dieser Gestalt auf Swedenborgs „Arcana coelestia", die wir Max Morris (Goethestudien, 2. Aufl. 1902, S. 13ff.) verdanken. Zugleich aber weist er

1) Kuno Fischer, Goethes Faust. 7. Aufl. 1913, 2. Bd. S. 236f.

auch darauf hin, daß Konrad Burdach neuerdings in seinem 1912 erschienenen Aufsatz Faust und Moses[1]) die starke Abhängigkeit Goethes von Swedenborg, die Morris annahm, lebhaft bezweifelt hat. Burdach seinerseits sieht die Grundvoraussetzung der Erdgeistkonzeption und damit auch der Konzeption des Mephistopheles in der Jugendmythologie Goethes, die uns aus Dichtung und Wahrheit bekannt ist (Schluß des ersten Buches).[2]) Damit ist die Frage nach der Herkunft der Gestalt des Erdgeistes wieder aufgeworfen und Veranlassung gegeben, sich aufs neue an der Lösung dieser Frage zu versuchen.

I.

Goethe weist in Dichtung und Wahrheit auf den Neuplatonismus und die „hermetischen, mystischen, kabbalistischen" Schriften als auf seine Quellen für jene Mythologie oder Kosmogonie hin. Seine Lektüre Plotins ist uns durch eine von Riemers Hand geschriebene ältere Schilderung seiner Studien, die in Dichtung und Wahrheit nicht aufgenommen ist, schon für die letzte Frankfurter Zeit vor der Übersiedlung nach Leipzig bezeugt[3]); jene mystischen Schriften lernte er bekanntlich in dem Verkehr mit Susanne v. Klettenberg kennen, ihre Verfasser sind die in demselben achten Buch von Dichtung und Wahrheit genannten, zum Teil auch in den Ephemeriden erwähnten Welling (Opus mago-cabbalisticum), Theophrastus Paracelsus, Basilius Valentinus, van Helmont, Starkey, Agrippa von Nettesheim u. a., die nach Goethes Bemerkung „ihren Stammbaum in gerader Linie bis zur Neuplatonischen Schule verfolgen" konnten. Bekannt sind die chemischen Experimente, die der junge Dichter nach dem Vorbilde seiner „nach Wellingischen Fingerzeigen" operierenden Freundin vornahm, wobei er „sonderbare Ingredienzien des Makrokosmos und Mikrokosmos auf eine geheimnisvolle, wunderliche Weise" behandelte. Von jeher hat man in diesen magisch-alchimistischen Experimenten sowie in der ganzen Beschäftigung mit dieser neuplatonisch-mystischen Gedankenwelt die Anfänge gesehen, aus denen später die Faustdichtung hervorgewachsen ist.

Auf diese Gedankenwelt hat man nun auch, ehe Morris auf Swedenborg hinwies, im besonderen die Bilder und Gestalten, die uns in den Anfangsszenen des Faust begegnen, den Makrokosmos und den Erdgeist zurückgeführt. Besonders P. Graffunder hat diese Zusammenhänge betont.[4]) Auf sie würde uns auch jene Kosmogonie in Dichtung und Wahrheit zurückführen. Es wird zu prüfen sein, wie stark die Anklänge sind, die in dieser Vorstellungswelt an Goethes Bilder und Gestalten im Urfaust erinnern.

Zuvor aber werden wir doch zurückkehren müssen auf die allerursprünglichste Quelle zum Faust, auf die Volksüberlieferung von dem „weitbeschreyten Zauberer und Schwarzkünstler" D. Johann Faust, die Goethe von Jugend auf vertraut war. Er kannte sie vor allem aus dem Puppenspiel, wie er denn in Dichtung und Wahrheit

1) Sitzungsber. der Königl. Preuß. Akademie der Wissenschaften S. 652 Anm. 2, vgl. auch S. 393. 2) a. a. O. S. 780, 754 Anm. 1.

3) W. A. 27 S. 382. Burdach hält im Gegensatz zu R. M. Meyer Jub. A. 23, S. 285, der Goethes Bekanntschaft mit Plotin erst seit 1805 datiert — damals übersandte ihm Fr. A. Wolf die Schriften Plotins —, an ihrer Echtheit fest, glaubt aber die Zeit dieser Studien aus dem Jahre 1765 in die Jahre 1769 und 1770 verlegen zu müssen, a. a. O. S. 391f. — Nach den inzwischen in den N. Jahrb. f. d. klass. Altertum usw. 1918 S. 140f. erschienenen Darlegungen Max Wundts ist indessen die Zuverlässigkeit jener fragmentarischen Angaben Goethes über seine Plotinstudien schwerlich noch aufrecht zu erhalten. S. weiter unten S. 155[7] Anm. 4.

4) P. Graffunder, Der Erdgeist und Mephistopheles in Goethes Faust. Preuß. Jahrb. 1891, S. 700ff. Ähnlich Julius Goebel in seinem Aufsatz „Goethes Quelle für die Erdgeistszene" (Journal of English and German Philology VIII Nr. 1. 1909).

als Quelle seines Faust die „Puppenspielfabel" hervorhebt, die in seinen Ohren gesummt habe; und auch in „Wilhelm Meisters Theatralischer Sendung" erwähnt er den Doktor Faust als eine der Gestalten, die ihm von dem großmütterlichen Puppentheater her bekannt waren.[1]) Es ist aber von vornherein anzunehmen, daß er wenigstens zum Teil auch die Überlieferung der Faustsage in den Volksbüchern gekannt hat, von denen zwei, das älteste Spiessche und „der Christlich Meynende" 1587 und 1725 ja in Frankfurt erschienen waren. Die Anlehnung des Goetheschen Faust an das Puppenspiel wird vor allem deutlich aus dem Anfang der Dichtung, der Studierzimmerszene. Hier wie dort finden wir am Studiertisch sitzend den grübelnden Faust, der keine Befriedigung in den Wissenschaften gefunden hat; es ist der Anfang, den Christoph Marlowe ein für allemal der Faustdichtung gegeben hat und der in die Volks- und Puppenspiele übernommen wurde. Aber während bei Marlowe wie in den Puppenspielen mit dem Übergang zur Magie sogleich die Teufels- oder Geisterbeschwörung folgt, schiebt Goethe nun vor die Beschwörung des Erdgeistes, die jedenfalls der Teufelsbeschwörung der Sage entspricht, das Zeichen des Makrokosmos ein. Schon dies Wort weist auf jene mystisch-kabbalistische Gedankenwelt hin, in der die Begriffe des Makro- und Mikrokosmos eine so große Rolle spielten. Aber damit ist noch nicht gesagt, daß Goethe mit dem Makrokosmos die Grundlage der alten Faustüberlieferung völlig verlassen hätte. Die Beschwörung des Erdgeistes und die aus ihr ohne Zweifel abzuleitende Entsendung des dienstbaren Geistes Mephistopheles entsprechen vielmehr so genau dem Fortgang in der alten Faustsage, daß man von vornherein auch für den Makrokosmos nach einer Analogie in ihr sucht. Und wir glauben sie in der Tat in dem zu finden, was die Volksbücher — nicht die Volksspiele — uns vom Doktor Faust vor seiner Teufelsbeschwörung berichten. Denn danach war Faust ja auch, ebenso wie bei Goethe, schon vor der Anrufung des Teufels der Magier, der „Speculierer", der mit den Mitteln der Magie „alle Gründ im Himmel und Erden (Makrokosmos!) erforschen" wollte, der magische Bücher (vgl. das Buch des Nostradamus bei Goethe!) studierte, nach magischen Zeichen forschte (vgl. das Zeichen des Makrokosmos bei Goethe!) und im crepusculum matutinum, im Äther des Morgenrots, den Stein der Weisen suchte.[2]) Mag man auch bei den Worten Fausts:

Auf, bade, Schüler, unverdrossen
Die ird'sche Brust im Morgenrot!

erinnert werden an Herders „Älteste Urkunde des Menschengeschlechts" (1774), an den „Unterricht unter der Morgenröte", mit seiner Mahnung: „Komm hinaus Jüngling, aufs freie Feld und merke: Die urälteste herrlichste Offenbarung Gottes erscheint dir jeden Morgen als Tatsache, großes Werk Gottes in der Natur"[3]) — während Swedenborgs künstliche Auffassung des Morgenrots als Sinnbild Gottes selbst oder des himmlischen Friedens oder Gottesreiches von Burdach mit Recht als Goethes Quelle abgewiesen wird[4]), so bleibt doch für das Ganze der Makrokosmosszene die auffallende Übereinstimmung mit jener alten Überlieferung in den Faustbüchern bestehen. Auch in Goethes Faust handelt es sich dem Makrokosmos gegenüber zunächst noch um ein Erkennen aus dem magischen Buch des Weisen, er glaubt, daß sich ihm die Kräfte der Natur „enthüllen", er „schaut" die wirkende Natur, „er-

1) W. A. 51, S. 5.

2) Vgl. die Ausführungen im Volksbuch von Widman-Pfitzer und im „Christlich-Meynenden".

3) Burdach a. a. O. S. 651f. im Anschluß an W. Scherer, Aus Goethes Frühzeit, S. 71ff.; vgl. Traumann, Goethes Faust. 1913. I, S. 226f.

4) Morris, Goethestudien I, S. 27; vgl. Burdach a. a. O. S. 652 Anm. 2.

kennt", „was der Weise spricht". Wie ganz anders dann das stürmische Herandrängen an den Erdgeist in der folgenden Beschwörung, nachdem ihm das Universum mit seinen Himmel und Erde durchwaltenden Himmelskräften doch nur ein Schauspiel geblieben ist. Ebenso suchte auch der alte Magus mit Hilfe der magischen Bücher und Zeichen nach der Erkenntnis der Dinge überhaupt. Weil er aber mit seinen Kräften die „Elementa" nicht zu spekulieren vermochte und es auch nicht von Menschen erlernen konnte, ergab er sich schließlich dem Teufel[1]), dem „irdischen Gott", wie er bei Widman-Pfitzer und im Christlich Meynenden genannt wird. Und dieser, der als ein „Fürst unter den Geistern" nicht selber Fausten dienen will, verspricht darauf ihm einen Geist zuzusenden, der ihm in allem dienen soll.[2]) Erst mit der Beschwörung des Teufels hier, des Erdgeistes dort gibt Faust sein Grübeln und Forschen auf und wirft sich dem Leben in die Arme. Und während es ihm vorher darum zu tun war, das ganze Universum zu erfassen, sucht er jetzt die Fülle des Erdenlebens mit seinen Genüssen und Abenteuern auszuschöpfen.

Den Begriff des „Makrokosmos" freilich konnte Goethe nicht aus der alten Volksüberlieferung gewinnen. Morris nimmt an, daß er ihn ebenso wie den Erdgeist aus Swedenborg geschöpft habe.[3]) Indessen, um zunächst nur auf etwas Äußerliches hinzuweisen, in keiner der von ihm angezogenen Swedenborgschen Stellen kommt der Ausdruck Makrokosmos vor, während er einer der Zentralbegriffe der Mystiker und Alchimisten war. Morris beruft sich vor allem auf die Verse:

Wie alles sich zum Ganzen webt,
Eins in dem andern wirkt und lebt,
Wie Himmelskräfte auf- und niedersteigen
Und sich die goldnen Eimer reichen!
Mit segenduftenden Schwingen
Vom Himmel durch die Erde dringen,
Harmonisch all das All durchklingen.

Das soll in Goetheschen Tönen Swedenborgs „Geisteruniversum" sein, die Gemeinschaft der Geister, die untereinander und mit dem Menschen in geheimnisvoller Verbindung stehen. Allein man darf trotz der Worte „die Geisterwelt ist nicht verschlossen" füglich bezweifeln, ob diese „Himmelskräfte", die „Kräfte der Natur", die „wirkende Natur" mit den spiritistisch gedachten Geistern Swedenborgs einszusetzen sind. Die Lebenskräfte der Natur, die der Forscher erschaut und die er, beherrscht von dem Grundgedanken der Naturbeseeltheit, als Geister auffaßt, sind darum noch nicht die Geister, die mit den Menschen in spiritistischen Verkehr treten. Freilich ruf Faust selber auch die Geister an:

Ihr schwebt, ihr Geister, neben mir;
Antwortet mir, wenn ihr mich hört!

Sie umgeben ihn und können mit ihm reden. Sie reden die Sprache der Geister, „wie spricht ein Geist zum andern Geist", d. h. ohne Worte, durch unmittelbare Übertragung der Ideen. Hier begegnen wir freilich nun doch ohne Zweifel Swedenborgschen Vorstellungen, wie Morris mit vielen Zitaten nachweist. Die Geisterwelt ist dem nicht mehr „verschlossen", und die „Seelenkraft geht dem auf", der so mit den Geistern redet. Schon Erich Schmidt hat auf den genauen Zusammenklang dieser Worte mit Swedenborgs Aussprüchen aufmerksam gemacht.[4]) Aber trotzdem ist zu bezweifeln, daß auch der Makrokosmos selber und das Bild, das Goethe in den oben angeführten Versen von ihm entwirft, aus Swedenborg entnommen ist.

1) Vgl. besonders die Teufelsverschreibung Fausts im Spiesschen Volksbuch.
2) So bei Widman-Pfitzer und im Christlich Meynenden, während im Spiesschen Faustbuch der Beschworene und der Diener ein und dieselbe Person ist.
3) a. a. O. S. 17ff.
4) Einleitung zu Goethes Faust in ursprünglicher Gestalt XXXIX Anm.

Viel wahrscheinlicher erscheint doch die Annahme Graffunders[1]), daß die Vorstellung vom Makrokosmos auf die mystische und kabbalistische Literatur zurückgeht, von der oben die Rede war. Zunächst steht hier der Begriff des „Makrokosmos — und entsprechend auch der des Mikrokosmos — im Mittelpunkt. Dann finden wir hier auch vor allem das Bild wieder, das Goethe im Faust vom Makrokosmos gibt. Van Helmont malt es in seinen „Paradoxaldiskursen oder Ungemeinen Meinungen von dem Makrokosmo und Mikrokosmo" aus: „Dieser Weg ist kein ander, kann auch kein ander seyn, als welcher durch Jakobs Leiter vorgestellet worden: Denn gleicherweise wie auff derselben die Engel Gottes auff und niedersteigen, also steigen die wesentlichen lebendigen Kräffte oder geistlichen Leiber der himmlischen Lichter unablässlich von oben herab durch die ätherische Lufft zu dieser unteren Welt als von dem Haupt zu den Füßen ... Und dieses Auf- und Niedersteigen der himmlischen Kräffte und die stetige Verbesserung und Verherrlichung, die daran hanget und davon herkommt, wehret und beharret ohn Unterlaß und muß notwendig also thun."[2]) Morris kann kein Zitat aus Swedenborg anführen, das an das Goethesche Bild, durch das uns doch die Vorstellung des Makrokosmos am allerdeutlichsten vermittelt wird, auch nur entfernt so deutlich erinnerte wie diese Jakobsleiter van Helmonts. Er kann sich denn auch selbst der Übereinstimmung zwischen van Helmont und Goethe nicht ganz verschließen und gibt wenigstens einen isolierten Einfluß der van Helmontschen Stelle auf die Formgebung des einen Verses: „Wie Himmelskräfte auf- und niedersteigen" zu. Aber unverkennbar werden ja auch bei Goethe diese Himmelskräfte wie Engelsgestalten gedacht, die „mit segenduftenden Schwingen" auf- und niedersteigen — also wie auf einer Stufenleiter! — vom Himmel zur Erde herab, ja „durch die Erde", die sie mit ihren Kräften durchdringen. Die Übereinstimmung des Bildes ist gar nicht zu bestreiten. Und gerade die Hauptsache in dem Bilde, die Harmonie des Universums, der Zusammenklang der oberen und unteren Welt, die pantheistische Auffassung von der Beseeltheit des Weltganzen — „Wie alles sich zum Ganzen webt" —, die fand Goethe nicht bei Swedenborg, wohl aber gerade bei van Helmont und den anderen Mystikern.[3]) Denn der Zusammenhang der Geister in der Welt, die „Geistersozietäten" Swedenborgs, die „innigste Gemeinschaft eines Geistes mit allen und aller mit einem" (nach Kant, Träume eines Geistersehers, von Morris zitiert), bezieht sich im Sinne des Spiritismus nur auf den Verkehr der Geister, d. h. der Seelen von Verstorbenen oder Lebenden untereinander, nicht aber soll darin das Weltganze in pantheistisch-monistischem Sinne, wie unzweifelhaft bei Goethe, dargestellt werden. Swedenborg war kein Pantheist oder Monist, wohl aber, wie Burdach betont[4]), ein „krasser Spiritualist und Dualist".

1) a. a. O. S. 705f. 2) S. Zitiert nach Graffunder a. a. O.

3) In diesem Zusammenhang ist auch noch auf Giordano Bruno hinzuweisen, mit dem Goethe sich, wie die Ephemeriden beweisen, in jener Zeit (1770) (Morris, Der junge Goethe III, 27. 33) eingehend beschäftigte und der gerade die Harmonie des Weltganzen besonders betont hat (vgl. Windelband, Lehrbuch der Geschichte der Philosophie, Kapitel vom Makrokosmos und Mikrokosmos, S. 307).

4) Faust und Moses, S. 653 Anm. Nach W. Köhler („Swedenborg" in Herzogs Realenzyklopädie 19, S. 185) hat Swedenborg schon in seiner vorspiritistischen Zeit in seinem Prodromus 1734 den Pantheismus ausdrücklich abgelehnt. Als Spiritist (seit 1745) hat er dann vollends die geistige und natürliche Welt scharf geschieden. Das Geistige ist ein selbständiger Organismus, dem das Körperliche nur „korrespondiert", die Seele ist eine „geistige Substanz, welche nichts gemein hat mit den Naturveränderungen, die von einem Anfange an bis zu ihrem Ende fortschreiten und periodisch begrenzt werden" (Swedenborgs Worte) a. a. O. S. 187. Die Geister aber, die in jener Geisteswelt leben und miteinander Gemein-

Wenn wir nun trotzdem den Einfluß Swedenborgs auf Fausts Worte zugeben müssen — seine Erwähnung des „gewürdigten Sehers unserer Zeiten" in den „Frankfurter gelehrten Anzeigen" vom 3. November 1772 ist jedenfalls auf Swedenborg zu beziehen —, so geht daraus noch keinesfalls hervor, daß der Dichter seinen Fauststoff, wie Morris will, auf eine ganz neue Grundlage gestellt habe, indem er seine Geistergestalten, den Makrokosmos — der notabene, wie wir sahen, lediglich ein Bild des Universums und gar keine Geistersozietät bedeutet — wie den Erdgeist dem Swedenborgschen Geisteruniversum entnommen hätte. Vielmehr gab ihm Swedenborg offenbar nur die Vorstellungen von dem Verkehr der Menschen mit der Geisterwelt, die er aus den rohen Vorstellungen der Magie und Alchimie nicht befriedigend für seine Zeit gewinnen konnte.[1]) Er suchte nach adäquaten Vorstellungen und Bildern für die geheimnisvollen Beziehungen, die nach seiner Überzeugung zwischen dem Menschen und unsichtbaren Geistern bestanden, und dafür glaubte er bei dem „gewürdigten Seher unserer Zeiten" allerdings Besseres zu finden als bei den älteren Mystikern. Aber darum konnte er seine Grundanschauung von dem Ganzen der Welt und seine Grundbegriffe und Gestalten, den Makrokosmos und Erdgeist, doch letzteren verdanken. Burdach weist freilich auch für das Makrokosmoszeichen im Anschluß an Wilhelm Scherer auf Herders „Älteste Urkunde des Menschengeschlechts" hin[2]), insbesondere auf die symbolische Hieroglyphe der Siebenzahl, die nach Herder bedeuten soll „die sieben Klänge der himmlischen Leier! Die sieben Sphären der uraltesten Welt ... Unten was erzeugt ward, die sichtbaren Elemente, Erde, Wasser, Luft, Feuer: überm Mond die unsichtbaren Kreise, die erzeugten; die alle zusammentönend, ineinander wirkend! sie machten die hohe Hermesleier! den Klang der Sphären, den der Weltschöpfer oben und nieden, alles in eins! zusammenklang." Offenbar ist dies die gleiche Grundanschauung wie bei Goethe und beweist dessen Übereinstimmung mit Herder, aber das Bild des Makrokosmos im Faust (die auf und niederschwebenden Engelsgestalten) dürfte sich doch weit mehr mit dem van Helmontschen Bilde berühren. An anderer Stelle[3]) erinnert Burdach denn auch selbst für die Verse zum Makrokosmoszeichen an das alttestamentliche Bild der Jakobsleiter. Aber merkwürdigerweise führt er dann das Bild der sich „die goldnen Eimer" reichenden Himmelskräfte doch nicht auf die Jakobsleiter zurück, obwohl ihm die theologisch-magische Anwendung dieses Bildes, also doch auch wohl diejenige in der mystisch-alchimistischen Literatur, bekannt ist, sondern er glaubt darin Einflüsse der neukatholischen Mystik zu entdecken, insbesondere der heiligen Therese, einer spanischen Karmelitin, die Goethe aus Gottfried Arnolds „Leben der Gläubigen" kennen gelernt haben mochte. Von dieser werde das Verhältnis Gottes zu den Menschen im Bilde eines Seelengartens dargestellt, der durch die aus dem Brunnenwasser des Lebens geschöpften Eimer bewässert werde. So verwende auch Goethe das Zeichen des Makrokosmos als das Bild eines großen Gartens, der durch das ganze Universum reiche und in dem geflügelte Geister dem Herrn als Gärtner dienten, „indem sie mit goldenen Eimern aus dem ewigen Brunnen des Lebens Wasser schöpften". Aber welcher Zug weist denn in dem Goetheschen Bilde auf einen Garten oder auf Gärtner hin? Die „gol-

---

schaft haben, sind offenbar nicht Naturgeister, sondern Engel und Seelen verstorbener oder noch lebender Menschen bzw. ähnlich gedachter Wesen, die auf andern Planeten leben, nicht aber diese Planeten selber beseelen.

1) Auch jene Rezension in den Frankfurter gelehrten Anzeigen betont lediglich die Geistergemeinschaft, in der Swedenborg stand, „rings um den die Freude des Himmels war, zu dem Geister durch alle Sinnen und Glieder sprachen, in dessen Busen die Engel wohnten . . ."

2) Faust und Moses, S. 651f.   3) a. a. O. S. 763ff.

denen Eimer" reichen doch dazu nicht aus. Und gerade die Hauptsache, der Brunnen des Lebens, durch den die Seelen erquickt werden sollen, fehlt bei Goethe vollständig. Denn das Reichen der Eimer soll in dem Bilde doch offenbar lediglich die innige, lebendige Verbindung der Himmelskräfte miteinander darstellen. Burdach weist dabei nicht ohne Spott die Vorstellung der Löscheimer bei einer Feuersbrunst ab, auf die Morris und Jakob Minor[1]) hingewiesen haben. Aber wir finden ja den Beleg für diese Vorstellung bei Goethe selbst deutlich genug. In Dichtung und Wahrheit (Anfang des 16. Buches) erzählt er von dem Brand in der Frankfurter Judengasse und schildert das „Herauf- und Herabreichen" der Eimer und seine eigene Beteiligung daran höchst anschaulich. Und sein Brief an Schönborn vom 1. Juni 1774 zeigt, welchen Eindruck dies Erlebnis aus der Nacht vom 28. zum 29. Mai 1774 auf ihn gemacht hat. Warum sollen also nicht auf diesem Wege in jener Zeit die Eimer in das Bild von der Jakobsleiter gekommen sein?

Wir dürfen demnach Morris wie Burdach gegenüber an dem Einfluß mystisch-kabbalistischer, vom Neuplatonismus bestimmter Literatur auf Goethes Makrokosmos festhalten. Goethe hat aus seinen eigenen Reden und Forschungen, aus seiner Grundanschauung vom Weltganzen heraus, an die Stelle der Erde und Himmel erforschenden Spekulationen des alten Magus der Faustsage den Makrokosmos als das Bild des Universums gesetzt. Die Grundlage, auf der er baute, war also die alte Faustüberlieferung, das aber, was er auf ihr erbaute, entnahm er den Gedanken, die ihm aus jener Literatur zugeströmt waren und die, wie Dichtung und Wahrheit und die Ephemeriden beweisen, einen überaus tiefen Eindruck auf ihn gemacht hatten. Nur die Vorstellungen endlich, in die er seine Gedanken kleidete, verdankte er zum Teil auch der Lektüre Swedenborgs, deren Einfluß nach Morris[2]) seit dem Jahre 1772 bei ihm zu verfolgen ist.

II.

Was aber für den Makrokosmos gilt, gilt auch für den Erdgeist. Freilich scheint hier bei dem Einzelgeist die Swedenborgsche Grundlage noch näherzuliegen als bei jenem Bilde des Universums. Aber in dem, was Morris als Swedenborgsches Gedankengut anführt, ist immer nur von den Geistern der Planeten, des Merkur, Jupiter, Mars, auch der Erdplaneten, in der Mehrzahl die Rede, und dann auch wohl von einer societas der spiritus hujus terrae, offenbar denkt Swedenborg dabei an Geister, die wie die Menschengeister ihren Planeten bewohnen, nirgends aber redet er von einem Geist, der seinen Planeten durchwaltet und beherrscht, nirgends also auch von einem Erdgeist, in dem alle Lebenskräfte des Erdplaneten enthalten sind. Dafür ist doch die Zusammenfassung der verschiedenen Geister eines Planeten in der „Apparenz eines großen Menschen", in dem „idealen Schattenbild einer einzigen Menschengestalt" ein gar zu kümmerlicher Ersatz. Morris gesteht denn auch zu, daß wir die grandiose Gestalt des einen Erdgeistes bei Swedenborg vergeblich suchen. Es ist aber nicht nur „das Große und Poetische", was bei Swedenborg fehlt, sondern gerade die Hauptsache, die beherrschende Stellung des einen Geistes, in dem alle Kräfte der irdischen Natur und Geschichte wohnen, der das Ganze der Erde durchwaltet, der über alle guten Gaben der Natur verfügt, dem Menschen „die herrliche Natur zum Königreich" gibt, anderseits freilich auch über die Kräfte des Bösen gebietet (Fausts Monolog in „Wald und Höhle"). Diesen Erdgeist suchen wir bei dem Spiritisten Swedenborg ebenso vergeblich wie die Himmelskräfte des Makrokosmos, die „vom Himmel durch die Erde dringen" und alles Sein durchwirken und beleben.

1) Morris, Goethestudien I, S. 12, J. Minor, Goethes Faust I, S. 51.
2) a. a. O. S. 33.

Es handelt sich eben bei Swedenborg, das muß immer wieder betont werden, nicht um die Beseelung der Natur, nicht um den Grundgedanken, den wir bei Goethe finden, daß Geistesmacht sich auswirkt in aller Natur und Geschichte, sondern auch bei den spiritus hujus terrae handelt es sich nur um die Gemeinschaft, den Verkehr der Geister untereinander. Dort ist es eine großartige, pantheistisch gerichtete Natur- und Weltauffassung, hier ist es eine rein spiritistische Auffassung von den Beziehungen, die die Geister in dieser und anderen Welten miteinander haben. Diesen Grundunterschied zwischen Goethe und Swedenborg sollte man nicht verkennen.

Wohl aber finden wir nun den einzelnen beherrschenden Planetengeist wieder in jener mystisch-alchimistischen Naturphilosophie, in dem „Archeus terrae" des Paracelsus, der „anima terrae" des Basilius Valentinus oder auch in der „anima terrae" des jenen Gedankenkreisen nahestehenden Giordano Bruno, den Goethe, wie wir aus den Ephemeriden wissen, damals ebenfalls eifrig studierte. Hier ist der Gedanke der Beseelung der Natur durch die ihr innewohnenden Geisteskräfte, insbesondere die Vorstellung von einem die Erde beherrschenden und durchwaltenden Geist geradezu wichtigstes Gemeingut. Der in den Ephemeriden von Goethe erwähnte Agrippa von Nettesheim[1]) beruft sich für seine Überzeugung, daß die Erde von einem Geiste belebt sei, auf eine Stelle aus den Schriften des Hermes Trismegistus: Et Mercurius ... inquit: Totum, quod est in mundo, aut crescendo, aut decrescendo movetur. Quod autem movetur, id propterea vivit, et cum omnia moveantur, etiam terra, maxime motu generativo et alterativo, ipsa quoque vivit (De occulta philosophia II Kap. 56).[2]) Der Ursprung des Gedankens aber liegt im Neuplatonismus, bei Plotin, der in seiner vierten Enneade (4. Kap. 22ff.) ausführt: „Wenn wir nun auch viele lebende Wesen aus der Erde erzeugt sehen, warum sollen wir sie nicht auch als ein lebendes Wesen betrachten? Wenn sie aber ein lebendes Wesen von solcher Größe ist und nicht einen kleinen Teil des Ganzen ausmacht, warum soll man nicht zugeben, daß sie Vernunft hat und so ein Gott ist? Ferner, wenn jeder Stern ein lebendes Wesen ist, warum soll man die Erde, die ein Teil des lebendigen Gesamtorganismus ist, nicht auch für ein lebendes Wesen halten? Denn man darf doch nicht sagen, daß sie von einer ihr fremden Seele von außen her zusammengehalten werde, in ihrem Innern dagegen keine habe, als könne sie selbst keine eigene Seele haben."[3]) Die Verwandtschaft dieser Gedanken mit Goethes Vorstellung von einem Erdgeist liegt auf der Hand. Was liegt also näher, als diesen Erdgeist Goethes aus seiner Beschäftigung mit den naturphilosophischen Gedanken des Neuplatonismus und der neuplatonisch gerichteten Mystik abzuleiten?

Die Beschwörung des Erdgeistes ist nun bei Goethe an die Stelle der Beschwörung des Teufels in der Faustsage getreten. Morris nimmt freilich an, daß Goethe den Erdgeist überhaupt erst aus Swedenborg entnommen und in den überlieferten Faustſtoff sozusagen eingeschoben und verwebt habe, um die ursprüngliche, rohe Vorstellung von dem Sagenteufel Mephisto auf Swedenborgischer Grundlage zu verfeinern und veredeln. Goethe habe Mephisto in die Reihen der Swedenborgschen Geister einführen wollen, darum habe er ihn zu einem „spiritus malus hujus terrae" nach Swedenborgscher Art gemacht und ihn alsdann als dienstbaren Geist dem „großen Geist" unterstellt, der bei Swedenborg die „societas der spiritus hujus terrae" in sich verkörpere. Eine höchst künstliche Konstruktion. Denn ganz abgesehen davon, daß der Goethesche Erdgeist, wie wir schon sahen, unmög-

1) Morris, Der junge Goethe, Bd. 2, S. 37.

2) Vgl. Julius Goebel, Goethes Quelle für die Erdgeistszene (Journal of English and German Philology 1909. VIII 1, S. 2. 3) a. a. O. S. 1.

lich mit dem Swedenborgschen Schattenbild einer spiritistischen Geistergemeinschaft gleichgesetzt werden kann, weil er ganz anderen Wesens und anderer Herkunft ist, so ist überhaupt nicht einzusehen, wozu jener teuflische „spiritus malus" noch von einem „großen Geist" abgesandt werden mußte, um sein Werk an dem Menschen zu tun. Warum wendet sich Faust dann mit seiner Beschwörung nicht unmittelbar an jenen? Die Einführung des Erdgeistes lediglich zum Zweck der Einführung Mephistos erscheint durchaus überflüssig, und die Gestalt Mephistos wird um nichts feiner oder edler, ob sie nun vom Erdgeist abgesandt wird oder auf eigenen Füßen steht. Ganz anders aber, wenn Goethe den Teufel der Sage in den Erdgeist verwandelte und Faust dann diesen beschwören ließ. Damit folgte er nur der Überlieferung, wie wir sie in den Volksbüchern (Widman-Pfitzer, der Christlich Meynende) vorfinden, wonach der beschworene Geist als der „Fürst" dieser Welt oder als der „irdische Gott" erscheint, Mephisto aber nicht identisch mit diesem beschworenen Teufel, sondern nur dessen Untergebener und Abgesandter ist.[1])

Allerdings ist die Änderung, die der Dichter dann mit dem überlieferten Teufel vornahm, indem er ihn in seinen Erdgeist verwandelte, so einschneidend, daß sich nun die Frage erhebt: Wie kam Goethe überhaupt dazu, den Höllenteufel der Sage in den Erdgeist, wie er ihn sich dachte und gestaltete, zu verwandeln? Die Antwort finden wir, wenn wir uns deutlich machen, wie Goethe überhaupt mit dem überlieferten Sagenstoff verfuhr, wie er ihn umgewandelt und in seine Dichtung eingeschmolzen hat. Wir sahen schon, wie er aus seiner Beschäftigung mit der Naturphilosophie den Begriff des Makrokosmos gewonnen und wie er mit ihm seine Vorstellung von der Harmonie des Universums in die magischen Spekulationen des Doktor Faust eingeführt hatte. Es ist seine eigene Gedankenwelt, es ist Selbstgedachtes, Selbsterlebtes, was er an die Stelle der mittelalterlichen Vorstellungswelt der Sage treten läßt. Auch mit der mittelalterlichen Überlieferung des Teufels konnte er nichts mehr anfangen, einfach weil er nicht mehr an den Teufel glaubte. Wohl aber lebte er damals, wie wir sahen, in dem Gedanken, daß die Natur beseelt sei, daß Geisteskräfte sie durchwalten, daß nicht nur das Universum, sondern auch die einzelnen Teile und Körper des Ganzen ihre Seele, ihren Geist, den archeus, wie Paracelsus sich ausdrückte[2]), in sich tragen. Auch die Erde war ihm solch ein Ganzes, das von einem beherrschenden Lebens- und Wirkungsprinzip, eben von dem Erdgeist, durchwaltet wird. Der Erdgeist ist der Herr der Erde, wer also die Erdenkräfte sich dienstbar machen will, wer in diesem Sinne das Erdenleben in allen Höhen und Tiefen durchmessen will, muß mit ihm in Beziehung treten, muß seine Gemeinschaft suchen. Das war aber gerade Fausts, und wir dürfen hinzufügen, des jungen Goethe Bestreben, und eben darum führt Goethe seinen Helden dem Erdgeist und nicht dem mittelalterlichen Teufel zu. Dabei konnte ihm als Bindeglied die Vorstellung vom Teufel als dem „irdischen Gott" oder als dem „Fürsten dieser Welt" dienen, wie er sie ja in der Faustüberlieferung, bei Widman-Pfitzer und im „Christlich Meynenden", vorfand. Weil er aber ganz aus eigenem Erleben und Denken heraus dichtete, mußte er nun auch die Beschwörung des Geistes so völlig umgestalten, so sehr vermenschlichen, wie er es in seiner Beschwörungsszene getan hat. Wie wenig von mittelalterlicher Magie ist hier doch im Vergleich mit dem Hokuspokus der alten Faustischen Teufelsbeschwörung zu finden! Was der Dichter notgedrungen von magi-

1) In dem ältesten Spiesschen Volksbuch ist freilich der Geist der Beschwörung und Mephistopheles ein und dieselbe Person, aber auch hier nennt sich dieser einen Abgesandten Luzifers, der als „D. Fausti rechter Herr" bezeichnet wird.

2) Vgl. Windelband a. a. O. S. 310.

schem und geisterhaftem Wesen, von geheimnisvoller Einwirkung des nahenden Geistes, kurz von dem Verkehr zwischen dem Geist und dem sich zudrängenden Magier bringen mußte, hat er auch hier von dem modernen Geisterseher Swedenborg übernommen. Die roten Strahlen, die Faust ums Haupt zucken, der Schauer, der vom Gewölb herabweht, die Flamme, in der ihm der Geist erscheint, das alles mag Swedenborgsches Vorstellungsgut sein.[1]) Aber es ist doch alles wieder nur das Drum und Dran, es sind die äußeren Formen, die der Dichter für den geheimnisvollen Vorgang der Beschwörung suchte, da er die mittelalterlichen Vorstellungen nicht brauchen konnte. Wie menschlich ist dabei doch der innere Vorgang in der Seele Fausts dargestellt! Der Erdgeist deutet ihn in seinen Worten an:

Du flehst eratmend, mich zu schauen,
Meine Stimme zu hören, mein Antlitz zu sehn;
Mich neigt dein mächtig Seelenflehn — —
Wo ist der Seele Ruf?
Wo ist die Brust, die eine Welt in sich erschuf
Und trug und hegte? Die mit Freudebeben
Erschwoll, sich uns, den Geistern, gleich zu heben?
Wo bist du, Faust, des Stimme mir erklang,
Der sich an mich mit allen Kräften drang?

Das ist die menschlich-seelische Beschwörung, wie Goethe sie sich dachte, weil er selber diesen „Ruf der Seele", dieses Drängen und Flehen aller Seelenkräfte aus eigenem Erleben kannte. Es ist der Titanismus des Sturmes und Dranges, der in dieser Erdgeistbeschwörung, wie Kuno Fischer meisterlich ausgeführt hat[2]), seinen gewaltigsten Ausbruch erlebt hat. Der Dichter selber „glühte" von dem „Mut, sich in die Welt zu wagen, der Erde Weh, der Erde Glück zu tragen". Solchen Titanismus aber konnte er unmöglich in den Formen einer mittelalterlichen Teufelsbeschwörung darstellen, dazu konnte er den Teufel nicht brauchen, den er nicht kannte, dazu konnten ihm nur seine eigenen Vorstellungen von den Lebens- und Geisteskräften der Natur und der Erde dienen, an die er sich selber mit allen seinen Kräften drängte. Wir kennen ja diese „Brust, die eine Welt in sich erschuf", auch aus jenem Drang des Prometheus, „sich auszudehnen, zu erweitern zu einer Welt", wir finden das Verlangen, „sich den Geistern gleich zu heben", wieder in der Sehnsucht, die Ganymed emporhebt zu dem „alliebenden Vater", in dem brünstigen Verlangen Werthers, aufzugehen in dem

1) Morris a. a. O. S. 14ff. Die Erklärung allerdings, die Morris und E. Schmidt für die Worte des Erdgeistes geben: „Du hast mich mächtig angezogen, An meiner Sphäre lang gesogen", wonach Goethe die Vorstellung Swedenborgs von einer Art suctionis seu attractionis, die die Geister am Menschen ausüben, umgekehrt habe in die Vorstellung von einem Saugen der Menschen an den Geistern, leuchtet bei weitem nicht so ein wie der Hinweis Goebels auf Vorstellungen des Paracelsus (a. a. O. S. 11 Anm.), nach denen der Mensch auf die beiden „Sphären" des Himmels und der Erde angewiesen ist und „anziehende Kraft" wie ein Magnet auf das Gestirn ausübt. Auch das Bild vom Saugen findet sich hier: „Also der Magnet der Sinnen sauget auch an sich vom Gestirn seine tägliche Vernunft usw."

2) K. Fischer, Goethes Faust II. T. S. 195: „Nicht die Hölle und ihre Geister ruft er an, sondern die Erde, den Genius alles irdischen Daseins, den „Welt- und Tatengenius", wie Goethe selbst seinen Erdgeist genannt hat; die Beschwörung geschieht nach keiner Vorschrift aus einem Buch der Magie, nach keiner kabbalistischen Formel, sie enthält nichts von Zauberkram: es ist die natürliche Magie des Menschen, welche von jeher alles Große in der Welt bewirkt hat, die unwiderstehliche Macht des Willens ... die Stimme, die in jedem gewaltigen Menschen redet, der berufen ist zu einer großen Welttat."

„inneren, glühenden, heiligen Leben der Natur“ (Brief vom 18. August), in den Künstlergedichten Goethes:

Ich fühl', ich kenne dich, Natur,
Und so muß ich dich fassen. (Künstlers Abendlied.)

Daß aber Goethe den Höllengeist, die Verkörperung der bösen Macht, so unbedenklich in den sittlich völlig neutralen Erdgeist verwandeln konnte, erklärt sich ganz natürlich aus seiner pantheistischen Denkweise, in der ihm beim Blick aufs Ganze alle Unterschiede und Vereinzelungen, auch die sittlichen Unterschiede zwischen Gut und Böse schwanden. Der „irdische Gott“, der das Ganze der Erde umschließt, die „weite Welt umschweifend“, „in Lebensfluten, im Tatensturm“ auf- und abwallend, kann unmöglich unter den Gegensatz von Gut und Böse fallen, er muß wie die Gottheit selbst über ihn erhaben sein, weil er beides, Gutes und Böses, unter sich befaßt. Wir müssen wiederum an Goethes Beschäftigung mit Giordano Bruno erinnern, auf den seine Bemerkung in den Ephemeriden hinweist, wonach es ihm unzulässig scheint, Gott und die Natur gesondert zu behandeln.[1]) Alle Dinge sind in Gott, alle Einzeldinge, alle Gegensätze in denselben vom göttlichen Ganzen umschlossen, also auch die Gegensätze des Sittlichen. Goethe hat es ja auch deutlich genug ausgesprochen: „Das was wir bös nennen, ist nur die andre Seite vom Guten, die so notwendig zu seiner Existenz und in das Ganze gehört, als Zona torrida brennen und Lappland einfrieren muß, daß es einen gemäßigten Himmelsstrich gebe“[2]), oder wenn er mit noch deutlicherer Beziehung auf das Wesen Gottes die Frage aufwirft, „ob es dem höchsten Wesen anständig sei, ... mit Verfolgungsgeiste zu behaupten, daß das, was Gott von uns als gut und böse angesehen haben will, auch vor ihm gut und böse sei“.[3]) Und an Sophie von La Roche schreibt er (im Juni 1774): „Und ist das Böse nicht gut? Und das Gute nicht bös? Haß' ich Wielanden? Lieb' ich ihn? Es ist wahrhaftig all eins.“ Nun ist freilich der Erdgeist so weit von der Gottheit entfernt wie die Erde vom Makrokosmos. Faust bezeugt das, indem er sich das „Ebenbild der Gottheit“ nennt, als welches er nun „nicht einmal“ dem Erdgeist gleichen solle. Aber offenbar ist doch auch der Erdgeist ganz ebenso wie der Geist aller Welten als ein das Ganze der Erde durchwaltendes Lebens- und Wirkungsprinzip gedacht. So redet ihn denn auch Faust an wie eine Gottheit, als den „unendlichen“ oder den „großen, herrlichen Geist“, der sein Herz kennt und seine Seele (Szene „Trüber Tag, Feld“), oder als den „erhabenen“, der ihm alles Gute gegeben, die Götterwonne in dem Genuß der Natur, in der Betrachtung des eigenen Selbst und der Geschichte, dazu aber freilich auch den Gefährten, in dem sich das Böse verkörpert (Monolog in „Wald und Höhle“). Hier erkennen wir ganz deutlich, wie der Erdgeist selbst über das Sittliche hinausgehoben ist, da er den Gegensatz von Gut und Böse unter sich befaßt.

Ist das also für Goethe der Geist, der alle Erdenkräfte in sich trägt und sie darum allein auch dem erschließen kann, der wie Faust nach dem Erfassen, Genießen und Gebrauchen dieser Erdenkräfte trachtet, dann wird es deutlich, weshalb er sich mit dem Höllengeist, dem mittelalterlichen Teufel, als dem Gott der Erde, für seine Dichtung

---

1) Morris, Der junge Goethe II S. 27, 33: Separatim de deo et natura rerum discernere difficile et periculosum est ... Quae enim sunt, omnia ad essentiam Dei pertinere necesse est, cum Deus sit unicum existens, et omnia comprehendat. Vgl. Windelband a. a. O. S. 308 über Giordano Bruno, nach dem Gott als die über alle Gegensätze erhabene Einheit zu denken ist.

2) Rede zum Shakespearetag: Morris, Der junge Goethe II S. 140.

3) Rezension in den Frankfurter gelehrten Anzeigen W. A. 37 S. 249.

nicht begnügen konnte: sein pantheistisches Denken ließ es nicht zu. Hiergegen darf man nicht auf seine Gestalt des Mephistopheles hinweisen, der ja doch das Böse in sich verkörpere. Denn dieser steht eben als ein einzelner Erdgeist unter dem Herrn der Erde, von dem er ausgesandt wird und dem er dient, und darum kann er auch böse sein, so wie gewiß auch gute Geister denkbar sind, die unter dem Erdgeist stehen. Mephisto ist ja auch nicht der Teufel und Gebieter der Hölle in dem dualistischen Sinne des Mittelalters, so wenig wie der Mephistopheles der Volkssage, er ist eben als Sendbote des Erdgeistes nur ein Teufel unter vielen, erst später wächst dem Dichter, nachdem die Vorstellung des Erdgeistes ganz zurückgetreten ist, aus dem einen Teufel der echte alte Teufel und Höllenfürst, der „Junker Satan" (Hexenküche) heraus[1]), aber nicht etwa, weil Goethe inzwischen jene pantheistische Grundauffassung aufgegeben hätte, sondern weil ihm nun der Teufel eine rein symbolische Figur geworden ist, während der Erdgeist des Urfaust aus seinem unmittelbaren Erleben und Erfahren entsprungen war.

III.

Die Umwandlung des mittelalterlichen Teufels in seinen Erdgeist war Goethe nun noch in besonderer Weise nahegelegt durch jene Naturphilosophie, der er die Gestalt des Erdgeistes überhaupt verdankte. Dies zeigt uns eben jene Kosmogonie in Dichtung und Wahrheit, die Burdach, wie wir oben sahen, als Grundlage für die Konzeption des Goetheschen Erdgeistes ansieht. Goethe führt ja diese seine Kosmogonie auch auf seine Beschäftigung mit dem Neuplatonismus und mit jenen „hermetischen, mystischen, kabbalistischen" Schriften zurück, die alle ihren „Stammbaum in gerader Linie bis zur neuplatonischen Schule verfolgen" können. Man hat nun zwar die Jugendlichkeit und Echtheit dieser Beschreibung in Dichtung und Wahrheit angezweifelt.[2]) Aber diese Zweifel werden doch mit Recht nur auf einige Punkte und Ausdrücke beschränkt werden dürfen, wenn sich, wie wir glauben, zeigen läßt, daß die Grundgedanken der Kosmogonie mit dem sonstigen Denken des jungen Goethe übereinstimmen.

Es ist zu beachten, daß Goethe als die eigentliche Grundlage seines kosmogonischen Systems den Neuplatonismus angibt. „Der neue Platonismus lag zugrunde; das Hermetische, Mystische, Kabbalistische gab auch seinen Beitrag her, und so erbaute ich mir eine Welt, die seltsam genug aussah." Damit werden wir wieder auf jenen ursprünglichen Entwurf zu der Schilderung seiner philosophischen Anfangsstudien in Dichtung und Wahrheit (6. Buch) geführt, wie er in der Riemerschen Niederschrift erhalten ist.[3]) Goethe führt darin aus, daß er sich Plotins Werke geborgt habe und „Tag und Nacht darüber lag", daß er mit seinem Lehrer eifrig darüber diskutiert habe, diejenigen Stellen, die er vollkommen zu verstehen glaubte, übersetzt und sich dem griechischen Text durch die lateinische Übersetzung zu nähern versucht habe usw. Es ist kaum anzunehmen, daß Goethe sich das alles aus den Fingern gesogen haben

1) Vgl. die höchst bezeichnenden Änderungen, die Goethe im Fragment von 1790 vorgenommen hat: Urfaust 495f.: „Braucht' keinen Teufel nicht dazu, so ein Geschöpfgen zu verführen"; Fragment (2643): „Brauchte den Teufel nicht dazu"— Urf. 1232f.: „Sie fühlt, daß ich ganz sicher ein Genie, vielleicht wohl gar ein Teufel bin"; Fragment (3541): „Vielleicht wohl gar der Teufel bin." Vgl. auch Urf. 404 mit Fragm. 2010, Urf. 1427 mit Fragm. 3361. — Meine Auffassung vom Wesen Mephistos habe ich näher dargelegt in dem Aufsatz „Der Charakter des Mephistopheles im Urfaust". N. Jahrb. f. d. klass. Altertum, Geschichte u. deutsche Literatur, Jahrg. 1918, Heft 4.

2) R. M. Meyer, Jub. A. 23 S. 315 findet in dem Gegensatz der „Konzentration" und „Expansion" den zwischen der Systole und Diastole in Goethes späterer Naturphilosophie wieder.

3) W. A. 27 S. 382.

sollte[1]), wenn er es auch in seine fertige Lebensgeschichte nicht aufgenommen hat. Burdach nimmt denn auch nur an, daß Goethe sich in der Zeit geirrt habe, daß diese Studien nicht vor, sondern nach der Leipziger Zeit anzusetzen seien.[2]) Dafür würde allerdings seine gleichzeitige Beschäftigung mit der dem Neuplatonismus innig verwandten mystisch-kabbalistischen Literatur und seine ganze damalige Denkweise sprechen.

In der Tat erklärt Goethe in seinem System nach der Art des Plotin und der sich mit dem Neuplatonismus nahe berührenden Gnosis das Werden der Welt durch Emanation der Dinge aus dem einen höchsten Sein.[3]) Wie bei Plotin aus dem einen Sein als ein zweites der νοῦς, in dem sich das höchste Sein selbst erfaßt, und aus der Vernunft als drittes die Weltseele ausfließt, von der dann der Weg weitergeht bis zur Materie und der Einzelkörper, so erscheint hier die Gottheit sich selbst zuerst in dem Sohn und beide dann in einem dritten gleich ewigen göttlichen Wesen. Diese Dreiheit aber bringt weiter den Luzifer hervor, der nun schon, weil in der göttlichen Dreiheit enthalten, begrenzten Wesens ist. Da diesem das Werk der Schöpfung übertragen ist, erschafft er zuerst die Engelwelt, die wiederum in ihm enthalten und durch ihn begrenzt ist. Dann vergißt er aber seines höheren Ursprungs, „konzentriert sich" in sich selbst und verkümmert eben damit auch den übrigen Geistern „die süße Erhebung zu ihrem Ursprung". So erfolgt mit der „Konzentration" der Abfall von Gott, und aus dieser Konzentration der ganzen Schöpfung entspringt die Materie, alles, „was wir uns als schwer, fest und finster vorstellen". Aber auch die Materie stammt doch wie die ganze Schöpfung „durch Filiation" vom göttlichen Wesen ab und hat „Ansprüche an eine gleiche Ewigkeit mit der Gottheit". Um diese Ansprüche zu erfüllen, gibt nun die Gottheit den Dingen die Fähigkeit, sich wieder auszudehnen und zu ihrem Ursprung zu erheben, die Fähigkeit der „Expansion". So entsteht das Licht, mit ihm beginnt das eigentliche Schöpfungswerk, das sich im Menschen vollendet. Die Entfremdung von Gott wird aufgehoben durch die Erlösung, durch das Eingehen der Gottheit in den Menschen, womit die Expansion ihr Ziel erreicht. Der Hauptunterschied dieses Emanationssystems von dem neuplatonischen besteht in der Einarbeitung der christlichen Trinitätslehre. Gerade diese finden wir auch in der mystischen Naturphilosophie.[4])

---

1) So R. M. Meyer, Jub. A. 23 S. 285.

2) Burdach a. a. O. S. 392, vgl. oben S. 408 Anm. 3. — Aber wie schon oben angemerkt, behält nach den neuesten Untersuchungen Max Wundts doch R. M. Meyer gegen Burdach Recht. Wundt weist nämlich überzeugend nach, daß in jener fragmentarischen Niederschrift nicht Erlebnisse der Jugend, sondern des Jahres 1805, die uns auch anderweitig bezeugt sind, festgehalten worden sind. Für die Sache ist das indessen unerheblich, da das Gedankenschema der Naturphilosophen eben doch das neuplatonische, also das Plotinsche war, so daß Goethe mit Recht den Neuplatonismus als die Grundlage seines kosmogonischen Systems angeben konnte.

3) Man beachte, daß er auch in jener schon zitierten Stelle der Ephemeriden das „systema emanativum" als das richtige anerkennt: „Testimonio enim mihi est virorum tantorum sententia, rectae rationi quam convenientissimum fuisse systema emanativum." Ein unleugbares Zeugnis für die Echtheit seines kosmogonischen Systems als entsprungen aus seiner jugendlichen Denkweise!

4) Auch Welling, einer aus dem Kreise jener dem jungen Goethe vertrauten Naturphilosophen, geht in seiner Schöpfungsgeschichte im Opus Mago-Cabbalisticum et Theosophicum 1721 von der Trinität aus, die er allerdings bereits als gegeben hinnimmt: „Im Anfang schuf die Elohim (derselbe Ausdruck für die Gottheit bei Goethe!), das ist, die mächtigen Richter Vatter, Sohn und Heiliger Geist, die Himmel und die Erde, das ist, das Chaos oder die aus des Lucifers Ort mit allen seinen Heeren zusammengemischte Massam." Und auch hier steht Luzifer an der Spitze der Kreatur, der „Geist-Welt, in welcher der Sohn der Morgen-

Das Wichtigste für uns in Goethes System ist einmal der offenbare Monismus, der ihr zugrunde liegt, nach dem schließlich doch Gott alles in allem ist, weil alles, auch das Entfernteste, Niedrigste, in Gott enthalten ist, sodann und vor allem die Gestalt Luzifers und sein und der Engel Abfall von Gott. Auch bei Plotin ist von dem „Abfall" der Einzelseelen, die aus der Gesamtseele stammen, die Rede. Sie vergessen das Höhere, Göttliche, dem sie entstammen, glauben wie Goethes Luzifer selbständig sein zu können und sinken so immer tiefer in die Niedrigkeit hinab. Das niedrigste Sein aber ist das materielle körperliche Dasein.[1]) In der Valentinianischen Gnosis ist diese Körperwelt das Werk eines gefallenen Äon, und bei dem Gnostiker Saturninus steht die Materie als Herrschaftsgebiet des Satans dem Lichtreich Gottes gegenüber.[2]) Aus diesen Vorstellungen haben die Mystiker, hat ein Welling seine Schöpfungsgeschichte gewonnen. Ganz ähnlich ist nun in der Goetheschen Kosmogonie Luzifer der Träger der Schöpferkraft und im besondern der Erschaffer der Materie. Er selbst ist begrenzten Wesens gegenüber der unendlichen Gottheit, unter ihm stehen, wiederum durch ihn begrenzt, niedrigere Geister, die Engel. Indem er sich „konzentriert" und lostrennt vom Göttlichen, vollzieht er mit seinen Engeln den Abfall und wird Schöpfer und Herr der Materie.

In diesem Luzifer nun erkennen wir Goethes Erdgeist wieder. Auch dieser ist ja dem Ganzen des Makrokosmos gegenüber begrenzt, indem er nur einen Teil des Ganzen, die Erdenwelt, vertritt, auch dieser gebietet über eine niedere Geisterwelt, auch er ist Lebens- und Schöpfungsprinzip der irdischen Einzelwelt — „So schaff' ich am sausenden Webstuhl der Zeit" — und wie er selbst, so stammt doch auch alles Geschehene ab von der Gottheit und ist in ihr enthalten — „Und wirke der Gottheit lebendiges Kleid." Was dem Erdgeist im Faust von dem Wesen Luzifers abgeht, ist nur der Abfall und damit der Charakter des Bösen, der diesem anhaftet. Wir sahen aber schon, daß die pantheistische Denkweise Goethes das Böse im Erdgeist nicht zuläßt. Überdies ist zu beachten, daß der Erdgeist ja nicht ein Geschöpf der mythenbildenden Phantasie ist, wie sie in jener Kosmogonie waltet, sondern er ist der Naturanschauung Goethes entsprungen. In dem Luzifer der Kosmogonie ist er nur in die Sprache des Mythus übertragen. Eben darum kann zwar sehr wohl von einem Abfall Luzifers, aber nicht von einem solchen des Erdgeistes die Rede sein. Dafür finden wir aber auch doch bei diesem einen Zug, der — in der Sprache der Naturphilosophie — dem „Abfall" oder der „Konzentration" des Mythus entspricht, das ist seine Begrenzung und Isolierung gegenüber dem Ganzen des Universums. Er ist eben der Erdgeist, der zwar unter Gott steht, der aber sein Dasein für sich hat, wenn er auch im Dienst der Gottheit schafft und ihr lebendiges Kleid wirkt. Diese Begrenztheit der Einzelwesen gegenüber dem höchsten unbegrenzten Sein ist in der mythischen Sprache des Neuplatonismus die eigentliche Sünde. Das Heraustreten

röthe (Luzifer) der allerherrlichste und fürtrefflichste ... war. Da aber dieser in seiner so fürtrefflichen Herrlichkeit und Macht, sich in Hochmuth wider Gott erhube, ward er ... mit allen seinen Engeln ... in eine unbegreifliche Finsterniß verstossen." Dieser Abfall ist das gleiche wie Goethes „Konzentration" und führt zur Entstehung der Materie: „Da aber in diesem Ort (Luzifers) ... der Göttliche Glantz und Licht hineinwärts gekehret ward, da war es ... ein dunkeles, kaltes, grimmfeuriges und greifliches ▽, ein Sand- und Stein-machendes ▽, und dahero Gen. I V. 2 genannt Erde oder Erdisches, das ist, ein schleimichtes, schweflichtes Saltzwasser; und das war das ▽ oder Chaos, so der Text Finsterniß nennet" (nach G. G. von Loeper, Hempelsche Ausg. 21 S. 358f.). Die Abhängigkeit Goethes von der mystischen Literatur ist hier unverkennbar.

1) M. Heinze, Neuplatonismus. Herzogs Realenzyklopädie[1] 13 S. 776ff.

2) Windelband, Lehrbuch der Geschichte der Philosophie[7] S. 200.

der Vielheit aus der Einheit ist der Abfall zum Schlechten.[1]) Wenn so dem Erdgeist das sittlich Böse abgeht, so ist anderseits auch nicht zu verkennen, daß doch auch bei dem Luzifer der Kosmogonie der Charakter des Bösen nicht gerade stark betont wird. Denn es handelt sich auch hier im Grunde nur um kreatürliche Vorgänge, um das Werden und Entstehen der Dinge, und daher treten die sittlichen Kategorien ganz von selbst in den Hintergrund. So war denn dieser Luzifer, den Goethe, wie wir sahen, auch in der Kosmogonie eines Welling fand, in der Tat trefflich geeignet, das vermittelnde Bindeglied zwischen dem alten Volksteufel der Faustsage und dem Erdgeist des Urfaust zu werden, er hat es dem Dichter möglich gemacht, jenen Teufel in seinen Erdgeist umzuwandeln; und so hat R. M. Meyer recht, wenn er von Luzifer sagt, er halte zwischen dem Teufel und dem Erdgeist die Mitte[2]), nur daß wir allerdings bei dem Teufel nicht wie R. M. Meyer an den Mephistopheles des Urfaust, sondern an den alten Teufel der Sage denken.

Daß dem Dichter dieser Luzifer, der Herr der abgefallenen Geister, wirklich beim Erdgeist des Faust vorgeschwebt hat, dafür finden wir nun noch einen besonderen und, wie wir meinen, überführenden Beleg in jenen Worten Mephistos, die in ihrer Vereinzelung im Urfaust immer so seltsam und unverständlich erschienen sind:

> Er tut, als wär er ein Fürsten Sohn.
> Hätt' Luzifer so ein duzzend Prinzen,
> Die sollten ihm schon was vermünzen;
> Am Ende kriegt' er eine Commission (526ff.).

Was hier für sich genommen unverständlich bleibt, gewinnt im Zusammenhang mit jener Mythologie Goethes ganz deutlichen Sinn. Offenbar ist Luzifer der Erdgeist. Mephisto, der Diener des Erdgeistes, soll Faust ein Geschenk für Gretchen besorgen. Woher soll er es anders nehmen als aus dem Schatz seines Herrn, der freilich durch solche Verschwendung gar bald verbraucht sein wird. Nicht also darf man hier, wie Graffunder es getan hat[3]), Luzifer im Gegensatz zum Erdgeist als den Gebieter Mephistos hinstellen — eine so dunkle und völlig vereinzelte Erwähnung der Herkunft Mephistos scheint trotz des Fragmentarischen im Urfaust unmöglich und reimt sich ja auch nicht mit den Hinweisen auf den Erdgeist als den Absender Mephistos in den Szenen „Trüber Tag. Feld" („Warum mußtest du mich an den Schandgesellen schmieden") und in „Wald und Höhle" („Du gabst mir den Gefährten"). Vielmehr ist der Erdgeist mit Luzifer identisch. Wie der Erdgeist ist dieser Luzifer der Herr der Erdenwelt, der „irdische Gott" Fausts und der Gebieter Mephistos und anderer Geister.

Schließlich legt auch die Übereinstimmung, die wir in der Grundstimmung und Grundanschauung zwischen dem Urfaust, zumal in seinen Anfangsszenen, und jener Kosmogonie wahrnehmen, den inneren Zusammenhang zwischen den Gestalten des Erdgeistes und Luzifers nahe. „Konzentration", Begrenzung, Loslösung von der Fülle und Einheit des Ganzen führt dort zur Schöpfung der körperlichen Welt. Es ist ja die Grundfrage des Neuplatonismus, wie von dem höchsten, unendlichen Wesen aus die begrenzte Einzelwelt entstanden sei. Der Konzentration aber, die Erniedrigung und Abfall ist und den aufstrebenden Seelen die „süße Erhebung zu ihrem Ursprung" verkümmert, steht eben diese Erhebung, die „Expansion", das Streben nach Vereinigung mit dem höchsten Wesen gegenüber. Unbegrenztheit und Unendlichkeit hier, Begrenztheit und Endlichkeit dort, dementsprechend hier die

1) K. P. Hasse, Von Plotin zu Goethe, 1909 S. 60f.
2) J. A. 27, 315.
3) Preußische Jahrbücher 1891 S. 709.

Richtung auf die Gottheit, auf das Unendliche, dort die Trennung vom Ganzen, das Eingehen in die Einzeldinge, das sind die Gegensätze, in denen sich die Kosmogonie bewegt, wobei das Wertvolle, das Gute und das Seinsollende im ersten Gliede des Gegensatzes liegt. Dieselben Gegensätze aber beherrschen auch die Beschwörungsszene im Faust. Auch hier das Verlangen nach dem unendlichen Lebensgrund:

Wo faß' ich dich, unendliche Natur?
Euch Brüste, wo? Ihr Quellen alles Lebens.

Aber das Unendliche läßt sich nicht vom Endlichen erfassen, finitum non capax infiniti; daher folgt nun der Übergang vom Grenzenlosen, Unfaßbaren zu einem begrenzten Ausschnitt und Teil des Ganzen:

Du, Geist der Erde, bist mir näher,

ihn hofft Faust „fassen", mit ihm Gemeinschaft haben zu können. Aber noch ist dieses Mittelwesen zwischen dem All und den Einzeldingen zu groß und gewaltig für den kleinen Einzelmenschen. Zwar erscheint ihm der Erdgeist in einer kurzen Vision, und so erlebt er wirklich seine Nähe, spürt seine Gewalt und Herrschaft, aber eine wirkliche dauernde Gemeinschaft mit ihm gibt es nicht. Faust muß tiefer herab, von dem Allgeist über den Erdgeist führt ihn der Weg zum begrenzten, niedrigen Einzelgeist, zu dem Geist des sinnlichen, materiellen Weltwesens. Das ist seine „Konzentration", es ist der Abfall, zu dem er notwendig verurteilt ist, weil er selbst ein begrenztes Einzelwesen ist:

Du gleichst dem Geist, den du begreifst, nicht mir.

Und wie für den Neuplatoniker das Böse eigentlich nur in der Vereinzelung, der Verendlichung des Ganzen in den Einzeldingen bestand, wie er die Ursünde in der Individualisation erblickte, so ist bei Goethe der Einzelgeist denn auch ein Geist des Bösen, der den von ihm Geführten in Sünde und Bosheit zu verstricken sucht. Die weitere Grundfrage im Faust, die freilich noch nicht der Urfaust, wohl aber die spätere vollendete Dichtung gelöst hat, ist denn auch wie in den neuplatonischen und gnostischen Systemen die Frage nach der Erlösung. Wird die „Konzentration" sich durchsetzen, oder trägt das unüberwindliche Verlangen und Streben nach dem Höchsten, die „Expansion", den Sieg davon?[1])

In wunderbarer Weise verschlingen sich in Goethes Erdgeist die Einwirkungen der alten Faustsage und ihrer Teufelsgestalt, des „irdischen Gottes" Luzifer, als dessen Abgesandten sich Mephistopheles bekennt (und der „des Doktor Fausti rechter Herr" ist), mit den Einflüssen der neuplatonisch-mystischen Naturphilosophie, in der Goethe die seinem poetischen Sinn und seinem innigen Naturgefühl so zusagende Lehre von der Beseelung der Natur fand, von den Geistern, die den Makrokosmos und all seine Teile, auch die Erde, durchwalten, endlich mit den Vorstellungen von dem Verkehr der Geister untereinander, die er dem Geisterseher seiner Zeit, Swedenborg, entnahm. Das alles aber durchglüht und in eins zusammengeschmolzen durch das leidenschaftliche Erleben des titanischen Menschen und Dichters, der in dem brausenden Sturm und Drang seiner Jugend und seines Genies selbst aufs Höchste und Ganze ausging, des Lebens Krone zu erringen strebte, indem er wie jener D. Faustus „Adlers Flügel an sich nahm und alle Gründ am Himmel und Erden erforschen" wollte. Und als er dann erkennen mußte, daß er aufs einzelne angewiesen war, daß das Ganze in

1) Daß sich auch in anderen gleichzeitigen Jugendwerken Goethes, vornehmlich im Prometheus, Mahomet, in Werthers Leiden, diese Gedanken und Stimmungen wiederfinden, ist in meinem oben erwähnten Aufsatz in den N. Jahrb. S. 217 näher ausgeführt.

keines Menschen Kopf hineinging[1]), da stürmte er in seinem Titanendrang ins Leben hinein, mit dem Trotz und Selbstgefühl eines Prometheus:

Ich fühle Mut, mich in die Welt zu wagen,
Der Erde Weh, der Erde Glück zu tragen,
Mit Stürmen mich herumzuschlagen
Und in des Schiffbruchs Knirschen nicht zu zagen.

Kein Wunder, daß ihm da das Bild des gefallenen Engels vor der Seele schwebte, als er nach all dem frommen Sehnen und Gottverlangen der Frankfurter Zeit[2]) in Straßburg von unbändigem Lebenstrieb ergriffen ward und höchstes Glück und Weh und schwere Schuld auf seinen Busen häufte. Wenn wir die Bilder und Gestalten des Urfaust einzelnen Abschnitten jener Jugendperiode des Dichters zuteilen sollten, so würden wir den Makrokosmos vor allem der Frankfurter Zeit mit ihren pietistischen und mystischen Bestrebungen zuweisen, den Erdgeist aber der Zeit des Sturmes und Dranges, die in Straßburg anbrach, wenn auch gewiß beides, das dem All zugewandte Fühlen und Denken wie der Drang ins Leben hinein, auch späterhin noch lange nebeneinander bestand. Mephisto aber, der böse Dämon der Gretchentragödie, würde seine Ausgestaltung vor allem dem erschütternden Erlebnis der Sesenheimer Tage verdanken. Niemals wird die Forschung freilich alle Fäden entwirren können, die sich zusammengeschlungen haben zu dem wunderbaren Gewebe der Goetheschen Gestalten. Und Minor hat recht, wenn er diese Gestalten aus sich heraus, aus ihrem Reden und Wirken in der Dichtung verstehen will, und nicht aus den Kommentaren, die auf van Helmont und Swedenborg verweisen.[3]) Denn die Wesen der Dichtung führen ihr selbsteigenes Leben, das ihnen des Dichters Genius eingehaucht hat. Aber darum wird doch niemand der Forschung wehren wollen, den verborgenen Zusammenhängen nachzuspüren, die zu diesen dichterischen Gestaltungen geführt haben, und in des Dichters Werkstatt zu gehen, um den Genius bei seinem Schaffen zu belauschen.

Künstlerischer Deutschunterricht.

Von **Hans Braun** in München.

Unser Karl Müller ist ein kleiner Held. Er geht jetzt in die 7. Lateinklasse (O II) und ist ein vollhaariger, etwas blasser Junge mit bescheidenem Äußern. Man hält ihn anfangs für einen Mucker; denn er sondert sich von den anderen ab, er spielt nicht, ja man sieht ihn eigentlich nie lachen. Nur manchmal liegt ein froher, stillwarmer Glanz in seinen Augen. Seine sieben Sachen hat er immer in peinlicher Ordnung, seine Arbeiten verfertigt er mit einem besonderen Fleiß; denn übermäßig talentiert ist er nicht. Er hat zu Hause eine kranke Mutter, die nur eine spärliche Witwenpension bezieht. Irgendwo gibt es noch einen Onkel, der zu heiligen Zeiten ein wenig Geld zuschießt.

Nun gibt Karl Müller Stunden. Wenn andere auf der Wiese tollen, sitzt er bei einem Anfänger im Latein, und wenn seine Kameraden sich neue Streiche ausdenken,

1) Brief an Pfenninger in Zürich (26. April 1774): „Im einzelnen sentierst du kräftig und herrlich, das Ganze ging in euren Kopf so wenig wie in meinen."

2) Vgl. sein Gebet in dem Gedicht ‚Sehnsucht" aus jener Zeit, Jub. A. 3 S. 228:

Könnt' ich doch ausgefüllt einmal
Von dir, o Ew'ger, werden —
Ach, diese lange, tiefe Qual,
Wie dauert sie auf Erden!

3) J. Minor, Goethes Faust I S. 50.

grübelt er darüber nach, ob das Geld zum Abendessen ausreicht und ob seine Mutter den Schuster wohl bezahlen kann. Das Leben packt ihn früh mit seiner harten Hand, diesen kleinen Jungen, und doch kann er schon unter Tränen lächeln. — — — —

Juchhei! Am schneeseligen, rauhfrostglitzernden Winterwaldrand ist ein Schneeballengefecht. Pennäler und Lehrer, heute ein einziges, jungfröhliches Menschenvolk, dem der Frostwind die studiermüde Stirn kühlt und das matte Auge schärft! Wie sprachselig heute die Burschen sind, gerade auch jene Helden, die bei jedem Aufsatz drei Federhalter zerkauen! Guck sie doch mal an, sprachselig. Aber sei kein Schulmeister und denk jetzt nicht an Hefte. Ratsch! kommt schon ein Schneeballen geflogen. Wart nur, ich will dir schon antworten, du Schlingel! — — — —

Obwohl heimlich und versteckt, habe ich doch zufällig im Studierpult des 18jährigen Peter Werner ein Notizbuch mit — Gedichten entdeckt. Sind sie gut oder schlecht? Haben sie einen Wert? Ich habe sie nicht gelesen. Was ein Menschenherz im tiefsten stillen Winkel träumt, das ist nichts für neugierige Augen. Werner merkt nichts, daß ich sein Geheimnis weiß. Aber ich verstehe nun manches an ihm, was mir bislang fremd, unerklärlich war. — — — —

Der Kollege Burghard ist gestorben. Er hat einen einzigen Sohn, der seinen Vater abgöttisch verehrte. Selten sah man auf Spaziergängen den Alten allein. Immer ging sein Junge neben ihm und immer sprachen sie über die Fragen, die das Leben in einer erwachenden Menschenseele aufwirft. Nun ist der Bub allein. Sein Gesicht hat einen eigenartigen Zug erhalten. Es ist nicht das, was man sonst Trauer nennt, mehr ein unbegrenztes Staunen. Tot. Was ist das: tot? Manchmal schaut er, wie in weite Fernen; ja, manchmal lacht er. Er tröstet seine Mutter. Er arbeitet fieberhaft und ist wieder oft zerstreut. — — — —

Bunt sind die Schleier, die das Leben um die Menschen webt, daß die großen unbekannten Dinge dahinter für sie Licht und Farbe bekommen. Und nun gehe hin und fordere von fünfzig Halberwachsenen, Halberwachten denselben „Aufsatz": „Beim Schneeballspielen" oder „Vater ist tot" oder gar einen „Brief, in dem du deinem Freund die Entstehung der Kohle mitteilst".

Aus dem Empfinden dieses tiefen Risses zwischen Natur und Schule heraus ist jene Unterrichtsart entstanden, die das Kennwort „Künstlerischer Deutschunterricht" an der Stirne trägt. Sie gliedert sich in Hinsicht aufs Allgemeine jener Richtung ein, deren Inhalt am prägnantesten Dr. Ernst Weber in seiner „Technik des Tafelzeichnens"[1]) mit den Worten ausdrückt: „Der Lehrer muß ein Künstler sein."

Das Sprechen ist nicht eine objektive Tätigkeit des Menschen, eine Sache an sich und um ihrer selbst willen, sondern der subjektive Ausdruck seines geistigen Erlebens. Unter starken, sinnlichen Eindrücken stößt das Kind die ersten Laute aus, im Affekt ist es immer am beredtesten. Meist erst nach den Schuljahren erwacht ein objektives Interesse an der Sprache; der Ungebildete wird sich selten zu diesem Stadium durchringen. Die große Linie der Entwicklungsgeschichte der Sprache mag ähnlich verlaufen: Affektives, unbewußtes Hervorbringen von Lauten — Berechnung der Wirkung dieser Laute auf andere — Benützung der Sprache zur bewußten Gedankenübertragung — objektive Betrachtung der Sprache und ihre Bereicherung.

Der Drang, einem inneren Erlebnis Ausdruck zu verleihen, ist die Wurzel der Kunst. Nur die jeweilige, sinnliche Veranlagung führt zur Wahl von Stein, Farbe oder Ton, dem inneren Wesen nach sind alle Künste verwandt. Da die Sprache an kein Hilfsmittel gebunden ist, fand sie die weiteste Verbreitung. Sie steht auch heute in anderen Diensten als nur dem der Kunst. Deswegen bleibt sie aber doch ihrem Ur-

1) Erschienen im Verlag von B. G. Teubner, Leipzig.

sprung und eigentlichen Wesen nach künstlerisches Ausdrucksmittel und beruht subjektiv auf einem inneren Erlebnis, objektiv auf künstlerischer Schulung.

Ausgehend von dem Gedanken, daß eben diese Schulung Aufgabe der Erziehung sei, anderseits aber aus der Erkenntnis heraus, daß die reine Form als zu vergeistigt in der Schule keinen Platz finden kann, entwickelte sich der Zwiespalt zwischen wirklichem Leben und willkürlich hervorgerufenen Anlässen zu Stilübungen. Es ist ja klar: Eine Klasse ist nicht eine Einheit, sondern es sind eben 30 oder 50 ganz verschieden empfindende und verschieden lebende Menschen. Will ich warten, bis sie alle dasselbe innerlich beschäftigt, so ergibt das, abgesehen von der bekannten Aufsatzangst, zu wenig Übungsstoff. Also muß ich zum künstlichen greifen und — Erlebnisse verschaffen, d. h. praktisch: Erlebnisse in der Phantasie.

Welches psychologische Bild zeigt sich nun beim arbeitenden Schüler? Doch offenbar etwa folgendes:

„Morgen muß ich den Aufsatz einliefern. Zu dumm das. Heute wäre gerade Tante Frieda zu Besuch da und sie sitzen drüben bei Kaffee und Kuchen. Und ich kann hier an dem Zeug herumknausern. Eigentlich mag ich die Tante Frieda gar nicht und den Kaffee erst recht nicht; aber heute wär's eigentlich ganz schön. Aber es hilft nichts; morgen muß ich ihn haben. Also drauf los. Schreiben wir einstweilen die Überschrift: ‚Was du ererbt von deinen Vätern hast, — — —', und dann das Datum. Den 23. Ach ja, da habe ich ja dem Jakob das Buch bringen wollen. Er hat so interessante neue Bücher. Nichts da, Aufsatz machen. Morgen muß er fertig sein. Was sprach doch gleich der Lehrer zur Disposition? Ja, eine Begründung, warum, und ein Wie und Beispiele, richtig, von den Söhnen großer Väter und von Kindern aus ärmeren Schichten, die ihre angeborenen Talente nützen sollen. Ach du lieber Himmel, wenn man doch bloß die Kaffeetassen nicht immer hören würde." Mag das Bild kraß sein, ist es nicht geradezu Symbol für 99% aller Aufsatz„anfertigungen" und sieht man nicht förmlich in dieser Art zu arbeiten geradezu die Voraussetzung einer höchst mittelmäßigen Leistung. Niemals kann Zwang oder Pflichtgefühl die Natur ersetzen.

Aber was dann? Offenbar rührt das ganze Mißverhältnis daher, daß wir nicht imstande sind, zu einer festgelegten Stunde 50 Schülern ein wirkliches Erlebnis zu verschaffen. Die Folge daraus ist die: Der Schüler soll nur reden und vor allem darüber schreiben, wovon er sich zum Reden und Schreiben veranlaßt fühlt, wir müssen ihn freimachen von der Fessel des bestimmten Tages und des festgelegten Stoffes.

Auf den ersten Blick sieht das etwas absonderlich aus: kein Thema und keine Zeit. Man muß aber bedenken, daß es sich dabei um die geschlossene Arbeit handelt.

Um nochmals von der Kunst als Ausdrucksmittel inneren Erlebens auszugehen: Der Künstler braucht einen inneren Anlaß und äußere Technik. Wann er ein Bild malt und welchen Stoff er wählt, das muß ihm selbst überlassen bleiben. Zur Erlernung der Technik besucht er eine Schule. Er malt dort nicht ganze Bilder, sondern er beobachtet Modelle, er berechnet, überlegt, erforscht die Wirkungen, studiert Farbe und Licht, Komposition u. v. a.

Der künstlerische Deutschunterricht arbeitet ähnlich. Zeit und Art einer ganzen Arbeit überläßt er dem Schüler. Er beschränkt sich darin auch keineswegs auf Abhandlungen und Briefe, sondern läßt alles gelten, was echt ist. Es ist nicht zu verkennen, daß auf Seite der Lehrkraft ein gewisses Feingefühl und künstlerische Persönlichkeit dabei Voraussetzung ist.

Was innerhalb der Deutschstunden geleistet wird, das sind Studien. Man könnte hier zunächst unterscheiden zwischen den Arten der Deutschleistungen: wissenschaftlicher Arbeit, künstlerischer Leistung und Briefen, Berichten u. dergl. Es tauchen Fragen auf, wie: Worin liegt der Kern der wissenschaftlichen Arbeit? Etwa darin,

im Leser dieselben Gedanken und Vorstellungen hervorzurufen, die man selbst hegt. Welche Mittel werden dazu am geeignetsten sein? Welche Bedeutung spielt das Wort? der Satz? Inwieweit ist der Vergleich berechtigt? Warum ist das Urteil die eigentliche Form der wissenschaftlichen Arbeit?

Ähnlich bei künstlerischen Leistungen. Was ist Rhythmus, was Variation, Komposition, Klangschönheit, Sinnlichkeit, kurz, was sind alle die Dinge vom einfachen Formelement bis zum wohldurchdachten Ganzen?

Oder was bedeuten bei Briefen Formen, was ist die Briefseele? Worauf kommt es bei Berichten an? Alles das kann ich an eigenen Leistungen erproben, an fremden beobachten. Ich lese eine Arbeit nach fünf Monaten wieder und beurteile sie, vielleicht ganz anders als am Tage ihrer Entstehung.

Es ist nicht Aufgabe dieser Zeilen, das Gebiet der Studien ganz zu umschreiben, sondern nur, sie zu charakterisieren. Eine Gesamtdarstellung des Unterrichtes muß heute mit Rücksicht auf die Zeitumstände unterbleiben.[1]) Aber man sieht aus dem Wenigen: das störende Element des Zwanges ist ausgeschaltet, es wird frei gearbeitet, überdacht, geschaffen und — nicht ein letzter Grund — an Stelle des negierenden Korrigierens tritt positive Arbeit.

Aber die Idee greift weiter um sich. Der Stilunterricht befaßt sich mit der eigenen Persönlichkeit und ihren Leistungen. Wie steht es mit der Arbeit anderer? Ist die Beobachtung nicht erst recht ein gutes Schulungsmittel? Mit dieser Frage tut sich ein kolossales Gebiet auf: das der gesamten Literatur. Wie stelle ich mich als Lehrer künstlerischen Deutschunterrichtes zu diesen Riesenwerten deutscher Geistesarbeit? Es ist fast schwer, zu sagen, daß bei solchen Voraussetzungen der Thron der jetzigen Literaturgeschichts-Methode wankt. Reißen wir nicht zuviel ein? Was setzen wir an seine Stelle? Aber der Gedanke will doch durchdacht sein.

Das Buch, der „Aufsatz" des geistig bedeutenden Menschen, ist der Niederschlag seiner Persönlichkeit, ist gerade das, worin seine Bedeutung liegt. Will ich also das Wertvolle des Menschen kennen lernen, dann muß ich zum Buch greifen und nicht — zur Biographie des Künstlers.

Das Buch ist ein treuer Geselle durch unser ganzes geistiges Leben. Es verlangt aber auch etwas von uns für seine Leistungen, nämlich, daß wir es lesen können. Wenn das Buch für jene, die heute auf der Schulbank sitzen, eine dauernde Bedeutung erlangen soll, dann muß ich sie lehren, die Schönheit eines Buches zu schauen und seine geistige Tiefe erkennen zu können. Sie müssen das geistige Lesen lernen und drum muß ich einen Literaturunterricht geben. Seine Stoffe sind alle Gebiete, die den künstlerischen und intellektuellen Wert eines Buches ausmachen, wie Logik, Psychologie, Komposition, Stil, Motivbildung, Stimmung, Lebenslinie usw. Man sieht, daß Stilunterricht und Literaturlehre verwandt sind.

Ja, aber der Dichter selbst? Die Literaturgeschichte wird durchaus nicht ausgeschaltet, nur ändert sich ihr grundlegender Charakter. Ihr Wesen beruht weniger auf der reinen Biographie, als in der Erkenntnis des kausalen Zusammenhangs zwischen einer Zeit und ihrer Dichtung im allgemeinen und Dichter und Werk im besonderen — analog dem biologischen Prinzip des Naturunterrichts —. Die Frage heißt nicht mehr: Welches ist das Hauptwerk Goethes? sondern: Was gab uns Goethe in seinem Faust? Wir lehren nicht: Wieviel Werke hat Schiller geschaffen? sondern: Was bedeutet sein Wilhelm Tell? In der Form wird nicht doziert und memoriert, sondern erfahren, erlebt. Die Idealität Schillers, die Genialität

1) Eine entsprechende Arbeit wird nach Kriegsschluß unter dem Titel „Schaffende Jugend" erscheinen.

Goethes sind Brennpunkte, nicht das Geburtsjahr und nicht der zahlenmäßige Umfang ihrer Leistungen.

Und noch eins: Die Jetztzeit liegt näher als das Altertum und man sollte unsere neue Literatur nicht um der altdeutschen willen ganz unter den Tisch fallen lassen.

Es ist klar, daß bei solcher Auffassung nicht das ganze Literaturgeschichtsgebiet durchgearbeitet werden kann. Aber das Ziel der Schule ist längst nicht mehr Vollständigkeit im Stoffgebiet, am wenigsten gerade im Deutschunterricht. Wie weit man auf dem Wege von der allgemeinen Übersicht (aus der Völkergeschichte kausal abgeleitet) über die bedeutendsten Erscheinungen in das Gesamt-Literaturgebiet je nach den Umständen eindringt, ist weniger wichtig, als daß die Voraussetzung gegeben ist, daß der Schüler zeit seines Lebens sein Literaturinteresse wach erhält. Interesse und Kraft stehen über dem Vielwissen. Können ist mehr als Kennen.

Es erscheint wieder einmal viel des Neuen, was hier unter dem Schlagwort „Künstlerischer Deutschunterricht" an die Öffentlichkeit tritt. Aber es liegt in der Zeit, daß man das Niederreißen verzeiht, wenn ihm nur das bessere Aufbauen nachfolgt.

Über die Behandlung von Aufsätzen beschreibender Art in den Mittelklassen.[1]

Von **Bruno Meyer** in Danzig.

(Nach einem im Danziger Philologenverein gehaltenen Vortrage.)

Man spricht bei beschreibenden Aufsätzen von einer undankbaren Aufgabe, die Lehrer und Schüler langweile, da ein so trockener, spröder Stoff eine trockene Behandlung mit sich bringe und von beiden Seiten ohne Freude getan werde. So sind die Aufsätze beschreibender Art zu einem Aschenbrödel unter den Aufsätzen geworden. Lassen sich ihnen denn gar keine guten Seiten abgewinnen?

Zunächst wird man zugeben, daß diese Art Stilübungen wichtig und notwendig sind. Nicht nur wegen des Zuges der Zeit, der auf Schulung des Sehvermögens ausgeht, sondern auch als eine Vergrößerung des Umfanges von Themen. Ich gehe nicht so weit, mich bei dem Kampfesruf „hie literarische — hie Themen aus dem Anschauungskreise der Schüler" nur auf die eine Seite zu stellen, es läßt sich aber doch mancherlei anführen, das für die mehr gegenständlichen Themen spricht.

Zunächst kommen bei ihnen diejenigen Schüler zu ihrem Rechte, denen es für literarische Themen an der nötigen Fülle der Ausdrücke und Gelenkigkeit gebricht, die dagegen mehr für das Greifbare und Technische aufnahmefähig sind. Man wird hier mitunter die größten Überraschungen erleben und einen Eifer beobachten bei Schülern, die sonst nur mit Seufzen und Widerstreben an ihren Aufsatz herangehen.

Sodann leitet die Behandlung solcher Gegenstände vorzüglich an zum scharfen Hinsehen und genauen Beobachten. Wer solch ein Thema wählt, wird an sich selbst erfahren, wie unfertig und ungenau das Bild von dem zu behandelnden Gegenstande ist, mit dem er sich bis dahin begnügt und das er für scharf genug gehalten hat. Es geht uns da wie mit dem Zeichnen. Erst wer einen Gegenstand in allen seinen wichtigen Linien aus dem Kopfe zeichnen kann, hat sich seiner ganz bemächtigt.

Ferner lernen wir und unsere Schüler achten auf eine richtige Anordnung und Gruppierung der einzelnen Züge, und

endlich sind wir genötigt, einen möglichst treffenden und klaren Ausdruck für

1) Über den Aufsatz ist es jetzt wieder stiller geworden; aber es gilt noch viel für ihn zu tun. Wir stellen drum hier einen wichtigen Teil der Aufgabe zur Aussprache. D. Hrg.

den zu beschreibenden Gegenstand und seine Teile zu finden. Es ist mitunter leichter, ein Bild von einem Gegenstande zu zeichnen, als lediglich mit Worten eine klare Vorstellung hervorzurufen. Und dies Erfordernis muß den Schülern bei diesen Arbeiten stets vor Augen schweben. Die größte Deutlichkeit ist hier die größte Schönheit, und damit wandeln wir in den Spuren Lessings.

Woher nehmen wir nun die Stoffe zu den erwähnten Übungen? Ich hebe vier Gruppen hervor, mit denen wir es hauptsächlich zu tun haben werden:

1. persönliche Erlebnisse;
2. Beschreibungen der uns umgebenden Natur, von Bauwerken, Denkmälern usw.;
3. technische Betriebe, Herstellung von Gebrauchsgegenständen usw.;
4. Gemälde und Bildwerke.

Die Behandlung dieser einzelnen Gruppen möge an einzelnen Beispielen veranschaulicht werden.

1. Gruppe: Persönliche Erlebnisse. Mit Recht warnt Strehl[1]) vor dem so beliebten Thema: „Unser Klassenausflug.“ Man ertötet während oder nach dem Ausfluge alle Freude daran. Etwas ganz anderes ist es, wenn man irgendeinen anziehenden oder bedeutungsvollen Punkt in der Umgegend aufsucht mit dem ausgesprochenen Zweck, darüber einen Aufsatz zu schreiben. Man schärft den Schülern vorher ein, genau auf alles zu achten, empfiehlt ihnen wohl auch, sich mit Bleistift und Papier zu versehen, und zieht scherzweise den Vergleich mit einem Berichterstatter einer Zeitung. So kommen sie sich ungemein wichtig vor und sehen schon mit einiger Spannung dem Ereignis entgegen. So habe ich einmal einen kleinen Ausflug nach der „Königshöhe“ in nächster Nähe von Danzig gemacht. Falsch wäre es gewesen, das Thema zu fassen: Die Aussicht von der Königshöhe, es heißt bei solchen Themen den Lessingschen Grundsatz zu befolgen, das Nebeneinander in ein Nacheinander zu verwandeln, also: Unser Ausflug auf die Königshöhe. Schon die Wanderung dorthin soll Gelegenheit geben, etwas zu berichten. Man sorge also für Unterhaltung und Beschäftigung, für Belustigungen unterwegs, damit von der Wanderung mehr zu schreiben ist als nur die nackten Angaben über den eingeschlagenen Weg. Genügend Schwierigkeiten stellen sich ein bei der Beschreibung der Aussicht. Hier drängen sich dem Auge zu viele Einzelheiten auf. Da muß man anleiten zum richtigen Gruppieren. Man lasse den Schülern ruhig Zeit, das Bild auf sich wirken zu lassen, sich auf diesen und jenen Gegenstand in der Nähe oder Ferne aufmerksam zu machen. Da aber die Knaben in diesem Alter noch zu sehr an Einzelheiten haften bleiben und das Zusammenfassen noch zu wenig verstehen, so leite man sie an, Ordnung in dies Gewirr zu bringen nach dem ganz einfachen Schema: vor uns — rechts — links — hinter uns, oder nach den Himmelsrichtungen. Allemal befolge man dabei dieselbe Reihenfolge entweder vom Allgemeinen oder Entfernteren zum Besonderen oder Näheren oder umgekehrt, wie es am zweckmäßigsten erscheint. Doch wird es sich im allgemeinen empfehlen, für jeden Blick erst einen Rahmen aufzufinden und aus diesem Rahmen die Einzelheiten herauszuheben.

Mit dieser Anleitung im Freien ist aber die Vorbereitung des Aufsatzes keineswegs abgetan. Es muß eine Besprechung in der Klasse nachfolgen, schon weil bei der Anleitung im Freien nicht die Gesamtheit zugleich hat zuhören können. Man gehe also mit der ganzen Klasse den Gegenstand noch einmal prüfend durch und präge den Schülern die Reihenfolge des Ganzen noch einmal ein. Man verschmähe auch nicht, ihnen einen Vorrat von guten Wendungen an die Hand zu geben. Die Schüler sollen sich an dieser Arbeit möglichst lebhaft beteiligen: „Vor uns breitet sich aus . . .“

1) Strehl, Der deutsche Aufsatz für die Mittelstufe höherer Schulen. Berlin 1895, Grote. M. 2,—.

„Hier bemerken wir ...“ „Dahinter erheben sich ...“ „Dort erregt unsere Aufmerksamkeit ...“ „Wie herrlich wirken ...“ „Wie klein nehmen sich ... aus.“ „Wir vernehmen das Hämmern und wenden den Blick nach der Richtung ...“ „Wunderbar deutlich hebt sich von dem tiefen Blau der See das glänzende Weiß des Leuchtturmes ab ...“ usw. Unsere Quartaner und Tertianer verfügen noch nicht über einen großen Schatz von Wendungen. Besser man hilft ihnen hierbei vor Beginn der Arbeit, als daß man sich hinterher über die steifen, hölzernen Sätze bei der Durchsicht ärgert.

Die Form darf man nach solcher Vorbereitung getrost den Jungen überlassen, die gefälligste und natürlichste dürfte hierfür wohl der „Brief“ sein. Mit einer richtigen Gliederung verschone man sie. Als Musterbeispiel, wie man es *nicht* machen soll, pflege ich aus unserem Lesebuch von Liermann U III den Brief Herders aus Rom an seinen Sohn August vorzulesen. Bei aller Verehrung für diesen Gelehrten und Dichter muß ich sagen, daß ein Schüler, der heute so schriebe, vor den Augen seines Lehrers nicht Gnade fände, und unbegreiflich ist es mir, wie der Herausgeber eines Lesebuches, an dem die Schüler ihren Stil bilden sollen, gerade diesen Brief hat abdrucken können: „Da saßen und standen Frauen in mancherlei Stellung; eine schöne Heldin Amazone stand da. — Da saß Paris gar breit und gemächlich ..., auf der andern Seite stand Neptun mit seinem Dreizack; da stand ein schöner Bacchus mit seinem umgestürzten Kruge; da stand eine schöne Nymphe mit einer großen Schale in der Hand ...; in einem Erkerchen stand eine schöne Göttin mit erhobenen Händen ...“ stand, stand, stand und wieder stand oder saß! Und wie blaß und anschauungslos diese Herzählung von bloßen Namen mit der einzigen Beifügung „schön“! Die Schüler selbst lächeln über diese Unbeholfenheit, und damit ist für mich dies Lesestück abgetan. Freilich sage ich ihnen dann noch einiges über Herders Verdienste nicht nur als Forscher und Erschließer der orientalischen Dichtung, sondern auch als Stilist.

Ein anderes Thema wie: „Unsere Turnspiele“, ähnlich zu behandeln. Warnung vor dem Nebeneinander — dagegen Hinweis, auf das Nacheinander Bedacht zu nehmen. Weg dorthin mit Kameraden, Versammlung, Verteilung der Geräte, Spiele der eigenen Klasse, worauf kommt es an? Wer zeichnet sich aus? Hinweis auf die Spiele der andern Klassen. Erfolge. Ziel: Sedanfeier.

Ein ähnliches: Welche Annehmlichkeiten bietet der Besuch unseres Strandes? Ein Einladungsbrief an einen Freund etwa in Magdeburg oder in Berlin. So kommen die Reize unserer Umgebung den Kindern selbst erst zu Bewußtsein.

Etwas anders ist zu behandeln: „Wie ich mir einen Drachen machte und ihn steigen ließ.“

Hierher gehört auch ein Thema wie dies: Die Freuden der Jugend im Winter. Doch ist hier schon eine genauere Gliederung erforderlich.

I. Körperliche Belustigungen (a im Schnee; b auf dem Eise);
II. geistige Genüsse (a im Freien, b in der warmen Stube).

Hinweisen muß man auf die Notwendigkeit einer frischen, lebendigen Schilderung. Auch hier gebe man einige Wendungen an die Hand: „Wie herrlich fährt es sich im Schlitten bei Schellengeläut und Peitschenknall!“ „Gibt es ein schöneres Vergnügen als eine Schneeballenschlacht?“ usw. Oft genug habe ich die Äußerung von Kollegen gehört: „Ich habe das und das Thema gegeben. Ich bin neugierig, wie die Jungen das machen werden.“ Es handelt sich meist um Themen wie das eben besprochene. Der Erfolg ist immer der gleiche: einzelne liefern vorzügliche Arbeiten, die Mehrzahl aber enttäuscht. Die guten Aufsätze sind, soweit sie nicht von Eltern und Tanten herrühren, von stilistisch begabten Schülern geschrieben, und an ihnen ist der Lehrer völlig unschuldig, die schlechten sind die notwendige Folge der mangelnden Unterweisung und Anleitung. Die Aufsätze unserer Schüler sollen aber nicht bloße Ver-

suche sein, die gelingen oder nicht gelingen können, sondern Übungen, an denen die Jungen etwas lernen sollen. Die Besprechung hinterher nützt gar nichts, wenn nicht eine Anleitung vorhergegangen ist. Ein gutes Mittel, Mißerfolgen vorzubeugen, ist das Vorlesen eines Musteraufsatzes über ein ähnlich geartetes Thema. Das macht den Jungen Lust und setzt sie auf die richtige Spur.

2. Gruppe: Beschreibung von Bauwerken usw. Etwa: Unsere Besteigung des Marienturmes. Hierbei sind größere Schwierigkeiten zu überwinden. Zunächst sind mit Turmbesteigungen gewisse Gefahren verbunden. Daher ist es unerläßlich, daß sich der Führer erst allein genau den Ort seiner Tätigkeit daraufhin ansehe, ob er auch, zumal bei den jetzt so strengen Haftpflichtbestimmungen, die Verantwortung übernehmen kann. Aber auch aus einem anderen Grunde muß die eigene Erkundung gefordert werden, denn ehe die Führung und Besprechung beginnen kann, muß man über alle Einzelheiten unterrichtet sein, ja den Aufsatz fix und fertig im Kopfe haben. Die Vorbereitung des Lehrers ist hier unerläßlich, dabei wird er erst zur rechten Begrenzung des Themas und zu zielbewußter Führung fähig. Man wird Gruppen bilden von etwa 6 Mann und auch das Mitnehmen von Papier und Bleistift empfehlen. Die Gliederung ergibt sich von selbst nach den verschiedenen Böden mit dem, was sich auf ihnen Bemerkbares findet, und die Krönung bildet natürlich der Rundblick, den man nach dem Muster der Aussicht von der Königshöhe bearbeiten läßt. Sind alle Gruppen geführt worden, wobei natürlich auch die Photographen unter den Schülern ihre Ernte einheimsen, so schließt sich daran eine zusammenfassende Besprechung in der Klasse.

Viel schwieriger, weil mit der Gefahr des „trockenen Tones“ verbunden, ist ein Thema wie: „Beschreibung des Hohen Tores.“ Hier müssen wir erst recht Ernst machen mit der Forderung des Nacheinanders statt des Nebeneinanders. Wir nähern uns dem Tore von der Außenseite, welchen Gesamteindruck empfangen wir? (Steinklotz mit drei Toröffnungen.) Dann werden drei Teile bemerkbar: das Obergeschoß mit Wappen und Dach; das Mittelgeschoß mit Inschriftenband und das Untergeschoß. Nun zum einzelnen! Erklärung der Wappen am Obergeschoß und Angaben über das Dach mit den Wetterfahnen, Mitteilung und Übersetzung der Inschriften des Mittelgeschosses. Endlich Beschreibung des Untergeschosses mit seiner Rustikabauart und den drei Toröffnungen. Auch hier muß man den Schülern eine copia verborum mitgeben: „Von weitem macht das Tor den Eindruck . . .“ „Treten wir näher hinzu, so unterscheiden wir . . .“ „Zunächst haftet unser Blick . . .“ „Prächtig wirken die drei Wappen . . .“ „Unter ihnen lesen wir drei Inschriften . . .“ „Die erste redet von . . .“ „Nun machen wir eine Entdeckung, die wohl noch wenige gemacht haben: Wir bemerken drei Paare von Rollen, über die einst die Ketten von drei Zugbrücken gelaufen sind.“ usw.

Ähnlich ist zu verfahren bei dem Thema: Ein Besuch auf der Saalburg (nach den schönen Wandbildern von Perthes, die einen vorzüglichen Einblick gewähren). Wer nicht Gelegenheit gehabt hat, sich an Ort und Stelle die denkwürdige Anlage anzusehen, der wird sich nach den lehrreichen Schriftchen von Direktor Ernst Schulze und den umfangreicheren des älteren und jüngeren Jakoby eine genauere Kenntnis verschaffen müssen; doch genügt das noch nicht für die Vorbereitung des Aufsatzes. Dieser wird vielmehr ganz nach Art der vorher besprochenen in allen Einzelheiten vor und mit den Schülern entstehen müssen, denn zu den sonstigen Schwierigkeiten kommt hier noch das Fremdartige des kultur- und kriegsgeschichtlichen Stoffes hinzu. Letzteres erhöht allerdings den Reiz. Erst der Obertertianer wird mit diesem Gegenstande fertig werden können. Aufgehängt ist die Übersichtskarte, die das Lager vor einer Einsattelung des Taunusgebirges, gesehen vom Fröhlichen-Manns-Kopfe aus, zeigt.

A. Nach Ankunft mit der Elektrischen folgen wir nicht dem Strome der Fremden, der sich gleich auf das Kastell stürzt, um sich einem der dort angestellten Führer anzuvertrauen, sondern ersteigen erst den Fröhlichen-Manns-Kopf, eine Anhöhe im Südosten des Lagers, um uns zunächst eine Übersicht über die ganze Anlage zu verschaffen. Wir achten

1. auf die Lage des Kastells: Vor einem Paß über den Taunus in einer schmalen Ebene, zur Sperrung dieses Passes. Im Hintergrunde ein Wachtturm am Limes;

2. auf die Anlage in großen Umrissen: abgerundetes Rechteck, zwei Spitzgräben, Mauer, vier Tore (Namen!), Straßen, Teilung 1 : 2. Mittelgebäude (Prätorium);

3. die Reste der bürgerlichen Niederlassung, den Limes mit Wachtturm.

Nun erst steigen wir hinab, um uns

B. das Kastell im einzelnen anzusehen.

I. Näheres über die Außenwerke,
  a) die Brücke,
  b) die porta decumana, Mauer,
  c) nach dem Durchschreiten rückwärts wenden! Wehrgang mit Zinnen, Aufgänge dazu!

II. Reste von Anlagen vor dem Prätorium (Horreum und Quaestorium).

III. Praetorium, Teile:
  a) Principia,
  b) Atrium,
  c) Peristylium.

IV. Limes und Wachtturm.

V. Bürgerliche Niederlassung.

3. Gruppe: Besichtigung technischer Einrichtungen usw. Man beginne mit diesen Besichtigungen nicht zu früh, einfachere Anlagen lassen sich mit Nutzen schon mit Obertertianern, andere erst mit Untersekundanern, verwickeltere erst mit den Oberklassen besuchen. Man wähle aber die einfachsten und übersichtlichsten. Ich habe mit Ober- und Untertertianern u. a. besichtigt unsere Rieselfelder, das Glockenspiel der Katharinenkirche, eine Glockengießerei (14 Tage hindurch vom Beginn der Formarbeit bis zum Enthüllen der fertigen Glocken, so daß wir immer bei den neuen Arbeiten zugegen waren), einen Elevatorenspeicher mit seiner Lade- und Entlade- und Lagereinrichtung, die Rotationsdruckerei der Danziger Neuesten Nachrichten. Sehr empfehlenswert ist auch der einfache Betrieb einer Töpferei, weil die Schüler hier mit der Töpferscheibe bekannt gemacht werden, die noch heute genau so gehandhabt wird wie vor Jahrtausenden. Die Schwierigkeiten, mit denen wir es bei solchen Besichtigungen zu tun haben, liegen einmal in der erhöhten Gefahr, sodann ist aber auch das Vielerlei eines solchen Betriebes verwirrend. Daher werden in diesen Fällen erhöhte Anorderungen an den Lehrer gestellt.

Ein Haupterfordernis ist auch hier, wenn die Erlaubnis zur Besichtigung erteilt ist, daß der Lehrer sich erst allein genau über alle Einzelheiten, die in Frage kommen, unterrichte durch eigenen Augenschein, nötigenfalls auch durch gute Beschreibungen. Es wäre nun aber ganz verkehrt, wenn er danach ohne weiteres die Schüler in die Betriebe hineinführte und es ihnen überließe, sich ein Bild davon zu machen. Das wird nie gelingen. Vielmehr muß der Besichtigung durch die Schüler eine Besprechung in der Schule vorhergehen. An der Hand von Abbildungen und Skizzen, die auf der Tafel entstehen, muß das Wichtigste erklärt werden; hierbei dürfen sich die Schüler auch Aufzeichnungen machen. So erst wissen sie, worauf sie nachher zu achten haben. Nun erst kann man einzelne Gruppen führen, aber auch dabei muß man sie noch auf

Einzelheiten aufmerksam machen: „Verfolgt einmal die Bewegungen dieses Hebels — nun dieses Bandes" usw. Die Leiter der Betriebe oder die Werkführer sind selten gute Führer. Sie setzen zuviel voraus. Der Laie, dem die Erfassung des Herganges selbst Schwierigkeiten gemacht hat, der Lehrer, der seine Geister kennt, ist zumeist besser dazu geeignet.

Bei der Fassung der Themen vermeide man solche wie: Die Druckerei der Danziger Neuesten Nachrichten, besser: Wie eine Zeitung entsteht; bei dieser Fassung tritt schon das Hintereinander an Stelle des Nebeneinanders.

4. Gruppe: Besprechung von Gemälden oder Wiedergaben von Gemälden und Bildwerken. a) von geschichtlichen, b) von solchen mit Stimmungswerten (andere Bilder [Bildnisse, Landschaften usw.] scheiden für unsere Stufe aus, da ihre Besprechung fachkünstlerische Fähigkeiten voraussetzt).

a) Geschichtliche.

Als Beispiel mögen drei Themen dienen:

1. Defregger, „Letztes Aufgebot". Ich weiß wohl, daß die Malweise Defreggers und noch mehr die seines Lehrers Piloty uns Heutigen nicht mehr so hoch im Werte steht wie der damaligen Zeit. Wir merken zu sehr das Bühnenmäßige, Gestellte, das Zusammensetzen von Gruppen, das Vorherrschen des Gegenständlichen. Aber für unsere Stufe eignen sie sich ganz besonders, denn der Tertianer und Sekundaner haftet noch am Gegenstande, und das Zusammenfassen der einzelnen Personen zu Gruppen erleichtert die Übersicht und hilft so zur geordneten Erfassung des Ganzen. Selbstverständlich ist, daß man bei geschichtlichen Gemälden den geschichtlichen Hintergrund angeben muß, ohne diesen bleiben sie unverständlich. Die Frage ist die: Wie weit hat uns der Künstler diese oder jene geschichtliche Begebenheit nahegebracht, läßt er sie uns miterleben? Mitteilungen über den Künstler selbst wird man in aller Kürze den Schülern geben müssen, sie dürfen aber nicht zu Verlegenheitseinleitungen benutzt werden. Bei Defregger ließe sich solch eine Einleitung noch rechtfertigen, denn der Bauernsohn konnte wegen seiner nahen Berührung mit den Bauern diese so kernig und packend darstellen. Bei der Besprechung benutzt man eine gute große Wiedergabe des Kunstwerkes.

Nach der geschichtlichen Einleitung wenden wir uns dem Gemälde selbst zu. Zunächst scheint das figurenreiche Bild uns zu verwirren, alsbald aber kommt Ordnung und Gliederung hinein, wenn wir die einzelnen Gruppen ins Auge fassen. Zunächst die Mittelgruppe der Ausziehenden, wir achten auf die kleine Zahl der wetterharten alten Gestalten, ihre verzweifelten Züge, ihre dürftige Bewaffnung, heben einzelne Gestalten hervor; sodann auf die Gruppe der Abschiednehmenden rechts vom Beschauer; drittens auf die Daheimbleibenden, mit welchen Gefühlen blicken sie den Ausziehenden nach? Endlich fällt unser Blick auf die Kinder, die zum Teil stumm und gedrückt dreinschauen, zum Teil nur flüchtig von ihrer Beschäftigung aufblicken. Viele ahnen, die wenigsten verstehen den Ernst der Lage. Im Hintergrunde erheben sich die schneebedeckten Bergriesen und schließen das Gemälde wirkungsvoll ab. Noch sind sie frei, und frei sollen sie bleiben, dafür setzt das „letzte Aufgebot" seine letzten Kräfte daran.

Zweites Beispiel: Piloty, Thusnelda im Triumphzuge des Germanikus. A. Geschichtliche Einleitung. B. Wir betrachten:

I. Thusnelda und die sich anschließende Gruppe von Frauen.
II. Die Gruppe der gefangenen Germanen vor ihr.
III. Die Gruppe, die sich um den Triumphator schließt (Germanikus mit fünf Söhnen, Segimund, Thusneldas Bruder).
IV. Das Volk im Hintergrunde.

V. Die Gruppe auf der Tribüne: a) Segest; b) den Kaiser; c) die Frauen; d) Tacitus und Strabo.

3. Beispiel: Kriemhild am Sarge Siegfrieds, eine Betrachtung des Gemäldes von Lauffer (Wachsmuths Wandbilder).

A. Hinweis auf den Wandschmuck in unserem Klassenzimmer.

B. Betrachtung des Gemäldes von Lauffer.

I. Gruppe: Kriemhild, Hagen, Siegfried.
II. „ Die burgundischen Könige mit Siegmund.
III. „ Das Gefolge.
IV. „ Die drei Frauengestalten auf der rechten Seite (Ute, eine Kammerfrau und Brunhilde).

C. schließt ab mit dem Gedanken, daß Brunhilde daran schuld ist, daß Kriemhilde trauern muß am Sarge Siegfrieds, und so kehrt unser Blick wieder zu der Hauptgruppe, Kriemhild und Siegfried, zurück.

b) Gemälde mit Stimmungswert.

1. Beispiel: Die Sixtinische Madonna von Raffael, eine Betrachtung (dies Gemälde wird sich leicht in einer guten, großen Wiedergabe beschaffen lassen).

A. Geschichtliches über das Gemälde. Bestimmt für den Hochaltar des Benediktinerklosters in Piacenza (um 1515), gehört der reifsten Schaffenszeit des Künstlers an († 1520). In Piacenza, bis es 1753 von August III. von Sachsen für 10 000 Gulden (= 180 000 M.) gekauft wurde. Heute in einem eigenen kleinen Raume in der Dresdner Galerie. Im Unterschiede von anderen Madonnen Raffaels ein echtes Andachtsbild, die Darstellung der Madonna als Himmelskönigin.

B. Wir betrachten:

I. a) Die Madonna (Blick der großen ernsten Augen ins Weite gerichtet, kennt die Leiden der Menschheit, zugleich hoheitsvoll und mitfühlend. Leicht auf den Wolken herniederschwebend (Saum des Gewandes, Kopftuch vom Luftzuge bewegt).

b) Den Jesusknaben, über sein Alter schon verständig, läßt mit seinen weiten, versonnenen Augen bereits etwas von seiner göttlichen Sendung ahnen.

c) Die Gruppe von Mutter und Kind zusammen: sorgsame Mutterliebe in der Haltung Marias, Kopf an Kopf, den Heiland in kindlicher Unbefangenheit auf ihrem Arm.

II. Die Gestalten der beiden Schutzheiligen des Klosters.

a) Papst Sixtus II. (Tiara als Zeichen seiner Würde, goldstrotzendes Gewand, das entblößte Haupt andachtsvoll zu Maria erhoben, die linke Hand zum Zeichen der Ehrfurcht auf die Brust legend, mit der rechten die vor dem Altar versammelte Gemeinde ihrer Fürbitte empfehlend).

b) Die heilige Barbara (zu erkennen an dem Turm im Hintergrunde, in dem sie eingekerkert war, bevor sie von ihrem eigenen Vater als Märtyrerin hingerichtet wurde), das holdverklärte Antlitz mit sinnendem Blicke neigend, ganz von dem beseligenden Gedanken erfüllt in der Nähe der gnadenreichen Mutter Gottes weilen zu dürfen, „eine Verkörperung des Glaubens".

III. Das Beiwerk

a) Die Engel am Grunde des Gemäldes als Vermittler zwischen dem Himmel und der Erde, frische Knabengestalten, die sich auf die Brüstung lehnen und ihren Blick träumend in die Höhe richten.

b) Folgen wir dieser Richtung, so entdecken wir, was wir bis dahin gar nicht bemerkt hatten, eine zahllose Menge von Engelsköpfen, die sich dicht aneinander drängen und aus dem Helldunkel auftauchen wie die Sterne am dämmernden Abendhimmel, die aber verschwimmen, je mehr sie in die strahlende Nähe der Madonna

kommen. Eine Wolke von lobpreisenden Himmelsscharen. „Sfumato“, von Raffael zuerst angewendet zum Staunen seiner Zeitgenossen.

C. So ruht zum Schlusse der Betrachtung unser Blick wieder auf der Hauptfigur der Himmelskönigin, und wir fassen voller Andacht und Erhebung ihre hoheitsvolle Gestalt noch einmal ins Auge, ehe wir uns abwenden.

2. Beispiel: „Der Tod als Freund“ (nach dem Holzschnitt von Rethel) (gute Wiedergabe vom Kunstwart).

A. E contrario, abschließend mit einer Einladung zur Betrachtung des Rethelschen Bildes.

B. Wir betrachten:

I. den Tod im Vordergrunde. Wir achten a) auf sein Gewand und seine Haltung, b) auf seine Gabe, c) auf den Freundesdienst, den er dem Türmer erweist.

II. Den Türmer im Mittelgrunde. Wir achten a) auf seinen toten Körper und seine Armut, b) auf seine Ordnungsliebe und seinen Pflichteifer, c) auf seine Frömmigkeit und seinen seligen Tod.

III. Die Landschaft im Hintergrunde. Wir achten a) auf die liebliche, sich weit ausdehnende Landschaft mit der untergehenden Sonne, b) auf das Vögelchen, das auf der Brüstung des Altans seinem Wohltäter ein Danklied singt.

Bei diesem Aufsatze kommt es darauf an, am Schlusse jedes Abschnittes den Grundgedanken: „Der Tod als Freund“ hervorzuheben. Demnächst ist es wichtig, innerhalb der einzelnen Teile die Gegenstände zu gruppieren nach dem Gesetze der Steigerung. Ich darf, um diese Art zu veranschaulichen, wohl zum Schluß diesen Aufsatz ganz ausführen:

Der Tod als Freund, eine Betrachtung des gleichnamigen Rethelschen Holzschnittes.

Der Tod als Freund? So möchte wohl mancher verwundert fragen. Erfüllt uns nicht allein schon der Gedanke an den Tod mit Grauen und Entsetzen? Nein, unsere Maler haben wohl recht, wenn sie den Unerbittlichen darstellen als den Sensenmann, der mit seiner Hippe schonungslos alles niedermäht, was ihm in den Weg kommt, ob reich ob arm, ob alt ob jung.

Aber wird man wirklich mit dieser Auffassung dem Tode vollkommen gerecht? Hat Lessing uns umsonst einen Spiegel vorgehalten in seiner Abhandlung „Wie die Alten den Tod gebildet“, den Spiegel der griechischen Darstellungsweise? Die heidnischen Griechen hatten in ihrem feinen Gefühle für das Schöne und in ihrer Abneigung gegen alles Häßliche selbst dem Tode eine schöne Seite abgewonnen: der Tod ein Bruder des Schlafes, der Tod ein Genius mit gesenkter Fackel, der Tod also ein Bild des Friedens!

Und nun der Tod als Freund! Ist der Gedanke wirklich so widerspruchsvoll, wie er uns fürs erste erscheinen wollte? Treten wir an Meister Rethels schlichten Holzschnitt heran, der uns den Tod als Freund zeigen will!

Da steht der Vernichter des Lebens im Vordergrunde. Als der Knochenmann erscheint er auch hier, aber sein häßliches Gerippe wird sanft umflossen von einem Pilgerkleide, das nur Hände und Füße freiläßt. Auch sein Haupt ist fast verhüllt von einer Kapuze und scheint mitleidsvoll zu Boden gesenkt. — Welch schöner Gedanke, den Tod darzustellen als einen Pilger! Weit und mühevoll ist der Weg, den er von Ort zu Ort, von Land zu Land, ja über Land und Meer zu ziehen hat, und mit Recht ist sein Gewand auf der Brust wie auch sein Hut dort an der Stuhllehne mit einer Muschel geschmückt, dem Zeichen der über See fahrenden Pilger. Als Stütze dient ihm der Pilgerstab, der am Stuhle lehnt, und Labung auf seiner

Wanderschaft entnimmt er der Reiseflasche und der Brottasche, die an seinem Gürtel hängen.

Er kommt aber nicht mit leeren Händen: Seht dort die Friedenspalmen, die er dem müden Erdenbürger mitgebracht und die er neben ihn auf den Stuhl gelegt hat!

Und nun ein rührender Zug: Er ergreift selbst den Strang der Totenglocke, um mit dumpfen Schlägen den Leuten dort unten zu künden, daß ihr alter Türmer zur ewigen Ruhe eingegangen ist. — Das ist der Tod als Freund.

Der Tod als Freund! Hat ihn auch jener ehrwürdige Alte dort als seinen Freund willkommen geheißen? Da sitzt ein müder Greis, zurückgesunken an die Lehne des steifen Sorgenstuhles, das Auge noch mit starrem Blick in die Ferne gerichtet. Ein Leben in Dürftigkeit und Einsamkeit muß er geführt haben. Dort stehen noch auf dem Tische die Reste seines kärglichen Mahles, der Becher, aus dem er getrunken, der Krug, aus dem er den Becher gefüllt hat, daneben ein Teller mit trockenem Brote. Und wie ärmlich der Hausrat: ein Tisch, ein Lehnsessel und ein Bretterstuhl, das ist alles, was zu seiner Bequemlichkeit vorhanden ist. Wahrlich ein einförmiges, freudloses Dasein hat hier sein Ende erreicht. Ihm mochte der Tod als Erlöser erschienen sein.

Er ist nicht verbittert aus dem Leben geschieden, das zeigen uns viele kleine Züge: Wie sauber und ordentlich sieht es in dem schlichten Stübchen aus! Jedes Stück an seinem Platz! Krug, Becher und Schüssel stehen fein beisammen, und über den Tisch hat er sogar ein weißes Leinentuch gebreitet, zwar an einer Stelle geflickt, aber doch sauber und ohne Loch. So hat er sein ärmliches Dasein auf seine Weise noch behaglich zu gestalten gewußt.

Und wie gewissenhaft muß er sein Amt verwaltet haben! Dort hängt an einem Nagel am Treppengeländer das Wächterhorn, bequem zur Hand, wenn Feuersgefahr den Hütten der Dorfbewohner droht. Die Glockenstränge an der Wand werden von Nägeln festgehalten und sind an den Enden mit Knoten versehen, damit sie nicht aufreiseln. An der Seite hängt ihm sein Schlüsselbund, als wäre es eben erst seiner müden Hand entsunken: Pflichttreue bis zum letzten Atemzuge, das muß sein Grundsatz gewesen sein.

Wie er so alles um sich herum in bester Ordnung gehalten und seinen Dienst aufs pünktlichste versehen hat, so hat er auch sein Haus beizeiten bestellt. Im Anblick des gekreuzigten Heilandes, dessen Bild von der Wand auf ihn herniederschaut, ist sein Herz still und ergebungsvoll geworden in aller Dürftigkeit und Einsamkeit, und aus der Bibel, die neben ihm aufgeschlagen liegt, hat er wohl schon oft Trost und Hoffnung geschöpft. So hat er es auch an diesem Abend gehalten, und dann hat er still die Hände ineinandergelegt, hat seine Seele Gott befohlen — und als er ihm nun nahte, der ernste Gast, da kam er ihm als Freund.

Welch ein Frieden breitet sich über dem Bilde aus! Wie wird dem Betrachtenden das Herz groß und weit! Aber unser Auge bleibt nicht haften an dem stillen, traulichen Stübchen: von selbst schweift es durch das breite, hohe Mittelfenster und ruht entzückt auf der lachenden Landschaft, die sich weit, weit ausdehnt bis zu den sanften Hügeln am Horizonte, hinter denen die Sonne zur Rüste geht. Von dort aus sendet das scheidende Tagesgestirn dem armen, nun erlösten Menschenkinde, das seinen Lauf hienieden vollendet hat, einen freundlichen Abschiedsgruß. Ihn kann ihr Strahl noch erreichen in dem hohen luftigen Turmgemach. So übergießt sie das Zimmerchen und die gefurchte Stirn des Alten mit ihrem verklärenden Lichte.

Da kommt auch ein Vöglein herangeflogen und läßt sich auf der Brüstung des Altans nieder. Oft mag die milde Hand des Greises ihm von seinen Brocken mitgeteilt haben. Nun stimmt es sein Kehlchen und schmettert in die Luft sein Abend-

lied, so schön es nur kann, zum Dank für all die Liebe, die ihm die welken Hände erwiesen haben. — Ja, juble nur, du Döglein, und fürchte dich nicht vor dem fremden Manne, der heute bei deinem Wohltäter eingekehrt ist. Er meint es gut mit ihm, er hat ihn erlöst. Es ist sein Freund — der Tod!

Mit dieser einen Probe wollen wir uns begnügen. Mögen diese Ausführungen an ihrem Teile dazu beitragen, den Aufsätzen beschreibenden Inhaltes Freunde zu gewinnen!

„Friede" in deutschem Brauch und Sprichwort.

Von **Gottfried Herzfeld.**

In der Arbeit der Schule erscheint eine gelegentliche Betrachtung von Wort und Begriff „Friede" gerade jetzt wohl angebracht. Auch sie kann beitragen zu jener Selbstbesinnung auf deutsches Wesen, deren Strom mit dem Krieg so erfreulich und stark anschwoll. Spielt doch der Friedensgedanke eine ebenso große Rolle in deutscher Sprache und deutschem Fühlen wie Krieg und Kriegerisches. Seine Betrachtung erst vertieft die Behandlung des Kriegerischen, indem sie zeigt, wie sich deutsches Empfinden zu dem Widerstreit kriegerischen und friedlichen Ideals stellt. Vom Begriff des Rechtsfriedens, der den Urzustand der Feindschaft und des Kampfes einschränkt, erweitert er sich zum erträumten Frieden der Völker und vertieft sich in religiösen und dichterischen Äußerungen zum inneren Frieden der Menschenseele.[1]) So spiegelt er in stetiger Erweiterung und Vertiefung ein Stück deutscher Volks- und Geistesentwicklung. Wenn zu solcher Betrachtung deutschen Volkstums der Geschichtsunterricht[2]) ergänzend hinzutritt, so mag das die innere Sicherheit geben, die gerade unsere Jugend jetzt und später braucht gegenüber verleumderischen oder verführerisch friedensschwärmenden Angriffen von außen und innen.

Vom Standpunkt des deutschen Unterrichts werden wir aus dem reichlichen Stoff nur einen beschränkten Ausschnitt nehmen, der uns aber zeigt, welchen besonderen Ton der Friedensbegriff gerade in deutscher Zunge, in deutschem Fühlen und Denken gewinnt. Nicht wissenschaftliche Vollständigkeit, sondern unterrichtliche Wirksamkeit soll dabei erreicht werden.

Das Wort „Friede" ist eine Schöpfung des Germanischen (aus idg. *pri-, germ. *fri- = lieben, schonen) und bezeichnet soviel wie Liebeszustand, Schonung, Ruhe. Im gotischen Friþareiks (= Friedrich, Friedefürst) und gafriþon (versöhnen) schimmert diese Grundbedeutung noch durch. Es ist verwandt mit frei, Freund.[3])

Um Bedeutungswandel und Gebrauch des Wortes, die eigentümliche Färbung des Begriffes Friede im deutschen Denken tiefer zu erfassen, müssen wir nun die etymologische Betrachtung ergänzen durch geschichtliche. In germanischer und altdeutscher Zeit ist „Friede" der Zustand, in dem Recht und Sicherheit durch keine Gewalttat gebrochen wird. In der Sippe zunächst gilt dieser Friede, denn die Sippe in ihrer weitesten Ausdehnung bildete einen Friedensbund.[4]) Der Friede herrschte weiter

1) Eine Darstellung dieser letzteren Entwicklung, so dankbar sie an sich wäre, überschreitet den Rahmen dieser Zeilen.

2) S. dazu u. a. Staerk, Der Mythus vom ewigen Frieden. Intern. Monatsschr. 10. Jahrg. 11. Heft, und den lehrreichen Aufsatz von Joh. Geffken, Friedensidee und Weltmonarchie. Der Neue Merkur 2. Jahrg. 2. Bd. 1915.

3) „Friedhof" ist Umdeutung aus vrîthof, das zu dem mit „Friede" verwandten „einfriedigen" gehört.

4) Agf. sib = Friedensverbindung, vgl. Schröder, Deutsche Rechtsgesch., got. gasibjon „sich versöhnen".

im Thing, bei Gerichts- und Heeresversammlung. Dieser heilige Friede weist auf religiösen Ursprung.[1]) Zum ersten der Ort, an dem Friede galt, hat solche religiöse Bedeutung. Friedensstätten waren in alter Zeit die Tempel und Haine der Götter. Heiliger Gottesfriede herrschte wohl zur Zeit der Götterfeste im ganzen Gebiet. Dieser heilige Friede übertrug sich später, wie auf Volks- und Gerichtsversammlungen, so auf den Markt als Marktfriede. Wie die Kirchen, so sind dann Burgen und Städte durch besonderen Frieden geschützt. Solcher geheiligte Ort gewährte als Freistatt, Friedstatt (ags. friðhûs, friðstoo) auch dem flüchtigen Verbrecher Schutz.[2]) Jener religiöse Ursprung zeigt sich weiter darin, daß der Priester oder der König als Priester das Thing mit dem Friedensgebot eröffnet. Ein Gott hält ja in Thing und Heer über den Frieden seine schützende Hand.

Wer durch Gewalttat oder schwereres Vergehen den allgemeinen Frieden bricht, erleidet Friedlosigkeit. Er ist der Fehde ausgesetzt und nur an Freistätten und durch den uralten Frieden innerhalb der vier Pfähle, den Hausfrieden, geschützt. Durch die Friedloserklärung wird der Friedensbrecher zum „Wolf" oder „Waldgänger" (got. wargs, ags. wearg, mhd. warc, as. wealdgenga = der Geächtete) und darf von jedermann erschlagen werden.

Symbolische Handlungen und Zeichen mancher Art sind mit dem geschilderten altdeutschen Friedensbegriffe verbunden. Der Friede bei Thing und Gerichtsversammlung wird durch die Hegeformel verkündet. Der Richter (Priester oder König) muß Stille gebieten, den Frieden bannen. Bestimmte Bräuche und Formeln finden sich auch für die Friedloslegung. Den Flüchtigen darf keiner speisen, hausen, hofen oder unterstützen. Über ihn wird Verfolgung verkündigt mit Brand und Bruch, mit Feuer und Flamme (das ist Heimsuchung und Abbrennen des Hauses).

Von der Fehde des Beleidigten konnte sich der Angeklagte loskaufen durch Bußgeld. Dabei war für die Rückkehr in den allgemeinen Frieden eine besondere Abgabe, das Friedensgeld, fredus, an Gemeinde bzw. König zu zahlen. Auch war die Aussöhnung mit dem Beleidigten begleitet von symbolischer Handlung, Umarmung und Versöhnungskuß.

Der Friede wird wie durch Handlungen, so auch durch Zeichen mancher Art symbolisiert. Der Ort des Gerichts- und Dingfriedens ward räumlich, etwa durch Seil und Pflock, abgegrenzt. Auch das umgehende Pferd bestimmte wohl die Grenze, die keiner der Umstehenden überschreiten durfte, oder es war eine bestimmte Entfernung nach Schritten vorgeschrieben. Der Gott Ziu war Schützer des Heerfriedens. Seine heiligen Zeichen begleiteten wie Fahnen an Speerstangen befestigt das Heer.[3]) In der Zeit des Königsfriedens, also im Frankenreich, werden die königlichen Insignien Wahrzeichen des Friedensbannes, so Stab, Speer, Fahne, Schwert, Schild und Kreuz. Auch der Strohwisch war weit verbreitetes Bannzeichen, wie noch heute. Der auf einen Stab gepflanzte Hut oder Strohwisch deutet symbolisch des Königs Anwesenheit an und schützt so den Königsfrieden.[4])

In der geschilderten Auffassung des Friedens werden auch die mit Friede zusammengesetzten Namen ihre Wurzel haben. Bemerkenswert ist das, weil wir heute einen Namen wie Friedefürst (Friedrich) in verschobener Bedeutung auffassen. Für uns ist er vor allem der Bringer und Schirmer des äußeren Friedens, der vor Krieg

1) Vgl. Brunners Deutsche Rechtsgeschichte.

2) S. Grimm, Deutsche Rechtsaltertümer, 4. Aufl., II, 532. Auch der heilige Hausfriede gewährt dem Verbrecher Schutz, darum stellt sich Eulenspiegel in seines Pferdes Haut, denn jeder hat frid zwischen vier pfälen.

3) fano, gundfano s. Grimm, Deutsches Wörterbuch III, 1241.

4) Beispiele s. Schröder, Weichbild = Histor. Aufsätze z. Andenken an Waitz. 1886.

und äußerer Feindschaft bewahrt. In alter Zeit ist der Fürst ja aber wesentlich Schützer des Rechts, des Gerichtsfriedens. Mit dem kriegerischen Grundzug germanischer Namengebung ist das also wohl vereinbar. Mit der Rechtsentwicklung schreitet die Sprache fort, wenn wir in der Folgezeit von Gottesfrieden, Landfrieden, von zahlreichen Friedeeinungen hören. All diese Rechts- und Lebensverhältnisse spiegeln sich dann im deutschen Sprichwort und in sprichwörtlichen Redensarten wider.[1])

Auf den oben geschilderten Gerichtsfrieden und seinen religiösen Ursprung zielen da die Worte: „Gericht ist Gottes Werk." „Der Richter sitzt an Gottes Statt." „Die Gerichtsgewalt haben, haben auch Friedensgebot." „Wo Gericht ist, da ist Friede." Der uralte Hausfrieden des freien Mannes und das damit verbundene Asylrecht begegnen uns weiter. „Binnen Haus und Hof hat jedermann Friede." „Die Leute haben in ihren Häusern Friede, wie der Kaiser." „Jedermann ist friedheilig daheim in seiner Heimlichkeit." „Daheim bin ich König." Dieser Hausfriede gilt in verstärktem Maße für des Königs Haus und Person. Für den freien Mann gilt schon: „Jedermann hat Friede binnen Haus und Hof, soweit die Traufe fällt." Aber „des Königs Friede geht vom Burgtor her, da er sitzt, nach den vier Seiten hin je drei Meilen und drei Ackerlängen, neun Fuß, neun Handbreiten und neun Gerstenkörner weit" (angelsächsisch). Allerlei Sonderfrieden erweitern später jenen engbegrenzten Frieden und schränken die Gewalttat einer fehdelustigen Zeit ein. So ist „Gottesfriede aller vorzüglichster Friede", denn „die Kirche ist in Gottes eigenem Frieden". Auch der Ackersmann, der Hirte, der Reisende soll Frieden genießen. „Der Pflug mit den Pferden soll friedlich und sicher sein." „Die Hirten haben überall das Geleite." Von Straßen und Wegen heißt es: „Wer darauf geht, soll sicher sein." Wie Gottes Haus, so stehen auch andere Häuser, die allgemeinem Nutzen dienen, in höherem Frieden. „Die Mühle hat besseres Recht als andere Häuser" und „Posthäuser haben Burgfrieden". Das Wirtshaus hingegen hat keinen Hausfrieden. „Solange die Rute vor dem Bierhause steckt oder Faß, Maß und Kanne vor dem feilen Zapfen steht, so lange ist binnen den vier Wänden und vor dem Zapfen kein Hausfriede."

Als die Gewalt des Königs sinkt, vermögen auch jene Sonderfrieden nicht mehr dem Bedürfnis aufblühender städtischer Gemeinwesen zu genügen. Einungen und Bündnisse müssen jetzt den Rechts- und Friedenszustand sichern. Darum heißt es: „Friede und Einigkeit haben alle Städte erbaut." Der fleißige und tüchtige Bürger wünscht sich solchen Frieden, der ihn in Ruhe arbeiten läßt. So ertönt immer wieder das Lob des Friedens. „Friede düngt den Acker wohl", denn „Friede ernährt, Unfriede verzehrt" und umgekehrt „Krieg verzehrt, was Friede ernährt". „Friedlich Leben hat unser Herrgott lieb", sagt der Schwabenspiegel.

Dieses Lob des Friedens wie es wohl aus dem Munde des ehrenfesten Bürgers tönen mochte, wird aber bald zu ängstlichem Festhalten an bescheidenem Frieden. Der Niedergang von Deutschlands Macht spiegelt sich auch im Sprichwort. Jetzt heißt es: „Eine Kuh im Frieden ist besser als drei im Kriege", ja sogar „besser ein Ei im Frieden als ein Ochs im Kriege". Wie der Krieg ausläuft, weiß man ja nicht vorher; es ist „besser gewisser Friede als ungewisser Sieg". Selbst auf gerechte Ansprüche verzichtet dieser bescheidene Standpunkt. Ihm ist „unbilliger Friede besser als gerechter Krieg". „Des lieben Friedens willen läßt man sich viel gefallen." Es ist nun einmal so, „wer in Frieden will walten, muß leiden und stillhalten".

Viele dieser Sprichwörter führen uns aus der Zeit des mittelalterlichen Rechtsstreites und -friedens zwischen Volksgenossen über die Fehdezeit hinweg wohl schon

1) S. Graf u. Diethern, Deutsche Rechtssprichwörter 1864; Simrock, Die deutschen Sprichwörter, Frankfurt 1846; Körte, Die Sprichwörter der Deutschen, Leipzig 1836.

in eine Zeit, wo der Deutsche von mächtigeren Nachbarn bedrängt ist. Ein bemerkenswerter Bedeutungswandel vollzieht sich. Bei „Friede" denkt man nicht mehr in erster Linie an den Friedenszustand, der für die einzelnen durch des Landes Recht und Gesetz gesichert ist, sondern an das friedliche Vertragen und Nebeneinanderleben der Völker.[1]) Nicht Streit und Gewalttat der einzelnen, sondern der Krieg zwischen Völkern und Staaten ist jetzt sein Gegensatz. Jetzt erkennt der Deutsche, daß mit der Friedenssehnsucht, mit Friedensgesinnung und Gerechtigkeitsliebe allein noch nichts gewonnen ist. Wie in der Zeit des Faustrechts, so gilt ja vor allem im Verkehr der Völker das Wort: „Gewalt geht vor Recht." Mag das eigene Recht noch so gut begründet sein, „Eine Handvoll Gewalt ist besser als ein Sack voll Recht." Auch der aufrichtige Wille zum Frieden hilft da nichts, denn „Niemand hat länger Friede, als seine Nachbarn wollen" und „Niemand kann Friede haben, wenn es dem bösen Nachbar nicht gefällt."

Den Vorwurf des ersten Schlages und des Friedensbruches mag man freilich gern dem Gegner aufladen. Denn „Wer ausschlägt, bricht den Frieden" und „Wer Frieden haben will, tut übel, daß er Streit anfängt." Wenn's aber schon mit dem Frieden ein Ende haben muß, dann ist der frische Angriff das Beste. „Frisch gezückt ist halb geglückt." „Frisch vom Leder ist halb gewonnen" und genug ähnliche Sprichwörter bezeugen deutschen Angriffsgeist. Neben den oben angeführten Zeugnissen für gut deutsche, aufrichtige und fast zaghafte Friedensliebe finden sich denn auch solche, die gesunde Freude am unvermeidlichen Kampfe atmen. Zu langmütig Frieden halten darf man auch nicht, denn „Wer sich nicht wehrt, den man nicht ehrt." Vielmehr gilt's „Wer mich angreift, den greif ich wieder." Solch frischfröhlicher Krieg ist dann sicher besser als künstlich erhaltener Friede. „Besser redlicher Krieg denn elender Friede" und „Besser offener Krieg als vermummter Friede."

Das Ziel des Krieges ist ja auch wieder der Friede: „Krieg bringt Fried'." Den Frieden, der so den Krieg ablöst, sichert aber doch wieder nur die Macht. Sonst müßte es wieder heißen: „Wer stark ist, stoßt den andern in den Sack." Der Kriegsbereite aber kann sagen: „Ein Schwert hält das andere in der Scheide." Wer nicht ergeben leiden und stillhalten will, der muß bedenken: „Willst auf Frieden du bestehn, laß dich nur geharnischt sehn." Jetzt hat der Deutsche auch erkannt: „Der ewige Friede ist auf dem Kirchhof." Aber trotz aller Einsicht in die Notwendigkeit und das Unvermeidliche des Krieges bleibt deutsche Grundgesinnung eben doch eine Friedensliebe, die mit biblischem Anklange spricht: „Wenn Gott ein Land segnet, so gibt er ihm einen weisen Fürsten und langen Frieden."

Zu der Goethe-Erinnerung (Zeitschrift 1917, S. 571).

Der Jenaer Orientalist Johann Gustav Stickel hat über die Gespräche, die er mit Goethe geführt hat, selbst Bericht erstattet im Goethe-Jahrbuch Bd. VII (1886): Meine Berührungen mit Goethe. Danach findet sich die von Merian-Gast angeführte Stelle in v. Biedermanns Ausgabe von Goethes Gesprächen, 2. Aufl. Bd. V (1911) S. 170 Nr. 2738d. Der Ausspruch lautet genau: „Ich habe die Gegenstände ruhig auf mich einwirken lassen und den bezeichnendsten Ausdruck dafür gesucht. — Stickels Anrede an Bismarck am 30. Juli 1892 steht in den „Aussprachen des Fürsten Bismarck 1848—1894", herausg. von H. v. Poschinger (1895), S. 231/232 A.*).

Hadersleben (Nordschleswig). Thomas Otto Achelis.

1) Daß nebenher schon lange der umfassende Friedensbegriff der Kirche ging, der schon seit Augustin (pax) eine völkerrechtliche und eine subjektive Seite aufweist, sei beiläufig bemerkt. Für uns ist er hier ohne Bedeutung.

Literaturbericht 1917/18.

Die Vorklassiker.
Klopstock und der Hain. Lessing, Wieland und Herder. Sturm und Drang.

Von **Theodor Matthias** in Plauen i. V.

Bis an die Anfänge des Hainbundes führt F. Frensdorff[1]) mit sorgfältig ausgeführten Bildern besonders von der unter Beziehung auf Gottsched von Gesner gegründeten Deutschen Gesellschaft zu Göttingen, ihren Mitgliedern und mehr zierlich modischen als sachlich wertvollen Sprech- und Redeübungen und schmeichlerisch ruhmredigen Reimereien. Es fällt auch manches Licht auf die innerhalb der Gesellschaft und ihrer Veröffentlichungen sich abspielenden Reibereien zwischen Gottsched- und Klopstockanhängern, wie zwischen Michaelis und Gottsched, den wir samt seiner Gattin auch auf seinen Reisen nach der Leinestadt in deren Deutscher Gesellschaft sich sonnen sehen. Kurz: Fr. bietet ein treffliches Kulturbild aus der Zeit, da Gesner das dauernd zu sachlicher Arbeit tüchtig gebliebene philologische Seminar und die neumodische Tagesgründung der Deutschen Gesellschaft schuf, bis zu den Tagen, da Bürger und der Hain wirkliche Dichtung aus echter Quelle zu speisen begannen.

Für Lessing stellt G. Fittbogen[2]) gegenüber der Beanspruchung L.s für die mannigfachsten Stellungen zur Religion auf Grund methodischer Betrachtung der ersten Schriften seines religionspolemischen Jahrzehnts (Beweis des Gottes und der Kraft-Testament Johannis), streng Form und Exoterisches einer- und Kern anderseits scheidend, das Verdienst L.s fest, zuerst deutlich zwischen Lehre und Betätigung geschieden, der Religion theoretisch ihre Eigenart gewahrt und zusammen mit dem andern konsequenten Rationalisten Kant die neue, intellektualistische Auffassung der Religion — vor Schleiermacher! — eingeleitet zu haben. Der „Nathan" soll dann, während die vielen rein polemischen Schriften nichts wesentlich Neues gebracht hätten, die Ausreifung jener Keime und sein Kern nicht die Ringparabel, sondern der Auftritt zwischen Nathan und Klosterbruder sein, oder das Wortpaar Ergebenheit und Liebe. — E. Koch[3]) behebt die mannigfachen Ausstellungen, die man an der Stellung des Priesters Laokoon und seiner Söhne wie an der Beschaffenheit des Altars, um den sie gruppiert sind, zu machen hatte, durch die Deutung, daß dieser nicht der Opfer- und Brandaltar Poseidons sei, sondern ein Straßenaltar Apolls (βωμὸς ἀγυιεύς), an und auf den die Betroffenen flüchteten, ohne — wegen seines am Altar seines Gottes, dem Apolls, begangenen Frevels — hier Schutz finden zu können. — Hans Weber[4]) legt für Nathan, Fabelabhandlungen (nebst Gedichten) und Laokoon die Art dar, die Schüler solche Werke als Ausgestaltungen des Denkens der Zeit und des Ringens der Persönlichkeit selbsttätig mit würdigen zu lehren und sie gleichzeitig bis an den Standpunkt der Wissenschaft heranzuführen, den die heutige geschichtliche Betrachtungsweise zu Aufklärung, Religion, Nation, Dichtung und bildender Kunst gewonnen hat. Wenn bei der reichlichen Bereitstellung wegweisender Winke und Arbeiten für den Anfänger der Religionslehrer wohl zu Unrecht ausgeschaltet scheint, verdient sonst vor allem das feine Gefühl anerkannt zu werden, womit an einem unserer Großen mit Schülern Kritik geübt wird. — Meta Hübler[5]) legt dar, wie sie an einer Studienanstalt die von ihr getroffene Auswahl aus der Hamburgischen Drama-

1) F. Frensdorff, Gottsched in Göttingen. Zeitschrift des Historischen Vereins für Niedersachsen. LXXXII (1917), 173—225.

2) G. Fittbogen, Die Grundlagen von Lessings Religion. Preuß. Jahrb. CLXX, 329—344.

3) Em. Koch, Zur Deutung der Laokoongruppe. Zur Gedächtnisfeier für den Senator Friedr. Aug. Just 9. 12. 16 am Zittauer Gymnasium.

4) Hans Weber, Gesichtspunkte zur Laokoonlektüre. Zeitschrift für das Gymnasialwesen V (LXXI), 20—43.

5) Die Hamburgische Dramaturgie im Unterricht der höheren Schulen. Ztschr. f. d. d. U. XXXI, 458—470.

turgie zur Herausarbeitung der Grundgedanken Lessings und ihrer die Zeit überragenden Bedeutung und zugleich zur Vorbereitung auf Herder benützt, ohne auch Hinweise auf die Weiterentwicklung bis heute zu unterlassen. — Creizenach[6]) sucht die — trotz K. Fischer weiter behauptete — Unstimmigkeit zwischen Symbol und Wortlaut der Ringerzählung nicht, wie bisher nur versucht worden sei, wegzudeuten, sondern zu erklären aus früherem Spiel, das Lessing mit der Erzählung des Boccaccio zu „heuristischem Nutzen" beliebte, aber nur bei Fabeln ganz glücklich ausgefallen sei. — Aus P. Lorentz' Bd. 119 der Philosophischen Bibliothek: Lessings Philosophie, Denkmäler aus der Zeit des Kampfes zwischen Aufklärung und Humanität in der deutschen Geistesbildung, ist L.s Ernst und Falk und Erziehung des Menschengeschlechts in bloß Text enthaltendem Sonderabdruck als 5. Heft in die Feldausgaben der Philos. Bibliothek[7]) aufgenommen worden. — Endlich hat Witkowski[8]) in der 2. Auflage von R. M. Werners Lessing manches Formelle gebessert und dem Ganzen eine übersichtlichere äußere Gliederung gegeben, auch die literarischen Anmerkungen durch ein förderliches Sachverzeichnis ersetzt.

Verbek[9]) setzt Herders schulorganisatorische Gedanken in Beziehung zu den heutigen Reformbestrebungen und würdigt unter diesem Gesichtswinkel hauptsächlich dessen Schulplan im Reisejournal von 1769.

Stehles[10]) Schulausgabe von Homers Odyssee nach der Übersetzung von J. H. Voß weiß noch in dieser 3. Auflage zur homerischen Frage nur mit so alten Philologen wie Bergh und Otfried Müller, von dem gewiß zu nennenden Friedr. Aug. Wolf zu schweigen, Stellung zu nehmen, und von der Entstehungszeit der Übersetzung Vossens sagt sie kein Wort.

Eine höchst wertvolle und bei der Wiedergewinnung des Baltenlandes für das Reich doppelt willkommene Veröffentlichung gilt Goethes livländischem Nebenläufer Lenz. K. Freye[11]), der schon in Friedenszeiten lange Vorarbeiten dafür auch in Riga geleistet hat und nun dort im Osten auch gefallen ist, und W. Stammler haben Lenzens ganzen erhältlichen Briefwechsel reichlicher als die Vorgänger und durch den Abdruck der Briefe an ihn auch genießbarer zugänglich gemacht. Das Vorwort, das über das Verhältnis zu den früheren Sammlungen, über Quellen und Handschriften Auskunft gibt, hat noch Freye geschrieben. Ihm gilt auch das Schlußwort Stammlers mit Abriß und Würdigung des Lebens und Schaffens seines Mitarbeiters wie dessen ergreifendem „Gebet im Kriege", einem Gebet nicht für sich, sondern um Zeit zur Vollendung der geplanten Lebensdarstellung für den unglücklichen Menschen und Dichter L. Von den 360 Briefen kommt auf jeden Band etwa die Hälfte mit den zugehörigen Anmerkungen, die neben den Fundorten das Persönliche und viel Sachliches in den Briefen nachweisen; im 2. Band tritt dazu noch ein Schriften-, Personen- und Ortsverzeichnis. Besonders zahlreich aus den siebziger Jahren und dann wieder, als der geistige Zusammenbruch von Emmendingen sich wiederholte, vom Ende der achtziger an, geben jene Briefreihen ein höchst anschauliches Bild des ganzen äußern gesellschaftlichen wie geselligen und literarischen Treibens und Gehabens sowie der persönlichen Beziehungen zu den führenden Originalgenies Goethe, Herder und Lavater und ihren zahlreichen Freunden in und um Straßburg, in der Schweiz und in Weimar bis zu den ganzen und halben Gegenfüßlern in Göttingen und Gießen. Und noch da Lenz voll literarischer und wirtschaftlicher Reformpläne trotz schriftstellerischen Ruhmes doch, so gut wie ehedem am Rhein, nun auch an der Moskwa keine andere Stellung denn als Haus-, Privat- und Institutslehrer fand, war die Erinnerung an Lavater und Salzmann und die gemeinsame Wirtin Lauth, an Herder

6) Wilh. Creizenach, Lessing und die Parabel von den drei Ringen. Neue Jahrb. XXXIX, 572ff.

7) Feldausgaben der „Philosophischen Bibliothek", Heft V: Lessing, Ernst und Falk (Gespräche für Freimaurer). Die Erziehung des Menschengeschlechts. Leipzig, Felix Meiner.

8) Lessing. Von Prof. Dr. Rich. M. Werner †. 2. Aufl. herausg. von Georg Witkowski. Leipzig 1917, Quelle u. Meyer (= Wissenschaft u. Bildung Nr. 52).

9) P. Verbek, Herder als Schulreformer, Monatsschrift für höhere Schulen XVI, 540—546.

10) Homers Odyssee. Nach der Übersetzung von Joh. Heinr. Voß. Für den Schulgebr. herausg. von Bruno Stehle. 3. Aufl. Wien u. Leipzig, Tempsky u. Freytag.

11) Briefe von und an J. M. R. Lenz. Ges. u. herausg. von K. Freye u. Wolfg. Stammler. 2 Bde. Leipzig, K. Wolff Verlag. XVI u. 331 u. 311.

und den seit dem dummen Weimarer Streich ihm freilich verstummten Goethe mit seinem Herzog ihm oft ein Licht- und Trostblick in seinem geistig oft nur noch halbhellen Jammerdasein. In dem „bis zur Ausschweifung gehenden Hetzen und Treiben, Quirlen und Schaffen, Leben und Lebenlassen, Nehmen und Geben, in das der Reisebegleiter zwei livländischer Freiherren v. Kleist in Straßburg an der Seite des von ihm wie ein Gott bewunderten Goethe hineingeriet, hatte der geniale Sohn aus pietistischem Pfarrhause wohl tausendfältige Anregung zu rastlosem Pläneschmieden, aber keinen Halt und Maßstab gefunden, um Möglichkeit und Wirklichkeit in Einklang zu bringen und sein eigenes Leben recht zu gestalten. Wie er tatsächlich bei Frauen immer der Nachtreter der Glücklicheren werden sollte, bei Friederike und Frau von Stein ebenso wie bei Frl. v. Waldner, so erschien er nachher in gleichem Lichte auch gegenüber der Livländerin Julie v. Albedyll. Dem Vater aber, der seinem guten Herzen, dem Pol seines Lebens, immer das „teure gute Altchen" blieb, so sehr er den — verlorenen Sohn auch abkanzelte, nahte noch der bald Dreißigjährige zur zweiten Vermählung mit einem kaum selbständigern Gedicht, als da er als zwölfjähriger Knabe in gereimten Gebetsformeln seine Neujahrswünsche dargebracht hatte. Vollends erschüttert hören wir ihn aus Petersburg und Moskau um Spenden zu Wäsche und Kleidung betteln, und stehen noch erschütterter, wenn er mit seiner halb geistigen und beginnenden leiblichen Erkrankung den meisten Geschwistern als „Virtuos" erscheint, „den man zum Narren brauchen könne", wenn man schwermütig werde. Freilich schütteln auch wir den Kopf zu seinen Plänen, eine Bibelpolyglotte herzustellen und damit den Beweis für die Einheit aller russischen Völker zu erbringen, oder Banken und Verkehrserleichterungen, ja ein ganzes Kanalsystem für das Innere Rußlands zu organisieren und dieses so von den Ostseehäfen freizumachen. Heute sprechen uns natürlich besonders die Angaben und Ausführungen der letzten Art an mit ihren Streiflichtern auf russisches Leben und deutschen Einfluß dort drüben, auf Livland und Kurland, und auf das reiche Geistesweben zwischen Deutschland und den dortigen Pfarrhäusern und Adelssitzen.

Der deutsche Aufsatz.

Von **Theodor Valentiner** in Bremen.

Mehr und mehr macht sich der Weltkrieg auch auf dem Gebiete des deutschen Aufsatzes fühlbar, einmal ganz äußerlich: Nur vereinzelt kommen neue Aufsatzschriften auf den Markt, während noch die ersten Kriegsjahre eine Fülle von Neuerscheinungen brachten; dann aber auch innerlich: Die Werte, die das gewaltigste Volkserleben aller Zeiten erzeugt, beginnt man schon jetzt für die schriftstellernde Jugend nutzbar zu machen. Und mit den Kriegsthemen gewinnen die vaterländischen Stoffe überhaupt an Bedeutung im deutschen Unterricht. Alte Sammlungen, die in neuer Auflage erscheinen, haben, wenn auch oft nur herzlich wenig, für Erneuerung in dieser Richtung gesorgt. Neue Schriften sind erschienen, die sich ausschließlich in den Dienst der großen Zeit und der Werte, die sie heraufführt, stellen. Nach der methodischen Seite ist bei den neuen Aufsatzschriften vor allem eins charakteristisch und — einerlei, ob innere Gründe dabei mitgewirkt haben oder ob es nur eine Folge der Papierknappheit ist —, wir begrüßen diese neue Erscheinung. Es scheint nämlich, als ob die Sammlungen von bloßen Themen im Zunehmen begriffen sind und daß die dickleibigen Bücher, die uns hunderte von ausgeführten Aufsätzen brachten, seltener werden. Was uns Deutschlehrern aber häufig fehlt und oft viel Kopfzerbrechen macht, ist eine geeignete Überschrift. Wir freuen uns dann, wenn uns eine größere Zahl von Aufgaben vorliegt, aus denen wir eine geeignete auswählen oder zu einem guten Thema, das wir selbst finden, umformen können. Dagegen vermögen wir mit den ausgearbeiteten Aufsätzen — es sei denn den freien Aufsätzen, die in ihrer Lebensfülle oft eine ganze Zahl von neuen Aufgaben in sich bergen — nur sehr wenig anzufangen und müssen dazu fürchten, daß sie in unrechte Hände — die Hände der trägen und denkfaulen Schüler fallen. Aber wir wollen nicht eine neue Frage anschneiden, sondern uns in die Betrachtung dessen, was uns die Didaktik der letzten Jahre auf unserem Gebiete gebracht hat, vertiefen. Vom Elementarunterricht beginnend, steigen wir dabei allmählich zu den höheren Stufen auf.

A. Kankeleit hat seine Niederschriften- und Aufsatzblätter[1]) für die Schüler bestimmt. Wer sie genauer betrachtet, wird sie lieber dem Lehrer übergeben. Denn auch bei den Vorübungen zum Aufsatzschreiben, für die sich dieses Heftchen besonders eignet, wollen wir vor allem auf die Selbsttätigkeit des Schülers Bedacht haben. Diese wird aber nicht angeregt, wenn der Schüler neben der fehlerhaften Sprachform (z. B. „das schmeckt schön") gleich die richtige („das schmeckt gut") liest. Auch wird nur der Lehrer imstande sein, die Aufgaben dem Wissen und Können der Schüler gemäß weiter auszubauen, wie dies bei einer solchen Sprach- und Aufsatzschule nötig ist. Einige Ausdrucksweisen, die empfohlen werden, sind anfechtbar. Wir wollen doch nicht, daß das Kind, das seine Mutter betrübt hat, zu ihr sagt: „Ich bedauere es unendlich" (S. 9). Im übrigen kann das Heft besonders dem Volksschullehrer im 2.—4. Schuljahr für den Deutschunterricht nützlich sein.

A. Schmieders Büchlein über den Aufsatzunterricht auf psychologischer Grundlage[2]) ist in 3. Auflage in wenig veränderter Form erschienen. Mit dem Streben, „von dem nur Angelernten, von dem Formelkram und Wortwissen" loszukommen und dafür „das Erleben des Kindes" in den Vordergrund zu stellen, wird sich Schmieder heute mehr Freunde erwerben, als vor einer Reihe von Jahren, als uns die heute geläufigen Ideen von Gansberg, Scharrelmann u. a. noch fremd waren. Gerade für die ersten Schulaufsätze hat sich dieser Gesichtspunkt als besonders fruchtbar und ertragreich erwiesen. Den besten Beweis dafür liefern all die hübschen Erlebnisaufsätze kleiner Schüler, die Schmieder in seine methodischen Erörterungen eingestreut hat. Dagegen will mir die Anordnung eines solchen Erlebnisaufsatzes nach den Kategorien von Form, Farbe und Stoff als eine rechte Zwangsjacke erscheinen, die eher hemmend als fördernd auf die Stilentwicklung wirken wird. Ist es nicht genug, wenn wir bei unseren Aufsatzrekruten erreichen, daß sie ihre Erlebnisse einfach, natürlich, anschaulich und möglichst sprachrichtig wiedergeben? Warum sollen sie ein Schema anwenden, das auf den natürlichen Ablauf ihrer Gedanken und Vorstellungen in den seltensten Fällen passen wird? Vielleicht wird diese Bemerkung in einer späteren Neuauflage Beachtung finden. In keinem Falle sollte sie dazu dienen, die Teilnahme an der fesselnd geschriebenen Schrift, das den in unteren Klassen unterrichtenden Deutschlehrer manche Anregung geben wird, zu schmälern.

Aus der Praxis und für die Praxis sind die „Freien Aufsätze"[3]), die Kratzenberg in einer vor kurzem erschienenen Schrift vorlegt. Sie stammen aus den vier unteren Klassen des Gymnasiums Echternach und zeigen einmal wieder, was für ein Stück Leben, wertvolles jugendfrisches Leben durch den freien Aufsatz in die Schulstube dringt. Wir müssen Kratzenberg recht geben, wenn er sagt, daß wichtiger als alle Theorie die Aufsätze selbst sind, und wenn er sich von deren werbender Kraft mehr verspricht als von allen noch so geistreichen und tiefgründigen Erörterungen. Und doch wird man auch für die kurzen vorausgeschickten Erörterungen dankbar sein, in denen man Kratzenbergs maßvolle Haltung gegenüber der alten Aufsatzmethode und gegenüber der neuen, die ihm Herzenssache ist, kennen lernt. Wenn auch an trefflichen Sammlungen freier Aufsätze kein Mangel ist; die Aufsätze der Echternacher Gymnasiasten sind uns willkommen, nicht bloß weil sie mancherlei Neues bieten, sondern weil sie von neuem den Beweis liefern, daß der freie Aufsatz auch auf der höheren Schule nicht mit einer Handbewegung abzutun ist.

In einer für den ersten Aufsatzunterricht wertvollen Schrift behandelt G. Wolff den „Kriegsaufsatz und moderne Aufsatzprobleme".[4]) Der Praktiker berichtet hier von seinen Erfahrungen und bietet neben lesenswerten methodischen Erörterungen eine Fülle brauchbarer Stoffe und Überschriften für Kriegsaufsätze. Neben dem freien Aufsatz soll der gebundene seine Stelle behaupten. Wichtig sind die Winke, die Wolff für den Erlebnis- und Phantasie-

1) A. Kankeleit, Niederschriften u. Aufsatzblätter für die Hand der Schüler. Gumbinnen 1917, C. Sterzels Buchhandlung (Gebr. Reimer). Geh. M. 0,25.

2) A. Schmieder, Der Aufsatzunterricht auf psychologischer Grundlage. Leipzig 1916, B. G. Teubner. Kartoniert M. 1,40.

3) V. Kratzenberg, Freie Aufsätze aus den vier unteren Klassen des Gymnasiums Echternach. Luxemburg 1918, P. Worré-Mertens. Geh. M. 2,—.

4) Georg Wolff, Kriegsaufsatz und moderne Aufsatzprobleme. Berlin 1916, Union, Deutsche Verlagsgesellschaft, Zweigniederlassung. Geh. M. 1,80.

aufsatz gibt. Er warnt vor den Fehlern, die hier gemacht werden und zeigt die Wege, die man einschlagen muß, um sie zu vermeiden. Der Lehrer darf nicht einfach schreiben lassen, ohne zu korrigieren und zu sichten, sondern muß auch für eine methodische Anordnung der „Phantasieaufsätze und eine fördernde Korrektur“ sorgen (S. 61). Mit Recht betont Wolff auch in einem besonderen Kapitel die Bedeutung der mündlichen Sprachpflege und Übung für den schriftlichen Ausdruck.

F. Weicken hat seine Sammlung von Kriegsaufsätzen aus den Jahren 1914/15 in einem Heft mit Aufsätzen aus den Kriegsjahren 1915—17 fortgesetzt.[5]) Das Heft enthält 30 ausgeführte Aufsätze für die Mittelstufe und 44 für die Oberstufe der Volksschule. Außerdem sind häufig einer kleinen Arbeit noch Themen über verwandte Stoffe beigefügt. So folgen dem Aufsatz: „Was ich vom Torpedo weiß“ noch die Überschriften „Minenwerfer an der Arbeit“, „Gas- und Stinkbomben“, „Leuchtfeuer im Kriege“, „Seeminen“. Die ansprechenden Proben und Themen werden nicht nur dem Volksschullehrer, sondern auch dem Lehrer der höheren Schule in den unteren Klassen brauchbare Dienste im Deutschunterricht leisten. Dazu kommt noch der Vorzug der Billigkeit.

Vortreffliche Stoffe, besonders für die oberste Volksschulklasse, für Mittel- und Fortbildungsschulen, Lehrerbildungsanstalten und auch für die mittleren Klassen der höheren Schule bieten Heckers „Vaterländische Aufsätze“.[6]) Im engen Anschluß an die neuere Lesebuchliteratur, an Dokumente und Schriften zeitgeschichtlichen, staatsbürgerlichen und gemeinnützigen Inhalts wollen sie vor allem dem vaterländischen Gesinnungsunterricht dienen (Vorwort IV/V). Der jetzige Krieg ist das große Stoffgebiet des ersten Bändchens. Von den 54 Nummern, die es enthält, ist keine, die nicht zu einer Reihe nützlicher Aufgaben anregte. So lautet z. B. Aufsatz 20: „Der Besuch einer Schiffswerft“ (in Briefform). Andere Aufgaben: 1. Schildert einen Stapellauf! 2. Erzählt von den Heldentaten unserer Marine.“ In der Ausführung (S. 19) ist dann der Brief wiedergegeben und dazu Aufgaben, die den Schiffsbau, die Werft, das Schiff selbst usw. betreffen, genannt. Das zweite Bändchen dürfte mit seinen schwierigeren Aufgaben sich kaum mehr für die Volksschule eignen. Seine Stoffe entnimmt es dem deutschen Schrifttum, der Geschichte, Erdkunde, dem Staatsleben, Rechtsleben, dem bürgerlichen Leben usw. Auch diese Stoffe sind alle unter dem Gesichtspunkt des Vaterländischen vereinigt. Hier finden sich Aufgaben, wie z. B. Aufsatz 6: Vorteile und Nachteile der geographischen Lage Deutschlands, dazu: Wie sind Deutschlands Grenzen am besten gesichert? (Kartenskizze.) Inwiefern war Deutschland das „Schlachtfeld Europas“ und andere, die selbst an den Primaner einer höheren Schule keine geringen Anforderungen stellen. Überhaupt sind die Anregungen und Gedanken, die von diesen zeitgemäßen Bändchen ausgehen, so lebendig und mannigfaltig, daß eine recht ausgiebige Benutzung durch den Deutschlehrer aufrichtig zu wünschen ist.

H. F. Muës stellt in seinem Lehrbuch[7]) den Unterricht im deutschen Aufsatz in der Form eines „in sich geschlossenen, lückenlosen Aufbaus“ dar (S. III). Mit der Beschreibung beginnend, schließt er daran die beschreibende Erzählung, die Erzählung, die Betrachtung und endlich die Abhandlung. Kurzen, logischen und methodischen Erörterungen über diese verschiedenen Arten der Darstellung folgen fortlaufend Beispiele, die jene Erörterungen anschaulich machen. So enthält die erste Stufe der Beschreibungen 13 Aufsätze, in denen ein einzelnes Ding beschrieben wird: Der Feldblätterpilz, Mein Drachen, Unter dem Kastanienbaum, Das Schneeglöckchen usw., die zweite Stufe der Erzählungen 7 Aufsätze über Selbsterlebnisse: Kind und Schmetterling, Auf der Straßenbahn usw. Überall sieht man, daß das architektonische Prinzip, das den Verfasser bei der Anlage seines Buches leitete, aufs strengste durchgeführt ist. Ob die Vielgestaltigkeit eines lebensvollen Unterrichts diese Systematik verträgt und ihm immer förderlich ist, erscheint mir fraglich. Doch zweifle ich nicht, daß der Deutschlehrer der höheren Schule das gehaltvolle Buch mit Nutzen für seinen Unterricht studieren wird.

5) F. Weicken, Aufsätze aus den Kriegsjahren 1915—1917. Mittelstufe u. Oberstufe. Paderborn 1917, Ferdinand Schöningh. Geh. M. 0,90.

6) R. Hecker, Vaterländische Aufsätze. Bd. I u. II. Halle a. S. 1916, H. Gesenius. Kart. Bd. I M. 1,20; Bd. II M. 2,—.

7) H. Muës, Lehrbuch für den deutschen Aufsatz. Leipzig u. Frankfurt 1917, Kesselringsche Hofbuchhandlung. Geb. M. 4,95.

Ein sehr brauchbares Hilfsmittel für den Deutschunterricht sind K. Weitzels 500 Kriegsthemen.[8]) Nach Klassenstufen geordnet, geben sie Anregungen und Stoffe für die Behandlung des Weltkrieges sowohl in Aufsätzen als auch in Vorträgen. Die Einteilung nach Klassen (Quinta bis Oberprima) soll keine scharfe Scheidung bedeuten. Ein für eine höhere Stufe ausgegebenes Thema wird gelegentlich auch schon auf einer vorhergehenden verwendet werden können und umgekehrt. Auch ist von einer strengen Scheidung von Vortrags- und Aufsatzthemen abgesehen, da viele Themen für beides geeignet sind. Daß besonders bei den Themen für die Oberklassen häufig Literaturangaben zugefügt sind, erhöht noch seine Brauchbarkeit. Jeder Lehrer, der geeignete Kriegsthemen wünscht und nicht die Zeit hat, sie sich selbst zusammenzustellen, sollte sich dieses treffliche Büchlein zulegen.

Dorenwells gediegene Sammlung von Entwürfen und ausgeführten Arbeiten für die mittleren Klassen[9]) (Untertertia bis Untersekunda) ist in 9. verbesserter Auflage erschienen. Das umfangreiche Werk ist um einige Aufsätze vermehrt worden, und zwar, soweit ich sehe, um die Arbeiten über „Das Eiserne Kreuz", „Ostpreußens Not und Rettung", „Unser Hindenburg", „Seeheld Otto Weddigen". Gewiß würde mancher Freund des Buches es begrüßen, wenn dem Weltkriege noch mehr Eingang gewährt würde, als es mit diesen Proben geschieht. Unbeschadet könnten einige andere Aufsätze, z. B. aus den Gebieten des naturkundlichen Unterrichts (Das Thermometer u. a.) und aus der Erdkunde (Welche Gebirge begleiten den Rhein? u. a.) dafür wegfallen.

In einer neuen Bearbeitung ist Wernekes „Praktischer Lehrgang des deutschen Aufsatzes"[10]) erschienen. B. Heun, der Bearbeiter dieser neuen, das ist der 7. Auflage, hat mit Recht einige Modernisierungen vorgenommen. Die theoretischen Ausführungen des I. Teils (S. 1—65) sind geändert und gekürzt, namentlich die Ausführungen über metrische Übungen; 12 nicht mehr zeitgemäß erscheinende Aufsätze sind gestrichen und passendere an ihre Stelle gesetzt worden. Auch ist das Buch um 18 Dispositionen und 77 Themen für die Oberklassen bereichert worden. Alle diese Veränderungen und Zusätze bedeuten eine wirkliche Verbesserung. Für eine spätere Neuauflage wäre zu wünschen, daß die Zwitterstellung, die das Buch noch immer einnimmt, indem es ursprünglich sowohl für die Hand des Lehrers als auch des Schülers bestimmt wurde, aufgegeben würde. Wir wissen alle zu gut, daß ein Schüler eine Aufsatzsammlung nur zur Hand nimmt, um sich seine Schularbeit zu erleichtern, das heißt, um eine Vorlage für seinen Hausaufsatz zu finden, die er einfach abschreiben kann, nicht aber um zu lernen, wie man einen Aufsatz anfertigt. Daher halte ich es für verfehlt, ihm ein Buch mit ausgeführten Aufsätzen zum Selbstunterricht zu empfehlen. Wird aber der Lehrgang nur für den Lehrer bestimmt, so wird in dem methodischen I. Teil manches noch vereinfacht werden können.

Zum Schluß noch ein Wort über ein Werk, auf das in dieser Zeitschrift schon an anderer Stelle hingewiesen wurde, das aber bei seiner eigenartigen Stellung zum Aufsatzunterricht auch hier erwähnt werden muß, über v. Greyerz' „Der Deutschunterricht als Weg zur nationalen Erziehung".[11]) v. Greyerz gehört zu den Pädagogen, die mit einem feinen Blick für das Werden und Wachsen der jugendlichen Seele begabt, in einer möglichst freien und vielseitigen Betätigung der jugendlichen Geisteskräfte den Weg zur Bildung auch der schriftlichen Ausdrucksfähigkeit erblicken. Er stellt sich damit in Gegensatz zu der pädagogischen Richtung, die nicht nach der Eigenart des Jugendlichen und den mancherlei Werten unseres Kulturlebens orientiert ist, sondern sich im wesentlichen nach überkommenen Normen richtet. Daraus erklärt sich seine oft sehr scharfe Polemik gegen bekannte Aufsatzdidaktiker wie E. Laas, P. Geyer, R. Lehmann u. a., von der wir hier absehen, um nur auf einige seiner sehr be-

---

8) K. Weitzel, 500 Kriegsthemen für Aufsätze und Schülervorträge. Dresden 1917, C. Heinrich. Geh. M. 1,60.

9) K. Dorenwell, Der deutsche Aufsatz in den höheren Lehranstalten. II. Teil. Hannover 1917, Carl Meyer (Gustav Prior). Geh. M. 6,20.

10) B. Werneke, Praktischer Lehrgang des deutschen Aufsatzes für die oberen Klassen der Gymnasien und anderer höherer Lehranstalten. Paderborn 1916, Ferd. Schöningh. Geh. M. 5,—.

11) O. v. Greyerz, Der Deutschunterricht als Weg zur nationalen Erziehung. Pädagogium, III. J. Klinkhardt. Leipzig, geh. M. 7,20, geb. M. 8,—.

achtenswerten tatsächlichen Vorschläge für die „Pflege des schriftlichen Ausdrucks" hinzuweisen. Die Aufsätzchen der untersten Stufe bilden sich ihm aus dem Anschauungs- und Zeichenunterricht. Ein Ding wird besprochen und abgezeichnet und dann eine Erklärung, oder wenn das Bild eine Handlung darstellt, ein Geschichtchen darunter gesetzt, Zeichnung und Sprache dürfen durchaus unbeholfen sein. Orthographie und andere Fehler werden auf dieser Stufe nicht verbessert. Mündliche Sprach- und Stilübungen gehen nebenher und werden auch auf der ganzen zweiten Stufe in geeigneter Weise gepflegt, wofür Greyerz Anweisungen gibt. Für die zweite Stufe empfiehlt G. besonders Gespräche und dramatische Szenen; endlich auch Anfertigung von kleinen Lust- und Schauspielen, von Rätseln in Reimen, endlich von sogenannten Serienaufsätzen, in denen ein ganzes Vierteljahr hindurch eine Reihe von Themen mit einem gemeinsamen Oberthema behandelt werden. Für die Oberstufe werden unter anderen Übertragungen einer Meistererzählung aus der älteren Literatur, Erzählungen in freiester Form, Inhaltsangaben einer Novelle, Beschreibungen von Gegenständen der bildenden Kunst, auch Abhandlungen über sprachliche Erscheinungen usw. empfohlen. Diese wenigen Beispiele, die aus einem reichen Material herausgegriffen sind, mögen genügen, um zu zeigen, daß es sich wohl lohnt, diesen Anregungen weiter nachzugehen, um so mehr, da sie aus einer lebensvollen, praktischen Arbeit herausgewachsen sind.

Pädagogik.

Von **Raymund Schmidt** in Leipzig.

Vorbemerkung.

Das Berichtsjahr bietet ein merkwürdiges Bild literarischer Betriebsamkeit; es gewährt dem tiefer Schürfenden einen Einblick in den Zustand der Volksseele. Die Anteilnahme an der geschichtlichen Erfassung des Bestehenden ist in einer entschiedenen Abnahme begriffen, eine Beobachtung, die sich auch in anderen Wissenschaften wiederholt. Man drängt sich zur Gegenwart und ihrer Gestaltung. Der spekulative Geist jedoch, der Systeme baut, der die großen Gesichtspunkte über die kleinen stellt und diese einzugliedern sich bemüht, ist darüber nicht erstorben. — Das Volk der Dichter und Denker verleugnet sich auch in diesen Zeitläuften nicht. Wenn sich der Sinn für die Spekulation mit einer Nichtachtung der positiven Wissenschaft paarte — wir haben solche Zeiten des Tiefstandes erlebt —, dann hat man uns wohl mit Recht mit einem verächtlichen Achselzucken „Schwärmer und Gespenterseher" genannt. Davon kann heute nicht die Rede sein, denn zur vertiefenden philosophischen Forschung gesellt sich ein befreiender Zug zu den Tatsachen. Dem Kriege, den aufrüttelnden Geschehnissen des Tages verdanken wir wahrscheinlich diese Wandlung. So hat denn das Interesse für die experimentelle Pädagogik, für Statistik und Hygiene in pädagogischen Kreisen weit um sich gegriffen. Vor allem aber behandelt man Tagesfragen mit einer Heftigkeit, mit einem Widerspruchsgeist, der anzudeuten scheint, daß entweder der Kleinstaatengeist in uns immer noch nicht ausgestorben ist, oder daß etwas ganz Besonderes sich vorbereitet. Es gibt wenig Zufriedene unter allen diesen Streitern der Feder und ebensowenig Einigkeit über Ziele und Wege zur Besserung erkannter Mißstände. In Reformvorschlägen und Streitschriften gegen dieselben erschöpft sich auf pädagogischem Gebiete die durch Burgfrieden und Zensur im Zaume gehaltene deutsche Händelsucht. Wann wird man es auch bei uns lernen, zu schweigen und den Ereignissen nicht vorzugreifen? Natürlich gibt es auch in bezug auf die Tagesfragen (es sind eigentlich die Fragen von morgen und übermorgen) Besonnene, welche schlichten und die Fäden der Debatte fest in Händen halten, Männer, welche die großen Gesichtspunkte nicht aus den Augen verlieren und dabei mit beiden Füßen auf realpolitisch sicherem Boden stehen. Ihnen verdanken wir es, daß die aufgetürmten Wellen immer wieder verebben, und daß man durch die aufgewühlten Fluten hindurch zuweilen den Grund sehen kann, auf dem sich fest und aufrecht das Gebäude der zukünftigen Schule erheben soll — ein Leuchtturm ferner Zeiten. Wir trösten uns inzwischen mit jenem Worte, daß nur aus dem Chaos Sterne geboren werden.

1. Geschichte der Erziehung und des Unterrichts.

(Abhandlungen, Quellen, Lehrbücher, Neudrucke pädagogischer Klassiker, Gegenwartsgeschichte.)

Aus dem uns vorliegenden sechsten Jahrgang der „Zeitschrift für Geschichte der Erziehung und des Unterrichts"[1]) heben wir besonders hervor die Beiträge von Ernst Schwabe über „Johannes Rhenius", von Emil Körner über „Erasmus Alber", von Remigius Stölzle über „Pestalozzi und die bayrische Regierung im Jahre 1802", weiter die Untersuchungen von Siegfried Aschner über „Der deutsche Unterricht und die Romantik" und Fritz Boehm über „Antike Kinderspiele". Neben diesen Aufsätzen finden wir noch eine Reihe von wertvollen, aber ferner liegenden Arbeiten zur Schulgeschichte von Stölzle, Kohl, Arnheim, Köhler, Herr, Schnitzlein, B. A. Müller u. a., die alle dazu berufen sind, das Interesse am Schulwesen durch gründliche Geschichtsforschung zu vertiefen. — Eine wertvolle Ergänzung zu dieser von der Gesellschaft für deutsche Erziehungs- und Schulgeschichte herausgegebenen Zeitschrift bilden die „Monumenta Germaniae Paedagogica". Im Heft 2 dieser Sammlung verbreitet sich Hans Loewe[2]) über die Schulkämpfe in Bayern in den Jahren 1773—1830, der Sturm- und Drangperiode des bayerischen Schulwesens. Am Anfange dieser Entwicklung steht Bayern unter der Führung Ickstatts, eines Schülers der Aufklärung und des Philanthropismus; von ihm und seinen Gegnern aus dem humanistischen Lager handelt das erste Kapitel. Die folgenden führen die mannigfach schwankende Entwicklung weiter über Niethammer zu Friedrich Thiersch, das ist über das Vordringen realistischer Ideen zum endlichen Siege des Neuhumanismus. Loewes Arbeit hellt in dankenswerter Weise diesen Entwicklungsabschnitt aus Bayerns Schulgeschichte auf. Geschickt verarbeitet der Verfasser die sorgfältig gebuchten Quellen, und durch ein gutes Namen- und Sachregister schließt er die Arbeit vorteilhaft ab. — Einen ähnlichen Einblick in die Schulaufsichtsdebatte um die Wende des 18. Jahrhunderts bietet eine Schrift von Emil Kämpfe.[3]) Durch Gegenüberstellung der Ansichten von Gegnern (Steinbart, Schuderoff, Seidenstücker) und Verteidigern (Dacheröden, Greiling, Zöllner) der geistlichen Schulaufsicht sowie durch eingehende Darstellung der Vermittlungsversuche Funks gelingt es dem Verfasser, die Streitfrage geschichtlich zu klären. Dabei versäumt er nicht, anregende Schlaglichter auf die Wendungen fallen zu lassen, die das Problem der geistlichen Schulaufsicht in der Gegenwart genommen hat. So ist denn diese im wesentlichen historische Arbeit zugleich von einer gewissen tagesgeschichtlichen Bedeutung. — Mit Österreich verbindet uns mehr als ein augenblickliches politisches Band; wir haben hohe gemeinsame Kulturaufgaben und wichtige Berührungspunkte in der Vergangenheit. Deshalb geziemt es sich, daß wir Anteil nehmen an der Schulgeschichtsforschung jenseits der k. u. k. Grenzpfähle. Gelegenheit dazu bietet die österreichische Gruppe der Gesellschaft für deutsche Erziehungs- und Schulgeschichte[4]) mit ihren Veröffentlichungen. Das diesjährige XVIII. Heft enthält eine wertvolle Arbeit über „Die Schulen der Stadt Steyr in der Reformationszeit" von Anton Rolleder sowie zwei Beiträge von Karl Wotke über 1. „Die Organisation der italienischen Gymnasien im Jahre 1817" und 2. „Die Epochen der staatsbürgerlichen Erziehung in Österreich". Besonders die letztere Arbeit ist geeignet, das Bild, das wir aus unserer einschlägigen Literatur über die Entwicklung des deutsch-österreichischen Schulwesens empfangen, in mehr als einer Beziehung richtigzustellen.

In 16. Auflage, neubearbeitet, erscheint Volkmers[5]) bekannte „Geschichte der Erziehung

1) Zeitschrift für Geschichte der Erziehung und des Unterrichts. 6. Jahrg., 4 Hefte. Berlin 1916, Weidmannsche Buchhandlung. Jahresbeitrag M. 5,—.

2) Hans Loewe, Die Entwicklung des Schulkampfs in Bayern bis zum vollständigen Sieg des Neuhumanismus (Monumenta Germaniae Paedagogica, Beiheft II). Berlin 1917, Weidmannsche Buchhandlung. Geh. M. 3,60.

3) Emil Kämpfe, Der Streit um die Schulaufsicht. Beiträge zur Geschichte der Schulaufsicht vor 100 Jahren. Paderborn 1916, Ferdinand Schöningh. Geh. M. 2,—.

4) Beiträge zur Österr. Erziehungs- und Schulgeschichte. Herausgegeben von der österr. Gruppe der Gesellschaft für deutsche Erziehungs- und Schulgeschichte. XVIII. Heft. Wien und Leipzig 1918, Carl Fromme, G. m. b. H. M. 4,20.

5) Volkmer, Geschichte der Erziehung und des Unterrichts (Grundriß der Volksschulpädagogik, 2. Band). Habelschwerdt 1917, Frankes Buchhandlung, J. Wolf. Geb. M. 5,10.

und des Unterrichts". Durch ihre übersichtliche Anordnung des Stoffes und die Gediegenheit des Gebotenen rechtfertigt sie diesen Erfolg vollauf. Volkmers Unterrichtswerke sind schon vielen angehenden Lehrern sichere Führer zur Erreichung ihrer Prüfungen gewesen und werden es auch ferner sein, denn die rastlos bessernde Hand des Verfassers, die man in jeder Auflage von neuem spürt, sorgt dafür, daß ihr Inhalt nicht veraltet. Bejahrteren Erziehern gelten sie schon seit langem als zuverlässige Nachschlagewerke und als Helfer in den mannigfaltigen Verlegenheiten des Berufs. — Dem Gedächtnis des Lernenden gleichfalls von großem Nutzen ist die Tabelle K. Heilmanns[6]), die nicht nur Leben und Bedeutung geschichtlicher Persönlichkeiten kurz und faßlich darbietet, sondern daneben die Inhalte pädagogischer Werke unter Betonung des Wichtigen scharf umreißt. — Ein für Schweizer Verhältnisse berechnetes Unterrichtswerk gleicher Art liegt uns vor in Ed. Balsigers[7]) Schulkunde. Sie drängt die geschichtliche Entwicklung des Schulwesens der Kantone auf den engsten Raum zusammen, liefert aber bei aller Kürze eine bemerkenswerte Fülle von Daten in übersichtlicher Anordnung; dabei werden wichtige Dokumente zur Entwicklung des Schulwesens der Schweiz im vollen Text vermittelt.

Chesterfields „Letters to his Son", welche Voltaire nicht anstand, Friedrich dem Großen als „das beste Erziehungsbuch, das je geschrieben wurde", zu empfehlen, wird in unseren Lehrbüchern nur noch selten erwähnt. Sie der Vergessenheit zu entreißen, der sie anheimzufallen drohen, hat sich K. Schumann[8]) zur Aufgabe gemacht. Daß auch gegenwärtig Bestrebungen von der Art derjenigen Chesterfields im Gange sind, wird durch die Heranziehung von Stellen aus Gurlitts, Försters und Paulsens Schriften erfolgreich nachgewiesen. Schumanns Ausführungen werden nicht verfehlen, seinem Heiligen den Platz in der Literatur der Zukunft über „Takt" und „Formen", „Anstand" und „Höflichkeit", über „Erziehung zur Weltkenntnis und Weltgewandtheit" zu sichern, der ihm rechtmäßig zukommt. — Im Reformationsjahre 1917 konnte ein Buch über „Luther als Erzieher zum Deutschtum" nicht fehlen. Franz Etzin[9]) zeigt uns den großen Reformator in verschiedenster Beleuchtung, als Erzieher zum Nationalgefühl, zur Untertanentreue, zu den verschiedensten deutschen Tugenden (der furor teutonicus ist nicht vergessen), zu rechtem Familienleben, zur Einigkeit usw. Das Büchlein ist getragen von einer starken inneren Bewegung und wohl imstande, die gleiche Begeisterung auf dem Wege über den Lehrer auch auf die Schüler fortzupflanzen.

Von den Einflüssen der Reformation auf die Gestaltung der Volksbildung plaudert in einigen fesselnden Kapiteln Karl Weidel.[10]) Sehr lebendig sind seine Schilderungen des Schulwesens vor und zu der Reformationszeit und der ersten bescheidenen Versuche, die Lehre der Reformation auf das Schulwesen auszudehnen.

Drei Nationalschulentwürfe aus der Zeit der Klassiker macht G. Lorenz[11]) den Lesern erneut zugänglich. Es handelt sich 1. um Herders Entwurf einer livländischen Nationalschule in seinem „Tagebuch meiner Reise 1769", 2. um Fichtes Entwurf aus den „Reden an die deutsche Nation" und 3. um Goethes „Pädagogische Provinz" aus „Wilhelm Meisters Wanderjahren". Der pädagogische Ertrag dieser drei Entwürfe wird in einer angefügten Abhandlung systematisch dargestellt und zum Schluß in Verbindung gebracht mit den gleichen Bestrebungen unserer Zeit. Es war entschieden ein glücklicher Gedanke des Verfassers, die drei großen Deutschen zu Kronzeugen seines eigenen Bekenntnisses zur Nationalschule zu machen. Auf so eindrucksvollem Hintergrunde kommen seine eigenen Ausführungen zu ganz

---

6) K. Heilmann, Tabelle zur Geschichte der Pädagogik. 6. Auflage. Berlin 1917, Union Deutsche Verlagsgesellschaft. M. 1,60.

7) Ed. Balsiger, Schulkunde, Geschichtlicher Überblick. Bern 1917. Geh. M. 2,15.

8) Kurt Schumann, Die pädagogischen Ansichten des Grafen Chesterfield. (Friedrich Manns Pädagogisches Magazin, Heft 653.) Langensalza 1917, Beyer & Söhne. Geh. M. 2,70.

9) Franz Etzin, Luther als Erzieher zum Deutschtum. (Friedrich Manns Pädagogisches Magazin, Heft 669.) Langensalza 1917, Beyer & Söhne. Geh. M. 1,—.

10) Dr. Karl Weidel, Reformation und Volksschule. Magdeburg 1917, Karl E. Klotz. Geh. M. 1,50.

11) G. Lorenz, Drei Nationalschulentwürfe aus klassischer Zeit. (Friedrich Manns Pädagogisches Magazin, Heft 641.) Langensalza 1917, Beyer & Söhne. Geh. M. 1,60.

besonderer Wirkung. — Johannes Prüfer[12]) unternimmt es, drei Abhandlungen Friedrich Fröbels, die einen Beweis dafür liefern, daß Fröbel mehr war als der „Kindergartengründer", daß es ihm um die Veredelung und Höherbildung der gesamten Menschheit zu tun war, neu herauszugeben. Es sind die Schriften: „Die Menschenerziehung", „Andeutungen zu den Mutter- und Koseliedern" und „Erneuerung des Lebens fordert das neue Jahr 1836". Die Originale sind überarbeitet und (da sie als Quellenwerk für das Seminar gedacht sind) zum Teil zweckmäßig gekürzt.

Vorbrodt[13]) rollt die Schicksale Diesterwegs vor dem Leser auf und weiß manchen bedeutsamen Zug daraus packend zu gestalten. Daß der Verfasser danach gestrebt hat, Diesterwegs Beziehungen zu den Tagesproblemen (Nationalschule, Humanitätsschule, Einheitsschule) herauszuarbeiten, sei ihm besonders gedankt. Der Hauptwert der Veröffentlichung liegt jedoch darin, daß hier eine große Anzahl von Aufsätzen Diesterwegs und Bruchstücke daraus nach systematischen Gesichtspunkten ausgewählt, geordnet und zusammen mit Diesterwegs „Wegweiser für Lehrer" erneut zugänglich gemacht werden.

Zu den mannigfachen Versuchen, die problematische Gestalt Friedrich Nietzsches in irgendeinem Kulturzusammenhang mit der Gegenwart darzustellen, gesellt sich eine vortreffliche kleine Studie von F. Köhler[14]) im Hinblick auf den „erzieherischen Gehalt" dieser eigenartigen Persönlichkeit. Zur Lösung einer solchen Aufgabe gehört neben der Fähigkeit tiefen Eindringens in das Werk und die Seele jenes Mannes ein ausgeprägter literarischer Takt. Köhler verfügt über beides. Hinter den widerspruchvollsten Aphorismen spürt er den hartnäckigen Willen zur inneren Wahrhaftigkeit auf, hinter den Schroffen und Zacken einer dem Buchstaben nach mitleidlosen Weltanschauung die fromme Weichheit einer tiefempfindenden Seele. So gilt ihm Nietzsche, der am Suchen und Finden innerlich zerbrach, als Erzieher zur Wahrheit, nicht um des Wortlautes seiner Lehre, sondern um der unwandelbaren Aufrichtigkeit seines Suchens willen. Den Willen zur Selbstkritik und Selbstläuterung sollen und können wir von Fr. Nietzsche lernen.

Da, wo Literatur und Pädagogik aneinandergrenzen, ist eine prachtvolle kleine Schrift entstanden: Tögel[15]), „Das Problem der Erziehung bei Gottfried Keller". Zugrundegelegt ist in der Hauptsache Kellers episches Erstlingswerk „Der grüne Heinrich", daneben sind aber auch spätere Werke, Briefe und Tagebücher herangezogen. Tögel entwickelt die Voraussetzungen für die Entstehung von Kellers Erziehungsideal an seinem geistigen Werdegang und seinem Charakter. Er zeigt, wie sich bei ihm im Erlebnis das Bildungsziel: „Erziehung zur vollendeten Menschlichkeit" auskristallisieren müßte. Mit wissenschaftlich und künstlerisch geschulten Händen löst der Verfasser die pädagogische Ideenfülle (zur Willens- und Wissensbildung, zu sittlicher, religiöser, staatsbürgerlicher und künstlerischer Erziehung) aus Kellers dichterischer Hinterlassenschaft und erweist damit seinem Leser einen größeren Dienst, als er ihn durch eine rein systematische Abhandlung über diese Fragen hätte leisten können.

Einen willkommenen Beitrag zur Geschichte des deutschen Hochschulwesens und eines seiner besten Vertreter bilden die von A. Köhler[16]) herausgegebenen „Rektoratserinnerungen Karl Lamprechts". Aus den eindrucksvollen, des Humors nicht entbehrenden Schilderungen dieses umfassenden Geistes klingt uns ein Lied von der deutschen Hochschule der Zukunft. Lamprecht ist zu früh aus seiner Laufbahn gerissen, und zwar nicht nur für seine

12) Friedrich Fröbel, Die Menschenerziehung. Bearbeitet von Johannes Prüfer. (Quellen zur Geschichte der Erziehung, Bd. 8.) München und Leipzig, Otto Nemnich. Kart. M. 0,60.

13) Walther Vorbrodt, A. Diesterweg. Sein Leben und seine Schriften. 2 Bde. (Schroedels pädagogische Klassiker, Bd. XVIII und XXVIII.) Halle 1917, Hermann Schroedel. Geh. M. 2,30 und M. 1,45.

14) F. Köhler, Nietzsche als Erzieher. (Zur Pädagogik der Gegenwart, Heft 46.) Dresden-Blasewitz 1917, Bleyl & Kaemmerer. Geh. M. 0,90.

15) Friedrich Tögel, Das Problem der Erziehung bei Gottfried Keller. (Beihefte zur Zeitschrift „Lehrerfortbildung", Nr. 11.) Leipzig, Prag und Wien 1917, Schulwissenschaftlicher Verlag A. Haase. Geh. M. 1,70.

16) Karl Lamprecht, Rektoratserinnerungen, herausgegeben von Arthur Köhler. Gotha 1917, Friedrich Andreas Perthes. Kart. M. 2,—.

Wissenschaft zu früh, sondern auch zu früh für die Ziele, welche er sich zum Wohle seiner Universität und somit des gesamten deutschen Hochschulwesens gesteckt hatte. Er war — davon legen seine Erinnerungen ein Zeugnis ab — der Mann der frischen Tat und des weiten Blickes, der Mann gesunder, lebensnaher Reformen.

Am 10. August 1917 beging der Herbartianer Professor Dr. Wilhelm Rein seinen 70. Geburtstag. Der Verein der Freunde Herbartscher Pädagogik in Thüringen[17]) gab zu dieser Gelegenheit ein Sammelwerk heraus, das in wertvollen Einzeluntersuchungen Reins Lebensbild (Scholz), sein pädagogisches System (Dietering), sein Erziehungsziel (Buff), seine Ethik (Reukauf), seine Stellung zur Ästhetik (Schubert), seine Bedeutung für die Hochschule (Weiß), für Ferienkurse (Böhm), Volksschulen (Bittorf), Landerziehungsheime (Lietz), sein Verhältnis zur Schulpolitik (Polz), zur Bodenreform (Damaschke) vortrefflich zeichnet. Es ist uns unmöglich, auf diese Reihe inhaltsreicher Ausführungen berufener Verfasser näher einzugehen. Betonen möchten wir jedoch, daß, wer sich mit Rein und seiner Lebensarbeit vertraut machen will, dieses Sammelwerk nicht entbehren kann. — Aus dem gleichen Anlaß erschien im gleichen Verlag eine Darstellung des Lebens und der Lebensarbeit Prof. Dr. W. Reins von Johannes Meyer.[18]) Ihr fehlt die festliche Note, welche das oben angezeigte Sammelwerk dadurch erhielt, daß sich eine Gruppe von Schülern und Freunden beglückwünschend zum Jubilar drängt, dafür aber hat sie den Vorteil größerer Geschlossenheit und starken systematischen Zusammenhanges. Beide Werke ergänzen sich zu einem wunderbaren Gesamtbilde. Noch eine dritte Arbeit zum gleichen Anlaß hält das rührige Verlagshaus für veröffentlichungsreif. Es handelt sich um eine kurze Darstellung von A. Reukauf[19]), die im Auszug noch einmal das gibt, was an anderer Stelle ausführlicher gesagt wurde. Sie bildet also gewissermaßen eine Darstellung für „eilige Leser". Wir können jedoch die Notwendigkeit dieser an sich gewiß vortrefflichen kleinen Schrift im Zusammenhang mit den beiden anderen Jubiläumsgaben, bei welchen übrigens der Verfasser ebenfalls mitwirkte, nicht recht einsehen.

Nach einem kurz umrissenen Überblick über die geschichtliche Entwicklung der Individual- und Sozialpädagogik löst W. Timmen[20]) die modernen sozialpädagogischen Erscheinungen aus der Masse der Gegenwartsbestrebungen. Aus einer grundsätzlichen Untersuchung des Begriffes „sozial" gewinnt er drei Gesichtspunkte für sein Unternehmen: („staatlich-politisch und gesellschaftlich", „gesellschaftlich in Gegenüberstellung zu staatlich-politisch", „bezogen auf bestimmte Teile der Gesellschaft und des Gesellschaftslebens"). Von einer Würdigung der ersten Richtung sieht der Verfasser unter Hinweis auf die schon von Adolf Strehler geleistete Arbeit ab. Dafür setzt er sich lebhaft mit der zweiten und dritten Fassung der Frage (also mit Dörpfeld, Willmann, Trüper, Lietz, Hochegger, Villanyi, Rein bzw. mit Rißmann, Tews, Kerschensteiner, Muthesius, Ziegler, Brückner) auseinander. Zusammenfassend fordert er eine Vertiefung der Individualpädagogik, betont aber, als eine Lehre des Krieges, daß diese sich erweitern müsse zur Sozialpädagogik. Als solche habe sie ihre Sorge allen Verbänden (Familie, Gemeinde, Staat und Kirche) in gleicher Weise zuzuwenden. Ein musterhaftes Namen- und Sachregister am Schlusse der trotz ihres konfessionellen Standpunktes überaus lichtvollen Ausführungen machen das Buch besonders wertvoll.

2. Systematische Pädagogik.

(Prinzipielle Fragen, Systemwerke, Lehrbücher.)

Unsere Systemwerke klammern sich nur allzu häufig an irgendein überkommenes Schema. Selten wird mit Gründlichkeit bis zu dem Fundament gegraben, auf dem das Ge-

17) Das Lebenswerk Prof. Dr. Wilhelm Reins. Zu seinem 70. Geburtstage bearbeitet von Schüler und Freunden, herausgegeben im Auftrage des Vereins der Freunde Herbartscher Pädagogik in Thüringen von B. Hofmann. Langensalza 1917, Beyer & Söhne. Geb. M. 5,—.

18) Johannes Meyer, Wilhelm Rein und die Pädagogik der Gegenwart. (Beiträge zur Kinderforschung und Heilerziehung. Heft 142.) Langensalza 1917, Beyer & Söhne. Geh. M. 1,40.

19) A. Reukauf, Zum siebzigsten Geburtstag von Prof. Dr. W. Rein. 1. u. 2. Aufl. (Friedrich Manns Pädagogisches Magazin, Heft 662.) Langensalza 1917, Beyer & Söhne. Geh. M. 0,40.

20) Wilhelm Timmen, Deutsche Sozialpädagogen der Gegenwart. (Pädagogische Forschungen und Fragen, Heft 7.) Paderborn 1917, Ferdinand Schöningh. Geh. M. 3,80.

bäude der Erziehung sich wirklich erhebt, selten jedenfalls mit der Gründlichkeit, die wir an einem Werke von Kerschensteiner[21]) über das Grundaxiom des Bildungsprozesses, das uns zur Beurteilung vorliegt, beobachten konnten. Kerschensteiner sucht den Satz, der, unbestreitbar selbstevident, den Bau des pädagogischen Systems so zu tragen vermag, daß Streitigkeiten über Art und Ziel des Bildungsverfahrens nicht länger möglich sind. Er kleidet ihn in die Form: „Die Bildung des Individuums wird nur durch jene Kulturgüter ermöglicht, deren geistige Struktur ganz oder teilweise der Struktur der individuellen Psyche adäquat ist" und bewegt sich damit in der Anwendung auf die Pädagogik auf einer Linie mit ähnlichen Bestrebungen Sigwarts, Windelbands, Rickerts und Diltheys. Daß der geistvolle Verfasser mit dieser Aufstellung eines Bildungsaxiomes nicht lediglich einer spekulativen Laune genügen will, sondern daß es ihm ernstlich darum zu tun ist, sich und seinen Anhängern eine Waffe zu schmieden für den Kampf um seine eigene Auffassung des Erziehungswesens, dürfte jedem, der Kerschensteiners praktische Einstellung kennt, klar sein. So entwickelt denn der Verfasser aus dem aufgestellten Axiom folgenden Fundamentalsatz für die Organisation eines jeden Schultypus (der bekanntlich auch seinen eigenen Reformvorschlägen zugrunde liegt): „Die Organisation jeder Schule hat in ihrer Lehrplangestaltung, also in der Auswahl, in der Anordnung und in der Betonung des Gewichts ihrer Bildungsgüter der besonderen Gruppe von Individualitäten gerecht zu werden, für deren Bildung sie bestimmt ist." Aus dieser Grundforderung der Schulorganisation ergeben sich schließlich die beiden praktischen Probleme: 1. „Wie wird das gesamte öffentliche Schulwesen der Mannigfaltigkeit der Individualitäten gerecht? (Problem der Individualität)" und 2. „Wie wird das öffentliche Schulwesen den Lebensbedingungen der staatlich organisierten Gemeinschaft gerecht? (Problem der Gemeinschaftsbildung)". Von diesen Fragen aus beurteilt Kerschensteiner kurz und schlagend die Reformvorschläge, welche gegenwärtig das deutsche Bildungswesen überschwemmen, und sondert die Spreu von dem Weizen. — Man legt Kerschensteiners Buch nicht ohne die Überzeugung aus der Hand, daß eine zielbewußtere Gedankenführung, eine straffere Handhabung der Beweise schlechterdings nicht möglich ist.

Weniger lebensunmittelbar, aber gleichfalls mit großem philosophischen Scharfsinn befaßt sich R. Hönigswald[22]) mit der Grundlegung der Pädagogik als einer Wissenschaft. Wir stellen hier seine Formulierung des eigentlichen Sinns des pädagogischen Verhaltens neben diejenige Kerschensteiners: „planmäßig gewollte Überlieferung des in einer Gegenwart gegebenen wissenschaftlichen und außerwissenschaftlichen Kulturbestandes an die nachfolgende Generation". Seine Fragestellung lautet: Gibt es eine Wissenschaft von den pädagogischen Werten, die selbst außer- und überwissenschaftlich sind? Schon mit dieser Fragestellung gliedert er die Pädagogik als System von Geltungswerten methodisch ein in das Gebiet der wissenschaftlichen Philosophie. Über eine geistreiche Interpretation des Verhältnisses: Geltungsgedanke, Pädagogik und Kulturbegriff gelangt der Verfasser weiter zu einer Identifikation von Philosophie und Pädagogik, nicht als ob die letztere „eine Anwendung philosophischer Einsichten auf irgend etwas außer ihm Gelegenes" wäre, sondern es besteht nach ihm ein Wechselverhältnis zwischen Pädagogik als Wissenschaft und wissenschaftlicher Philosophie. Sich selbst und ihre eigenen Probleme erkennt die Philosophie in dem Problem und der Struktur der Probleme der Pädagogik. Deshalb sind „nur in organischer Verknüpfung mit dem wissenschaftlichen Betrieb der Philosophie" nach Meinung des Verfassers „Lehre und Forschung in wissenschaftlicher Pädagogik überhaupt möglich". — Im besonderen beschäftigt sich der Verfasser nach dieser Grundlegung mit dem Verhältnis der Pädagogik zu den philosophischen Einzelfächern. Ethik, Rechts- und Staatsphilosophie, Geschichte, Ästhetik, kurzweg alle Gebiete philosophisch-wissenschaftlicher Forschungsarbeit münden in die Pädagogik und liefern ihr grundlegende Motive. — Ein besonderes Kapitel widmet der Verfasser dem Verhältnis zur Psychologie. Der Anteil der Psychologie an dem Aufbau päd-

21) Kerschensteiner, Das Grundaxiom des Bildungsprozesses und seine Folgerungen für die Schulorganisation. (Deutsche Erziehung, 8. Heft.) Berlin 1917, Union Deutsche Verlagsgesellschaft. Geh. M. 1,80.

22) Richard Hönigswald, Über die Grundlagen der Pädagogik. München 1918, Ernst Reinhardt. Geh. M. 4,80.

agogischer Einsichten wird auf die „Psychologie der Akte" beschränkt und die innige Wechselbeziehung zwischen beiden bei aller methodischen Selbständigkeit nachgewiesen.

Auch G. Grunwald[23]) kämpft für die Anerkennung der Pädagogik als Wissenschaft. Aufgabe der Pädagogik ist nach seiner Prägung „die Erfassung der Bedingungen und Voraussetzungen im Kinde, unter denen die einzelnen erziehlichen Einwirkungen möglich und nützlich sind". Deshalb ist sie philosophisch und empirisch zugleich und ihre Methode sowohl deduktiv wie induktiv. Aus den Werten, die die Erziehung zu verwirklichen hat (das Wahre, das Schöne, das Gute und das Heilige), ergibt sich folgende Einteilung: 1. Pädagogische Wertlehre, 2. Didaktik, 3. Kunstpädagogik, 4. Moral- und Religionspädagogik. — Man sieht, der Verfasser bewegt sich in ziemlich ausgefahrenen Gleisen. Trotz des gewaltigen geistigen Rüstzeuges, das er in anerkennenswerter Weise als Fußnote zu jeder seiner Ausführungen gibt, fehlt es denselben doch an ursprünglicher systematischer Vertiefung. Anders steht es mit seinen Einzelausführungen zu den durch obengenannte Gliederung hervorgerufenen Kapiteln. In den praktischen Fragen der Unterrichtsgestaltung, des Lehrstoffes und der Lehrmethode zeigt er sich auf seinem eigentlichen Felde. Selbst seine Ausführungen zum Religionsunterricht verdienen trotz ihres konfessionellen Charakters die Aufmerksamkeit Andersdenkender.

Kesseler[24]) ist begeisterter Verfechter eines unentwegten Idealismus. Sein deutschnationales Bildungsideal ist bei aller selbständigen Auffassung ein legitimes Kind unserer idealistischen Klassik. Mit Betonung knüpft er an Fichte an. Fichtesche Atmosphäre weht uns aus dem Schriftchen entgegen, Licht- und Schattenseiten Fichtescher Dialektik machen sich fühlbar. Im Mittelpunkt der Basierung Kesselers der Pädagogik auf die idealistische Philosophie steht der Begriff des „Geist" („ein naturüberlegenes, umfassendes Geistesleben, das zum Siege über alles naturhafte Leben strebt"). Der deutsche Idealismus, wie ihn Kesseler vertritt, wird „Bekenntnis zum Geist" genannt. — Kesseler ist gläubig, er glaubt an den Geist, an den ideellen Makrokosmos, der sich in unzähligen Mikrokosmen offenbart, der die „Welt äußerer Tatsachen in eine Welt inneren Lebens, die Welt der Naturgesetzlichkeit in eine Welt der Freiheit" wandelt, der sich „in der Familie, im Freundeskreise, im Staat offenbart". Für eine kritische und systematische Begründung des Idealismus will uns dieses oberste Prinzip, diese philosophische Voraussetzung, dieser schlechthinige Glaube reichlich schwärmerisch, verträumt, seherisch verschönt erscheinen. Doch Kesseler beabsichtigt ja nicht ein geschlossenes festgegründetes System, sondern lediglich Richtlinien zu bieten. Zum Idealismus gehört eben jenes begeisterte Glauben und Bekennen, auf ihm beruht seine Schwungkraft. So gelangt er zur Formulierung seines Bildungsideales: „Erhebung des Menschen in die geistige Welt durch humane und nationale Bildung, durch Persönlichkeitsbildung und Nationalerziehung". — Ein treffliches Prinzip trotz seiner idealistischen Unbestimmtheit. — Es liegt uns ferne, dem Idealismus des Verfassers in den Weg zu treten; störend empfinden wir nur, daß in einem Kapitel, dessen Überschrift den deutschen Idealismus als „ein kritisches und systematisches Prinzip der Pädagogik" bezeichnet, so viel Bekenntnis und so wenig eigentliche Kritik enthalten ist. Anderseits zweifeln wir nicht daran, daß ein Autor wie Kesseler wohl in der Lage ist, seine Überzeugung auch kritisch zu begründen. Vermutlich ist der Verzicht darauf sogar ein absichtlicher, da Kesseler betont, daß sein deutscher Idealismus „kein wissenschaftliches Begriffssystem, sondern ein geistiger Lebensinhalt" — also wohl eine Stimmungsangelegenheit im alleredelsten und dauerhaftesten Sinne sei.

In die Kämpfe um die monistische Weltanschauung und ihre Einflüsse auf die Erziehungsgestaltung greift Friedrich Klimke[25]) ein. Die allgemeinen Grundlagen der monistischen Ethik werden in gewissenhafter Auseinandersetzung mit ihren Vertretern entworfen und kritisch beleuchtet. Die auf ihnen sich aufbauende monistische Reformpädagogik wird weiter mit viel Einfühlung gezeichnet und durch Aufdeckung mannigfaltiger Widersprüche,

23) Georg Grunwald, Philosophische Pädagogik. Paderborn 1917, Ferdinand Schöningh. Geh. M. 8,50.

24) Kurt Kesseler, Grundlinien einer deutsch-idealistischen Pädagogik. Langensalza 1916, Julius Beltz. Geh. M. 1,—.

25) Friedrich Klimke, S. I., Monismus und Pädagogik. München 1918, Verlag Natur und Kultur Dr. Franz Josef Völler. Geh. M. 4,20.

Uneinigkeiten und Planlosigkeiten ad absurdum geführt. Für berechtigte und begründete Ansichten seiner Gegner hat der Verfasser ein offenes Ohr.

Ein hochinteressantes Werk, die Unterrichtslehre von H. Itschner[26], ist durch das Erscheinen des IV. Bandes nunmehr zum Abschluß gekommen. Das Problem der „Persönlichkeit" und dasjenige der „gestaltenden Kraft" stehen auch hier wieder, wie in den drei ersten Bänden, im Mittelpunkt aller Erörterungen. Probleme des Lebens und der Lebensführung in engster Fühlung mit den großen Geistern unserer Nation verschmelzen mit den allgemeinen und besonderen Fragen der Erziehung zu einer geschlossenen pädagogischen Weltanschauung. Es ist uns unmöglich, an dieser Stelle auf den großartigen Aufbau und die Gedankenfülle des umfangreichen Werkes einzugehen. Wir empfehlen jedoch sein Studium dringend allen, denen an einer Veredelung ihrer Berufstätigkeit, einer Erhöhung ihrer eigenen Persönlichkeit und Entfaltung ihrer eigenen Kraft gelegen ist.

Den Versuch zu einer „Philosophie der Erziehung" unternimmt mit viel sachlichem Beruf F. W. Foerster[27]). Das Werk entbehrt der gerühmten systematischen Wirkung. Foerster stellt sich (im bewußten Gegensatz zur modernen Nachgiebigkeit gegenüber dem Pathologischen) auf den Standpunkt des modernen „Aktivismus" (Bergson, Eucken) und fordert „Charakterbildung", Auffrischung aller Impulse auf Grund neuer Methoden der Seelenerweckung. „Die neue Pädagogik muß sich zu einer Wissenschaft und Kunst der Seelenleitung und Willensübertragung entwickeln", und zwar nicht nur für die Jugendführung sondern für alle Berufe. Er erkennt in der einseitig gesteigerten „Zivilisation" unserer Tage die „eigentliche Feindin des Charakters", doch verlangt er nicht nur rousseauisch „Rückkehr in den Naturzustand", sondern allgemeine Abrüstung in den Übertreibungen, „Vermenschlichung unserer Kultur", für die Schule speziell eine internationale Abrüstung der Lehrpläne und dazu allgemeine religiöse Vertiefung.

Von Lehrbüchern, die das Unterrichtswesen systematisch behandeln, verdienen die Schriften Hergets[28]) besondere Beachtung. Sie sind aus dem Seminarbetrieb hervorgegangen und deshalb außerordentlich gut geeignet, jüngere Lehrer in das weite Feld der Erziehungswissenschaften einzuführen. Der zweite Teil von Hergets Lehrbuch der Pädagogik, die uns vorliegende „Logik und Unterrichtslehre" füllt vorteilhaft die Lücke aus, die der Verfasser zwischen seiner „Psychologie und Erziehungslehre" (1917) und seiner „Geschichte der Erziehung und des Unterrichtes" (1916) offengelassen hatte.

Freunden und Anhängern der Lehren Otto Willmanns sei jene prächtige „Unterrichtslehre" wärmstens empfohlen, welche J. Zeif und R. Zlabinger[29]) aus den Werken dieses erfolgreichen Pädagogen herausgezogen haben. Sie erscheint bereits in zweiter und dritter Auflage und zeichnet sich vor ähnlichen Unternehmungen aus durch große Sachlichkeit, geschickte Zusammenfassungen und nützliche Übungen zum vermittelten Stoff.

Ein Buch, das durch fortgesetzte Neuauflagen seine Brauchbarkeit im Seminarbetrieb erweist, ist die Pädagogik von Volkmer.[30]) Als Unterrichtswerk enthält es keinerlei neuartige Forschungsergebnisse, sondern bemüht sich, das Vorhandene dem Lernenden mundgerecht und faßlich zu machen. Das gelingt ihm auch in vollem Maße durch eine mustergültige Gliederung des Stoffes und Unterstreichung des Wesentlichen. Dazu belebt eine Fülle (fast ein wenig belastend) pädagogischer Zitate und sinnvoll verwendeter Sprichwörter die sach-

26) H. Itschner, Unterrichtslehre. Bd. IV: Zur Geschichte unseres Problems. Zugleich Ergänzung zu einer jeden Geschichte der Pädagogik. Leipzig 1917, Quelle & Meyer. Geb. M. 6,60, geh. M. 6,—.

27) Fr. W. Foerster, Erziehung und Selbsterziehung. Zürich 1917, Schultheß & Co. Geh. M. 6,—, geb. M. 7,—.

28) Anton Herget, Logik und Unterrichtslehre. 2. Teil des Lehrbuches der Pädagogik. Prag, Wien und Leipzig 1917, Schulwissenschaftlicher Verlag A. Haase. Geb. M. 4,—, geh. M. 3,40.

29) Josef Zeif und Rudolf Zlabinger, Unterrichtslehre für Lehrer- und Lehrerinnen-Bildungsanstalten und zum Selbststudium. Nach Otto Willmanns Werken dargestellt. 2. u. 3. Aufl. Freiburg i. Br. 1917, Herdersche Verlagshandlung. Geh. M. 2,50, geb. M. 3,—

30) Volkmer, Grundriß der Volksschul-Pädagogik. Bd. 1: Elemente der Psychologie, Logik und systematischen Pädagogik. Habelschwerdt 1917, Frankes Buchhandlung. Geb. M. 5,40.

liche Entwicklung. Im Anhange finden wir eine reiche Auswahl gediegener Literatur zur Psychologie, Logik, allgemeinen Erziehungs- und Unterrichtslehre. Bemerkenswert ist, daß der Verfasser im Gegensatze zu den üblichen Lehrbüchern Psychologie und Logik selbständig neben der systematischen Pädagogik darstellt. Durch Hinweise jedoch, die von einem Gebiete ins andere führen, ist die notwendige innere Einheit gewährleistet.

Schlechterdings veraltet erscheint uns die „Allgemeine Pädagogik" von Nieden[31]), trotzdem die neue (7.) Auflage durch Hinzufügung einer Kinderpsychologie „verbessert" und vermehrt zu sein vorgibt. Es kann unter anderem nicht als ein besonderer Vorzug der Neuauflage einer „allgemeinen Pädagogik" angesehen werden, wenn in ihr die an sich schon spärlichen Beziehungen zur Geschichte der Pädagogik und zur systematischen Pädagogik fast vollständig zugunsten einiger bedeutungsloser Abschnitte über Traumleben und Hypnotismus unter den Tisch fallen. Sollte wider alles Erwarten noch einmal eine Neuauflage des Buches „nötig" werden, so empfehlen wir dem Verfasser neben einer wissenschaftlichen Nachprüfung seiner Anschauungen über psychologische Fragen eine völlige stilistische und logische Umarbeitung seiner Texte.

Bitte.

Zur Zeichensetzung unserer Klassiker.

Welche Bedeutung die Zeichensetzung unserer Dichter aus dem 18. und 19. Jahrhundert für das richtige Verständnis ihrer Werke hat, darüber gibt Sauer in der Einleitung seiner großen Grillparzerausgabe beherzigenswerte Winke. Auch mit den Satzzeichen Goethes und Schillers pflegt man es heute genauer zu nehmen als früher; über den hohen Sinn- und Tonwert der Gedankenstriche und Ausrufungszeichen in dem echten Text von Schillers Dramen denke ich demnächst anderwärts zu handeln. Heute nur eine Kleinigkeit, die in den Lehrbüchern der Rechtschreibung und Zeichensetzung aus älterer Zeit keine Erklärung findet, soweit ich wenigstens sehe. Die Anführungsstriche wurden im 18. Jahrhundert augenscheinlich noch verwandt, um einer Stelle besonderes Gewicht zu geben. So schließt Goethe die bedeutsamen Worte der Engel am Schluß des „Faust" in jene Zeichen ein:

„Wer immer strebend sich bemüht,
Den können wir erlösen."

Aber auch in Schillers Abhandlung „Über den Grund des Vergnügens an tragischen Gegenständen" ist eine Stelle so, und nicht etwa als Anführung aus irgendwelcher anderen Schrift aufzufassen:

Aus diesem folgt, „daß das höchste Bewußtsein unserer moralischen Natur nur in einem gewaltsamen Zustande, im Kampfe, erhalten werden kann, und daß das höchste moralische Vergnügen jederzeit von Schmerz begleitet sein wird".

Schiller faßt da ganz deutlich das Hauptergebnis seiner Untersuchung zusammen, und die Strichlein haben nur den Wert unseres Sperrdruckes. Ähnlich wird man etwa zwei Stellen in der Abhandlung „Über Anmut und Würde" auffassen dürfen. (Säkular-Ausgabe, Band XI, S. 211 und 228.) Ich wäre den Lesern dieser Zeitschrift dankbar, wenn sie bei eigenem Lesen in Drucken des 18. Jahrhunderts auf ähnliche Fälle achten und mich gegebenenfalls auf weitere Belege hinweisen wollten.

Prof. Dr. Robert Petsch-Posen.

31) J. Nieden, Allgemeine Pädagogik auf Grundlage der Psychologie und Logik. 7. Aufl. Straßburg 1917, Straßburger Druckerei und Verlagsanstalt. Geh. M. 3,80.

Volksbücher zur Deutschkunde.

Im engen Zusammenhang mit der „Deutschkunde" geplant, beginnen die von mir herausgegebenen Volksbücher zur Deutschkunde, auf die ich schon hingewiesen hatte, nun endlich zu erscheinen. (Schulwiss.-Verlag A. Haase, Leipzig. Je M. —,90.)

In Heft 1: Wege des Geistes in der Sprache redet der bekannte Freiburger Wortforscher Alfred Götze vom deutschen Wortschatz, beleuchtet die verschiedenen Entwicklungsreihen, in denen sich die Sprache mit der Kultur zugleich wandelte; weiter geht er dem Bedeutungswandel nach und zeigt, wie die Sprache für neue Erscheinungen schon einen Ausdruck bereithält. Abschnitte über die sprachliche Bewältigung des Geistigen das Deutsche und die Welt des Krieges und das Vorwalten des Männlichen in der Sprache beschließen das anregende Büchlein.

Heft 2: „Der deutsche Humanismus und die deutsche Bildung" verfaßte Alois Bernt, dem wir mit Konrad Burdach die große Ausgabe des Ackermanns aus Böhmen verdanken. Was der Humanismus auf deutschem Boden vorfand, wie er auf allen Gebieten eingriff und wie er durch die Jahrhunderte weiterwirkte — das wird ruhig abwägend dargelegt, die Vorteile, aber auch die Schäden, die unserem Volke aus der Hingabe an den Humanismus erwachsen sind. Diese einheitliche Betrachtung ergibt manche neue Gesichtspunkte und will einem neuen, wahrhaft deutschen Humanismus die Wege ebnen.

Ein Buch von starker Frömmigkeit gibt Heinrich Schmid-Kugelbach, Deutsche Frömmigkeit (3). Ihr Werden und ihr Wesen in Stille, Trotz und Ehrfurcht werden entwickelt, die Zusammengehörigkeit von Christentum und Deutschtum und die Bedeutung des deutschen Glaubens in der Gegenwart werden aufgezeigt. Ein Buch, das nicht einer Konfession, sondern dem Verständnis deutscher Art dienen will.

Das gleiche Ziel verfolgt Wilhelm Ganzenmüller, Deutsches Wesen im ersten Jahrtausend (4). Er will die Fäden aufzeigen, die sich von den ersten Zeiten unseres Volkes bis in die Gegenwart herüberspinnen, um daraus die Kraft zu wecken, die Zukunft aus der Kenntnis der Vergangenheit heraus im deutschen Sinn zu gestalten.

Emil Lehmann endlich gibt feingeschlossene volkskundliche Bilder aus den Sprachinseln im Osten: Deutsches Volkstum auf Vorposten (5). Wie sich unsere versprengten Stammesbrüder in Mundart und Sagenschatz, Dorfanlage und Volkstracht, Stadtbild und sozialer Gliederung, Volkslied, Festen und Bräuchen deutsche Art erhalten haben und wie auch die geistige Kultur in Wechselwirkung mit der Heimat steht, das wird liebevoll geschildert. Hoffentlich weckt dies Büchlein neues Verständnis und neue Liebe für unsere Stammesbrüder in der Zerstreuung.

Die Bändchen behandeln absichtlich nicht nur Gegenstände der deutschen Sprache und Literatur, sie wollen den Blick darüber hinaus auf die Gesamtheit deutschen Wesens richten. Die Gesamtentwicklung des deutschen Charakters und Geistes gilt es zu verstehen, herauszuheben, was an Geschichtlichem für die Gestaltung deutschen Lebens noch jetzt von Wert ist. Darum sollen die Bändchen auch nicht ein Gebiet abschließend behandeln, sondern nur anregen zum Weiterdenken im Sinne der Deutschkunde. Möge es ihnen gelingen.

W. Hofstaetter.

Ein Lesebuchwerk für deutsche Auslandsschulen.[1]

Die Herausgeber versichern, daß ihre Arbeit einem wirklichen Bedürfnisse der deutschen Auslandsschulen entspricht. Wer die Verhältnisse draußen kennt, weiß, daß das keine bloße Redensart ist. Mit den einheimischen Lesebüchern ist da nicht viel anzufangen; die Bedingungen, unter denen diese Schulen arbeiten, sind grundverschieden von den unsern. Aber

1) Dr. Hans Amrhein, Deutsches Lesebuch, Teil I. 2. Abdruck, Unterstufe, geb. M. 1,50; Teil II. 2. 2. Aufl. Dr. Karl Lohmeyer und Dr. Hans Amrhein, Deutschland, Ausgabe A, Teil III; für Sexta u. Kl. 7 höherer Knaben- u. Mädchenschulen, geb. M. 3,—. Teil IV; für Quinta u. Kl. 6, geb. M. 3,20. Teil V; für Quarta u. Kl. 5, geb. M. 3,20. Hierzu Teuerungszuschläge des Verlages und der Buchhandlungen. Beide im Verlage B. G. Teubner.

so sehr außerdem die Verhältnisse in den einzelnen Ländern voneinander abweichen, ein Gemeinsames haben sie alle: die Deutschkunde, und ihr Träger ist das Lesebuch. Darum ist es sehr wohl möglich, trotz der eben betonten Verschiedenheit, ein Lesebuchwerk für alle Auslandsschulen zu schaffen. Ein solches liegt hier vor. Erfahrene Schulmänner führen die deutsche Auslandsjugend in die Hauptgebiete der Deutschkunde ein: in die deutsche Familie, das deutsche Land, die deutsche Arbeit, die deutsche Geschichte und vor allem in die deutsche Geisteswelt. Daß sie dabei andere Wege gehen müssen als die einheimischen Lehrer, ist selbstverständlich; es ist ein anderer von innen nach außen zu gehen, als von außen nach innen. Was uns hier überflüssig erscheint, ist draußen notwendig, und auch umgekehrt. Der Beurteiler aber hat seine Freude, wenn er sieht, wie die Schulmänner führen. Langeweile wird den jugendlichen Leser nie beschleichen, denn alles, was die neuere Unterrichtslehre von einem guten Lesebuch verlangt, ist sinngemäß den besonderen Aufgaben angepaßt worden. Als besonders glücklich kann man die Art ansehen, wie Reineke Fuchs und Robinson im zweiten Teile des deutschen Lesebuches erzählt und zur Einleitung für größere Abschnitte verwandt werden; Robinson zur Einführung in die Kultur, soweit sie dieser Stufe zugänglich ist, und Reineke Fuchs vor den Stücken, die mit dem Leben und Weben der Natur bekannt machen. Die deutsche Geschichte nimmt mit Recht in allen Ländern einen breiten Raum ein. Nur kann ich hier die Frage nicht unterdrücken, warum nicht solche Gebiete der deutschen Geschichte berücksichtigt worden sind, die dem Auslandsdeutschen besonders vertraut sein müssen, weil er hier die schlimmsten Angriffe der Fremden zu widerlegen hat; ich nenne die Namen: Elsaß-Lothringen, Schleswig-Holstein, die Ostmark. Die Darstellung der geschichtlichen Verhältnisse gehört ins Lehrbuch für deutsche Geschichte; aber Schilderungen, Erzählungen, die beweisen, daß jene Länder deutsch sind nach Geschichte und Kultur oder nur nach der Kultur, sollten in einem solchen Lesebuche reich vertreten sein. Vielleicht nehmen die späteren Bände auf diesen Gesichtspunkt Rücksicht. Es gehört zweifellos viel Takt und Geschick dazu; denn es darf nicht nach Überhebung aussehen, aber die Herausgeber haben sonst eine so glückliche Hand bewiesen, daß ihnen auch diese Arbeit gelingen wird. Ebenso wäre wohl nötig, sich an die Frage nach den Kriegsursachen zu machen, weil auch da mit den Angriffen der Ausländer zu rechnen ist, wenn die Lesestücke über den Weltkrieg, die in erfreulich hoher Zahl und trefflicher Auswahl gegeben sind, behandelt werden.

In allen drei Teilen „Deutschlands" ist dem Deutschtum in der Fremde ein entsprechender Raum zugewiesen. Der junge Auslandsdeutsche muß wissen, wo Deutsche wohnen und wie es ihnen geht; er muß sich nicht bloß mit uns, sondern auch mit ihnen eins wissen. Dieser Teil des Werkes wird hoffentlich unseren heimischen Lesebüchern zeigen, wie das Auslandsdeutschtum im Deutschunterricht verwertet werden kann. Bisher ist es das Stiefkind gewesen; und es geht ihm wie dem Aschenputtel, seine Eltern wundern sich, daß es so schön ist, daß ihm so hohe Bedeutung zugemessen wird. Unser Volk weiß von allen möglichen Negerstämmen mehr als von den Auslandsdeutschen. Das wird anders werden, wenn erst in jedem Lesebuch so anschaulich von ihnen geredet wird wie in dem vorliegenden. — Druck und Papier und der Bildschmuck zeigen, daß der bewährte Verlag auch unter dem Kriegsdruck seinem alten Weltruf gerecht wird. In Friedenszeiten könnten die schönen Bilder noch vermehrt werden, um so auch die deutsche Malerei zum Auslandsdeutschen sprechen zu lassen. Doch sind das Wünsche, durch deren Erfüllung die Verwendbarkeit des Buches gesteigert wird, aber von der sie nicht abhängig ist. Das Werk wird sich im Auslande seinen Weg bahnen und im Inlande dem Schulmanne manche wertvolle Anregung geben.

Berlin-Steglitz. W. Rumpf.

Ein Lehrgang über Deutsche Altertümer

fand in der Woche vom 5.—10. August an dem Germanischen Museum in Nürnberg statt. Auf Anregung des Germanisten-Verbandes von der Museumsleitung veranstaltet, ist dieses dankenswerte Unternehmen mit solcher Hingabe und solchem Verständnis insbesondere für die Bedürfnisse des Lehrerstandes durchgeführt worden, daß zu hoffen ist, daß dieses Beispiel — das erste in seiner Art — recht viel Nachahmung auch in anderen Städten unseres Vaterlandes findet. Hier wurde wohl jedem Teilnehmer klar, daß wir der deutschen Kulturgeschichte

weit mehr, als es bisher geschehen ist, die Schulräume öffnen müssen, und daß wir vor allem die Dinge, die uns in so unübersehbarer Fülle aus dem Leben unseres Volkes bis hinauf in die Germanenzeit erhalten sind, zu den Schülern reden lassen müssen. Die Waffen, die Trachten, die Hausgeräte im Wandel der Zeiten, die Beziehungen der Künste untereinander, die Schrift innerhalb der Geistesentwicklung — das waren so einige der hier geschauten Kreise unseres Volkslebens und Volksgeistes, in die auch jeder deutsche Jugendliche sich einmal vertiefen sollte. Alles war bei dem Lehrgang auf die Anschauung gestellt. Das Tagewerk begann in der Regel mit einem Lichtbildervortrag über Siedlung, Dorfformen, Stadtanlagen, Bauern- und Stadthäuser, Klöster und Kirchen usw. des ersten Direktors des Museums Geh. v. Bezold; daran schlossen sich eingehende Besichtigungen einzelner Teile des Museums, dessen wundervolle Altertumsschätze unter der kundigen Führung der Herren Geh. Götz, Dr. Hampe, Dr. Heerwagen, Dr. Stengel erschlossen wurden. Es folgte weiter ein Rundgang durch die Stadt, mit deren eigentümlichen Befestigungen, Türmen, Kirchen, alten Patrizierhäusern u. a. wiederum v. Bezold alle Teilnehmer vertraut und bekannt zu machen wußte. Auch am Abend fehlte die geistige Anregung nicht, die in geselligem Zusammensein und einmal in einem tiefdurchdachten, in die inneren Zusammenhänge der Kultur hineinleuchtenden Vortrag v. Bezolds gefunden wurde. Schon aus diesen Andeutungen geht hervor, daß die Seele des ganzen Unternehmens der erste Direktor des Museums war, der trotz seines hohen Alters in jugendlicher Frische unermüdlich von seinen reichen Wissensschätzen und Erfahrungen spendete. Zweckmäßig erschien es, daß ein Nachmittag und Abend in der Woche frei war. So war die Möglichkeit gegeben, auch in der weiteren Umgebung Nürnbergs Altertumsforschung zu treiben und dabei die landschaftlichen Reize des Pegnitztales — oder wohin nun eine Teilnehmergruppe sich wandte — zu genießen. — Mehr als 120 Anmeldungen waren eingegangen; aber in weiser Beschränkung konnte die Museumseitung nur der Hälfte die Teilnahme an dem Lehrgang gewähren. So notwendig in diesem Fall die Einschränkung war, so nötig ist es für die Zukunft, Mittel und Wege zu finden, daß möglichst viele Lehrer an derartigen für den Deutschunterricht unvergleichlich wertvollen Lehrgängen teilnehmen. Daß die Regierungen solchen Unternehmungen wohlwollend gegenüberstehen, haben sie schon dadurch gezeigt, daß sie den Teilnehmern recht reichliche Reisezuschüsse gewährten. So bleibt uns also nur eine Bitte an den Germanistenverband, in diesem Sinne weiterzuwirken zum Segen unserer deutschen Jugend.

Bremen. Dr. Th. Valentiner.

Mitteilungen.

Pflege der deutschen Sprache auf unseren Hochschulen. Otto Behaghel untersucht in einem Kunstwartaufsatze (erstes Maiheft 1918) die Frage, wie die ungenügende Beherrschung unserer Sprache bis in die Kreise der Höchstgebildeten hinauf zu erklären sei. Eine Antwort findet er in der Tatsache der ungenügenden sprachlichen Vorbildung der Lehrer durch die Universitäten. Er klagt: „Es ist merkwürdig: Wenn man die Vorlesungsverzeichnisse unserer Universitäten mustert, so stößt man auf eine große Einseitigkeit. An vielen Universitäten werden Übungen gehalten über Stimmbildung, Sprechtechnik und über den künstlerischen Vortrag. Aber wer wissen will, nicht wie er zu sprechen hat, sondern was er sprechen oder schreiben soll, der sieht sich fast überall vergebens nach Hilfe um. Ganz neuerdings erst hat Erlangen eine Lektorstelle gegründet, deren Vertreter Stimmbildung und Vortrag lehren, aber auch Stilübungen abhalten soll. — Wir müssen fordern, daß an allen deutschen Universitäten, sagen wir lieber an allen deutschen Hochschulen — denn weshalb sollten die technischen Hochschulen zurückstehen? — regelmäßige Lehrgänge für deutsche Sprache eingerichtet werden, regelmäßige, nicht bloß alle paar Semester wiederkehrende, wie sie etwa in Bonn, Breslau, Gießen, München schon jetzt bestehen." Ullmann-Niederplanitz.

„Lehrfach und Lehrpersönlichkeit" überschreibt Th. Litt einen sehr wichtigen Aufsatz, in dem er gegen die Erhöhung der Stundenzahl für die „wesenbildenden" Fächer kämpft (Neue Jahrbb. XLII. Bd. S. 135). Je höher der Wert eines Bildungsgutes sei, desto größer sei die Anforderung, die es an die Lehrpersönlichkeit stelle, und desto größer die Gefahr, daß seine Wirkung bei eingehenderer Behandlung durch einen Durchschnittslehrer

zunichte gemacht, ja ins Gegenteil verkehrt werde. Darum verdiene der fremdsprachliche Unterricht die Vorzugsstellung, weil er dem Begabten wie der derben Durchschnittlichkeit in gleicher Weise gestatte, ihr Bestes zu geben, sie steigen eben jeder auf der großen Skala von Bildungswerten so weit, wie es ihnen ihre persönliche Ganzheit gestattet. Die Wesensfächer bzw. die Deutschkunde aber vereinen die Möglichkeit einer Gesinnungsvertiefung mit der Gefahr der Anhäufung toter Stoffmassen. Dem gehe man aus dem Wege, wenn man ihnen nur wenige Zeit zuweise, zumal da es in ihnen nicht auf extensive Vollständigkeit ankomme, sondern „auf Intensität der Kraft," mit der die Persönlichkeit in dem einzelnen Bildungsgut gleichsam die Strahlen des Weltganzen sammelt". — Das ist richtig. Litt vergißt aber, daß es sich beim Deutschen nicht nur um Wesensbildung handelt, sondern außer der Pflege eines fehlerlosen Gebrauchs der Sprache und eines klaren logischen Ausdrucks, die auch er ihm zuteilt, um das Verständnis des Sprachwerdens und Sprachlebens, was doch wohl nicht toter Stoff ist, aber Zeit erfordert. Und weiter vergißt er, daß auch der begeistertsten Persönlichkeit, die bereit ist, mit aller Intensität zu wirken, der nötige Spielraum gegeben werden muß. Dieser Spielraum ist aber bei den erhöhten Aufgaben des deutschen Unterrichts nicht da. Wir wollen gar nicht Zeit zum „Pauken" von allerlei totem Wissenskram, wir wollen nur so viel Zeit, daß ein für sein Fach begeisterter Lehrer bei maßvoller Einschränkung auf das Wesentliche dies Wesentliche seinen Schülern auch wirklich nahebringen kann, daß nicht immer die Zeit drängt und ihn nie zur vollen Freudigkeit kommen läßt.

In einem begeisterten, überzeugenden Büchlein: Die Gesamtwissenschaft vom Deutschtum und ihre Organisation, ein Sehnsuchtsruf dreier Jahrhunderte (Hamburg-Leipzig, Deutschnationale Verlagsanstalt) fordert Walter Schmied-Kowarzik als Gegenstück zu Akademien eine Gesellschaft der Deutschwissenschaften, die die deutsche Sprache, Geschichte, Kulturgeschichte, Volkskunde fördern soll, um aus ihnen alle Werte für das deutsche Leben herauszuholen. Ansätze dazu liegen vor, sie gilt es zu einer großen Arbeitsorganisation zusammenzufassen, die alle deutschsprechenden Länder umfaßt. Was die Deutschkunde für die Schule leisten will, das soll diese Gesellschaft für die Wissenschaft erreichen: ein Zusammenarbeiten aller Einzelwissenschaften zu einer Wissenschaft vom deutschen Volke, die schließlich eine natur- wie kulturwissenschaftlich begründete Psychologie des deutschen Volkes ergeben müßte. Den Hauptteil der Schrift bildet ein Überblick über all die Ansätze und Pläne zu deutschwissenschaftlichen Gesellschaften, von der Fruchtbringenden Gesellschaft des Jahres 1617 an bis zu Gutachten aus dem Jahre 1902: zweierlei ergibt sich daraus klar, daß die Verquickung von deutschwissenschaftlicher und gesamtwissenschaftlicher Forschung in den Akademien der ersteren nicht günstig ist, und daß die neue Gesellschaft nur forschend sein und nicht etwa in sprachlichen Dingen gesetzgebend auftreten dürfte. Zugleich aber erscheint eine solche Gesellschaft, die alle deutschwissenschaftlichen Vereine zu gemeinsamen Tagungen zusammenschließen und zugleich eine Akademie von Wissenschaftlern aus dem ganzen deutschen Sprachgebiet sein müßte, als der Wunsch der Besten seit drei Jahrhunderten. Möchte er bald in Erfüllung gehen; der Germanistenverband, der ganz die gleichen Ziele hat, wird gern mitarbeiten.

Alle Gedanken über die Grundlegung eines neuen Deutschtums durch Erziehung faßt Reinhold Zimmermann zusammen; er bietet nichts Neues, kann aber in manchen Grundgedanken neuer Erziehung gut einführen. (Leipzig, Schulwissenschaftlicher Verlag A. Haase. M. 1,—.)

Einen neuen Führer durch die Muttersprache und sagen wir es gleich: einen recht guten hat uns Oskar Händel geschenkt (Dresden, L. Ehlermann. 173 S. M. 2,80). Das Verdienst des Buches ist, daß es gerade für die Klassen gedacht ist, für die sonst der Stoff nur schwer zu beschaffen ist, und in denen doch gerade die Vertiefung des Sprachempfindens und -verständnisses einsetzen soll. Nach einem allgemeinen Abschnitt (über den Ursprung der Sprache überhaupt) stellt Händel für die Obertertianer dar: Laute und Lautwandel, Beugung und Ableitung der Wörter sowie ihre Zusammensetzung, für die Untersekundaner den Bedeutungswandel, besonders die Bilderschöpfung, Redensarten und Sondersprachen, Mundarten und Schriftsprache, die Namen, die Fremdwörter und unsere Stellung zu ihnen, die Obersekundaner sollen behandeln den Machtbereich des Deutschen und die Sprachgeschichte im engeren Sinn, wofür allerlei Sprachproben dargeboten werden, gelegentlicher

Behandlung harren noch Abschnitte über Altes Sprachgut, über die Schrift und die Rechtschreibung. — Die Menge des Dargebotenen ist groß, aber wir müssen ja mehr Stunden kriegen und dann wird sich ein gut Teil davon verarbeiten lassen. Daß dann immer noch manches bleibt, schadet nichts, das Buch ist so geschickt gebaut, daß es nicht als langweiliges Schulbuch erledigt werden, sondern zur Weiterbenutzung reizen wird. Diese wird erleichtert durch einen eingehenden Wörternachschlag, der Erweiterung des Gebotenen dient ein Quellenverzeichnis. Ich begrüße das Buch als ein wertvolles Hilfsmittel für den deutschen Unterricht der Zukunft.

Theodor Matthias gibt den ersten Teil seines Handbuchs der deutschen Sprache in zweiter, neubearbeiteter Auflage als selbständiges Werk heraus unter dem Titel: Deutsche Sprachlehre für höhere Schulen (Leipzig, Quelle u. Meyer 1918, geb. M. 3,40). Die Sprachlehre ist nun nach Klassen eingeteilt und für die Unterklassen durch Zusammenstellung der entwickelten Tatsachen wie durch Erweiterung der Beispiele noch brauchbarer gemacht. Den Mittelklassen dient die Zusammenstellung schwankender und schwieriger Sprachgebilde und die Geschichte der Sprache, bei der auch die Mundarten zu ihrem Rechte kommen; für die Oberklassen endlich bringt M. einen Anhang: Poetik und Metrik, wo auch der Sprachmelodie gedacht wird. Das ganze Buch zeichnet sich aus durch die möglichst knappe, dabei aber klare Fassung der Regeln und dadurch, daß es von der Welt des Schülers ausgeht. Es verdient neue Freunde.

Mit warmem Herzen schrieb August Graf v. Pestalozza ein Büchlein: Mein Amtsbruder, worin er der wahren Kollegialität dienen will. (Das neue Deutschland in Erziehung und Unterricht, Heft 4. Leipzig, Veit u. Co. Geh. M. 1,20 + 25 %.)

Notstände an höheren Schulen behandelt Wilhelm Asmus. (Leipzig, Quelle u. Meyer. Geh. M. 3,20, geb. M. 3,80.) In dem Buche richtet er sein Augenmerk gern auf die äußeren Fragen des Schulbetriebs, aber auch innere Schwierigkeiten werden behandelt. Für den deutschen Unterricht kommen besonders in Frage die Absätze: Deutsch im Wortschatze der Erziehkunst; Die deutsche Schrift, ihre Gegner und Freunde und das Gefüge der Schülerbücherei.

Auf die Berichte der Dürerschule, Hochwaldhausen, habe ich schon früher hingewiesen. Der dritte schildert uns besonders ein großes Fest, in dem Erzählung von Märchen, gemeinsame Bildbetrachtung, Aufführung eines Lustspiels, Künstlerischer Tanz und Aufführung einer Brucknerschen Symphonie mit der Jahresschlußfeier zu einem großen, schönen Ganzen zusammenklangen. Wenn auch die öffentliche Schule den besonderen Reiz der Feier einer Lebensgemeinschaft nie erreichen kann — der Weg, der uns hier gezeigt wird, wird doch die eine oder andere mit Gewinn einschlagen. (Die Bücher der Dürerschule. Dritter Bericht. Das Fest. Leipzig 1918, B. G. Teubner. Geh. M. 3,60.)

Im Auftrag des Zentralinstituts für Erziehung und Unterricht schrieb Erwin Ackerknecht über das Lichtspiel im Dienste der Bildungspflege. (Berlin, Weidmann, M. 3,60.) Im einzelnen hier auf die fleißige Arbeit einzugehen, muß ich mir versagen, ich möchte aber darauf hinweisen, daß sie für den Lehrer und gerade den Deutschlehrer sehr wichtig ist durch grundsätzliche Betrachtungen über jugendbildnerische Bedeutung belletristischer Laufbilder wie über Lichtspiel und Literatur: „Das Lichtspiel hilft uns unser Gefühlsverhältnis zur Welt der Wirklichkeit zu vertiefen und zu erweitern; bei der Filmbelletristik ist der Volkserzieher nicht bloß an geschmacklich vollwertigen Erscheinungen interessiert (sie bleiben Entwicklungsziel), als Entwicklungsmittel wird er aber auch die einer unreiferen Entwicklungsstufe gefühlsgemäßen, geschmacklich nicht einwandfreien Laufbilder grundsätzlich heranziehen müssen, soweit sie nicht zum eigentlichen, moralisch negativen Schund gehören."

„Wie Deutschlands Schüler den Weltkrieg erleben" schildert Franz Lüdtke in vier packenden Erzählungen, die den klarblickenden Menschenkenner und den Freund seiner Schüler in gleicher Weise erkennen lassen. Ein Heftlein, das Schülern wie Lehrer Ehre macht. (Berlin W 35, Evangelischer Bund. Volksschriften 136/137. M. 0,30. 10 Stück M. 2,75.)

Von demselben erschienen in zweiter Auflage Dichtungen zum Kriege: Gottes Heimkehr (Potsdam, Stiftungsverlag). Gedichte voll ernsten, starken Glaubens an unser Volk und seine Zukunft, Lieder voll feinster Stimmung, getragen von einem starken Klanggefühl. Den gleichen Ernst, die gleiche Liebe zum Volke atmet Lüdtkes stimmungs- und kraft-

voller Volksabend: Deutsches Volkstum, wo in Rede und Lied die Art unseres Volkes und seine Aufgabe beleuchtet wird. (Gotha, Fr. Emil Perthes, M. 1,—.) Ihm reiht sich würdig ein Volksabend von Reinhold Braun an: Deutsche Heimat (ebenda M. 1,—).

Ein vorbildliches Heimatbuch danken wir Karl d'Ester. Die Rheinlande steigen vor uns auf in all ihrer Pracht und Schönheit, ihrem Arbeitsernst und ihrer Arbeitsfreude, mit ihrer gewaltigen Vergangenheit und großen Gegenwart. Es ist ein rechtes Lesebuch für große und kleine Leute, Dichtung und Berichte gemischt, aber auch die Berichte vom Arbeitsleben in schöner Form, zum Lesen, nicht zum Studieren. Was wir neulich wieder für das Auslandsdeutschtum wünschten, ein Buch, das Verständnis und Liebe erweckt, für die Rheinlande ist es hier geschaffen; es gehört in jede deutsche Schülerbücherei. (Karl d'Ester, Die Rheinlande. Leipzig, Brandstetter. Geb. M. 4,80.)

Ein liebes Heimatbuch schenkten K. A. Findeisen und Alfred Hoffmann dem Erzgebirge und dem Vogtland: Mutterland. (Plauen, Vogtland-Verlag. — A. Kell in Kommission, geb. M. 2,50.) Findeisen erzählt Sagen, Legenden und Selbsterlebtes in allerlei Gedichten und drum ranken sich gemütvolle Zeichnungen Hoffmanns — das Ganze ein Dank an die Heimat und ein Werben für sie.

Zu unseren besten Mundartdichtern gehört Georg Zimmermann. Während unzählige sächsische Gedichte nur dem Witz dienten und den Sachsen geradezu als Karikatur erscheinen ließen, hat er wirklichen Humor, echte Herzenstöne; man fühlt ihm an, daß er wirklich das Volk in seiner Eigenart belauscht hat. Gedichte wie die Heemgehr und Mei Glick sind ausgezeichnete Beispiele für die breite und doch gemütstiefe Art der Sachsen; sie sollten in keinem sächsischen Lesebuch fehlen. (Georg Zimmermann, Allerlee Kleeniggeeten. Gedichte in sächs. Mundart. 5.—7. Aufl. Berlin, Siegismund. Geb. M. 2,—.)

Unter den Kunstbüchern des Delphinverlages (München) sind erschienen: Lovis Corinth, ein Maler unserer Zeit (eingeleitet von Herbert Eulenberg); Grunewald, Der Romantiker des Schmerzes (Aug. L. Mayer) und Menzel, Werke und Dokumente (Emil Waldmann). Jedes Bändchen M. 0,80. Die Bücher führen ausgezeichnet in das Schaffen der Künstler ein durch die Auswahl der Bilder und durch die feinfühligen Einleitungen Waldmanns und Mayers; die von Eulenberg ist mir zu gesucht. Briefe Menzels, ein Stück Selbstbiographie Corinths und eine alte Quelle über Grunewald runden das Ganze ab. Je weniger wir jetzt Zeit und Hilfsmittel haben, unsere Schüler in die Kunst tiefer einzuführen, um so dankbarer müssen wir diese Ausgaben begrüßen, die sich ja auch der Minderbemittelte verschaffen kann.

Wenn man die Lieder und Bewegungsspiele ansieht, die Else Fromm für das Pestalozzi-Fröbelhaus gesammelt hat (B. G. Teubner. M. 3,20 + 30 %), so geht einem das Herz auf bei dieser Fülle wundervollen Gutes, das hier schon den ganz Kleinen nahegebracht wird; unsere besten Dichter sind hier vertreten, und auch das Volkslied kommt zu seinem Recht. Da fragt man sich: Ließe sich nicht doch in der Schule auf diesem Grund weiterbauen und unserem Volke ein großer Schatz von Liedern schenken, den es auch wirklich singt? Unsere höheren Schüler kranken doch fast allerorten noch daran, daß ihnen für gemeinsame Stunden der Freude Worte und Weisen fehlen.

Neuauflagen. Es ist ein Beweis für die Güte von Ludwig Sütterlins Buch: Die deutsche Sprache der Gegenwart, daß es in der vierten Auflage fast ebenso erscheinen konnte, wie 11 Jahre vorher in der zweiten. Ein Vergleich dieser beiden Auflagen zeigt, daß nur ein paar kurze Abschnitte hinzugekommen sind. S. 10 die Feststellung, daß das Deutsche keine verkürzten Nebensätze kennt, S. 19f. eine kurze Kennzeichnung der Umgangssprache und ein Hinweis auf die Standessprache, endlich S. 22 ein Wort über die Lehn- und Fremdwörter. Im übrigen zeigen alle Seiten das gleiche Satzbild. Somit beweist diese Neuauflage, daß wir es hier mit einem wahren Standwerk zu tun haben, das auch weiterhin seinen Weg gehen wird und noch viele Lehrergeschlechter in das Leben unserer Sprache einführen möge. (Leipzig, R. Voigtländer. Geh. M. 8,—, geb. M. 10,—.)

Auch Albert Heintzes Gut Deutsch brauchte in seiner 14. Auflage nur wenige Verbesserungen seines Fortsetzers: Paul Cascorbi — auch dies Buch ist sehr vielen ein unentbehrlicher Ratgeber geworden und wird bei der neuerwachten Liebe zur Muttersprache viel neue Freunde finden. (Berlin-Friedenau, Adolph Krüger. Geb. M. 3,—.)

Aus der Sammlung Aus Natur und Geisteswelt (Leipzig, B. G. Teubner, geb. M. 1,50) erschien in zweiter Auflage: Otto Neurath, Antike Wirtschaftsgeschichte, die ihren besonderen Wert in den Vergleichen zwischen Antike und Gegenwart hat; in dritter Auflage liegt vor: E. Otto, Deutsches Frauenleben im Wandel der Jahrhunderte, ein Buch, das der Deutschkunde infolge der geschickten Gliederung in einzelne große Entwicklungskreise nicht nur auf den Mädchenschulen wertvolle Dienste leisten wird.

V. Valentin, Bismarck und seine Zeit (ANuG 500. M. 1,50 + 30 %), auf dessen 3. Auflage wir erst vor kurzem hinwiesen, liegt nunmehr bereits in 4. Auflage vor.

In zweiter Auflage, unter Berücksichtigung alles neuen Materials veröffentlicht Edgar Istel sein Büchlein: Das Kunstwerk Richard Wagners (ANuG 330 B. G. Teubner. M. 1,50 + 30 %). Es sucht der Dichtung wie dem Musikalischen gerecht zu werden und sei auch zur Einführung der Jugend in Wagners Welt empfohlen.

Ein Teil der Gedichte von Heinrich Lersch, auf die ich neulich hinwies (Deutschland, Jena, E. Diederichs), sind in kleinen Heften erschienen beim Sekretariat Sozialer Studentenarbeit (München-Gladbach, Kurzestr. 10) unter den Titeln: Die arme Seele (Gedichte vom Leid des Krieges) (M. 0,20), Der preußische Musketier (drei Gestalten), Schulter an Schulter (Gedichte von Krieg und Arbeit), Das Land (Gedichte aus der Heimat) (je M. 0,25). Diese Heftchen sollen den Dichter weiteren Kreisen nahebringen und seien angelegentlich empfohlen.

Der Schatzgräber, die vom Dürerbund herausgegebene Sammlung unterhaltender und belehrender Schriften zu billigen Preisen, bringt im Verlage von Georg D. W. Callwey, München sechs neue Bändchen heraus. Nr. 101: Aus jungen Tagen von Hans Hoffmann, M. 0,25; Nr. 102: Des Herzogs Amme, von Felix Speidel, M. 0,15; Nr. 103: Der Gast, von Friedrich Huch, M. 0,25; Nr. 104: Philosophische Kuckucksеier, von Wilhelm Schussen, M. 0,15; Nr. 105: Verblüffende Geschichten, von H. G. Wells, M. 0,25; Nr. 106: Zwiesprach der Geister, von Paula Dehmel, M. 0,15. Es ist wieder bestes Gut, was hier gesammelt ist, es wird der beliebten Sammlung weitere Freunde zuführen.

Schulausgaben. In Freytags Sammlung ausgewählter Dichtungen liegt Grillparzers Der Traum ein Leben, eingeleitet von Adolph Matthias, in zweiter Auflage vor (M. 0,75); von G. Waniek eingeleitet erschien desselben Dichters: Ein treuer Diener seines Herrn (M. 1,50). A. Matthias beschränkt sich noch mehr als Waniek, der ein Wort über die Charaktere und die Sprache sagen zu müssen glaubt (ich würde Derartiges die Schüler selber finden lassen). Beide „Einleitungen" aber sind unverständlich für den, der die Stücke nicht kennt: kann sich die Schriftleitung dieser Sammlungen denn nicht entschließen, dem Dichter das erste Wort zu überlassen und diese Begleitworte, auf die notwendigsten Tatsachenangaben beschränkt, am Schluß des Buches folgen zu lassen?

Reclams Universalbibliothek wird auch im Krieg weitergebaut und bringt auch für den geschichtlich Gerichteten weiter viel Schönes: Nr. 5928 Joh. Gottl. Fichte, Inwiefern Macchiavellis Politik auch noch auf unsere Zeiten Anwendung habe (herausg. von Hofmiller), Nr. 5964: Blüchers Briefe (ausgew. von Stümcke), Nr. 5945: H. F. Maßmann, Das Wartburgfest (bearb. von Steinert), Nr. 5941/42: Gobineau, Frankreichs Schicksale im Jahre 1870 (R. Schlösser), Nr. 5975: L. v. Ranke, Die großen Mächte (R. Schulze), Nr. 5934: Berichte aus dem Großen Hauptquartier Bd. V. Eine besonders reizvolle Gabe ist Nr. 5926: Walther Siegfried, Paris vor dem Weltkrieg, ein Büchlein, das tief zu denken gibt. Die Bändchen kosten jetzt M. 0,40, aber wer die Schwierigkeiten des Buchhändlers kennt, wird staunen, daß sie noch zu diesem Preis erscheinen können; auch sie zeugen von dem Willen, durchzuhalten.

Aus Zeitschriften. Pestalozzi, Seelische Probleme des Hochmittelalters. (Neue Jahrbb. 41. Bd. S. 192.) Richter, Der Charakter des Mephistopheles im Urfaust (ebenda S. 204). Olsen, Wie sollen die Schüler in ein Literaturwerk eingeführt werden? (ebenda 42. Bd. S. 90). Sander, Die sprachwissenschaftliche Verwertung unserer Kirchenlieder im Unterrichte (ebenda S. 96). Tränckner, Mundart im Lyzeum (Frauenbildung 1918 [17. Jg.] S. 117, 137). W. H.

Karl Reich, Das Nibelungenlied in der IV. Klasse (Bayer. Ztschr. f. d. Realschulw., Bd. 26, Heft 5/6, S. 65), Hermann Fischer, Schiller und die griechische Tragödie (Neue

Jahrbb. XLI. Jahrg., S. 245), Horst Engert, Idealismus und Realismus im deutschen Drama (ebenda S. 265), R. Friedrich Neubauer, Fichtes Reden an die deutsche Nation im Unterricht der Prima (Monatschr. f. höh. Schulen XIII, S. 177), Jakob Loewenberg, Theodor Storm (Frauenbildung 17. Jahrg., S. 129), Karl Huber, Die Heide in der Dichtung (Lit. Echo 20. Jahrg., Heft 21, Sp. 1279), Max Ostrop, Deutsche Dichter im Roman (ebenda Heft 18, Sp. 1124), Richard Müller-Freienfels, Die nationale Besonderheit der neueren deutschen Dichtung (ebenda Heft 19, Sp. 1150).

Heft 3 der neuen Zeitschrift „Das deutsche Drama" bringt Aufsätze über neueste Dichter, über Kunstkritik, über die Seele des Schauspielers, Regieaufgaben und über Schiller und die Zensur. W. H.

Im neuen Heft der Beiträge zur Geschichte der deutschen Sprache und Literatur (43. Band, I) geben Jellinek und Wallner Bemerkungen zu Walther von der Vogelweide. Auch die Fortsetzung der reichhaltigen Untersuchungen Plenios zur altdeutschen Strophik beziehen sich großenteils auf ihn; sie erörtern u. a. das metrisch schwierige Under der linden und bieten auch sonst manches Erwägenswerte zu Walthers Kunst und Leben. Pfannmüller, der, jüngst fürs Vaterland gestorben, manche Hoffnung mit ins Grab genommen hat, tritt in einem nachgelassenen Aufsatz mit durchschlagenden allgemeinen Erwägungen für die Auffassung des Hans Sachs-Verses als alternierend ein. Leitzmann wendet sich gegen die Verselbigung des Verfassers von Kaiserchronik und Rolandslied. Helm und Wallner bringen Bemerkungen zur md. Judith und der Mariensequenz von S. Lambrecht; Frauscher stellt die Fremdwörter in Ottokars Reimchronik zusammen. Behaghel erörtert die merkwürdige Verschiedenheit in den Namensformen Sîvrit: Sigemunt, -lint des Nibelungenliedes und zeigt, daß nur jene Form dem lebendigen Sprachgebrauch der Zeit entspricht. Helm erledigt den famosen Lollus, den eine aus einem Briefwechsel des 16. Jahrhunderts neuerdings ans Licht gezogene Cäsarstelle in den germanischen Götterhimmel eindrängen wollte. Aus den sprachlichen Beiträgen heben wir Lindquists Zusammenstellung von Wortgruppen mit anlautendem str : r hervor (sie erlauben u. a. streifen und raufen, Strand und Rand, Strom und Rahm, Strauch und rauh zusammenzuhalten), sowie die reiche Sammlung Schwentners von Fällen der Metathesis im Germanischen. Aus Kluges Beiträgen zur althochdeutschen Wortkunde sei ein neuer Versuch erwähnt, das verzweifelte hera duoder des ersten Merseburger Zauberspruchs zu erklären. Kluge faßt es als Variante zu idisi mit der Erklärung „Schwerttöchter" oder auch „Heertöchter". F. P.

Auslanddeutschtum. Über die große Bücherei und das Archiv des Vereins für das Deutschtum im Ausland wird demnächst ein Katalog erscheinen. Der Bücherwart bittet um Einsendung 1. aller Titel von Büchern über das Auslanddeutschtum, 2. von Zeitungen, Zeitschriften und Schulprogrammen, 3. von Angaben, wo neue Aufsätze über das Auslanddeutschtum erschienen sind. Der Schulausschuß des Vereins wird baldigst Quellenschriften für die Hand des Lehrers herausbringen. Anschrift: Berlin, Kurfürstenstraße 105.

Der Bücherwart des Vereins macht alle Freunde des Deutschtums auf den Roman von Hans Watzlik: O Böhmen aufmerksam (Leipzig, Staackmann 1917). Der Held wird durch die Not seines Volkes aus seiner Gleichgültigkeit im Kampf der Deutschen und Tschechen herausgerissen und zum bewußten, begeisterten Anhänger des Deutschtums. Gerade in Deutschland sollte das Buch weite Verbreitung finden, um die Unkenntnis über den Rassenkampf in Böhmen zu beheben.

Sprechzimmer.

Stolz.

Durch einen Zufall habe ich die Bemerkungen Wilhelm Bruckners über den Ursprung des Wortes „stolz" (Zeitschrift für deutsche Wortforschung XIII, 152) erst ungefähr sechs Jahre nach ihrem Erscheinen zu Gesicht bekommen. Die Herleitung des Wortes „stolz" aus vulgär-lateinischem *extultus würde ich nicht antasten, wenn ich die Heranziehung eines solchen unbelegten Wortes für erforderlich hielte. Wenn Bruckner gegen die Ableitung des afrz. estout aus lat. stultus Bedenken hegt, weil das afrz. estout in seiner Bedeutung ganz mit dem deutschen stolz übereinstimme, so ist darauf hinzuweisen, daß estout öfters

neben foul = nfrz. fou vorkommt, und daß auch das Hauptwort, estout „Narrheit“ bedeutet. Daß der Bedeutungswandel von töricht über unbesonnen, tollkühn zu stolz durchaus möglich ist, habe ich in meinen „Beiträgen zu einem germano-romanischen Wörterbuche“ (in den Tobler-Abhandlungen S. 165) zu zeigen gesucht. An der Herleitung des afrz. estout aus lat. stultus kann kaum ein Zweifel sein. Das deutsche „stolz“ ist eine alte Entlehnung aus demselben Wort. Moritz Goldschmidt-Kattowitz.

Noch einmal: Kritische und erläuternde Beiträge zu deutschen Dichtern.

Die „Beiträge“, die hier im 4./5. Hefte veröffentlicht worden sind, zeigen, daß selbst bei den Gedichten noch Meinungsverschiedenheiten auftreten können, die zum eisernen Bestande unserer Lesebücher geworden sind. Auch der Lehrer kann hier noch lernen. Ich glaube, es war bei Hildebrand, daß ich las, ein Schüler habe die Stelle des Arndtschen Gedichtes: „. . . soweit die deutsche Zunge klingt und Gott im Himmel Lieder singt“, so aufgefaßt, daß er den lieben Gott seine Lieder singen lasse; ein Oberlehrer, dem ich davon erzählte, erklärte tapfer, auch er habe „Gott“ bis dahin nicht als Wemfall verstanden.

Wie ist es nun mit den Ausführungen von Herrn Puls? Zunächst die Strophe 9 in Geroks „Rossen von Gravelotte“:

Schau, und der Rappe, dort spitzt er das Ohr,
Wiehernd wirft er die Nüstern empor.

Trotzdem sie sich im Original findet, soll Gerok sie so nicht haben schreiben können. Versehen und Härten kommen aber bei den größten Dichtern vor; ich erinnere nur an die zu lang geratene 25. Verszeile in der sonst so formvollendeten „Braut von Korinth“. In dem vorliegenden Falle läßt mich das unruhige Versmaß annehmen, daß der Dichter ein aufzuckendes Auflauschen des Hörers beabsichtigt habe. Beim lauten Lesen — und das erst erschließt ein Gedicht bis in seine tiefsten Gründe — wird es einem recht voll zum Bewußtsein kommen.

Für das zweite Gedicht, Gellerts „Reisenden“, gilt meines Erachtens auch die grundsätzliche Erwägung, daß wir uns vor willkürlichen Textänderungen zu hüten haben.

Der Räuber greift nach seinem Bogen,
Den schon die Nässe schlaff gezogen.

Wenn das in sämtlichen Ausgaben der Gellertschen Gedichte steht, wird es der Dichter wohl auch so und nicht anders geschrieben haben. Herrn Puls unterläuft nämlich das Versehen, daß er fortwährend von einer schlaffen Bogensehne spricht, wo doch der Dichter ausdrücklich sagt, daß es der Bogen war, den die Nässe schlaff gezogen hat. Wenn wirklich der Dichter straff geschrieben hat, dann wäre ja gar kein Grund, daß der Bogen den Pfeil nicht bis zu dem Wanderer geschnellt hätte. Gellert wollte ja gerade begreiflich machen — daß ihm dabei ein weidmännischer Kunstfehler unterschlüpft, ist eine Sache für sich —, daß der Bogen durch den Regen, das Eingreifen des Gottes, unbrauchbar geworden sei.

Schenkendorf. Die vierte Zeile der 4. Strophe: Ruhe labt am Quell der Wunden. Mir scheint die Erläuterung, die K. Stegemann in seiner Ausgabe der Dichter der Befreiungskriege (Leipzig u. Berlin, Jaeger) auf S. 128 gibt, ganz ungezwungen: „Der Quell der Wunden ist Gott, der das Leid schickt und es heilt.“ Die Annahme, daß der Dichter geschrieben habe: „Ruhe labt die Qual der Wunden“ ist doch wohl reichlich willkürlich und gezwungen.

Bei Strophe 28 des W. Müllerschen „Glockengusses“:

Und was der Tod versprochen,
Das bricht das Leben nicht,

wird ja, wie so oft, das Gefühl des einzelnen entscheiden. Für mich ist das Leben immer noch das jenseitige. Ich führe an, was Hellwig und Hirt in dem 2. Heft der Erläuterungen zu ihrem Lesebuche sagen (S. 58): „Die Erklärung dieser Worte liegt in den Versen 1—2 (hat auch geneigt den Nacken zum Streich voll Zuversicht). Die Zuversicht, in der der Meister den Nacken zum Todesstreiche beugt, kann nur darin bestehen, daß seine Tat gesühnt ist und ihm Gottes Gnade zuteil werden wird. Wenn ihm also im Tode diese Versicherung wurde, so wird sie im Leben, d. h. im ewigen Leben nicht gebrochen werden.“

Viel einfacher liegt meines Erachtens die Sache bei den „ragenden Bäumen der Pfosten“ in der „Glocke“ (136). Die Auseinandersetzung des Verfassers wird für mich durch einen

Blick auf den entsprechenden Vers 201 gegenstandslos, wo es heißt, daß die Flamme in der „Sparren dürre Bäume" fällt. Es ist bei Bäumen also doch an das Sparrenwerk, das Gesperr des Daches, den Dachstuhl zu denken. Eine gewisse Unsinnlichkeit freilich wird man bei Schiller auch an anderen Stellen treffen, so bei 193ff., wo von Quellen und Wasserwogen die Rede ist. Der zweite Begriff soll wahrscheinlich den ersten steigern.

In Uhlands „Rauschebart" hat die Stelle vom Fink, der wieder Samen hat, schon lange Kopfzerbrechen gemacht. Ich finde in Grimms Wörterbuch unter Fink (Sp. 1663f.) die Erklärung: „1. fink gilt für einen zierlichen, lustig zwitschernden vogel." Und dann führt er nach Stälin 3, 347 an: „Als grafen Eberhart von Würtemberg bald nach einer gewonnenen schlacht im j. 1388 seines urenkels geburt verkündet wurde, rief er freudig aus: ‚sei gott gelobt, fink hat wieder samen'." Uhland hat also diese Stelle nach einer alten Vorlage gebracht, und es müßte festgestellt werden, ob es sich hier nicht um einen stehenden Ausdruck Eberhards handelte. Die Erklärung: „Der Fink hat wieder zu fressen, es geht ihm gut" findet sich übrigens wörtlich in dem Hefte von Hellwig IV, S. 35.

Diese Ausführungen, die natürlich den sachlichen Wert des erörterten Aufsatzes nicht schmälern wollen, geben mir Gelegenheit, auf das Buch: „Der Tod in deutscher Sage und Dichtung" von Oskar Schwebel hinzuweisen (Berlin 1876), das manche deutsche Dichtung in einem neuen und eigenen Lichte zeigt. Bürgers „Leonore" z. B. auf S. 23f. Altheidnische Vorstellungen sehen den Tod als Reiter. In skandinavischen Sprichwörtern sagen die Genesenden, sie hätten dem Tode für sein Pferd einen Scheffel Hafer geopfert. Ehe früher Kirchhöfe im Norden benutzt wurden, grub man ein lebendiges Pferd auf ihnen ein; es war das Roß der Todesgöttin. Dreibeinig geht es nun auf ihnen um. Nach Gedichten des deutschen Mittelalters lädt der Tod die Seelen auf sein Pferd. Die Toten reiten also auch! Ueber die Giöllbrücke, den Helweg, d. h. den Weg zur Unterwelt hinab, reiten fünf Haufen toter Männer an der wartenden Jungfrau Modgudr vorbei, nachdem Baldur getötet worden war. Bürgers Strophen und das ihnen zugrunde liegende Volkslied weisen auf eine auch im Irdischen anklingende gemeingermanische Sage hin. Helgi, der Freund Wuotans, ist durch dessen Speer von der Hand seines Schwagers Dag gefallen und zu den Freunden Allvaters in Walhall gelangt. Unaufhörlich vergießt Sigrun, seine Geliebte, Tränen um ihn, und diese ziehen Helgi aus Wuotans Saal herab. Schwebel weist hier noch hin auf das Märchen vom Tränenkrüglein (das Kind kann nicht ruhen. Noch eine Träne, und das Krüglein ist übergeflossen; keine Ruhe hat es dann im Grabe und im Himmel), auf das Bild von Henneberg: Die Jagd nach dem Glück (der Tod als Reiter. Der zerfetzte Mantel flattert im Winde, unter dem Krempenhute grinst das augenlose Gesicht; Hut und Mantel und Roß — Wuotan!). Erinnert daran, daß nach der Schlacht im Teutoburger Walde die Germanen Pferdeköpfe an die Bäume nagelten. Daß die Mönche als Bilder der Vergänglichkeit Pferdeschädel innerhalb der Klösterhöfe aufhängten. Die Redensart: „Er ist zur großen Armee abgegangen" ist nicht erst um 1812 entstanden; schon im Mittelalter gab es ja einen Zug des Todes, führten die Cotta und Osterling zu Halle den Totenkopf und darunter die gekreuzten Gebeine im Wappen, wie später die Braunschweiger Husaren.

Über Uhlands „Harald" hat Schwebel (S. 36) gleichfalls verschiedene ansprechende Bemerkungen gemacht. Er weist unter anderm darauf hin, daß die Sage dänisch, also germanischen Ursprunges ist, und vergleicht den jungen Helden mit Herrn Oluf in Herders Übersetzung von Erlkönigs Tochter. Der Nebel schmiegt sich, ein wunderschönes Weib, an die silberglänzende Rüstung des jungen Kriegers.

Für das Geibelsche Gedicht: Der reiche Mann von Köln weist er darauf hin, daß auf den Gräbern unschuldig gerichteter oder schnöde verlassener Menschen nach dem Volksglauben drei Lilien aufsprossen.

Zum Schlusse möchte ich noch aufmerksam machen auf eine Stelle in der Nadowessischen Totenklage von Schiller, wo gesagt wird, daß der Tote „rötlich möge strahlen in der Seelen Land". Bei primitiven Völkern ist die Bemalung mit rotfärbender Erde allgemein. Rot ist noch heute bei den Australiern die Farbe der Trauer wie bei den nordamerikanischen Indianern. Bei neusteinzeitlichen Beerdigungen findet man hier und da eine rote Färbung der umgebenden Erde, die auf eine solche rötliche Bemalung des Körpers zurückzuführen ist.

Posen. Dr. Karl Konrad.

Für die Leitung verantwortlich: Dr. **Walther Hofstaetter**, Dresden 21, Elbstr. 1.

J. G. Herder als praktischer Schulmann.

Eine zeitgemäße Betrachtung.

Von **Carl Enders** in Bonn.

„Freie Bahn dem Tüchtigen! Ausbildung jeder individuellen Veranlagung ohne Rücksicht auf Herkunft und Vermögen zur Aufsteigerung der Gesamtleistung der Nation zur möglichsten Höhe." Das sind die Forderungen, welche die gewaltige Umwälzung des Weltkriegs von außen und innen an unsere Generation stellt. Jeder Tag bringt neue Vorschläge, durch welche Neuerungen im Aufbau und in der Methode unseres Schulbetriebs diese Forderungen von Grund auf verwirklicht werden könnten, insbesondere, wie durch eine Brücke von der Volksschule zur höheren Schule geeignete Kräfte aus den breiten Schichten des Volkes heraufgeführt werden können zu höherer Bildung, zur Führerschaft im Werden und Wachsen unseres Volkstums. Da lohnt es wohl, einen Blick zurückzuwerfen auf den größten Erzieher zu deutschem Wesen und deutscher Bildung, den wir besessen haben und besitzen, zu J. G. Herder. Gerade seine Wirksamkeit im praktischen Schuldienst ist uns jetzt erschlossen worden, nachdem schon der 30. Band der großen Herderausgabe von Suphan, Berlin 1889, seine Schulschriften zusammengestellt hatte, durch das vortreffliche Buch von Otto Francke: Geschichte des Wilhelm-Ernst-Gymnasiums in Weimar, Weimar (Hermann Böhlaus Nachfolger) 1916.

Bis zum Jahre 1850 stand das Weimarische Schulwesen unter der geistlichen Oberleitung des Oberkonsistoriums. Joh. Gottfr. Herder war als Mitglied des Oberkonsistoriums von 1776—1803 zum Ephorus bestellt und hatte als solcher die Richtlinien des Unterrichts zu geben, diesen sowie die wirtschaftliche Organisation des Gymnasiums zu leiten, die Anstalt laufend zu kontrollieren und die Prüfungen zu leiten. 10 Jahre nach dem Antritt dieser Stellung nahm er, auf die bis dahin gesammelten Erfahrungen gestützt, die Reform tatkräftig in die Hand. Sie stützte sich einmal auf seine langjährige Tätigkeit in Lehrstellen (er war ein „berühmter" Schulmeister schon in Riga in jungen Jahren, noch ehe er ein berühmter Schriftsteller war, und als Erzieher des Erbprinzen von Lübeck hatte ihn Goethe 1770 in Straßburg kennen gelernt) und dann auf die grundlegenden Schriften, in denen er seine Bildungsprinzipien für die Erziehung der Menschheit und der deutschen Nation niedergelegt hatte: Reisejournal von 1769, die Fragmente über die neuere deutsche Literatur von 1767, die Kritischen Wälder von 1769, die Fliegenden Blätter von deutscher Art und Kunst von 1773 und vor allem die „Ideen zur Philosophie der Geschichte der Menschheit", welche 1784 beginnend gerade damals noch im Erscheinen begriffen waren und 1791 vollendet vorlagen. Auch für die Erziehung der eigenen Kinder hatte er Grundsätze formuliert (Einige Ratschläge der Methode, Suphans Ausgabe Bd. 30, S. 424f.).

Ende 1785 übersandte er dem Herzog einen neuen Typus lectionum (Lehrplan), für dessen sinn- und erfolgreiche Durchführung er sich mit großem Freimut unbedingte Vollmacht ohne irgendwelche behördliche Einmischung erbat. Der Herzog gewährte diese im März 1786 und schickte ihm den Typus am 1. August zurück: „Sehr bin ich überzeugt, daß Ihnen das Schulmeistern der Kleinen wie das Lehren der Großen geraten wird. Mich wird's immer sehr freuen, wenn Sie, Lieber, Ihren Geist auch mit der Pflanzung des Blumengärtchens beschäftigen, und sie ebenso auszuputzen verhältnismäßig sich bemühen, wie Sie es an großen Pflanzungen gewohnt sind." Der Typus ist leider verlorengegangen, da Herder sich weigerte, ihn drucken zu lassen. Er wollte keine starre Bindung schaffen, die, wenn sie noch so gut durchdacht war, doch gerade den persönlichen Antrieb lähmen konnte. „Hier kommt alles auf Ausübung, auf lebendige Methode und Versuch an. Ein blendender Typus ist in einer halben Stunde zu entwerfen; er wird aber nachher eine Fessel, in der man ein Vierteljahrhundert nachher lahm schleicht." K. Walter hat versucht, den Typus in seiner wahrscheinlichen Form wiederherzustellen (Beilage zum Jahresbericht des Weimarischen Gymnasiums 1905).

Die Gesichtspunkte Herders sind zum Teil auch heute wieder maßgebend geworden: Er wollte der Einsicht zum Sieg verhelfen, daß die Schulerziehung in erster Linie und in höchstem Sinn auch Staatserziehung sein müsse, daß alle die Fähigkeiten des werdenden Menschen entwickelt werden müßten, die diesen befähigten, im Staatsleben später selbständig urteilen und schaffen zu können. Dann sollte das Gymnasium nicht mehr, wie früher, nur Gelehrte erziehen. Die Realien müßten ganz anders zur Geltung kommen. Dieser Antrieb hat im Verlauf des letzten Jahrhunderts ja schon zur reichen Vervielfältigung unserer höheren Schularten geführt und neben dem Gymnasium das Realgymnasium und die Oberrealschule geschaffen. Herder wies die Vorherrschaft der Realien den unteren und mittleren Klassen zu, damit die Bürger, welche nicht bis zur Gelehrsamkeit der höheren aufstiegen, auf jeden Fall eine in sich geschlossene Realbildung besäßen, die sie für die Tätigkeit auch im öffentlichen Leben befähigte. Am bedeutsamsten aber war der Grundsatz, daß das Ziel des Unterrichts nie und nirgends Anhäufung von Kenntnissen zur Abrichtung für bestimmte Berufe sein dürfe, sondern Ausbildung der Denkkraft und Urteilsfähigkeit, zu der diese Kenntnisse nur Mittel sind. Er wandte sich in den Vorschlägen, welche er dem Herzog machte, wie in der Schulrede „Vom Begriffe der schönen Wissenschaften, insonderheit für die Jugend" (1782) gegen hohle Schöngeisterei auf der Schule, die den Ernst zur Spielerei mache und statt Brot der jungen Seele Zuckerbrei bietet. Diejenigen, welche heute für die Vorbereitungsklassen der Volksschule für eine höhere Schule eine fremde Sprache verlangen, können sich auch auf Herder berufen, der für jede höhere Bildung als erstes die streng grammatische Erlernung einer solchen verlangt. „Die Seele hat keine Nägel, woran sie, was sie lernte, aufgehangen und mit ihnen in sich eingeheftet hat: die Regeln der Grammatik sind Nägel, Mühe des genauen Lernens und Wiederholens ist die Einheftung derselben; dafür aber stecken sie auch fest und lassen, selbst wenn sie mit Gewalt herausgerissen würden, Spuren nach sich. Eine Grammatik muß der Mensch lernen; denn Grammatik ist Philosophie der Sprache, und Sprache ist der Umfang aller menschlichen Begriffe." — Noch energischer als gegen die nur gefälligen Schöngeister wendet er

sich gegen die Gefahren der „Vielwisserei und Vieltuerei". „Solche Geschmacksverderber", ruft er 1781 aus, „stehen auf dem bunten Markt der Welt jetzt an allen Ecken, vor allen Pforten. — Wie jämmerlich vergaffen sich auf diesem Jahrmarkt die Augen der Jünglinge! Wie elend verzehren sich ihre Kräfte, ihre Jahre und Stunden, wenn sie an diesem bunten Gewühl und Gemisch gar tätigen Anteil nehmen! Das bunte Durch- und Übereinander verwirrt die Einbildungskraft und läßt das Herz öde und kalt." Ist diese Warnung nicht geradezu für heute geschrieben? Haben wir nicht heute in unserem allzu verantwortungslosen Presse- und Zeitschriftenbetrieb immer wieder das Bild des Jünglings vor uns, den er abmalt?: „Aus der Schule zieht er auf eine Universität, wo ihn ein gleiches verführt; er liest, er hört, er spricht und schreibt sich nicht zwar zum Doktor, aber zum frühzeitigen Autor, der auch den Geschmack verderben hilft, weil er selbst keinen guten Geschmack hat." Wahrlich: „Im Lehren und Leben ist nichts so schwer zu treffen als die Mitte, nichts so schwer als das 'Zuviel' zu vermeiden". Das müssen die Examina prüfen, die ebenso Prüfungen der Lehrer wie der Schüler sind: die Wage des Verhältnisses wird aufgehangen, daß öffentlich erscheine „was wird getrieben? Wie wird's getrieben? In welchem Verhältnis, in welcher Ordnung, mit welcher Zusammenordnung sind Lektionen und Übungen geordnet? Was kann der Jüngling, wenn er will, lernen? In welcher Zeit kann er's lernen? Was fehlt? Wie ist der Umkreis der Arbeiten beschaffen? In welcher Zeit läuft er um? Ist er schulmäßig vernünftig?"

Aus diesen Richtlinien ergeben sich die Grundsätze, welche nun in den verschiedenen Schulreden der nächsten Jahre entwickelt werden. „Vom Zweck der eingeführten Schulverbesserung" spricht er 1786. Die Erziehung zum Reinmenschlichen ist das Hauptziel. „Die öffentliche Schule ist ein Institut des Staates, also eine Pflanzschule für junge Leute nicht nur als künftige Bürger des Staats, sondern auch, und vorzüglich, als Menschen. Menschen sind wir eher, als wir Professionisten werden, und wehe uns, wenn wir nicht auch in unserem künftigen Beruf Menschen bleiben! Von dem, was wir als Menschen wissen und als Jünglinge gelernt haben, kommt unsere schönste Bildung und Brauchbarkeit für uns selbst her, noch ohne zu ängstliche Rücksicht, was der Staat aus uns machen wolle ... Schärfe und poliere den Verstand, woran und wozu du willst; genug, daß er geschärft und poliert werde, und gebrauche ihn nachher nach Herzenslust und nach deines Standes Bedürfnis. Ob du an Griechen oder an Römern, ob an der Theologie oder Mathematik denken gelernt, d. i. deinen Verstand und dein Urteil, dein Gedächtnis und deinen Vortrag ausgebildet habest; alles gleichviel, wenn sie nur ausgebildet sind und du mit so hellen scharfen polierten Waffen ins Feld der öffentlichen und deiner besonderen Geschäfte eintrittst. Du magst den Wetzstein zurücklegen oder bei dir behalten, die ersten Gegenstände und Übungen der Erkenntnis mögen dir unwert oder wert bleiben, genug, wenn sie, was sie bei dir ausrichten sollten, ausgerichtet haben und du nicht als ein Erdkloß, sondern als ein Mensch, nicht als ein roher Stamm, sondern als eine ausgearbeitete, wenigstens als eine behobelte Bildsäule die Schule verläßt." Und weiter: „So ist's auch gut, wenn die Jugend viel und vielerlei, und zwar das viele mit Eifer, mit Liebe und Enthusiasmus lernet; studieren soll sie deswegen nicht: denn eigentlich soll kein Mensch studieren, damit

er studiere oder studiert. Je freier sie in die Welt hineinsehen, je mehr Blick sie für die Wege der Brauchbarkeit und des Glückes erhalten wird, desto weniger werden studieren: sie werden fleißig und arbeitsam sein, um gute tüchtige Menschen zu werden. Die Zeit ist vorbei, da man einen Theologen seiner schönen Gestus, oder einen Juristen seiner feinen Kniffe wegen zu seiner künftigen Lebensart bestimmte; der Jurist und der Theolog, der Posamentierer und Tischler sollen, obwohl in ihren verschiedenen Graden, gescheute Menschen sein, und so mögen sie werden, was sie wollen. Sie werden, was sie werden, gut sein, und damit genug." Das sind goldene Worte auch für unsere „Neuorientierung", die im Grunde, wie man sieht, eine ganz alte, nur wieder zerrüttete ist. Eine erstarrende bureaukratische Beamtenhierarchie hatte sich wieder entwickelt, zu der gar viele vorher bestimmt und „abgerichtet" wurden. Der Jüngling aber soll noch gar nicht wissen, wozu er einmal bestimmt ist, wohin ihn Begabung und Vertrauen öffentlich stellen werden, er soll es nicht wissen, ehe er überzeugt ist, Mensch geworden zu sein, das in sich entwickelt zu haben, wozu die Natur ihn begabt hat, denn „die Schule ist nicht bloß da, daß sie dem Staat als Staat tüchtige Bürger gebe; noch weniger bloß dazu da, daß sie der Akademie nicht ganz unwürdige Lehrlinge liefere, am wenigsten, daß sie als gelehrtes Institut glänze; sie ist da, daß sie aus Kindern und Jünglingen Menschen bilde, Menschen, die jede edle Kraft ihrer Seele kennen und anwenden, die ihre Zeit, die schönste Zeit des Lebens, wohl anwenden lernen, die nicht nur Grundsätze, sondern durch Übung selbst Fertigkeiten erlangen, aus sich selbst alles das zu machen, was einst in jedem menschlichen, häuslichen, bürgerlichen Beruf ihre Pflicht und ihre eigene Glückseligkeit von ihnen fordert . . . Genug, unser Gemeinwesen ist Humanität, Bildung der Kinder und Jünglinge zu tüchtigen, fleißigen, arbeitsamen, moralischen, mithin auch liebenswürdigen, fröhlichen und dem Staat brauchbaren, wohldenkenden Menschen. Humanitas ist unsere res publica, unser Objekt und Endzweck, unsere gemeinsame Pflicht und Sorge." Es ist nicht einzusehen, weshalb nicht jede Schulart nach dieser Begriffsbestimmung die humanitas für sich in Anspruch nehmen, sich humanistisch nennen dürfte, sofern sie nur dieses Grundziel nicht aus dem Auge läßt über dem Streben nach Vermittlung von Realien um ihrer selbst willen. Wie wenig Herder als der Führer der humanistischen Bildung Gelehrte herangezogen haben will, das zeigen seine Ausführungen in der Rede (Suphan, Bd. 30, S. 234) „Von Schulen als Werkstätten des Geistes Gottes oder des heiligen Geistes": „Würde also diese Schule auch eine Werkstätte des prüfenden Geistes darin, daß unter wohlbegabten Jünglingen nicht alle einerlei begehrten und sich führen ließen, wohin sie der Zeitgeist, der Hauch der Mode treibt! Alles drängt zu unserer Zeit sich hinauf; zu viele wollen studieren (wie heute wieder!); zu viele wollen Buchstabenmänner werden. O, werdet Geschäftsmänner, liebe Jünglinge, Männer in vielerlei Geschäften; die Buchstabenmänner sind die unglücklichsten von allen . . . Ein Handwerker, ein Künstler, ein Geschäftsmann ist gewiß der brauchbarere Mensch vor so vielen unnützen, halbgelehrten Buchstabenmalern!"

Von den ausführlichen Anweisungen über den Betrieb der einzelnen Schulfächer sind heute für uns von besonderem Wert die für den Unterricht im Deutschen. Niemals mehr ist die Pflege der Muttersprache dringlicher empfohlen und gefordert worden. Sie soll mit allen übrigen Schulgegenständen aufs engste

verbunden werden, ein Ziel, das seit einigen Jahrzehnten wieder angestrebt, aber in der Praxis kaum genügend durchgeführt wird. In den unteren Klassen will er außer Lese-, Schreib- und Gedächtnisübungen kleine Aufsätze gemacht haben „in Briefen, Quittungen, Rechnungen u. dgl. Sachen, die dem künftigen Kaufmann und Handwerker ebenso nötig als dem Knaben selbst angenehm sind". „Auch werden die lateinischen Wörter bekannt gemacht, die durch einen Mißbrauch im Deutschen öfter vorkommen: und bei jedem wird das deutsche Wort diktiert, damit der Knabe jene teils verstehen und recht schreiben, teils in den meisten Fällen vermeiden lerne." 1798 führt er dann in der Rede „Vom Fortschreiten einer Schule mit der Zeit" u. a. aus: „Seine Muttersprache verstehen, recht und andringend reden, gescheut und vernünftig schreiben lernen muß ein jeder. Der Deutsche ist von kurzen Worten; die Zunge ist ihm schwer; er greift lieber zur Tat; dies hat ihm genutzt und geschadet." Wer denkt nicht an die Erfahrungen, die wir gerade jetzt im Weltkrieg in dieser Hinsicht wieder haben machen müssen? „In einer Zeit (und in einer solchen stehen wir auch heute wieder), wo der Schade davon überwiegend an den Tag kommt, muß jede Schule, jede Erziehungsanstalt sich aufmachen, den Verstand und das Urteil jedes fähigen Jünglings zu schärfen, daß er einst in seinem Kreise von Geschäften richtig denken, fertig sprechen und auch in Schriften und Aufsätzen geschickt sich auszudrücken vermöge. Wie weit wir zurück in diesen Fertigkeiten sind, davon liegen die Erweise mit ihren traurigen Folgen am Tage." Man glaube ja nicht, daß wir im großen ganzen heute viel weiter gekommen sind. Ich selbst habe mich kurz vor dem Kriege in einem Aufsatz: „Die Verschlechterung des Niveaus an der Universität und ihre Gründe" im Türmer, Dezemberheft 1913, S. 396f. über die unzulängliche Ausdrucksfähigkeit des Durchschnitts in wissenschaftlichen Übungen beklagen müssen. „Die gröbsten Sprachfehler, um von feineren stilistischen Mängeln ganz zu schweigen, sind heute leider an der Tagesordnung bei Leuten, die doch fast alle das bestandene Abiturientenexamen bescheinigt haben. Man merkt deutlich, daß gar mancher nicht gewöhnt ist, eine Sprache zu sprechen, die für den Inhalt, den er hier geben soll, zulangt und sich auch nicht, wie das bei Talenten, die aus dem Volk heraufwachsen, längst der Fall ist, daran gewöhnt hat, durch beständige frohe Beschäftigung mit höheren Dingen, als sie der glatte Alltag bietet." Das Übel liegt heute an dem Unwesen der Winkelgymnasien und Schulpressen. Jedenfalls ergeht auch heute noch der Ruf Herders an Schule und Schüler: „Lernt Deutsch, ihr Jünglinge; denn ihr seid Deutsche; lernt es reden, schreiben, in jeder Art schreiben! Die Zeit gebietet's, die Zeit fordert's." Nichts aber ist da geholfen durch äußerliche Anweisungen nach Art der Briefsteller und Rezeptbücher: Wie lerne ich reden. „Junge Leute", sagt schon Herder, „die sich zu einer schönen Rede bilden wollen, fallen ungemein bald ins Affektierte, und ich kenne mehrere, die sich einen erzwungenen feinen Ton der Stimme, den die Italiener voce finta nennen, eigen gemacht haben, ob er ihnen gleich nicht eigen und keinem Menschen natürlich ist. Die Rede ist Ausdruck der Seele, ein darstellendes Bild aller unserer Gedanken und Empfindungen; sie muß also Charakter haben und nicht den Tönen gleich sein, die man hinter dem Stege hervorgeigt. Wie unser Körper nicht bloß Nerven und feine Fibern oder zierliche Blut- und Saftgefäße, sondern auch Muskeln, Sehnen, Haut, Knochen hat und solche in gehöriger Stärke haben muß, wenn er gesund sein

soll: so ist's nicht die weiche, zierliche, entnervte, buhlerische Sprache, die einen Mann und Jüngling empfiehlt. Es gibt einen Ton des Herzens, der unmittelbar zum Herzen dringt, einen Ton der Überzeugung und gesunden Vernunft, der die ganze Seele ergreift und als Sieger einnimmt; dahingegen der falsche Ton, wenn man Gesinnungen und Affekte ausdrücken will, die man weder hat noch kennet, dem Gemüt anderer Menschen viel widriger und unausstehlicher ist als ein falscher Ton im Gesange, wenn er auch noch so arg heulte." Wie kann dieser Ton des Herzens erfaßt und entwickelt werden? Nur durch das im Innersten erfaßte Beispiel! Von der Fabel, vom Märchen an, durch alle Gattungen des Vortrags soll das Beste, das wir in unserer Sprache haben, in jeder wohleingerichteten Schule durch alle Klassen laut gelesen und gelernt werden. Kein klassischer Dichter und Prosaist sollte sein, an dessen besten Stellen sich nicht das Ohr, die Zunge, das Gedächtnis, die Einbildungskraft, der Verstand und Witz lernbegieriger Schüler übt." Dabei muß sich aber der Schüler auch über den besonderen Charakter seiner Muttersprache klar werden, und er muß lernen, den Charakter der andern Sprachen dagegenzuhalten, z. B. sich klarzumachen, daß die Wendungen des Französischen „immer gedreht" sind und „nie sagen, was sie wollen: sie machen immer eine Beziehung von dem, der da spricht, auf den, mit dem man spricht: sie verschieben also immer die Hauptsache zur Nebensache" (hier, wie vorher und nachher mit Benutzung der Zusammenstellungen bei Francke a. a. O.).

Auch die Forderungen Herders für den Geschichtsunterricht sind noch keineswegs restlos erfüllt, im Gegenteil, unter dem Eindruck des Weltkriegs erst sind sie in oft fast wörtlicher Wiederholung allenthalben von neuem aufgestellt worden. Die kulturgeschichtliche Entwicklung der Menschheit muß im Mittelpunkt stehen. „Die Weltkarten", sagt er in der Rede von 1798, „verändern sich in Grenzen, Staatsverfassungen, Religionen, in politischen Grundsätzen, Sitten und Gebräuchen." Offenbar muß der Schulunterricht nicht nur hiervon Kunde nehmen, sondern auch in die Ursachen dieser Weltveränderungen eingehen. „In der Geschichte liegen uns die Namen der Könige und ihrer geführten Staats- oder Familienkriege nicht mehr mit dem Interesse an wie ehemals, da man bloß rohe Kriegstaten oder hinterlistige Staatsoperationen bewunderte. Im Bau der Erde, ihre Reichtümer der Natur und Kunst, wer zu diesen etwas Großes oder Gutes durch Erfindungen, durch nützliche Bestrebungen und Einrichtungen beigetragen, wer die Erde und das auf ihr waltende Menschengeschlecht verschönert oder entstellt habe, die Engel oder Dämonen der Menschen sollen wir in der Geschichte mit reifem Urteil kennen lernen. Urteil, menschliches Urteil soll durch die Geschichte gebildet und geschärft werden, sonst bleibt sie ein verworrenes oder wird ein schädliches Buch. Die Geschichte ist ein Spiegel der Menschen und Menschenalter, ein Licht der Zeiten, eine Fackel der Wahrheit. Unsere Zeit ruft sie in neueren Beispielen auf, stellt schreckliche und tröstliche Ähnlichkeiten auf." In diesem Sinne verlangt Herder für weite Strecken der Weltgeschichte eine nur kursorische Behandlung, um die lebensvollen Zeiten ausführlicher zu behandeln, und stellt damit also schon wieder eine Forderung auf, die heute zu den dringlichsten gehört. Auch in der griechischen Geschichte will er nur entwickelt haben, „was den Knaben anschaulich gemacht werden kann, ihre Bildung zu kleineren Völkern und Staaten, zu Künsten und Wissenschaften und zur

Tugend des Bürgers, der Liebe des Vaterlandes". Und wer versteht im Weltkrieg noch, daß die Geographie bis in die letzte Zeit hinein so stiefmütterlich behandelt werden konnte, von deren Bedeutung für die Bildung des Staatsbürgers Herder schon in einer besonderen Rede von 1784 „Von der Annehmlichkeit, Nützlichkeit und Notwendigkeit des Studiums der Geographie" so überzeugende Ausführungen gibt: „Freilich", meint er, „wenn man unter Geographie nichts anderes versteht (und auf meiner Schule verstand man darunter im wesentlichen noch nichts anderes!) als ein trockenes Namenverzeichnis von Ländern, Flüssen, Grenzen und Städten, so ist sie allerdings eine trockene, aber zugleich auch eine so unwürdig behandelte und mißverstandene Wortkenntnis, als wenn man von der Historie nichts als ein Verzeichnis von Namen unwürdiger Könige und Jahrzahlen kennt. Auch ein großer Teil der politischen Geographie, sowie die bloß politische Historie hat für die Jugend nicht Reize. Aber ist dies wahre Geographie, wahre Geschichte? Ist elende Nomenklatur eine Sprache?" Er verlangt physische Geographie, zunächst Planetenkunde. „Aus der größten Einheit von Naturprinzipien wird eine ungemessene Reihe von geographischen Folgen sichtbar, die wir täglich empfinden und genießen, und von denen doch jeder Verständige Aufschluß wünschet. Wenn der Jüngling in Gedanken jene hohen Erdrücken besteigt und ihre sonderbaren Phänomene kennen lernt, wenn er sodann mit den Flüssen hinab in die Täler wandert, endlich an die Ufer des Meers kommt und überall andere Geschöpfe, andere Mineralien, Pflanzen, Tiere und Menschen gewahr wird, wenn er einsehen lernt, daß, was ihm in der Gestalt der Erde sonst Chaos war, auch seine Gesetze und Ordnung hat, wie hiernach und nach den Gesetzen des Klimas Gestalten und Farben, Lebensarten, Sitten und Religionen wechseln und sich verändern, wie wird sein Blick sich erheben, wie wird sich seine Seele erweitern! — O hätten manche kurzsichtige, stolze, intolerante Barbaren, die sich einbilden, daß außer ihrem Erdwinkel kein Heil sei und daß die Sonne der Vernunft nur in ihre Höhle scheine, in ihrer Jugend nur Geographie und Geschichte besser gelernt: ohnmöglich würden sie die enge Binde ihres Hauptes zum Gehirnmesser der ganzen Welt und die Sitten ihres eingeschränkten Winkels zur Regel und Richtschnur aller Zeiten, aller Klimata und Völker gemacht haben." Ist der englische cant nicht eine Meisterfrucht solchen Mangels? Wie einseitig und tendenziös der Geschichts- und Geographieunterricht in England ist, weiß man ja. „Der Elefant und Tiger, das Krokodil und der Walfisch interessieren einen Knaben weit mehr als die acht Kurfürsten des heiligen römischen Reichs in ihren Hermelinmützen und Pelzen: die großen Revolutionen der Erde und des Meeres bei Vulkanen, der Ebbe und Flut, den periodischen Winden usf. sind seinen Jahren und Kräften viel angemessener als die Pedantereien zu Regensburg und Wetzlar, das ägyptische Roß, das arabische Kamel, der afrikanische Löwe sind denkwürdigere Symbole und Wappenzüge einzelner Länder als die wandelbaren Grenzen, die irgendein trüglicher Friede zog und vielleicht der erste neue Krieg verändert. — Was hilft's dem Jüngling, wenn er weiß, was geschehen ist, ohne daß er weiß, wo es geschehen sei. Durch die Geographie wird die Geschichte gleichsam zu einer illuminierten Karte für die Einbildungskraft, das Gedächtnis, ja für die Beurteilungskraft selbst: denn nur durch ihre Hilfe wird es deutlich, warum diese und keine andern Völker solche und keine andere Rolle auf dem Schauplatz unserer Erde spielten.

Warum diese Regierungsform hier, jene dort herrschen konnte; dieses Reich lange, jenes kurz dauern mußte; warum die Monarchien und Reiche so und nicht anders aufeinander folgen, so und nicht anders zusammengrenzen, sich befehden und vereinigen konnten; woher die Wissenschaften und die Kultur, die Erfindungen und Künste diese und keine andere Laufbahn nahmen, kurz, die Geographie ist die Basis der Geschichte, und die Geschichte ist nichts als eine in Bewegung gesetzte Geographie der Zeiten und Völker. Wer eine ohne die andere treibt, versteht keine; und wer beide verachtet, sollte, wie der Maulwurf, nicht auf, sondern unter der Erde wohnen." In gleicher Weise muß, wie man danach leicht fortdenken kann, die Naturkunde in engste Beziehung zur Geographie gesetzt werden.

Mit erstaunlicher Weitsichtigkeit für einen historisch-gerichteten Menschen wird daneben die Bedeutung des Rechnens, der Mathematik, insbesondere der Geometrie für die Bildung des jugendlichen Geistes gewürdigt (in der Rede von 1798). Anschauung ist das Zauberwort, das er dem Lehrer immer von neuem zuwirft, der nichts wert ist, wenn es ihm nicht gelingt, die Aufmerksamkeit der Schüler wachzuhalten. „Die Gegenwart seines Geistes gleichsam in der Mitte seiner Klasse", die ihn bei und über allen sein läßt, die ihn hören, das ist das Haupterfordernis des guten Lehrers: „denn Flamme steckt Flamme an." Wo das fehlt, da wird der Junge in der Schule dumm, wie man so oft sagt. Lediglich kann dieser stupor scholasticus, der sich zwischen den Schulwänden erzeugen soll, daher kommen, daß die Seelenkräfte der Jünglinge nicht geweckt, nicht geübt werden; wenigstens, daß nicht alle, und zwar fortgehend mit immer reger Gegenwart des Geistes geübt werden, sondern oft das leere, trockene Wortgedächtnis der hinkende Bote sein muß, der die Stelle aller lebendigen wirksamen Seelenkräfte, der Einbildungskraft, des Urteils, der Neigungen und eigener Bestrebsamkeit vertreten soll. Ein armer Stellvertreter!" Damit ist allerdings die Grundvoraussetzung für alle Schulverbesserung jetzt und allezeit getroffen. Sorgen wir also, daß mit immer größerer Strenge und Sorgfalt die Lehrer an höheren Schulen ausgewählt werden, diese Verantwortlichsten unter den Verantwortlichen des Volkes. Sorgen wir aber auch dafür, daß sie ohne Sorgen und Nebengedanken für des Tages Notdurft ihres hohen Amtes walten können.

Die Hauptszenen des volkstümlichen deutschen Weihnachtsspieles.[1)]

Von **Hans Patzschke** in Schwiebus.

Die Religion, deren Bedeutung für das Einzel- und Volksleben erst der Weltkrieg vielen Gegenwartsmenschen nahegerückt hat, war im Leben unserer Vorfahren

1) In der nachfolgenden Arbeit werden ständig folgende Abkürzungen gebraucht:
Froning = R. Froning, Das Drama des Mittelalters. Kürschners Nationalliteratur, Bd. 14. Stuttgart o. J.
Mone = F. J. Mone, Schauspiele des Mittelalters. Bd. 1. Karlsruhe 1846.
Schröer = Karl Julius Schröer, Deutsche Weihnachtspiele aus Ungern. Wien 1858.
Vogt = Friedrich Vogt, Die Schlesischen Weihnachtspiele. Bd. 1 von „Schlesiens volkstümliche Überlieferungen". Leipzig 1901.
Weinhold = Karl Weinhold, Weihnacht-Spiele und Lieder aus Süddeutschland und Schlesien. Wien 1875.

die ausschlaggebende Macht, Volksbeglückerin und -erzieherin zugleich. Die Heilstatsachen des Evangeliums in der Muttersprache den Volksgenossen zu erschließen, war der Wunsch der Besten jener Zeit. Von solcher Sehnsucht nach Aneignung der heiligen Geschichte in der Landessprache sprechen der Heliand, Otfrids Evangelienbuch und zahlreiche geistliche Volkslieder, aus ihr erklärt sich der gewaltige Widerhall, den Luthers Bibelübersetzung in deutschen Herzen fand. Ihr verdanken wir auch die Entstehung des geistlichen Schauspieles. Nur von einer bestimmten Gattung des geistlichen Dramas, von dem volkstümlichen deutschen Weihnachtsspiel, soll im folgenden gehandelt werden.

Seinen Ausgang nimmt das deutsche Weihnachtsspiel von der kirchlichen Liturgie. Der Phantasie des gläubigen Kirchgängers wurde, besonders an den hohen Festtagen der Christenheit, durch pantomimische Darstellungen der heiligen Geschichte im Altarraum mancherlei Anregung geboten. Wechselgesänge zwischen Priester und Chor versuchten die wichtigsten Tatsachen des Festevangeliums dem Gemüte der Laien einzuprägen. Freilich bedienten sich diese Spiele in Übereinstimmung mit dem kirchlichen Brauch der lateinischen Sprache.

Auch die ältesten in deutscher Sprache verfaßten Weihnachtsspiele, wie die „Kindheit Jesu" (Mone I, S. 132ff.), wirken weit eher episch als dramatisch. Das Spiel löst die Handlung in eine Unzahl von Einzelszenen auf, läßt Moses und die Propheten messianische Weissagungen aussprechen und verfolgt Marias Leben von ihrer Verlobung bis zu dem Augenblick, wo Engelsgebot sie heißt, aus Ägypten zurückzukehren.

In der Folge befreit sich das Weihnachtsspiel von der kirchlichen Bevormundung, zieht aus der Feierlichkeit der Kirche auf die Märkte der Städte oder in die Gemütlichkeit des Bürgerhauses und redet in Landessprache und Mundart zum Volke. Seine Urbestandteile zumeist treu bewahrend, nimmt es bei seiner Wanderung durch deutsche Lande Zusätze und Weiterungen an, die der Eigenart und Gemütsveranlagung der einzelnen Stämme entsprechen. Gerade die in den Evangelien mehr angedeuteten als ausgeführten Szenen werden weiter ausgemalt; manches wird liebevoll vertieft, anderes schalkhaft gefärbt; Mißverständliches wird dem Verständnis durch Umbiegung und Veränderung nahegebracht.

Schon Karl Meyer (Das geistliche Schauspiel des Mittelalters. Basel 1879) wies auf die drei ursprünglichen Bestandteile des Weihnachtsspieles hin, die anfänglich für sich an drei besonderen Tagen des Weihnachtskreises in der Kirche dargestellt wurden. Auf den 25. Dezember fällt noch heute die Verehrung der Hirten, auf den 28. Dezember der Mord der unschuldigen Kinder zu Bethlehem, auf den 6. Januar die Anbetung der drei Könige. Hirten- und Dreikönigsspiele haben sich als selbständige Spiele erhalten und sind vielfach überliefert. Als ein Spiel des 28. Dezembers kann die Ordo Rachelis (Weinhold S. 62ff.) gelten, wenn sie auch kein unverfälschtes Muster dieses Typus mehr bietet. Nach ihrer Auswanderung aus der Kirche flossen infolge der Spielfreudigkeit der bürgerlichen Darsteller, die möglichst umfassende Stücke wünschten, die Dreikönigsszenen und die Klage der Rahel fast durchweg mit den Herodesszenen zusammen, so daß man nach dieser Zeit mit Vogt Spiele von Christi Geburt und Herodesdramen unterscheiden kann. Doch bietet auch diese Unterscheidung mehr einen Wegweiser als ein abschließendes Urteil.

Geistliche Lieder ähnlichen Inhalts werden in die Weihnachtsspiele verwoben oder bilden neben der kirchlichen Überlieferung die Keimzellen weiterer Ausgestaltung. Desgleichen verbinden sich die an heidnische Gebräuche anknüpfenden Advents-spiele zuweilen mit ihnen. Anfänglich nur mündliche Überlieferung bedingt ständig neue Z sätze und Umformungen je nach Veranlagung der Überarbeiter und Spieler.

Dorfgeistliche, Lehrer und Mesner, auch Handwerksmeister und Bauern sind die Dichter solcher Spiele. Sie entbehren jeder historischen Schulung und streifeln daher den Text oft mit unverstandenen und zumeist der Sprache der Theologie entlehnten Fremdwörtern. Die Spieler sind kleine Bürger und Bauern, die mit Hingabe und Liebe die Stücke einübten und in den Festwochen in der Heimat und deren Umkreis aufführten.

Alle diese mit Lust und Freudigkeit in deutschen Landen gepflegten Weihnachts-spiele weisen eine Reihe von Grundszenen auf, deren eingehende Würdigung nach verschiedenen Seiten von Wert erscheint.

1. Maria- und Josephszenen.

Die heilige Familie selbst hat im weihnachtlichen Spiele zunächst eine nur geringe Rolle gespielt. Eine fromme Scheu hindert anfangs die Dichter, Maria und Joseph sprechend auftreten zu lassen. Ein Bild der Maria über der Krippe muß die handelnde Person ersetzen. In dem Freisinger Spiel Herodes sive Magorum adoratio (Weinhold S. 56ff.) fehlt die heilige Familie völlig. Dagegen findet sich in der Ordo Rachelis (Weinhold S. 62ff.) ein kurzes Zwiegespräch zwischen Maria und Joseph über die Notwendigkeit des Aufbruchs nach Ägypten. Bei der weiteren Ausgestaltung dieser Szenen wird Maria stets mit ehrerbietiger Scheu behandelt; sie singt häufig ihre Rolle und meidet im allgemeinen den Dialekt. Auf Joseph aber geht eine Reihe komisch-gutmütiger Eigenschaften über, die sonst in der Legende der heilige Petrus zeigt. Er erscheint alt, müde und linkisch; treffend sagt Vogt einmal, „er spiele die Rolle des unbeholfenen, von den Nöten der Kinderstube plötzlich in seinem Alter heimgesuchten Nährvaters“.

Reizvoll ist es, wie sich die beiden Gestalten in den Berichten der einfachen Hirten spiegeln. Eine Jungfrau, zarter und lieblicher, als sie sonst in den Kreisen des schlichten Volkes zu finden ist, nennen Maria wohl alle Spiele. Joseph dagegen wird „alter Vater“ oder „Altvater“ genannt. In einem Obersteiermarker Spiel, von dem Weinhold (S. 90) ein Bruchstück mitteilt, finden wir z. B.:

2. Hirt: Des Wâb dö muaß a Gräfin sein,
dö das Kind duat wiagen.
1. Hirt: Schau! si is so zart und fein,
si muaß von koan Hiartengschlecht sein.

Der erste Hirt des „Batzdorfer Weihnachtsspieles“ (Vogt S. 232) kennzeichnet das heilige Paar kurz: en steinala Voter, a blutjonge Mutter.

Das Verlöbnis Marias mit Joseph behandelt nur die „Kindheit Jesu“ (Mone I, S. 152ff.) in besonderer Szene. Die Ankündigung der Geburt Jesu durch den Engel Gabriel, deren die Kirche im Evangelium des vierten Advents gedachte, wird nur in wenigen Spielen zu besonderer Szene gestaltet. Überall schließt sich diese Szene eng an den Text des Lukasevangeliums an und ist keusch in der Darbietung des etwas schwierigen Stoffes. Im „Vordernberger Spiele“ (Weinhold S. 140) betont

Maria: Wie kann das geschehen? erkenn ja kein Mann;
wolt lieber vergehen als tragen ein Son.
Hab ich doch geschworen mein Jungfrauschaft Gott,
bin dazu geboren, verbleibs biß in Tod.
Gabriel: Maria, wie keusche Rosen zart!
Der heilige Geist dich überschatt
mit seiner Tauf und göttlichen Kraft;
bleibt dir noch dann dein Jungfrauschaft.

Im „Batzdorfer Spiel" (Vogt S. 221) hat Maria bei der Verkündigung „ein schönes Gebetbuch in der Hand", ganz wie bei Otfrid, wo sie Gabriel auch „mit salteru in henti" antrifft (Otfr. 8, I, 5, 10). Im „Friedersdorfer Herodes" (Vogt S. 429) wird mit Rücksicht auf den „Veränderungsstand" Marias von Bedenken Josephs und seiner Absicht, ohne sie „nach Egyptenland sich zu verfügen", gesprochen. Noch deutlicher drückt sich der Alte im hessischen Spiele (Froning III, S. 906) aus: „Maria wirt eyn kint gewynnen: da bin ich werlich unschuldig ane." Doch Engelswort hält den Bedenklichen bei Maria zurück.

Die nächste Szene schildert die Herbergsuche. In dunkler Nacht ziehen die beiden durch tiefen Schnee dem Städtchen Bethlehem zu. Von unfreundlichen Wirten abgewiesen, müssen sie sich mit einem Stalle begnügen. Seltsamerweise lassen einige Spiele, z. B. das Habelschwerter (Weinhold S. 112ff.) und der „Heuscheurer Herodes" (Vogt S. 388ff.) Maria bereits mit dem Kinde auftreten, in anderen steht die Geburt noch bevor. Auch das Verhalten des Wirtes wird verschieden begründet. Bald führt Hochmut oder Geiz zur Abweisung, bald auch die Furcht vor der keifenden Wirtsfrau, „einem ganz tollen Narrenkopf" (so im „Vordernberger Spiel", Weinhold S. 148). Die meisten Spiele führen nur einen, einige zwei, sogar drei Wirte an. Von Wirtsnamen werden Christoph Seltenreich, Rufin, Servilus, Titus, Arnoldus und Czulrich genannt. Das heilige Paar selbst hat in der Szene viel Spott zu erleiden. Maria wird z. B. von der frechen Wirtin des „Vordernberger Spieles" mit harten Worten gekränkt. Prügel droht der Wirt des „Friedersdorfer Herodes" (Vogt S. 427) dem vor ihm singenden Paare an. Arnoldus, ein Wirt des hessischen Spieles, äußert kecken Zweifel am Maidtum der Maria (Froning III, S. 907).

Mit einem Stalle oder dem „gemeinen Haus" muß schließlich das heilige Paar vorlieb nehmen. Ein schöner Beweis für das deutsche Gemüt der Dichter ist es, daß in mehreren Spielen den Wirt seine Härte gereut. So gelobt z. B. im „Batzdorfer Weihnachtsspiele" (Vogt S. 239) der Wirt Buße und verspricht dem heiligen Paare „das schönste Zimmer, was er hat".

Die nächste Szene, die Maria und Joseph im Stalle zu Bethlehem zeigt, geht auf einen allten Wechselgesang zurück, der anfangs in der Kirche gesungen und später in das vokstümliche Weihnachtsspiel übernommen wurde. Die älteste Fassung dieses Wechselgesanges lautete:

Maria: Joseph, lieber neve myn,
hilff mir wiegen daß kindelin,
daß got dyn loener muße syn
in dem hymmelrich, der meyde sone Maria.
Joseph: Gerne, libe mumme myn,
helff ich der wiegen dyn kindelin,
das got muß myn loner syn
im hymmelrich, der meide son Maria. (Froning III, S. 909. 910.)

Soll die Geburt des Kindes erst im Stalle stattfinden, so wird Joseph zum Wirt geschickt, um noch einmal besseres Quartier zu erbitten, so z. B. im „Oberuferer Spiel" (Schröer S. 71), oder um ein Licht zu holen, so bei Edelpöck (Weinhold S. 211). Inzwischen vollzieht sich die heilige Geburt. Kommt Maria bereits mit dem Kinde in den Stall, so sorgt sie um Wiege und Windeln, beklagt die Härte der Bethlehemiten oder singt dem Kinde ein Wiegenlied.

Joseph spielt auch in dieser Szene eine komische Rolle: „Wie sôl ech denn das Kendla wieja, ich koa vor men âla Pockel kom bieja" (Vogt S. 271) antwortet er auf Marias Bitte um Mithilfe. Beim Breikochen kehrt er die Schüssel um und gibt mit steifen Fingern und mangelnder Erfahrung einen seltsamen Koch; nach dem Auskratzen des Tiegels fällt er in Schlummer. Erheblich vergröbert erscheint das Bild des ungelenkigen Zimmermanns im hessischen Weihnachtsspiel. Dort gerät er in Streit mit den Mägden Hillegart und Gutte. Deutlich beweist ihm das junge, spottlustige Volk seine Überlegenheit. Jammernd beklagt der Alte seinen zerschlagenen Rücken. Das hessische Spiel ist auch das einzige, in dem das kleine Jesuskind sprechend auftritt. Schon in der Wiege gedenkt es bitterer Zukunft. Es sagt:

Eya, eya, Maria liebe mutter myn:
sol ich von den Joden liten groẞe pin.
Darauf Maria: Swige, libes kindelin Jhesu Crist:
bewein diner marteil nicht zu diẞer frist!

In Verbindung tritt diese Szene im Stall zu Bethlehem mit dem Auftreten der Hirten und Könige und mit der Mahnung des Engels, nach Ägypten aufzubrechen.

Die Reise nach Ägypten wird nur von wenigen Weihnachtsspielen kurz behandelt. In einigen Spielen erfahren wir nur von dem Befehl des Engels, so im „Heuscheurer Herodes", in anderen folgt darauf ein kurzes Zwiegespräch zwischen Joseph und Maria. Furcht vor den Widerwärtigkeiten der Reise bildet dann den Inhalt ihrer Unterhaltung. Joseph versichert Maria seiner Dienstbereitschaft, oder die junge Mutter mahnt den ängstlichen Begleiter zum Gottvertrauen. Mit den Worten: „Nu kum, Moria" beendet im „Breslauer Herodes" Joseph treuherzig das kurze Gespräch.

Von der Rückkehr der beiden aus Ägypten, Josephs Liebäugeln mit der Reiseflasche und der Ankunft in Nazareth weiß Edelpöck in seiner Weihnachtskomödie weitschweifig zu berichten.

2. Hirtenszenen.

Aus Davids, des Hirtenkönigs, Geschlecht war der Messias gekommen. Hirten auf dem Felde verkündigte Engelswort des menschgewordenen Heilandes Geburt; Hirten beteten das Kind in der Krippe zuerst an. So ist es selbstverständlich, daß Hirtenszenen eine bedeutsame Rolle im volkstümlichen deutschen Weihnachtsdrama spielen. Zwei Grundszenen sind im Anschluß an das Weihnachtsevangelium entwickelt: die Verkündigung auf dem Felde und die Anbetung vor der Krippe.

Die Zahl der Hirten schwankt in den einzelnen Spielen. Zumeist erscheinen zwei oder drei, selten mehr. Die süddeutschen Spiele geben die Hirtennamen Veitl, Jodl, Stichel, Gallus, Gregor, Witok, Crispus. Die schlesischen Spiele dagegen heben aus der Zahl der sonst unbenannten Hirten meist nur einen, Bruder Staffa, hervor. Seiner Wesensart nach fällt unter den Mithirten lediglich der Schwerhörige auf,

der seine Genossen stets nur halb oder falsch versteht und durch Verhörungen und Wortverdrehungen den Zuhörern Grund zu heiterem Gelächter bot.

Der Engelsverkündigung auf dem Felde geht in den meisten Spielen eine Einleitungsszene voraus. Zur eigentlichen Weihnachtsgeschichte steht sie nur in lockerer Beziehung, dagegen läßt sie uns einen tiefen Einblick in das freudenarme Dasein der Hirten tun. Eine besondere Stelle in den Hirtenberichten dieser Szene nimmt der Wolf ein, der Belästiger und Feind ihrer Herden. Wie gesprächig wird ihre nicht leichte Zunge, wenn sie seiner gedenken! (Vgl. den „Heuscheurer Herodes".)

Auch von der Beköstigung und oft wenig freundlichen Behandlung durch den Brotherrn sprechen die Hirten häufig. Eine Seltenheit ist der gute Bauer, von dem der erste Hirt des „Friedersdorfer Herodes" zu rühmen weiß. Neben dem Bauern wird von den Hirten auch das böse oder gar schlagfertige Weib daheim erwähnt. In den schlesischen Spielen gibt das Geraten des Flachses gleichfalls Stoff zum Gespräch. Von Unruhe der Hunde und starkem Schneefall berichtet der Hirt Jodl im „Vordernberger Spiel", von hellem Mondschein, raschem Zug der Wolken und lieblichem Vogelsang in der heiligen Nacht der erste Hirt des „Heuscheurer Herodes". Nur die Hirten des „Oberuferer Spieles" unterhalten sich vom baldigen Kommen des längst ersehnten Messias, von Bethlehem als seinem Geburtsort und seiner jungfräulichen Mutter. Am Schlusse dieser Einleitungsszene legen sich die Hirten stets nieder, „um eine kleine Weile zu schlafen".

Die nächste Hirtenszene zeigt dann, wie ihnen im Traum der Engel erscheint und die Geburt des Weltenheilandes anzeigt. Noch im Halbschlaf unterhalten sich die Hirten über die Engelserscheinung, was zu Mißverständnissen und Verhörungen Anlaß gibt. Erst erneute Engelsmahnung ruft sie in die Wirklichkeit zurück. Sie beschließen nun, nach Bethlehem aufzubrechen, und beratschlagen über die Opfergaben für das neugeborene Kindlein. Die wiederholte Engelsverkündigung ersetzt zuweilen der Bericht eines Mithirten, der während des Schlafes der anderen das Weihnachtswunder im Stalle zu Bethlehem geschaut hat und die Wahrheit der Engelsworte bezeugt.

Unser heutiges Gefühl berührt es eigenartig, daß auf die hohe Gottesoffenbarung, die den Hirten im Traum zuteil geworden ist, ein Gespräch folgt, das durch die Verhörungen des Schwerhörigen scherzhaft und lächerlich wirkt, z. B. im „Habelschwerter Spiele":

1. Hirt: Bruder Steffa, hîrste nich, woas der Engel soate?
Steffen: Woas soat er denn?
1. Hirt: A soate, es wâr a Kind geboarn.
Steffen: Hm! Kind derfroarn.
1. Hirt: Hm! Du âler Aesel! Kind geboarn.
Hm! Dar Engel soate —
Steffen: Woas? Du hest a Strump verloarn?

Solche Gespräche erfreuten sich bei der Zuhörerschaft großer Beliebtheit; sie kehren in wechselnder Gestalt in vielen anderen Spielen wieder.

Im „Oberuferer Spiel" wird der Engel fälschlich gedeutet als „ein Gespenst, das die Hirten vexieren und ihren Schlaf turbieren will". Der tiefe Eindruck, den die Engelsbotschaft auf das Innere der Hirten macht, wird äußerlich dadurch gekennzeichnet, daß jeder von ihnen im Schlafe „sich umerkugelt und umergwalzt hat".

Sind aber die Hirten endlich von der Bedeutung der Engelsbotschaft überzeugt, so erfolgt auch rasch ihr Entschluß zur Begabung und Anbetung des Kindleins.

Die nächste Szene läßt die Hirten im Stall zu Bethlehem auftreten. Voraus geht zuweilen eine kurze Unterhaltung mit Joseph. Dann bringen die Hirten ihre Opfergaben dar und sprechen ihre schlichten Gebete. Zur Treuherzigkeit der Hirten passen ihre Geschenke: fast in allen Spielen ein Lamm, daneben noch ein Haushahn, ein „Händl", Milch, ein Butterfaß, Äpfelspalten, ein wenig Wolle, Mehl, ein Zipfel vom Pelzwerk. Der zweite Hirt des „Batzdorfer Weihnachtsspieles" schenkt zwei Federbetchen, ... eines zum Kopfküssen, das andere bedeckt die Füßchen. Stets sind die Hirten der Ansicht, daß die Geschenke, die in ihr eigenes Leben Freude und Behaglichkeit bringen würden, auch dem Christkind genehm seien.

Die Hirten sind, um einen Ausdruck Mones zu gebrauchen, „antizipierte Christen". Sie verehren in dem Kind in der Krippe sofort den menschgeborenen Gottessohn und wissen von seiner künftigen Bedeutung. Davon zeugen auch ihre kindlich-frommen Gebete im Stalle zu Bethlehem. Zunächst sprechen sie ausführlich über ihre Geschenke. Sinnig meint daran anknüpfend der erste Hirt des „Habelschwerter Spieles":

Die Liebe is grûß,
Die Gabe is klein,
ich wollte dich bitten,
wenn du willst mit mir zufrieden sein.

Helle Freude äußern die Hirten darüber, daß das „kleine Kindlein", das doch gleichzeitig „großer Gott und Weltenschöpfer" ist, armen Hirten sich zuerst gezeigt hat: „Eich ormer Hirte bin nich warth, doß eich deich mit Ogen sahn sohl." „O du oller leibstes Hartzla", „o du ollerleibstes Kindla" reden sie das Kind in der Krippe an. Meist strömen die Dankesgefühle der Hirten in ein gemeinsam gesungenes Lied aus, mit dem sie sich von dem Christkinde verabschieden.

Nur wenige Spiele weichen von dem eben entworfenen Plan der Hirtenszenen ab oder bringen noch neue Züge bei. Im „Oberuferer Spiel" fühlt sich der Hirt Witok verpflichtet, dem Statthalter in Jerusalem von der Geburt des Messias Anzeige zu machen. In demselben Spiele unterhalten sich die Hirten nach der Anbetung des Kindleins über die Ursache der niedrigen Geburt Christi und teilen ihrem Genossen Crispus ihre Erlebnisse mit. Das „Johnsbacher Christkindel" (Vogt S. 253) zeigt Joseph im Gespräch mit den Hirten, die er vergeblich um Nachtherberge bittet. Das „Erlauer Dreikönigsspiel" (Froning III, S. 941 ff.) weist eine Szene auf, in der ein Hirte dem König Herodes von lieber Märe aus Engelsmund berichtet, und stellt so eine Verbindung zwischen Hirten- und Herodesszene dar. Eine Brücke zwischen Hirten- und Dreikönigsszenen schlägt ein Auftritt in der „Kindheit Jesu" (Mone I, S. 169), in dem die drei Könige die Wohnstätte des Kindleins von den Hirten erfahren.

3. Dreikönigsszenen.

Den Hirtenszenen verwandt und doch auch wieder stark von ihnen verschieden sind die Dreikönigsszenen. Hier wie dort leitet wundersame göttliche Kraft die Nichtsahnenden zur Krippe des Gotteskindes, hier wie dort findet Anbetung und Beschenkung des Marienssohnes statt. Was aber bei den Hirten in Herzenseinfalt und überquellendem Gefühl sich abspielt, das vollzieht sich hier mit einer gewissen

Zurückhaltung und in den Formen feingebildeter Kreise. Sprechen die Hirten Mundart, so reden die Könige in den bewußt stilisierten Wendungen der Schriftsprache. Im Anschluß an das kirchliche Spiel entwickelte das volkstümliche deutsche Weihnachtsspiel folgende Hauptbilder: die drei Könige auf der Reise, in der Burg des Herodes und im Stalle zu Bethlehem.

Die Namen der Könige Kaspar, Melchior und Balthasar bot die Legende. Das Volk modelte Balthasar zu Waldhauser, Melchior zu Melchort oder Melchert um. Über seine und seiner Genossen Heimat berichtet der erste König des „Breslauer Herodes": „Wir sind 3 König hochgebohren, / der 1te auß Ohrient, der 2te auß Saba, der 3te aus Mohren." Im einzelnen werden die Könige nicht besonders gekennzeichnet. Nur der Mohrenkönig, dieser „Liebling der Volkstradition", erfreut sich sonderlicher Wertschätzung. Im „Reichenbacher Dreikönigsspiel" (Weinhold S. 123) sagt er von sich: Ich bin der König auß Morenland, / die Sonne hat mich so schwarz gebrant. / Schwarz bin ich, das weiß ich, / König Balthasar heiß ich, / die Schuld ist meiner Kindermagd / daß sie mich nicht rein gewaschen hat. Als Beginn der Reise wird im „Neuwaltersdorfer Dreikönigsspiel" (Vogt S. 456) der 24. Dezember genannt, an dem die Weisen den Stern haben aufgehen sehen. Nach dem „Breslauer Herodes" legten sie in 13 Tagen 400 Meilen zurück.

Nur das „Oberuferer Spiel" führt in die Heimat der Könige. König Melchert befindet sich, darin Wallenstein vergleichbar, im Observatorium. „Ein Stern der nie gewesen is" fällt ihm durch überaus schönen Glanz auf: „Recht in der mitten steht ein jungfrau, / ein kindlein tragt wie ich sie schau. / Das kindlein, das die jungfrau trägt / wie ich schau zum öftern sich bewegt." Der Mathematikus Diligratia deutet dem König die Erscheinung nach Jesaja und nennt Bethlehem als den Heimatsort des eben geborenen Messias. König Melchert, der als Geschenk „ein summa gold" mit sich führen will, entschließt sich sofort zur Reise. Ebenso erfahren wir mit behaglicher Ausführlichkeit, wie auch König Walthauser und König Kaspar durch ihr Hofgesinde Kunde von dem seltsamen Stern erhalten, sich mit Opfergaben versehen und reisefertig machen.

Die Begegnung der drei Könige auf der Reise zeigt die nächste Szene. Da es sich um drei Könige handelt, die, aus verschiedenen Gegenden herreisend, doch den gleichen Zweck verfolgen, so war es für die Dichter bei der Einfachheit der damaligen Aufführungsverhältnisse nicht leicht, sie anschaulich zu gestalten. Tatsächlich ist auch diese Szene in der Wirkung wohl die schwächste. Im „Oberuferer Spiel" trifft König Melchort zu den schon zusammenreisenden Königen Kaspar und Walthauser. Auch zur Kennzeichnung der feinen Umgangsformen der Weisen sei diese Begegnung hier mitgeteilt!

Melchort: Seit gegrüeßt, ihr lieben herren gut,
wohin steht eur herz, sin und mut?

Walthauser: Eur lieb sei gegrüeßt und eur hoffstat,
wo denken sie hin mit solchem apparat.

Melchort: Eur lieb well hiemit gedanket sein
unser sin steht gen Jerusalem hienein.

Kaspar: Seit gebeten zeigt mir doch an
was ir zu Jerusalem wellt tân uff.

Die Könige sprechen dann von der Erscheinung des Sterns und vollenden gemeinsam ihre Reise.

Die nächste Szene bringt die Weisen mit Herodes zusammen. Im „Breslauer Herodes" geht ihrem Eintritt in das Empfangszimmer des jüdischen Königs ein Gespräch mit dem Herlekin voraus, der sie nur gegen Botenlohn anmelden will und sich besonders mit dem Mohrenkönige unziemliche Späße erlaubt. Im „Oberuferer Spiel" lassen sich die Weisen durch einen Lakaien bei Herodes anmelden, den sie „selbst zu begrüßen begehren".

Die Szene vor Herodes hat in fast allen Stücken den gleichen Verlauf. Die Weisen berichten von dem Stern, der sie in das jüdische Land geführt hat, und von ihrer Absicht, den neugeborenen König anzubeten. Sie scheiden von Herodes, der nach ihnen das Kind anbeten will, in Frieden. Gelegentlich wird die Szene noch dadurch weiter ausgestaltet, daß jüdische Schriftgelehrte in Gegenwart der Könige die messianischen Verkündigungen vor Herodes vorlesen. Eine Einladung des Judenkönigs, über Nacht in seinem Palaste zu bleiben, schlagen die Weisen im „Friedersdorfer Herodes" ab. Dagegen bietet das „Erlauer Dreikönigsspiel" eine Tafelszene; an dem Mahle nehmen Herodes, die Könige und der Hofnarr teil. Die von dem jüdischen Könige in feinen Worten vorgebrachte Einladung nehmen seine Gäste mit Dank an und verabschieden sich nach herrlicher Bewirtung von dem freundlichen Gastgeber. Mit den Worten: „Adje, Königliche Majestät!" verlassen im „Heuscheurer Herodes" die drei Könige die Bühne.

In den Stall zu Bethlehem führt die nächste Szene die drei Weisen. Ihrem Eintritt geht im „Breslauer Herodes" eine kurze Verhandlung mit dem Wirte, im „Heuscheurer Herodes" ein schöner Bericht des zweiten Königs voraus, der den Weggenossen voraneilte und von dem Neugeborenen folgende Schilderung entwirft: ein Kind in der Krippe, / wie Rosen blühen seine Lippen, / auf dem Häuptlein ward ein heller Schein; / da glaub ich doch zu dieser Frist, / daß das der neugeborene Judenkönig ist. Über dem Stall kommt der Stern zum Stehen. Die Weisen sind am Ziel ihrer Wegfahrt, verehren und beschenken das Kind. Wie ihre Gebetsworte würdiger und feierlicher sind als die der Hirten, so sind auch ihre Gaben kostbarer und weisen eine allegorische Beziehung zum Leben und Sterben Christi auf.

Primus: Suscipe rex aurum!
Secundus: Tolle thus, tu vere deus!
Tertius: Mirram signum sepulture.

So legt schon der „Freisinger Herodes" die Königsgaben aus. Nach Edelpöck ist Myrrhen nutzbar zum Begräbnis — darin soll eine Hindeutung auf Christi Leiden und Tod liegen —, Gold gebührt dem Könige und bedeutet christliche Liebe, Weihrauch aber ein andächtiges Gebet.

Im „Breslauer Herodes" beschließen die Könige, zunächst auszuruhen und am nächsten Morgen früh die Heimreise anzutreten. Im Traum erscheint ihnen der Engel, der sie veranlaßt, nicht noch einmal zu Herodes zu ziehen, da dieser falschen Sinnes dem Kindlein nach dem Leben trachte, so im „Heuscheurer Herodes". Zuweilen beschränkt sich diese letzte Dreikönigsszene auf die Engelsbotschaft, zuweilen folgt darauf noch ein kurzes Gespräch der Weisen. Im „Erlauer Dreikönigsspiel" spricht die Warnung vor Herodes vir unus aus, der den Königen auch eine andere Straße in ihre Heimat zeigt.

4. Herodesszenen.

Es erübrigt sich noch, auf diejenigen Szenen des Weihnachtsspieles einzugehen, in deren Mittelpunkt der Judenkönig Herodes steht. Drei wichtige Handlungen des Königs führt bereits der „Freisinger Herodes" vor (Weinhold S. 56ff.): die Beratung mit den Vornehmen und Schriftgelehrten, die Unterredung mit den Weisen und die Erteilung des Befehles zur Hinmordung der unschuldigen Kindlein zu Bethlehem.

Das deutsche Weihnachtsspiel, das diese Szenen des kirchlichen Spieles im wesentlichen beibehält, sieht in Herodes den Typus des Tyrannen. Äußerlich hochfahrend und hart, fürchtet er im Inneren den Fortbestand seiner auf Grausamkeit begründeten Herrschaft. Trotz mehrfacher Warnung läßt er sich in seiner Verblendung zu unseliger Tat hinreißen und endet durch eigene Hand oder durch den Rachepfeil des nimmer fehlenden Todes.

Im „Friedersdorfer Herodes" führt sich Herodes als „Herrscher und Regierer im ganzen Judenland und des ganzen römischen Reichs" ein. Auf königlichem Throne sitzt er „mit Schwermut und Bedacht", ein seltsamer Traum der letzten Nacht beunruhigt ihn. Da erschreckt ihn ein furchtbarer „Knall". „Bringt mir gleich diesen Knall daher" befiehlt er seinen treuen Dienern. Ein Brieflein übergeben ihm die Getreuen: „Hier drinn wird geschrieben sein, / Wo dieser Knall gefallen sei." Das Brieflein meldet die Geburt eines „jungen Judenkönigs". Furcht vor dem Judenvolk beschleicht Herodes, da dieses „alle Mittel anwendet, ihn um sein Königreich zu bringen".

Auch der „Heuscheurer Herodes" weiß von einem „Schall" zu berichten, der den Tyrannen ängstigt. Im „Breslauer Herodes" hat dem jüdischen Machthaber geträumt, „als wär ein neuer König gebohren: ei, so wär König Herodes gar verlohren!" Im „Oberuferer Spiel" will Herodes in seinem Königssaale Gerichtstag halten, als ihm die drei Weisen gemeldet werden.

Der Unterredung zwischen Herodes und den drei Königen ist schon an anderer Stelle gedacht. Zuweilen bildet dieses Gespräch eine besondere Szene; erst nach dem Weggange der Weisen hält Herodes eine Beratung mit den Schriftgelehrten ab. Meist jedoch erfahren erst durch die Mitteilungen der jüdischen Gelehrten König Melchior und seine Fahrtgenossen den Geburtsort des Heilandes. Im „Breslauer Herodes" werden die Schriftgelehrten schlechthin als „Juden" bezeichnet; „drei Schriftgelehrte" erscheinen im „Heuscheurer Herodes". Im „Friedersdorfer Herodes" beruft der Herrscher „zwei Gelehrte, die alles wissen und erfahren, Was in der Welt weit und breit thut geschehn." Stets treten die Berufenen nur mit Zagen vor den Tyrannen, der ihnen nicht hold ist. Ängstlich, lebhaft gestikulierend und im Sprechen sich überstürzend, geben sie ein getreues Abbild der damals Deutschland durchziehenden feilschenden Handelsjuden. Zuweilen wird aus der Besprechung mit den Schriftgelehrten ein Kronrat des Herodes, an dem z. B. im „Oberuferer Spiele" der Schriftgelehrte Jonas, der Hohepriester Kaiphas und seltsamerweise auch Pilatus teilnehmen. Auch hier fürchtet Herodes, der neugeborene König könne einst sein gefährlicher Rivale werden.

Im „Heuscheurer Herodes" (Vogt S. 409) hofft der Herrscher von Jerusalem die Verehrung der Weisen auf sich zu lenken. „Ihr suchet einen Judenkönig: der bin Ich! Denn mir sind die Juden alle unterthänig", sagt er dort. Rasch aber wird

er belehrt, daß die drei Könige „einen suchen, der noch nicht regiert, sondern erst geboren ist".

Von den Weisen betrogen, gibt Herodes, wie die nächste Szene zeigt, verblendeten Sinnes den Befehl, „zu töten alle Knäblein klein, die zwei Jahre und noch darunter sein". Diese Anordnung ist so schändlich, daß sie ihm nach dem „Oberuferer Spiele" nur vom Teufel eingegeben sein kann. „Ein Teufel läßt den andern nicht", meint der Dichter dieses Spieles.

Das retardierende Moment wird stark betont. Fast in jedem Spiel tritt ein Warner vor Herodes und sucht ihn von seinem Vorhaben abzubringen. Im „Friedersdorfer Herodes" weigert sich ein Diener, den Blutbefehl auszuführen; ein Hauptmann warnt im „Breslauer Herodes" seinen König vor unbedachter Tat. Sogar die Königin tritt im „Vordernberger Spiele" als Warnerin vor den Thron und legt knieend Fürsprache für die todgeweihten Knäblein ein. Aber alle Warnungen sind vergebens. Herodes verharrt bei dem verhängnisvollen Befehl und stellt den Knechten, die ihn unverzagten Herzens ausführen, herrliche Belohnungen in Aussicht.

Bald kehren sie zurück und berichten prahlerisch von ihren Erfolgen. 2000 kleine Kinder hat der erste, 6000 der zweite, ungefähr 8000 der dritte Knecht des „Vordernberger Spieles" hingemordet. Wie tragische Ironie mutet es an, wenn im „Heuscheurer Herodes" die Diener den Tyrannen kurz vor seinem Sturze als „Herrscher, Regierer und Siegestriumfierer" preisen.

Denn der Fall des schuldbefleckten Tyrannen ist unabwendbar. Von gräßlicher Krankheit des Herodes meldet schon Flavius Josephus. Unter der Einwirkung dieser Mitteilung lassen die Dichter der Weihnachtsspiele, wie eine letzte Szene der Herodeshandlung zeigt, den vergeblich wütenden Tyrannen schreckhaft enden. Enttäuschungen gehen seinem Ende voraus. Der Hauptmann des „Oberuferer Spieles" muß ihm melden: „den neugebornen könig han wir nicht funden." Ähnlich bittere Kunde bringt der spottlustige Bote in der „Kindheit Jesu". Die Gewissensqualen, die Herodes peinigen, kommen im „Heuscheurer Herodes" schön zum Ausdruck. Herodes sieht dort „zur Linken . . . viel Mütter stehn", „zur Rechten . . . viel Tausend unschuldige Kinder stehn, die zu Gott um Gnade flehn." Unter sich sieht er die Hölle offen und über sich den erzürnten Richter, der den Stab zerbricht. Den Verzweifelnden führen die Diener ab.

Im „Friedersdorfer Herodes" tritt der Tod zu dem Tyrannen und verkündet ihm als gottgesandter Bote sein nahes Ende. Herodes verschließt sich seiner Botschaft. Doch der Unholde kehrt bald wieder.

Nun ist die Stunde da,
Der Todt, der klopft jetzt an:
Geh in dein Gewissen.
Den Pfeil setz ich jetz an,
Nun reut Dichs erst!
Pfeil in Dein Herz hinein!
Fort mit Dir zur Höllenpein!

Wie der Teufel mit Herodes abfährt, zeigt das „Oberuferer Spiel" in Ausdrücken und Bildern, die an die Faustsage gemahnen.

Im „Breslauer Herodes" verflucht der Tyrann seinen Mund, der den Blutbefehl gab, und ersticht sich. Im „Neuwaltersdorfer Dreikönigsspiel" sind seine letzten Worte:

weil ich mich hab lassen an den kleinen Kindern gerächen,
so werd ich mich jetzunder selbst erstechen.

Kaum ist der königliche Stamm gefällt, so stürzen im „Friedersdorfer Herodes", gierigen Raben vergleichbar, die Schacherjuden herbei, die um seinen Nachlaß feilschen.

Schlußbemerkungen.

Nicht die ganze Fülle der volkstümlichen deutschen Weihnachtsspiele, die wir besitzen, konnte in dieser Abhandlung herangezogen werden. Gleichwohl läßt sich, wie ich hoffe, eine Reihe von Ergebnissen feststellen.

Deutlich zeigt sich vor allem, wie allen Weihnachtsspielen bestimmte Grundszenen gemeinsam sind. Die Vorlagen für diese Szenen sind die Weihnachtserzählungen der Evangelien und die zumeist eng an jene sich anschließenden lateinischen Festspiele der Kirche. Diese Grundszenen sind aber in der mannigfaltigsten Weise erweitert, durch oft seltsame und überraschende Zusätze überwuchert und je nach der Eigenart des volkstümlichen Dichters erfaßt und von Gemütsart und Temperament des Stammes, dem er angehörte, mitbestimmt worden. Je mehr der Verfasser aus eigenem Erleben und aus den Erfahrungen seines Lebenskreises zu ihnen hat beisteuern können, desto lebenswahrer sind diese Szenen geworden, desto weiter haben sie sich auch von ihrer Vorlage entfernt.

Dieser Nachweis scheint mir deshalb lehrreich, weil hier in einem verhältnismäßig leicht überblickbaren Gebiete und bei sicherer Kenntnis der Vorlagen sich schon eine erstaunliche Gestaltungsmöglichkeit auf einem fest umgrenzten Stoffgebiete zeigt. Wieviel schwieriger wird es mithin sein, den Grundtypus eines Volksliedes oder die einem Volksepos zugrunde liegenden Einzellieder mit Sicherheit zu bestimmen! Denn auch bei ihnen ist die Gestaltungsfreudigkeit in der Umarbeitung eines ursprünglich ähnlich festgelegten Stoffes sicher die gleiche gewesen. Dagegen ist die Bestimmung der anfänglichen Vorlage in unserer Zeit erschwert, wenn nicht oft unmöglich. Was ich meine, ist folgendes: die eingehende Würdigung der Hauptszenen des volkstümlichen deutschen Weihnachtsspieles hat gezeigt, daß in der volkstümlichen Dichtung der Grundbestand oder das Grundmotiv der Dichtung bei längerer Wanderung des Dichtwerkes durch verschiedene heimatliche Stämme stark umgestaltet und durch Zusätze überwuchert zu werden pflegt. Anderseits ist der Zuwachs an rein volkstümlichen Werten, d. h. solchen, die einen Einblick in die kulturelle und sittliche Verfassung des Volkes sowie in seine Gemütsveranlagung gestatten, beträchtlich.

Deshalb kommt den volkstümlichen deutschen Weihnachtsspielen vor allem eine hohe kulturgeschichtliche Bedeutung zu. Sie zeigen, wie schon in der Einleitung betont wurde, welch allbeherrschender Faktor im Volksleben in den Zeiten unserer Vorfahren die Religion gewesen ist. Aus allen Szenen der Weihnachtsspiele spricht eine treuherzige Gläubigkeit, eine selbstverständliche Hinnahme kirchlicher Lehren. Jede Spur einer kritischen Betrachtung fehlt. Die christlichen Wahrheiten erscheinen so unbedingt einleuchtend, daß sie nach der Meinung der Volksdichter längst vor dem Auftreten Christi, ja schon vor seiner Geburt allgemeiner Anerkennung sich erfreut haben. Ebenso sind alle sittlichen Fragen, soweit sie gelegentlich gestreift werden, vom Christentum beeinflußt.

Bestimmte Volkstypen der Vergangenheit treten in den Spielen deutlich hervor: der pfiffig-behäbige Wirt, der die reichen Gäste umschmeichelt, die armen aber

von seiner Tür weist, der besitzesstolze, derbpolternde Bauer, der sich über seine Dienstleute weit erhaben weiß, der in kärglicher Armut lebende, in seinen Lebensformen rauhe, im Herzen aber gutmütige Hirte, der Jude mit seiner seltsamen Sprache, mit seiner Freude am Gestikulieren und Handeln und mit all der Ängstlichkeit seiner nur geduldeten Stellung. Auch die kleinen Machthaber jener Zeiten werden gezeichnet, bald landesväterlicher, bald tyrannischer gesinnt, umgeben von Scharen ehr- und geldgieriger Trabanten und zahlreicher Diener, unter denen auch der Hofnarr nicht fehlt. Für die Sitten jener Zeit und die Formen des täglichen Umgangs in höheren und niederen Kreisen des Volkes ist gleichfalls aus den Spielen manche interessante Beobachtung zu gewinnen.

In unserer Zeit, in der wir uns wieder auf den Wert und die Tiefe des deutschen Wesens besinnen und uns gegen alles Undeutsche und Widerdeutsche wehren, darf auch das volkstümliche deutsche Weihnachtsspiel auf neue Beachtung hoffen. Freilich fehlt es ihm an Geschlossenheit der Handlung, kennt es keine sozialen oder psychologischen Probleme, die es zu entwirren hätte, dafür bietet es aber schlicht geschaute Einzelbilder aus der Weihnachtsgeschichte und vermag alle die Herzen zu erwärmen, die in weihnachtlicher Zeit noch einfach zu empfinden imstande sind.

Im Winter 1916 ist bereits mit einer Neuaufführung des „Oberuferer Spieles“ in Berlin ein schöner Erfolg erzielt worden. Die deutsche Schule, die früher die Einübung und Aufführung solcher Spiele mit Lust und Liebe pflegte, könnte sich ihrer erneut annehmen und dürfte dabei des Dankes weiter Volkskreise gewiß sein. Endlich könnten Pfarrer und Lehrer die Spiele auf ländlichen Familienabenden neu erstehen lassen und gerade unser Landvolk gewiß zu seiner Freude mit diesem Besitz seiner Vorfahren bekanntmachen.

Das Volkstümliche wird in unseren Tagen überall mit Liebe und Verständnis gepflegt. Möchte auch das volkstümliche deutsche Weihnachtsspiel von dieser Zeitrichtung getragen werden und sich erneuter Zuneigung und liebevoller Förderung zu erfreuen haben!

Deutsch in Prima.

Von **Gotthold Weicker** in Dresden.

Die folgenden Ausführungen beziehen sich auf das Dresdner Kadettenkorps. Setzen sie also auch besondere Verhältnisse voraus, so sind sie doch als ein Beitrag zu der Frage, wie das Deutsch in den Mittelpunkt des Unterrichts zu rücken ist, allgemeiner gehalten.

Der Lehrplan des Kadettenkorps ist im allgemeinen der eines Realgymnasiums, aber durch die am Abschluß der Obersekunda stattfindende Fähnrichprüfung in mancher Beziehung eigenartig ausgestaltet. Dies gilt besonders für Erdkunde, Geschichte und Deutsch, die in O II einen ersten, Erdkunde freilich zugleich ihren völligen Abschluß erreichen. Geschichte und deutsche Literaturgeschichte erledigen also ihren Stoff bis zur neuesten Zeit. Dies erlaubt der Prima, auf dem Unterbau des Wissens die höhere Arbeit des Durchdringens des Stoffes mit Vergleich und Urteil zu leisten.

Damit entscheidet im Korps das praktische Bedürfnis auch die Frage, für welche Klassen der Lehrstoff in Kreise zusammenzufassen ist. Die Trennung in einen IV bis

O II (das Korps beginnt mit IV) umfassenden Kreis und in den Primakreis bietet deutliche Vorzüge. Die Spaltung in drei gleiche dreiklassige Abschnitte zwingt zu einer zu starken Pressung des Stoffes und kann infolgedessen bei der Wiederkehr im nächsten Klassenkreise mehr nur eine Wiederholung als eine wesentliche Erweiterung geben. Anderseits erlaubt die Zweiteilung Sexta bis Obertertz, Sekunden und Primen zwar dem zweiten Kreise eine eingehende Behandlung des Stoffes, muß aber gerade deshalb dazu führen, das Wissen scharf zu betonen. Wird aber der Wissensstoff in fortlaufender Reihe bis O II dargeboten, so kann das nötige Wissen bereits so umfangreich und genau mitgeteilt werden, daß genügende Kenntnisse, also Vergleichspunkte, für eine zum Urteil erziehende Betrachtung vorausgesetzt werden dürfen. Vermitteln demnach die Sekunden das für die Fähnrichprüfung nötige Wissen, so sollen die Primen dazu führen, selbst zu beobachten, zu vergleichen und zu urteilen. Sehen lehren heißt also das Ziel. Natürlich hat der Gedanke, die Selbsttätigkeit der Schüler anzuregen, den gesamten Unterricht zu durchdringen, und der Unterricht in Sekunda kann dem in Prima nicht entgegengesetzt sein. Aber zwingt schon die Notwendigkeit, Prüfungswissen mundgerecht darzubieten, dazu, die Kenntnisse in den Vordergrund zu rücken, so führt auch der Altersunterschied zu einer Unterrichtsweise, die mehr als nur gradweise sich von der in Prima möglichen abhebt. Wissenslehre hier, Urteilslehre dort, beides auf der gleichen stofflichen Unterlage, der Literaturgeschichte.

Aber muß diese Literaturgeschichte um der Fähnrichprüfung willen in den Sekunden des Korps in den Vordergrund treten, ja fast ausschließlich betrieben werden, so gilt dies in Prima nicht mehr. Beobachten und sehen lernen kann man an allen Gegenständen, nicht bloß an literarischen Erzeugnissen. Daraus folgt für den deutschen Unterricht nicht nur das Recht, sondern auch die Pflicht, über das Gebiet der Literaturgeschichte hinauszugreifen und in Aufsätzen und Vorträgen auch die Stoffgebiete anderer Fächer zu berühren. Das Deutsche muß im Mittelpunkte des Unterrichtes stehen und Schülern, die in den einzelnen Fächern angeregt werden, dort aber kaum die Zeit zur Vertiefung finden, die Möglichkeit bieten, sich schriftlich oder mündlich über ihre Arbeit auf dem Gebiete ihrer Liebhaberei auszusprechen.

Beginnen wir aber mit dem eigentlichen Arbeitsgebiete des Deutschunterrichtes, der deutschen Dichtung. Soll die Beschäftigung mit ihr fruchtbringend sein und zu der Frage anregen: „Ist denn das richtig, was uns bisher über die Schriftsteller erzählt worden ist?" so muß sie grundsätzlich vom Lesestoff ausgehen. Hier liegen nun freilich im Kadettenkorps ganz besondere Schwierigkeiten vor, denn da dem Kadetten bei der notwendigerweise sehr genauen Zeiteinteilung keine zusammenhängende Arbeitszeit zur Verfügung steht, so entbehrt er der Möglichkeit, größere Abschnitte im Zusammenhange zu lesen. Das aber arbeitet der eigenen Vertiefung sehr entgegen. Einzelne Leseratten erübrigen zwar Zeit und lesen, weil sie hastig lesen, eher zu viel als zu wenig, aber ganzen Klassen Abhandlungen oder Dramen zu eigenem Lesen und zu gemeinsamer Besprechung aufzugeben, ist am Korps ausgeschlossen.

Ist der gemeinschaftliche Besuch des Theaters möglich, so ist wenigstens für das Drama das beste Mittel gegeben. Alles Besprechen, abgesehen vielleicht von unumgänglich zum Verständnis nötigen Erläuterungen, folgt dem gemeinschaftlichen Sehen. Natürlich muß der Lehrer mit seiner Klasse zusammen im Theater gewesen sein. Denn das Urteil des Schülers wird zunächst von der betreffenden Vorstellung angeregt, zum

Teil von nebensächlichen Äußerlichkeiten oder von der Leistung der Schauspieler. Ist einer darunter, der dasselbe Stück schon in anderer Ausstattung oder mit anderer Besetzung gesehen hat, so wird sich ohne weiteres eine fördernde Aussprache ergeben, die durch den Vergleich der Unterschiede zu einem Eindringen in die Auffassung, in die Charaktere führt. Damit läßt sich eine lebendige Anschauung dessen gewinnen, was der Dichter gewollt hat. Und ist einmal das Urteil geweckt, so wird durch weiteren gemeinsamen Theaterbesuch oder durch Vergleich mit anderen Dramen, die der eine oder der andere in der Klasse kennt, ebenso das Gefühl für die Eigenart eines Dichters wie für die Unterschiede der Dichtungsarten durch gemeinsame Aussprache geschärft werden können. Dann darf, aber auch nur dann, der zusammenhängende Vortrag des Lehrers über ganze literarische Strömungen oder Besonderheiten einzelner Schriftsteller auf Verständnis rechnen.

Schwieriger ist es, bei geringer Stundenzahl genügend Gedichte zum Vergleiche heranzuziehen. Hier muß das früher Gelernte den Grundstock abgeben. Daneben sind die Liebhabereien der Schüler zu benutzen. Viele haben schon eine ausgesprochene Vorliebe für einzelne Dichter, lernen eine manchmal gar nicht kleine Zahl Gedichte und tragen sie, weil sie das Gedicht schön finden, auch gut vor. Auch eigene Versuche können gelegentlich zum Wort kommen. Auf jeden Fall muß in Prima nicht bloß gelesen, sondern auch vorgetragen werden. Das Ohr ist zur Aufnahme eines Gedichtes bestimmt, nicht das Auge. Und einen guten Vortrag vermitteln heißt das Wichtigste für das Verständnis des Dichters tun. Deshalb müssen die Schüler auch die Namen der großen Vortragskünstler wie Wüllners oder des zu früh verstorbenen Milan kennen, am besten zum Besuche ihrer Abende angehalten werden, damit sie wissen, wo sie später Erquickung und Erhebung suchen können.

Wird durch den guten Vortrag des einzelnen Gedichtes mehr Empfinden und Gefühl angeregt, so darf auch die kühl urteilende Arbeit des Verstandes nicht ruhen. Aber sie soll sich nicht in der Zergliederung des Aufbaus oder in der metrischen oder der Worterklärung betätigen, zum mindesten nicht darin erschöpfen. Mehrere Gedichte gleichen Inhaltes oder verwandter Stimmung miteinander zu vergleichen, ist ungleich fruchtbarer und leistet für das Verständnis mehr als die längsten Auseinandersetzungen des Lehrers. Eine so zu eigener Arbeit erzogene Klasse wird, wenn der Lehrer ihr ausgewählte kennzeichnende Gedichte ohne Angabe des Dichters vorträgt, imstande sein zu bestimmen, welcher Zeit das Gedicht angehört, vielleicht sogar, welchem Dichter. Was klassisch ist, was romantisch usw., muß einem Primaner zur lebendigen Vorstellung geworden sein, dafür muß er ein unmittelbares Empfinden haben.

Größere Prosaabschnitte leiden wie ein Drama unter dem zerstückelten Lesen. Wertvoll ist es darum, wenn es gelingt, die betreffende Frage vorher an die Klasse heranzubringen, so daß die Schüler sie selbst als eine empfinden, die sie angeht und der Antwort wert ist. Versucht man zunächst selbst eine Lösung zu finden, so werden sich bald Schwierigkeiten und neue Fragen ergeben, auf die der Primaner noch nicht oder nur unvollkommen zu antworten weiß. Greift man nunmehr zu der Abhandlung des Schriftstellers, so wird sie mit ungleich größerer Teilnahme gelesen werden als wenn man unvorbereitet daran geht. Denn jetzt erscheint der Schriftsteller als Helfer, dessen Gedankengängen man gern folgen will, weil sie nicht von vornherein als un-

bedingt richtig hingestellt sind. Ich denke hier z. B. an den Laokoon und andre Abhandlungen Lessings, bei dessen Namen der Schüler von heute sich eigentlich verpflichtet fühlt, vor Langeweile zu gähnen. Gehen wir selbst vom Bildwerk aus und vom Vergleich mit der dichterischen Darstellung, so wird das Urteil geweckt werden können: der Lessing ist doch gar nicht so langweilig und redet nicht so Selbstverständliches. Stellt man aber den Schüler vor fertige Urteile, so regt sich der natürliche Widerspruchsgeist, und statt die Begeisterung zu wecken, bringt man es fertig, gerade das Schönste unserer Dichtung der Jugend zu verekeln.

Mit dem Laokoon ist das Gebiet der bildenden Kunst berührt. Sie gehört unbedingt in den Deutschunterricht. Kunstgeschichte freilich ist wegen Zeitmangels nicht möglich und nicht nötig. Aber vergleichendes Betrachten einzelner Kunstwerke ist es. Zur Ausrüstung für das Leben gehört auch ein Wegweiser für den Geschmack. Lesebücher wie das von Spieß bieten Aufsätze als Grundlage solcher Betrachtungen. Behandelt werden sie auf die schon erwähnte Weise. Vom Kunstwerk selbst wird ausgegangen. Was sehen wir selbst daran? Wie gefällt es uns? Wie denken wir darüber? Dann erst lesen wir die Abhandlung und finden nun angenehm überrascht Bestätigung oder Berichtigung der eigenen Meinung. Wo ein Museum zur Verfügung steht, ist dies natürlich zu benützen. Nach derartigen Betrachtungen wird stets von einzelnen oder der ganzen Klasse der Wunsch geäußert werden, der Lehrer möge mit ihnen die Sammlung besuchen. Fehlt ein Museum am Orte, so muß die Bildersammlung der Schule als Ersatz eintreten. Zu reichhaltig wird sie nicht sein können. Der Hunger nach Anschauung ist riesengroß, besonders natürlich in Anstalten, die wie das Korps ihre Zöglinge nach außen abschließen. Hier muß der Deutschunterricht ein Fenster öffnen zum Blick in die reiche Fülle der Umwelt.

Herein also mit dem, was der Schüler selbst beobachten kann, herein zumal mit dem, was der einzelne deshalb schärfer sieht, weil er es liebt, woran er selbst durch eigne Anschauung, durch eigne Arbeit lernt. Geschichtliche, erdkundliche, naturwissenschaftliche Liebhabereien können in Aufsatz und Vortrag fruchtbar gemacht werden. Im Korps tritt naturgemäß das Gebiet militärischer Fragen in den Vordergrund, und gern gehen die Vortragenden auf Einzelheiten ein, behandeln ein neues Maschinengewehr oder dergleichen und zwingen den Lehrer, sich selbst erst mit dem Stoff zu beschäftigen, um die Leistung beurteilen zu können. Häufig zeigt sich auch die Liebhaberei für technische Dinge, und hier ergibt sich wie von geschichtlichen und erdkundlichen Aufgaben aus leicht der Übergang zu volkswirtschaftlichen Fragen, die zwar selten aus eigenem Antrieb berührt, aber meist mit großer Freude aufgenommen werden. Von selbst bietet sich hier der Deutschunterricht als Bundesgenosse der Bürgerkunde dar. Des Auslandsdeutschtums darf nicht vergessen werden. Anderseits können auch Vorträge über die antike Kultur, für die Geschichtswerke oder Übersetzungen den Stoff bieten, förderlich wirken. In manchen Klassen erscheinen philosophische Köpfe, dann wird sich, etwa auf Grund des schon erwähnten Spießschen Lesebuches, die Betrachtung solchen Fragen zuwenden.

Überhaupt hängt das, was als Ergänzung der literarischen Betrachtungen heranzuziehen ist, jeweilig von der Zusammensetzung der Klasse ab. Darin muß notwendig Freiheit und Beweglichkeit herrschen. Zusammenfassend sei nur betont, daß der Deutschunterricht in seinem Bemühen, zum Urteil zu erziehen, sich nicht auf das Lite-

rarische und Sprachliche beschränken kann, sondern alle anderen Unterrichtsfächer nicht nur heranziehen kann, sondern sogar soll.

Daß alle Fragen vom deutschen Standpunkte aus betrachtet werden, bedarf wohl kaum der Erwähnung. Auch auf die Fülle von Gedanken, zu denen der Krieg angeregt hat, sei nur andeutend hingewiesen. Seine eindringlichen Lehren auf allen Gebieten, die doch alle zu der einen Mahnung führen: Lerne deutsch empfinden und alles zuerst nach deutschen Gesichtspunkten betrachten, können im deutschen Unterricht nicht ungenützt bleiben. Denn Deutschkunde muß zunächst auf den Unterricht im Deutsch sich stützen.

Nach dem Unterrichtsstoff noch ein kurzes Wort über die Bildung des Ausdrucks. Soll der Primaner sehen und urteilen lernen, so muß er vor allem sich ausdrücken lernen. Dann erst wird die geleistete Arbeit Früchte tragen. Denn erst das Wort, die eigne Prägung des Gedankens, ist schöpferische Arbeit und führt zur Betätigung, zu der zu erziehen das Wichtigste bleibt. Arbeiten, nach außen drängen, nicht bloß aufnehmen und betrachtend zur Seite stehen, das ist uns in den letzten Zeiten deutlich genug gepredigt worden.

Gut sich ausdrücken kann nur der, der das freie Wort beherrscht. Das fordert Übungen in freier Rede von der untersten Stufe an. Da sich das Wort dem Gedanken am leichtesten da fügt, wo der Gegenstand mit Lust und Liebe ergriffen wird, ist die freie Wahl des Themas sicher zuzulassen, auch noch in Prima. Daneben müssen freilich auch vom Lehrer gestellte Aufgaben bearbeitet werden, meist aus der Literaturgeschichte, um hier Entlastung zu schaffen. Das ist schon darum nötig, weil bei der freien Wahl des Themas Stoffe behandelt werden, die nicht allen gleichmäßig bekannt sind, bei denen wenigstens einzelne sich mit der Annehmlichkeit beschaulichen Zuhörens begnügen möchten. Dann müssen einer oder mehrere vorher sich mit dem gewählten Stoffe beschäftigen, um für die Aussprache gerüstet zu sein. Am wünschenswertesten wäre es, wenn jeder im Jahre eine freie und eine gestellte Aufgabe bearbeitete. Aber drei Wochenstunden, das sagt genug! Förderlich sind auch Übungen gemeinsamer Aussprache, denen dann die ganze Stunde zu opfern ist. Überraschend beliebt sind Aussprachen über Erziehungsfragen. Zwei bis drei Redner erhalten ihren Standpunkt zugewiesen, und sie denken sich meist mit großem Geschick in die ihnen zugewiesene Rolle hinein, die andern ergreifen dann nach Belieben das Wort. Unbedingt nötig ist, daß bei allen Vorträgen eine Niederschrift gefertigt und ihrerseits wieder besprochen wird. Das Äußere erfaßt sich ja leicht; daß aber eine gute Niederschrift erst gelernt sein will, wird jedermann wissen.

Soll der Aufsatz beiden vorweg betonten Aufgaben dienen, das Urteil schärfen und den Ausdruck lockern, so gilt es auch bei ihm, möglichst die Teilnahme des Schülers, die Freude an seiner Arbeit zu wecken. Da nun die Begabungen recht verschiedenartig sind und dem einen die sachliche nüchterne Darlegung, dem andern ein „poetischer" Stil liegt, so ist klar, daß im Laufe des Jahres möglichst verschiedenartige Aufgaben gestellt werden müssen. Das führt, wie schon oben erwähnt, dazu, wie für die Redeübung, so auch für den Aufsatz das Gebiet der Dichtung zu verlassen und den Liebhabereien der Schüler nachzugehen. Welche Gefahr darin liegt, Dichterwerke von Schülern durchpflügen zu lassen, braucht kaum näher ausgeführt zu werden. Auf diesem Boden wachsen nicht nur Aufsätze; der Groll und die Verärgerung wachsen

mit, und wer seinen Schiller zu sehr hat zerpflücken müssen, wird wohl gar blind für all die Schönheiten seiner Dichtungen. Um so mehr sollten Fragen herangezogen werden, die im Sinne der vorstehenden Ausführungen zur Beobachtung anregen und zwingen, eine eigene Stellung einzunehmen. Mindestens ein Aufsatz im Jahre sollte der freien Wahl überlassen bleiben. Die Gefahr, alte Ladenhüter vorgesetzt zu erhalten, ist nicht so groß, wenn einmal der Wunsch nach eigener Betätigung geweckt ist. Ganz kann man der Gefahr fremder Hilfe beim häuslichen Aufsatze ja doch nicht entgehen. Auch wird es sich empfehlen, den freigewählten Aufsatz erst später im Jahre fertigen zu lassen, wenn der Lehrer den Stil der einzelnen bereits kennen gelernt hat. Am besten freilich ist es, wenn für solch freie Aufsätze eine mehrstündige Klassenarbeit angesetzt werden kann, natürlich ohne daß vorher freie Wahl der Aufgabe angekündigt wird. Dann zeigt schon die Raschheit der Themawahl, ob einer etwas zu sagen hat und sich entschließen kann, und der Ausdruck wird sich dem am leichtesten fügen, der eigene Gedanken vorzubringen hat. Zum Nachdenken anregen, Fragen aufwerfen wird also die wichtigste Aufgabe des Aufsatzes sein.

Vertiefung, nicht Zersplitterung! Das aber scheint dem Verlangen dieser Darlegungen, der Aufsatz solle wie der gesamte deutsche Unterricht vielseitig sein, zu widerstreben. Wie ist der Widerspruch zu lösen? Mit drei Wochenstunden überhaupt schwer. Es ist möglich, wenn, wie eingangs erwähnt, die Wissensmenge in der Hauptsache bis zur Obersekunda dargeboten ist und die Prima an Bekanntes ihre vergleichenden Betrachtungen anknüpfen kann. Es ist möglich, je eher die Klasse der Aufforderung zu freierer Mitarbeit entspricht. Aber fähige Köpfe sind selten, und jedem, auch bescheidenen Talente Gelegenheit zu freierer Betätigung zu geben, erfordert Zeit. Mehr Zeit für Deutsch! Das ist die unabweisliche Forderung, wenn es gelingen soll, das Deutsch zum Brennpunkt des Unterrichts zu machen. Und das soll es sein!

Der Ansichtskartenaufsatz.

Von **Karl Konrad** in Posen.

Mein Beitrag stellt einen bescheidenen Versuch dar, dem arg spröden Stoffe des deutschen Schulaufsatzes eine neue Möglichkeit abzugewinnen und zwar von der Seite der bildenden Kunst her.[1])

Unser Schülergeschlecht ist ein anderes als das vor 10, 20, 40 Jahren. Die Umwelt spricht mit neuen Zungen zu seinem Geiste. Der still beschauliche, sich an abgezogenem Denken genügende Mensch ist von der Gegenwart überflügelt worden, die das Zeitalter des rastlosen Forschungsdranges genannt werden kann, der Energiefülle, der Unabhängigkeit und Mündigkeit. Unsere Jugend will eindringen in das Verständnis all der Wunder, die sich in Natur und Technik auf Schritt und Tritt offenbaren. Sie verlangt nach Anschauung, hungert nach kräftigen Anregungen. Dem Augenmenschen gehört die Welt, und die Schule, die sich diesen unabweisbaren Forderungen gegenüber auf ihr Altenteil zurückzöge, hätte ausgespielt. Die Kultur-

1) Über den Zusammenhang von Deutschunterricht und bildender Kunst habe ich in zwei Abhandlungen des Deutschen Philologenblattes im Februar und Dezember 1915 geschrieben, die zu meiner Freude mehrfach (wenn auch ohne Quellenangabe) benutzt worden sind: 1. Der Lichtbilderapparat im Dienste des deutschen Unterrichts und 2. Die Organisation des Lichtbilderwesens für die höheren Schulen.

psychologie lehrt, daß es sich hier um eine nicht mehr zu übersehende und zurückzudrängende Zeiterscheinung handelt. Man kann sich ja verschieden dazu stellen; am unergiebigsten erscheint jedenfalls der Standpunkt des bloßen Bedauerns und glatten Verneinens. Wer das Alte, Wahre auch weiterhin angefaßt wissen will, wird gut daran tun mitzuarbeiten, ehe ihm schließlich das Heft aus der Hand gewunden wird.

Wenn ich schon um dieses allgemeinen Beobachtungsdranges willen eine Berücksichtigung der bildenden Kunst im Unterrichte für wünschenswert halte, erscheint mir eine solche notwendig unter einem anderen Gesichtswinkel. Unser deutsches Volk steht im furchtbarsten Kampfe um seine Eigenart. Mehr denn je müssen wir uns auf die Grundlagen unserer Kultur in ihrer Gesamtheit besinnen. Es ist ein Raub an unserem geistigen Besitz, wenn wir nur die Wortkunst in den Kreis unserer Schulfächer ziehen, die bildende Kunst dagegen den Gästen zurechnen, die kein hochzeitlich Kleid anhaben.

Mein nachstehend geschilderter Versuch ist solchen Gefühlen entsprungen. Sind nun auch schon mehrfach von anderer Seite Anregungen gegeben worden, Aufsatzaufgaben dem Gebiete der bildenden Kunst zu entnehmen (so etwa von Prof. G. Belser in der Beilage zum Jahresberichte 1913 des Gymnasiums in Ravensburg), so ist die von mir erprobte Form wohl neu. Ist eine Klasse einigermaßen auf Bildbetrachtungen eingestellt (die höheren Mädchenschulen, die ja in der ersten Klasse eine besondere kunstwissenschaftliche Stunde haben, sind vor allem ein dankbares Feld), dann soll die künstlerische Ansichtskarte die Schüler zu einer gewissen Selbständigkeit des Beobachtens und Darstellens führen. Jeder Schüler erhält ein derartiges Erzeugnis der Kleingraphik, das der Lehrer natürlich spenden muß, befestigt es gefällig in seinem Hefte und schreibt nun gleich in der Klasse seine Eindrücke nieder. Natürlich wird man mit Leichtem anfangen, etwa den beiden mächtigen und doch so schlichten Darstellungen Rethels vom Tode als Freund und als Würger (als Ansichtskarten auf meine Veranlassung vom Verlage E. Matthes in Leipzig hergestellt, wie „Auch ein Totentanz“, jene wunderbare Versinnbildlichung des Todes als Volksverführers. Reichsten Stoff bieten auch F. A. Ackermanns Künstlerkarten, Verlag in München. Erwähnung verdienen gleichfalls die Wiedergaben in Postkartenform, die der Teubnersche Verlag von seinen farbenfrohen Künstlersteinzeichnungen hat herstellen lassen, seine deutschen Kriegsscheibenkarten u. ä.; in der fruchtbaren Möglichkeit, einer Klasse neben jenen Wiedergaben auch die Urbilder vorzuführen, liegt ein besonderer Reiz. Vielleicht kann man dem Schüler auch Gelegenheit bieten, seine Beobachtungsgabe und Gestaltungskraft in Hausarbeiten an selbstgewählten Karten zu erweisen. (Daß eine solche Mannigfaltigkeit für den Lehrer eine ungeheure Entspannung bedeuten würde, liegt auf der Hand.) Wie das im einzelnen zu handhaben ist, bedarf hier keiner näheren Ausführung; ebenso sehe ich davon ab, eigene Erfahrungen hier mitzuteilen — was dem einen frommt und gefällt, braucht bei anderen keinen Anklang zu finden. Wer sich etwas Ersprießliches davon verspricht, mache sich meine Anregung zu eigen!

Gedächtnisbücher zur Ehrung gefallener Lehrer und Schüler.

Von **Rudolf Nicolai** in Annaberg.

Die Frage der Ehrung der im Kriege Gefallenen ist aus begreiflichen Gründen in der letzten Zeit stark in den Hintergrund getreten. Trotzdem soll hier ein Vorschlag für eine Kriegerehrung gemacht werden, bei der die Haupthindernisse, die einem solchen Vorhaben entgegenstehen, die Fortdauer des Krieges und damit zusammenhängend der Mangel an Stoffen und Geldmitteln, wegfallen. Die lange Dauer des Krieges läßt es sogar geraten erscheinen, mit der Ausführung des Plans möglichst bald zu beginnen.

An unseren höheren Schulen — nur um diese handelt es sich im folgenden — wurden nach 1870 Gedächtnistafeln für die Gefallenen angebracht. Diese Ehrung verfehlt sicher ihre Wirkung nicht, und diese Form wird voraussichtlich auch nach diesem Kriege oft gewählt werden. Aber sie hat den Nachteil, daß sie völlig unpersönlich ist. Die Aufzählung von bloßen Namen und Todestagen gibt späteren Schülergeschlechtern zu wenig mit, was innerlich bei ihnen weiterwirkt. Ich möchte deshalb eine Ehrung vorschlagen, die ganz persönlich ist und die deshalb eine dauernde Wirkung für die Zukunft auszuüben verspricht, nämlich die Einrichtung eines Gedächtnisbuches. Ich habe am Königl. Realgymnasium Annaberg (Erzgeb.) vor anderthalb Jahren mit der Zusammenstellung eines solchen Buches begonnen. In das Gedächtnisbuch kommen Abschriften von Briefen der Gefallenen. Ursprünglich war geplant, Briefe nur von solchen Lehrern und Schülern aufzunehmen, die zu Beginn des Krieges der Schule angehörten; allmählich aber erweiterte sich der Kreis auf alle gefallenen ehemaligen Lehrer und Schüler, von denen Briefe zu erreichen waren. Ich wende mich schriftlich an die nächsten Angehörigen und Freunde der Verstorbenen und bitte um Zusendung von Briefen und um die Erlaubnis, Stellen aus diesen in das Gedächtnisbuch zu übernehmen. In den meisten Fällen werden mir bereitwillig Briefe in größerer Anzahl zur Verfügung gestellt. Es gilt nun aus diesem Stoff das herauszusuchen, was den Zweck am besten erfüllt. In erster Linie soll es eine Ehrung für den Toten sein, es soll aber außerdem besonders kennzeichnend für seine Persönlichkeit sein und allgemeinen Wert für alle, die das Buch in Zukunft in die Hand bekommen, haben. Stellen, die rein persönliche Angelegenheiten betreffen, bleiben natürlich weg. Im übrigen gibt es grundsätzlich keinen anderen Gesichtspunkt als den, ein möglichst eindrucksvolles Bild vom deutschen Krieger und vom wahrhaften Krieg zu geben. Der Brief, unmittelbar nach dem Ereignis niedergeschrieben, ist für die Zukunft einmal von größtem Werte, wenn das seelische Erlebnis des Weltkriegs nachgefühlt werden soll. Ich habe deshalb die ganze Stufenleiter der Gefühle von der größten Begeisterung bis zur tiefsten Niedergeschlagenheit aus den Briefen in das Buch übernommen. Der jetzige Krieg ist eben nicht bloße Begeisterung, sondern er wühlt alle Tiefen in der menschlichen Seele auf. Und gerade wenn man aus den Briefen sieht, wie die Soldaten trotz schwerster seelischer und körperlicher Erschütterungen in allen Fällen, wo es darauf ankommt, ihre Pflicht erfüllen, so gibt diese Erkenntnis für die nachfolgenden Geschlechter sehr viel Werte. Ich habe Briefe gefunden, die ein Zeugnis einer geradezu bewundernswerten Seelengröße ablegen, und die deshalb in sich eine Ehrung für den Gefallenen enthalten, wie sie durch andere Mittel gar nicht erreicht werden könnte. Eine große Vielseitigkeit kommt in die Auswahl dadurch, daß bei manchen die Schilderung des

seelischen Erlebnisses überwiegt, während bei andern das Sachliche in den Vordergrund tritt. Sehr mannigfaltige Ereignisse ziehen vorüber, von den Erlebnissen des ersten Vormarsches bis zur Erstarrung des Schützengrabenkriegs, von den Kriegszügen im Osten und Süden, von Fahrten zur See und Einzelkämpfen in der Luft. — Eine Photographie des Gefallenen kommt jedesmal an den Anfang der Abschrift, zwischenhinein verteilt werden verschiedene Bilder aus dem Feld, die die Angehörigen zur Verfügung gestellt haben, nach der Meldung vom Tode kommt meist ein Bild des Grabes. Ein ganz kurzer Lebenslauf enthält nur die wichtigsten Lebensereignisse; die eigentliche Charakterisierung wächst aus den Briefen selbst hervor. Bei der Abschrift helfen mir gern ältere Schüler, auch für eine geschmackvolle zeichnerische Ausgestaltung finden sich begabte Schüler bereit. Nach der Fertigstellung wird das Buch, dem ein Ehrenplatz in der obersten Abteilung der Schülerbücherei zugewiesen wird, an die Schüler ausgeliehen. Eltern der Gefallenen haben mir versichert, daß ihnen diese Ehrung ihrer Söhne sehr wertvoll ist. Von verschiedenen Seiten sind schon größere Geldbeträge in Aussicht gestellt worden, damit das Buch nach dem Kriege als Handschrift gedruckt werden kann. Ich glaube, daß ein solches Gedächtnisbuch den Zweck, den eine würdige Kriegerehrung verlangt, erfüllt, nämlich daß es die Erinnerung an die Gefallenen für die Zukunft lebendig erhält und daß es die nachfolgende Jugend das Erlebnis der Gegenwart so nachfühlen läßt, daß sie dadurch selbst angespornt wird, das Höchste zu leisten.

Zwei strittige Kommaregeln.

I. Der Infinitiv mit zu.

a) Der bloße Infinitiv mit zu wird gewöhnlich nicht durch Komma abgetrennt. Steht er aber nicht allein, sondern ist er irgendwie näher bestimmt, dann wird er durch Komma abgetrennt. Beispiel: Es ist schwer aufzupassen. Es ist schwer, eine Stunde lang aufzupassen. (Muff-Biese, Deutsches Lesebuch. Anhang § 46. Berlin 1914, Grote.) Dieselbe Meinung vertreten z. B. Sütterlin-Martin, Grundriß der deutschen Sprachlehre. Leipzig 1908, Voigtländer. § 194; Klinge, 44 Interpunktionsdiktate. 4. Aufl. B. G. Teubner 1912. S. 31.

b) Der Infinitiv mit zu wird durch ein Komma abgetrennt: ... 2. wenn er bekleidet ist, d. h. andere Satzteile bei sich hat; 3. wenn auf ihn durch ein Pronomen oder Adverb hingewiesen wird: es ist menschlich, zu irren; er rechnete damit, zu siegen usw. (Mensing, Deutsche Grammatik für höhere Schulen. Ausg. A. 18. Aufl. Dresden 1918, Ehlermann. § 66.) Ebenso: Duden, 9. Aufl. 1915. S. XL; Lyon-Scheel, Handbuch der deutschen Sprache für höhere Schulen. 1. Teil. 8. Aufl. B. G. Teubner 1917. S. 176; von Sandens Deutsche Sprachlehre für höhere Schulen. Ausg. B. Breslau 1912, Hirt. § 188.

c) Das letztgenannte Werk bringt auch noch eine Ergänzung, die keins der angeführten Bücher hat: Geht der Infinitiv mit seiner Erweiterung dem regierenden Satze voraus, oder ist er in den regierenden Satz eingeschoben, so entsteht eine engere grammatische Verbindung. Sie erscheint dem Verstande als ein untrennbares Ganze; demgemäß fehlt in diesem Falle das trennende Komma: Allen zu gefallen ist unmöglich. Mein Freund, den ich wiederzusehen nicht mehr gehofft hatte, ist angekommen.

Bezeichnend für die Anhänger der Auffassung unter a) ist, daß Klinge sich „zur Vermeidung einer Doppeldeutigkeit" doch entschließt, das Komma ausnahmsweise etwa in folgendem Beispiel zu setzen: Es gelang dem Raubtiere, zu entfliehen.

II. Das Komma vor „und".

A.

„Sind zwei Sätze durch und (oder) verbunden, so steht ein Komma vor und (oder), wenn der zweite Satz ein neues Subjekt enthält." Das ist die vielfach übliche, aber ungenügende Formulierung der oft verletzten Regel. Es kommt ja bekanntlich vielmehr darauf an,

daß kein Satzteil beiden Sätzen gemeinsam sein darf, auch nicht Prädikat, Objekt usw. Gewöhnlich handelt es sich allerdings darum, zu beachten, ob das Subjekt für beide Sätze gemeinschaftlich steht oder ein neues Subjekt auftritt.

Wenn nun aber und (oder) zwei Nebensätze verbindet, so finden wir sogar Widersprüche in den Grammatiken.

a) Nur wenn die Nebensätze durch und oder oder verbunden sind, bleibt das Komma fort; z. B. Ich weiß, wie er heißt und wo er wohnt (= seinen Namen und seine Wohnung). Ich weiß nicht, wann er kommt oder ob er überhaupt kommt. (Mensing § 68.)

b) Ist das Einführungswort (Relativ-, Frage- oder Bindewort) wiederholt oder ein neues Einführungswort gesetzt, so tritt dieselbe Regel ein wie bei den beigeordneten Hauptsätzen; es steht also vor und und oder ein Komma: Er fragte mich, wo ich gewesen sei, und was ich erfahren hätte (von Sanden § 187). Ebenso Klinge S. 36 und Sütterlin-Martin § 201.

c) Bei Muff-Biese (§ 47, 3) und Duden (S. XXXIX) schließt sich der Wortlaut der Regel an a) an; sie bringen aber nur Beispiele, in denen das Einführungswort für beide Nebensätze gemeinsam steht, also auch nach den Verfechtern von b) kein Komma zu setzen ist.

Ich folge hier durchaus der Gruppe b) und habe die Regel seit langem für Haupt- und Nebensätze gemeinsam formuliert:

Verbindet und (oder) zwei vollständige Sätze (in denen also nicht ein einziges Wort für beide gemeinsam steht), so setzt man davor ein Komma.

Andere Lehrbücher als die angeführten habe ich gerade nicht zur Hand. Doch die Beispiele genügen wohl, um das Durcheinander in diesen beiden herausgegriffenen Fragen der Zeichensetzung zu zeigen. Können denn solche offensichtlichen Widersprüche nicht beseitigt werden, wenn doch schon einmal Regeln aufgestellt werden?

Dr. Gülzow (Barth).

B.

Mit Recht weist Bernhardt in Heft 6 darauf hin, daß das Komma kein Pausezeichen, sondern ein gedankliches Zeichen im Deutschen ist. Dabei lassen sich meines Erachtens klar zwei Fälle unterscheiden, die für die Setzung des Kommas vor „und" Bedeutung haben. Im ersten Falle ist dies Bindewort bloßes Anfügungswort von parallelen Satzteilen oder Sätzen. Ein Komma würde da nur stören:

I. 1. Vater und Mutter sind fort.
2. Das Schiff sank mit Mann und Maus.
3. Die Männer nahmen das Boot und suchten das Weite.

II. 1. Wir tun es, da uns kein Ausweg bleibt und da wir unseren Grundsätzen treu bleiben wollen.
2. Wir fragen dich, wo dein Vater ist und was du zu tun hast.
3. Er schlägt so furchtbar, daß Hagen zu Boden stürzt und der Schild zerbricht.

Im zweiten Falle steht das Komma, weil durch „und" ein Satz mit völlig neuem Gedankeninhalt angeschlossen wird.

III. 1. Da tritt Hagen heran, und die Wunden fließen.
2. Er kam an den Kreuzweg, und da er sich keinen Rat wußte, . . .
3. Zornig war er, da er sich keinen Rat wußte, und die Einsamkeit schien ihn nur zu höhnen.

Außer diesen Fällen kommt nur noch ein Zufall in Betracht. — Vor „und" steht nämlich stets das Komma, wenn eine Apposition oder ein Attributivsatz vorhergeht.

IV. 1. Als der Tote auf der Bahre liegt, kommen die Könige, ihre Brüder, und die Verwandten.
2. In der Ermattung vom Streite, der von Mittag bis in die Nacht gewährt hat, und in der Gewißheit ihres Unterganges ist ihnen ein kurzer Tod lieber als lange Qual.

Endlich können auch zwei der genannten Gründe zwingen, ein Komma vor „und" zu setzen.

V. Kriemhild genest eines Sohnes, der Ortlieb genannt wird, und nochmals verstreichen sechs Jahre.

Johannes Schröder (Altona).

C.

Im 6. Heft des 32. Jahrgangs dieser Zeitschrift erwidert H. Bernhardt im allgemeinen durchaus zutreffend auf die im 12. Heft des 30. Jahrgangs erschienenen Ausführungen Lunzes, die die Abschaffung des Kommas vor „und" befürworten. Da mir jedoch auch bei Bernhardt einzelnes anfechtbar erscheint, gestatte ich mir nochmals auf die Angelegenheit zurückzukommen. Zunächst möchte ich die Regel, wann vor „und" ein Komma zu stehen hat, einfacher und richtiger als Bernhardt („Ein Komma wird vor „und" und „oder" nur dann gesetzt, wenn auf sie ein vollständiger Satz folgt, der mit dem vorhergehenden keinen Satzteil gemeinsam hat") so fassen: „Vor „und" steht nur dann ein Komma, wenn es Hauptsätze verbindet." Diese Fassung ergibt sich unmittelbar aus den beiden Kommaregeln, wie sie sich im grammatischen Anhang der Hopf und Paulsiekschen Lesebücher finden: 1. „Zusammengehörige vollständige Hauptsätze werden durch Kommata getrennt, mag der eine Hauptsatz mit dem andern durch eine Konjunktion verbunden sein oder nicht." (Beispiel: Die Glocke tönt, und so ist dir's befohlen.) 2. „Beigeordnete Sätze werden durch Kommata getrennt, wenn sie nicht durch „und" oder durch „oder" verbunden sind." (Beispiel: Er schlug, daß weit der Wald erklang und alles Eisen in Stücke sprang.) Um noch einmal alle Möglichkeiten zusammenzufassen: Es steht vor „und" selbstverständlich kein Komma, wenn es Satzteile verbindet; es steht auch kein Komma, wenn es Nebensätze verbindet (hiergegen verstößt die Bernhardtsche Fassung der Regel); es steht eben nur dann ein Komma, wenn „und" Hauptsätze verbindet. (Bei kurzen Imperativen allerdings läßt man wohl das Komma aus. Es wird niemand „Bete und arbeite" mit einem Komma versehen wollen.) So dürfte die Regel kurz, klar und sehr vernünftig sein. Zwischen Hauptsätzen möchte ich trotz Bayern nicht auf das Komma verzichten; denn Hauptsätze sind doch etwas so Selbständiges, auch wenn sie durch „und" verbunden sind, daß ich deren mehrere nicht in eins zusammenziehen möchte. Anders liegt die Sache, wenn „und" Nebensätze verbindet (s. o. „Er schlug, daß weit ..."). Hier würde ein Komma vor „und" die Tatsache verschleiern, daß der zweite Nebensatz ebenso wie der erste dem Hauptsatz untergeordnet ist. Häufig würde in diesem Falle das Komma vor „und" den zweiten Nebensatz geradezu als Hauptsatz erscheinen lassen; etwa: „Er schlug, daß weit der Wald erklang, und alles Eisen zersprang." Lunze hat also ganz recht, wenn er ohne Komma schreiben will: „In dem höfischen Intrigen- und Lügengewebe, das man damals Politik nannte und das man um so höher schätzte, je verlogener ..." Bernhardt will hier im zweiten Relativsatz „das man" auslassen. Es kann dahingestellt bleiben, ob wir dadurch besseres Deutsch erhalten; die Auslassung der beiden Wörter entscheidet jedenfalls die Frage nicht, ob ein Komma vor „und" stehen muß, wenn der Satz in der obigen Form dasteht. Soweit dürfte die Sache ganz einfach liegen und auch einem Quartaner kaum Schwierigkeiten machen. Etwas verwickelter sind die Dinge — aber auch nur auf den ersten Blick —, wenn dem zweiten Hauptsatz ein Nebensatz vorausgeht. In diesem Falle kommt Lunze zu einer ganz sonderbaren Art der Zeichensetzung, nämlich zum Komma hinter „und". In seinem Beispiele: „Bulgarien ist zum Zwecke der Verfrachtung seiner reichen Ernte auf die Freigabe des Donauweges angewiesen, und wenn Serbien sich nicht endlich bewogen fühlen sollte, diese Wasserstraße freizugeben, wird es mit ihrer gewaltsamen Öffnung zu rechnen haben" will Lunze allen Ernstes das Komma hinter das Wort „und" gesetzt wissen, um es nicht „von dem nachfolgenden Hauptsatz, den es doch einleiten soll, gewaltsam loszureißen und es dem Nebensatz einzuverleiben, mit dem es doch absolut nichts zu schaffen hat". Wie steht es nun hier mit der Zeichensetzung? „Und" verbindet hier zwei Gedanken: 1. Bulgarien braucht die Donau. 2. Unter Umständen wird Serbien mit gewaltsamer Öffnung zu rechnen haben. Dieses „unter Umständen" ist (wie Bernhardt bemerkt, nicht eben glücklich, wenn auch meines Erachtens durchaus nicht in fehlerhafter Weise) durch den Satz mit „wenn" ausgedrückt. „und" gehört natürlich nicht zu dem Nebensatz (Lunze), es gehört aber auch nicht zu dem Hauptsatz; es verbindet vielmehr den ersten Gedanken, der in einem Hauptsatz ausgedrückt ist, mit dem zweiten Gedanken, der in einem Satzgefüge ausgedrückt ist. Vor „und", das die beiden in Hauptsätzen (einmal Hauptsatz + Nebensatz) ausgedrückten Gedanken verbindet, steht ein Komma. Es ist aber widersinnig und unlogisch, wenn man hinter dieses verbindende „und" ein Komma setzen will. Das eben Gesagte gilt nicht nur von „und", es gilt von allen Konjunktionen. Hinter einer Konjunktion kann nur dann ein Komma vorkommen, wenn es sich

um eine unorganische Einschachtelung handelt. Lunze meint zwar, jedermann schriebe: „Das Wetter ist zwar ganz schön, aber,(Komma) wenn du mich nicht abholst, werde ich dennoch zu Hause bleiben." Meines Erachtens ist auch das Komma hinter „aber" ganz verkehrt. „aber" verbindet — genau wie oben „und" — einen Hauptsatz mit einem organischen Satzgefüge. Was ich aber unter einer unorganischen Einschachtelung verstehe, möge noch folgendes Beispiel erläutern: „Du hast ganz recht, aber, (Komma) wie (lat. ut) ich dir schon gesagt habe, es schickt sich nicht, es in dieser Form zu äußern." Hier verbindet „aber" die beiden Hauptsätze (keine Inversion im zweiten Hauptsatz!). Dagegen: „Was du sagst, ist richtig, aber (kein Komma!) wie (lat. quo modo) du es sagst, schickt es sich nicht."

G. Martin (Heide in Holstein).

D.[1])

Jetzt ist genug Heu herunter, heißt es in meiner Heimat, wenn jemand nicht länger ansehen oder anhören kann, was ihm verkehrt erscheint. Nachdem nunmehr drei Herren über das Komma vor und geredet haben, ohne den wichtigsten Gesichtspunkt auch nur zu berühren, kann ich nicht umhin, mit einigen Worten darzulegen, was die Sprachgeschichte zur Sache zu sagen hat.

Mit dem Worte Satzzeichen, das der achte Band des Deutschen Wörterbuchs von 1893 noch nicht kennt, hat die Interpunktion eine nicht unbedenkliche Verdeutschung erfahren. Unsere Interpunktionen sind von Hause aus keine Satzzeichen, sie haben im allgemeinen mit dem Satz, mit logisch-grammatischen Kategorien ursprünglich nichts zu tun; sie sind mit diesen erst später verknüpft worden; man vergleiche die Darstellung von Alex. Bieling in seiner Schrift „Das Prinzip der deutschen Interpunktion", Berlin 1880. Sie sind ursprünglich Vortragszeichen, d. h. Pausenzeichen, Bezeichnungen der Stellen, an denen Ruhepunkte eintreten können oder sollen. Notker setzt massenhaft Zeichen im Innern von Sätzen, an den Stellen, wo Satztakte zu Ende gehen. Diese Rolle des Zeichens spiegelt sich noch sehr deutlich in der herkömmlichen Regel, daß vor und ein Komma stehe, wenn der damit beginnende Redeteil kein Glied mit dem Redeteil gemeinsam hat, der dem und vorhergeht.

Wenn von zwei durch und verknüpften Sätzen jeder einzelne durchaus vollständig, also nicht auf den Nachbarsatz angewiesen ist, so ist die Verbindung ganz lose; der den ersten Satz ausspricht, braucht an den zweiten zunächst noch gar nicht zu denken; es besteht kein Grund, den zweiten Satz eng an den ersten anzuschließen; es kann unbedenklich eine Pause eintreten. Anders, wenn die beiden Sätze ein Glied gemeinsam haben: steht dieses im zweiten Satz, fehlt also dem ersten ein Stück, so drängt der Gedanke aus dem ersten in den zweiten Satz, verlangt nach schleuniger Ergänzung; gehört der übereinstimmende Teil dem ersten Satz an, so kann er nicht genügend in den zweiten hinüberwirken, wenn dieser nicht in engem Anschluß nachfolgt.

Dieser Verschiedenheit in der geistigen Verknüpfung entspricht der Unterschied zwischen Vorhandensein und Fehlen des Kommas. O. Behaghel (Gießen).

Türkische Sprachreformbestrebungen und deutscher Unterricht in der Türkei.

Von **Otto Eberhard** in Greiz.

1.

Die Türkei hat in der jüngsten Zeit die Entwicklung vom Panislamismus zum Panturkismus durchgemacht. Die nationalistische Wendung macht sich vor allem auf politischem Gebiete bemerkbar, aber die neue Strömung hat sich auch der Sprachpflege und des Schrifttums bemächtigt und hier dank dem Einfluß der maßgebenden Kreise in der Regierung außerordentliche Erfolge gezeitigt. Das wird deutlich, wenn wir folgenden Protest aus der jüngsten Vergangenheit in das Licht der Gegenwart stellen.

1) Damit schließen wir die Aussprache über diesen Gegenstand.

Vor noch nicht zehn Jahren ereiferte sich ein griechischer Professor der Theologie in dem türkischen Halki zu der osmanischen Sprachfrage folgendermaßen: „Was? die Türken verlangen, daß wir ihre Sprache erlernen? Daß wir sie uns als Schul- und Geschäftssprache aufzwingen lassen? Sie haben ja gar keine Sprache; sie können nicht eine längere Periode schreiben, ohne Arabisch zu stehlen, und würde man das arabische Wörterbuch mit den Worten versehen: 'Hier darf nicht gestohlen werden', so wären die Türken verloren." Und heute? Heute wird in jeder Volks- und Fremdschule innerhalb des Staatenverbandes das Türkische als Pflichtsprache mit einem erheblichen Stundenausmaß getrieben, und ein hochgespannter Nationalismus hat im Verlauf des Krieges sogar das für alles Wirtschaftsleben in der Türkei umwälzend wirkende sogenannte „Sprachengesetz" zuwege gebracht, nach dem für die Handelsgesellschaften nach Ablauf einer zweijährigen Frist der gesamte Geschäftsbetrieb und Schriftendienst fast ausnahmslos in der türkischen Sprache zu erfolgen hat. Dieser Überschwang nationalistischer Bestrebungen wird sich freilich nach Wiederaufnahme der internationalen Beziehungen eine Einschränkung gefallen lassen müssen, wenn er nicht die eigene Weltgeltung beeinträchtigen und die Bedeutung der vielsprachigsten Fremdenverkehrsstadt in Europa herabsetzen will.

Mit der türkischen Kultur, soweit von ihr überhaupt die Rede sein konnte, stand auch die türkische Sprache ganz in der Schuld und auf den Schultern Arabiens und Persiens. An diesem Sprachgemisch nahm die neu erwachende „Geistigkeit" in der Türkei den ärgsten Anstoß, da dreiviertel des Wortschatzes dem Arabischen und Persischen entlehnt war; sie fordert heute mit Nachdruck eine „Nationalisierung" der Sprache, die das Sprachgut aus den Fesseln fremder Dichtungsarten befreit und nach seinen eigenen Gesetzen behandelt. Blätter und Vereine sind dafür tätig. Auch das Unterrichtsministerium ist mit großem Eifer auf diese nationalen Sprach- und Lebensreformen eingegangen. Wie es heute amtliche Kommissionen zur Erhaltung der alten türkischen Bau- und Geschichtsdenkmäler gibt, und wie die Einrichtung einer osmanischen Nationalbibliothek im Wege ist, so läßt das Ministerium auch ein nationaltürkisches Schrifttum sammeln und schaffen, das in mancherlei Schriftreihen ans Licht tritt, und insbesondere hat es eine „Kommission für wissenschaftliche Sachausdrücke" eingesetzt, die dem islamisch-orientalischen Kulturkreis diejenigen Begriffsformen schaffen soll, die die Berührung mit dem europäischen Geistesleben bedingt. Auf breiterer Grundlage geht daneben die Arbeit der 1913 begründeten „Akademie der türkischen Wissenschaften" einher, die in einer Reihe von Abteilungen sich um den Aufbau einer nationalen Kultur und die Schaffung einer neuen Literatur und Sprache müht.

Alles Stürmen und Drängen von vereinswegen vermag indessen das notwendige Neue nicht hervorzuzaubern; und behördliches Reglementieren führt auf einem Gebiete, dessen Lebensäußerungen organisch aus dem Volkstum hervorwachsen, ebensowenig zum Ziel wie das Schelten über die ungesunden und unhaltbaren Zustände. Das wird man auch in der Türkei erkennen müssen, denn alles Reden und Schreiben um die Sache herum und alle wohlgemeinte Arbeit hat noch nicht zu der Schaffung einer neuhochtürkischen Gemeinsprache geführt, die dem Volksleben wie der Literatur nottut. Es kämpfen vielmehr nach wie vor zwei Sprachen in dem Schrifttum miteinander, die alte musikalische Dichtersprache mit ihrem persisch-arabischen Wortschatz und ihrer schwulstigen Ziermetrik, und die in jüngster Zeit neugeschmiedete, reine und urwüchsige Türkensprache, die angeblich nach der Weise des Volkes spricht. An Vorkämpfern des alten Stils und des fremden Rhythmus fehlt es auch heute nicht, und sie weisen darauf hin, wie der Sprache durch den Ausfall des überlieferten klassisch-orientalischen Wortschatzes Reiz und Schwung genommen würde, wie das Schrifttum

einem harten, spröden Körper gleichzustehen käme ohne Schönheit, ohne Eindruckskraft und Bildhaftigkeit. Die Neusprachler halten dem entgegen, daß das übliche Sprachgemisch in den Literatur- und Presseerzeugnissen und auch in den Veröffentlichungen der Behörden jeglicher Gemeinverständlichkeit ermangele und dem einfachen Manne in der Hauptstadt, viel mehr noch der bäuerlichen Bevölkerung in der Provinz völlig verschlossen sei, wie ferner in dieser Fremdtümelei eine Vergewaltigung des nationalen Sprachgeistes und ein einer lebenskräftigen Nation unwürdiger Zustand liege. Aber diese jungen Geister sind in der Kritik stärker als in tragfähigem Aufbauen; sie gehen in ihren Besserungsvorschlägen vielfach auseinander, sie verlieren sich in Liebhabereien und verfallen regelloser Willkür; dazu ist die ganze Bewegung und Stimmung noch recht jung, wenn man den Vorgang organischen Sprachwachstums gegen sie hält.

Wege, wie man wirklich vorwärts und aus dem Sprachelend herauskommen kann, hat das Unterrichtsministerium bereits eingeschlagen, als es aus den ältesten Schrift- und Inschriftdenkmälern des weitverzweigten Türkvolkes Material erheben ließ und es dem Geist des heutigen Türkisch anzupassen versuchte. Allein die mühsame, liebevolle und unermüdliche Kleinarbeit des Sammelns und Sichtens schafft die breite Grundlage nationalen Eigenlebens und Sprachbewußtseins; es bedarf einer zähen, planmäßigen Kleinarbeit, die freilich dem türkischen Volkscharakter wenig liegt.

2.

Die Sprachreinigung der Vereine gilt dem persisch-arabischen Fremdwörtertum. Das Sprachbehauptungsstreben der Regierung ist noch mehr durch den Westen bestimmt und richtet sich gegen die Vorherrschaft des Französischen; in den beiderseitigen Bemühungen schlägt das nationale Herz. Das Französische war bis vor gar nicht ferner Zeit gewissermaßen die zweite Amtssprache in der türkischen Staatsverwaltung, alle für die Fremden berechneten Schriftstücke waren französisch abgefaßt oder vorgedruckt. Heute ist es aus der Verwaltung fast ganz verschwunden, und die leitenden Kreise der Türkei bemühen sich durch mancherlei Verordnungen, die bis zu den Anmeldezetteln für die Fremden in den Gasthöfen und bis zu den Aufschriften der Straßenbahn herniedersteigen, der Landessprache im öffentlichen Leben den ihr als Staatssprache gebührenden Platz zu sichern. Das Französische ist in den Regierungsschulen, wenngleich es unter den Fremdsprachen immer noch an erster Stelle steht, aus seiner Alleinherrschaft verdrängt, und das Türkische rückt auch in den fremden Privatschulen in den Vordergrund; nationale Feiertage werden in den ottomanischen Schulen begangen, und die neuerdings gepflegte Legende und die Heldenverehrung wecken in den jungen Herzen Empfänglichkeit für geschichtliche Größe.

Da fragt es sich, wie sich denn diese von einem starken Selbstgefühl getragene und auf Erstarkung des Nationalbewußtseins bedachte Bewegung zu dem Plan der deutschen Mitwirkung bei den Reformen auf dem wirtschaftlichen, militärischen und staatlichen Gebiete im allgemeinen und zu dem Einfluß des deutschen Gedankens auf das türkische Geistesleben im besonderen stellt. Von vornherein muß hier gesagt werden, daß die nationalistisch Gesinnten, abgesehen natürlich von eifernden Einspännern, nicht schlechtweg fremdenfeindlich oder gar dem deutschen Bündnisgedanken abgeneigt gesinnt sind. Der Herzschlag ihres Strebens ist die ideale Liebe zu ihrem unverfälschten Türkentum, nicht Haß und Abneigung gegen das Europäertum. Sie kennen und schätzen die schöpferische Kraft deutscher Arbeit. Sie würdigen auch die Erzeugnisse der deutschen Geisteswissenschaft und schicken gegenwärtig einen Bruchteil ihrer jungen, nachwachsenden Intelligenz an unsere Bildungsstätten, damit sie sich durch die Vertrautheit mit deutschem Denken und Arbeiten für den Aufbau ihres Staates rüsten.

Über den Platz, den der deutsche Unterricht heute an den türkischen höheren

Schulen einnimmt, hat der deutsche „Beirat" im ottomanischen Unterrichtsministerium, Geheimer Regierungsrat Professor Dr. Franz Schmidt, in der Monatsschrift für höhere Schulen jüngst berichtet (vgl. Die Islamische Welt 1917, Heft 12). Er kommt dort an der Hand statistischer Nachweise und auf Grund seiner erstklassigen Kenntnis der Verhältnisse zu dem Urteil, daß die höheren Schulen der Türkei begonnen haben, dem hohen Ansehen und der nahen Beziehung zu ihr, die Deutschland in den letzten Jahren gewonnen habe, im ganzen in einer aussichtsreichen Pflege des deutschen Unterrichts Rechnung zu tragen.

An 36 von 55 Vollanstalten oder Sultani-Schulen (mit zwölfjährigem Lehrgang, etwa unseren Gymnasien, Realgymnasien und Oberrealschulen entsprechend) wird heute in der Türkei deutscher Unterricht erteilt, und zwar an 30 Knaben- und 6 Mädchen-Sultanijes; davon sind je 5 in der Hauptstadt und ihren Vororten. An diesen Schulen empfangen rund 4100 junge Türken und fast 1000 junge Türkinnen deutschen Unterricht. Die Schulen treiben zwei fremde Sprachen, doch so, daß der einzelne Schüler immer nur eine der beiden Fremdsprachen erlernt. Die ganze Anstalt ist also gewissermaßen in zwei Sprachhälften zerlegt, die einander auch in der Schülerzahl wie in der Zahl der wöchentlichen Unterrichtsstunden völlig entsprechen; die eine Hälfte treibt stets Französisch, die andere Deutsch oder Englisch. Während heute der englische Unterricht zurückgeht, ist die deutsche Sprache offenbar im Aufstieg begriffen. Dieser fremdsprachliche Unterricht setzt aber erst mit dem sechsten Schuljahr ein und steigt dann durch die sieben oberen Klassen mit 5, 5, 4, 4, 5, 5, 4 Wochenstunden bis in die zwölfte Klasse auf. Vorderhand ist die Durchführung noch nicht vollzogen, da der deutsche Unterricht erst im vierten Jahre, an einigen wenigen Schulen erst im zweiten Jahre, erteilt wird. Für eine raschere Durchführung mangelt es weniger an dem guten Willen des Ministeriums als an den Mitteln, die die Lage gegenwärtig fast ausschließlich für die Kriegführung erfordert, aber auch an geeigneten, beruflich vorgebildeten deutschen Lehrkräften und an guten Unterrichtsbüchern; es fehlt noch immer nach dem Urteil unseres Sachverständigen an einem tüchtigen, für den ganzen Lehrgang des deutschen Unterrichts ausreichenden Lehrbuche. Wenn ihm dennoch die Ergebnisse des Unterrichts, trotz mangelnder Sachkenntnis und Methode, oft ganz erfreulich scheinen, so spricht das für die Hingabe auch unzulänglicher (Gelegenheits-) Lehrkräfte wie für den Fleiß und Eifer der Schüler; die Arbeit muß bei diesem Ausmaß sich naturgemäß auf die Aussprache, auf Grammatik und die Hauptschätze der deutschen Literatur beschränken.

An den Idadi-Schulen, die etwa unseren Realschulen entsprechen, ist die Einführung des deutschen Unterrichts noch nicht gelungen; hier behauptet das Französische nach wie vor die Alleinherrschaft. Aber der ganze Umschwung, der von dem Französischen weg und zu dem Deutschen hin strebt, wird doch deutlich, wenn wir der Entwicklung der ältesten und lange Zeit alleinigen Sultanije, des kaiserlichen Lyzeums Galata-Seraj, die jüngste Einrichtung der Stambul-Sultanissi gegenüberstellen. Dort war ursprünglich Französisch dermaßen Trumpf, daß diese damals die Stelle der Universität vertretende Bildungsanstalt bei ihrer Begründung (1868) rein französisch gedacht war und hernach, infolge aufgekommener Gegenströmungen, wenigstens mit französischem Vormittags- und türkischem Nachmittagsunterricht den Grundsatz französisch-türkisch durchführte. Hier wächst sich gegenwärtig in der besuchtesten höheren Knabenschule der Hauptstadt der Grundsatz „halb deutsch, halb türkisch" aus, indem mit dem deutschen Unterricht bereits im zweiten Schuljahr der Grund gelegt wird und dann das Deutsche elf Jahre hindurch die volle Hälfte aller Unterrichtsstunden besetzt, so daß in den höheren Klassen von dem reinen Sprachunterricht auch zu deutschem

Sachunterricht fortgeschritten werden kann. Der Zweck ist deutlich: die Schüler sollen mit der deutschen Sprache so verwachsen, daß sie hernach in jedes Gebiet des deutschen Geisteslebens einzudringen vermögen und als Pioniere einer europäisch befruchteten nationalen Kultur bei dem Neuaufbau der Türkei in erster Reihe stehen.

Neun geeignete reichsdeutsche Lehrkräfte hat das Auswärtige Amt in Berlin auf Ersuchen für diese deutsch-türkische Lehranstalt zur Verfügung gestellt, deren Ausbau noch längst nicht vollendet ist. Und diesem Gegenstück zu dem Lyzeum Galata-Seraj ist im Herbst 1916 als weibliche Bildungsanstalt mit genau derselben deutsch-türkischen Prägung und Abzweckung unter der Leitung einer Berliner Oberlehrerin das Mädchenlyzeum der Kandilli-Seraj Sultanissi an die Seite getreten. Die Berufung deutscher Lehrerinnen für Lyzeen und Gewerbeschulen schreitet fort, und national gesinnte Frauenvereine wie die „Osmanische Frauengesellschaft" nehmen in den von ihnen unterhaltenen Mädchenschulen (z. B. der Nationalen Mädchenschule Ferriköj von 1913) die deutsche Sprache als Unterrichtsfach auf. Die Überzeugung, daß die deutsche Sprache in dem Wirtschaftsleben des Orients eine Zukunft hat, nimmt dort in dem Maße zu, als der französisch-englische Einfluß abnimmt und die geistige Überlegenheit Deutschlands über Frankreich offenkundig wird. Auch innerhalb der arabischen Sprachhälfte des Reiches bringen private Kreise und streng muslimische Wohltätigkeitsgesellschaften, die sich mit der Schulunterhaltung befassen, deutschem Unterricht für die arabische Jugend und deutschen Sprachförderungslehrgängen für die Erwachsenen ihre tätige Anteilnahme entgegen; das läßt sich z. B. in dem geistig regen Jaffa beobachten.

So entfaltet sich innerhalb des türkischen Staatenverbandes der deutsche Einfluß trotz der hochgespannten nationalistischen Stimmung auf völlig geradem und gewissenhaftem Wege. Denn die deutsche Sprachenpolitik treibt nicht, wie vor dem Kriege Frankreich, England, Rußland im Orient, eine eigenwillige Minierarbeit, die jeglichem nationalen Eigenbewußtsein das Wasser an der Wurzel abgräbt, sondern sie verurteilt solche formale Okzidentalisierung, die den Fluch der Halb- und Zwitterbildung in sich trägt. „Es wäre schlimm, wenn die Türken durch uns in ihre dritte literarische Gefangenschaft gerieten: nach der persischen und französischen in die deutsche" (Hachtmann, Die türkische Literatur des 20. Jahrhunderts, Leipzig 1916). Deutsche Sprach- und Bildungspolitik bejaht vielmehr die Eigenart und Bodenständigkeit der uralten türkischen Kultur; sie will mit ihren Mitteln und Methoden verschüttete Quellen neu anstechen und durch ihre Lebenskräfte den Kulturboden befruchten helfen, damit in der Zukunft einmal auf dem Wege der Erneuerung von innen heraus, nach innerlicher und selbständiger Verarbeitung der europäischen Einflüsse, die verjüngte Türkei ein Fackelträger und Kulturspender werde für die morgenländische Völkerwelt. Nichts anderes aber erstrebt der türkische Nationalismus.

Nachwort des Herausgebers: Mit dem Waffenstillstand der Türkei hat auch diese deutsche Arbeit zunächst ein Ende; denn nach den Bedingungen müssen alle Deutschen binnen vier Wochen das Land räumen. Aber die Anfänge sind gemacht und dürfen nicht vergessen werden. Wenn unser Volk sich weiter erhalten soll, muß es auch wieder seinen Blick auf Weltbeziehungen und Weltwirtschaft richten. Dann wird es auch in der Türkei wieder an die Arbeit gehen und besonders die Schule ins Auge fassen müssen.

Literaturbericht 1917/18.

Pädagogik.

Von **Raymund Schmidt** in Leipzig.

3. Schule und Schulreform.

(Wesen der Schule, Reformvorschläge, Lehrerbildung, Unterrichtsgestaltung.)

Was uns fehlt, sind Persönlichkeiten, und die Schule im weitesten Umfange hat die Aufgabe, alle Kräfte zur Gestaltung solcher Persönlichkeiten freizumachen. So lautet das Leitmotiv eines geistvollen Werkes Gaudigs[53]), das einen Weckruf darstellt an alle, die deutsch empfinden und mit der Bildung unserer deutschen Jugend irgendwie in Berührung stehen. In alle Schulzweige leuchtet der Verfasser hinein, in allen Fächern sucht er das persönlichkeitsbildende Moment, überall zeigt er die Fäden auf, die von der Schule zu den an der Erziehungsarbeit mitbeteiligten Gemeinschaften (Elternhaus, Staat, Kirche) führen, und rüttelt mit lebendigem Wort Gefühle des Anteils, der Verantwortlichkeit wach. Großzügig erlöst der Verfasser das Erziehungswesen von der gewohnten „autonomen" Betrachtungsweise und bettet sie in den ganzen Kulturzusammenhang. So ist ihm denn auch „Persönlichkeit" nicht im strengsten philosophischen Sinne Losgelöstsein, Individualität, sondern vielmehr bei aller Eigenheit Verbundensein mit den Formen und Gestaltungen der Umgebung. Von der werdenden „sozialen" Persönlichkeit und dem Anteil des Schülers an seiner Heranbildung ist in den beiden packend geschriebenen Bänden die Rede.

Unter der gleichen Flagge (Persönlichkeitspädagogik) segelt nun schon in eine 4. Auflage hinein eine beherzigenswerte Schrift von Ernst Linde.[54]) Der Verfasser legt den Wert auf die bildende Persönlichkeit des Lehrers. Ihn will er befreien von den Schablonen der Methoden, will ihn zu einer freigestaltenden künstlerischen Persönlichkeit machen. Nicht Wissen und Gedächtnisleistung macht den Pädagogen, sondern der lebendige Geist, der in unmittelbarer Berührung mit der Kinderseele anschaulich schafft. Das Buch ist Sauerteig für unsere methodengläubige Zeit.

Die Not der höheren Schule sucht Friedrich Rommel[55]) zu beschreiben, ihre Gründe zu entwickeln und Wege zur ihrer Abstellung ausfindig zu machen. „Die höhere Schule leidet darunter, daß sie Mädchen für alles sein soll, während doch sonst in unserem komplizierten Kulturleben überall der Ruf nach Spezialisierung ertönt." Nicht in einer Abschaffung oder Gleichgestaltung der drei höheren Schularten, sondern in der Ausbildung und stärkeren Betonung der Eigenart jeder Gattung, dazu in einer zweckmäßigen Verringerung der Zahl der Fächer und Schaffung von Übergangsmöglichkeiten sieht der Verfasser das Heil für die höhere Schule.

Für das humanistische Gymnasium im besonderen spricht sich Joseph Stiglmayr[56]) in einer geistvollen Arbeit aus. Zwar ist das ganze Werk vom rein katholi-

53) H. Gaudig, Die Schule im Dienste der werdenden Persönlichkeit. 2 Bde. Leipzig 1917, Quelle & Meyer. Geh. M. 12,—, geb. M. 15,—.

54) Ernst Linde, Persönlichkeits-Pädagogik. 4. durchgesehene Auflage. Leipzig 1916, Friedrich Brandstetter. Geh. M. 3,35, geb. M. 3,95.

55) Friedrich Rommel, Die Not der höheren Schule. Berlin 1917, Friedberg & Mode. Geh. M. 1,20.

56) Joseph Stiglmayr, Das humanistische Gymnasium und sein bleibender Wert. Ergänzungshefte zu den Stimmen der Zeit. Erste Reihe: Kulturfragen. 4. Heft. Freiburg i. Br. 1917, Herdersche Verlagshandlung. Geh. M. 3,—.

schen Standpunkt aus geschrieben und berücksichtigt in erster Linie Priesterbildung und katholische Kultur, dennoch möchten wir nicht verfehlen, auf die durch reinliche Disponierung hervorragenden Gedankengänge aufmerksam zu machen. Der Zusammenhang zwischen antiker und moderner Kultur ist vorzüglich gezeichnet. Das Verhältnis des humanistischen Gymnasiums zu den Einzelwissenschaften ist, wenn auch ein wenig einseitig, so doch im ganzen richtig eingeschätzt. Besonders wertvoll für die weitere Aussprache über das Problem erscheinen uns die Ausführungen des Verfassers über Beschränkung des Lehrstoffes und Schülerauslese.

Weniger sachlich, aber doch mit großer Eindringlichkeit redet der Straßburger Ordinarius E. Schwartz[57]) für die Erhaltung des humanistischen Gymnasiums. Wir stimmen mit ihm in der Auffassung überein, daß es ein Unrecht wäre, das Gymnasium als solches verschwinden zu lassen, vorausgesetzt, „daß es nicht für Ziele gemißbraucht wird, die es nicht erfüllen will und kann". Dennoch scheint uns das außerordentliche Gewicht, das der Verfasser auf gründlichen „sprachlichen Drill" legen möchte, übertrieben. Viel wichtiger als alles „Eindringen in die Sprachen", dieser alten, unserem Wesen trotz aller historischer Belege „fremden Kulturen" erscheint uns eine eindringliche Erweckung des Verständnisses für unsere eigene Kultur, an der es das Gymnasium in seiner Einseitigkeit stets hat fehlen lassen. Auch auf dem humanistischen Gymnasium sollen deutsche Männer erzogen werden, die zumindest in den Angelegenheiten ihres eigenen Volkes, seiner Kultur, seinen staatlichen Verhältnissen ebenso bewandert sind, wie in denen der Alten. Wenn für diesen Zweck der „sprachliche Drill", die „Durchdringung der Antike" ein wenig weiter nach der Universität zu gerückt werden müßte, so wäre das im Interesse des „Deutschtums" wirklich nicht schade.

Josef Hofmiller[58]) macht sich den bestechend klingenden Satz zu eigen: „Alles, was je im Leben der Menschheit von innen heraus groß und lebendig war — muß durchgemacht, durcherlebt und nacherlebt werden auch heute noch." Von diesem scheinbar biogenetischen Standpunkt aus muß es dem Verfasser selbstverständlich erscheinen, daß die Schule (ihm ist es besonders um das humanistische Gymnasium zu tun) noch weit historischer gerichtet, noch mehr auf vergangene Literatur eingestellt werde, als sie es ohnedies schon ist. Turmhoch schichtet der Verfasser die Quellen vor uns auf. Überall verlangt er Urtexte, während Übersetzungen, Kompendien von seinem Verdammungsurteil getroffen werden. Es ist ein gefährliches Unternehmen, sich so einseitig auf das biogenetische Prinzip zu stützen, wie es der Verfasser tut, vergißt er doch in seiner Begeisterung für die Vergangenheit das Prinzip des kleinsten Kraftmaßes, welches besagt, daß die Wiederholung der Entwicklung der Gattung im Werdegang des Individuums unter denkbarster Verkürzung und Zusammendrängung der Entwicklungsstufen vor sich geht, also unter größter Zeit- und Kraftersparnis.

Wenn, wie wir sahen, die Verfechter des humanistischen Gymnasiums selbst alles Heil für die von ihnen vertretene Schulgattung von einer größtmöglichen klassischen Spezialisierung, einer gesteigerten historischen Einstellung erwarten, so ergibt sich daraus ganz selbstverständlich eine Einschränkung des Wirkungskreises des Gymnasiums als Vorbereitungsstätte für bestimmte Berufe. Dadurch tritt in den Vordergrund des höheren Schulwesens eine andere Gattung, die Oberrealschule, die einer-

57) Eduard Schwartz, Gymnasium und Weltkultur. Frankfurt a. M. 1917, Englert & Schlosser. Geh. M. 1,—.

58) Josef Hofmiller, Vom alten Gymnasium. München 1917, Hugo Bruckmann. Geh. M. 2,—.

seits nicht mit dem historischen Standpunkt bricht, insofern, als auch sie beabsichtigt, die Gegenwartsbildung nicht aus dem Zusammenhang mit den Geistesschätzen der alten Welt herauszureißen, anderseits engste Lebensnähe, stärkste Berücksichtigung der Gegenwartskultur erstrebt. Sie verkennt unsere Beziehungen zur Antike nicht und versucht deshalb Einbettung der modernen Kultur in diejenige früherer Epochen, jedoch ohne den „Sprachdrill" der Gelehrtenschule und unter stärkerer Berücksichtigung der uns zeitlich am nächsten liegenden Kulturgüter. „Gelehrtenschulen" sind gut und nützlich, auf ihre Erhaltung ist aller Wert zu legen, „Weltbürgerschulen" nach Art der Oberrealschulen mit dem Humboldtschen Ideal der Persönlichkeitsbildung (national eingeschränkt) sind der Allgemeinheit wichtiger und haben deshalb im Schulwesen an erster Stelle zu stehen. Ihnen gehört die Zukunft. In diesem Sinne etwa ergreift P. Wust[59]) Partei für die Oberrealschule in einer vortrefflichen kleinen Schrift. Besonders gefällt an ihr das maßvolle Verhalten gegenüber dem Gymnasium und seinen Vertretern, das sich bis zur Anerkennung, ja, bis zu intellektuellen Liebeserklärungen steigert.

„Wir folgen den Griechen in Wahrheit am besten, wenn wir uns von der besonders im 19. Jahrhundert beliebt gewordenen Überschätzung einer gelehrten historischen Bildung wieder freimachen", so äußert sich Budde und verlangt Aufhebung des Gymnasialmonopols zugunsten einer Gleichstellung der drei verschiedenen Schularten. Er legt einen Lehrplan[60]) für eine deutsche höhere Knabenschule vor, der das Deutsche in den Mittelpunkt des Unternehmens rückt und eine „wirkliche Individualisierung" desselben durch wahlfreien Unterricht (Griechisch, Französisch) und durch Sonderkurse (Latein, Englisch, Mathematik, Naturwissenschaft, Geschichte, Erdkunde) anstrebt. — Es ist unbedingt anzuerkennen, daß der Buddesche Vorschlag bedeutenden Diskussionswert dadurch erhält, daß er einerseits durch Festhalten an einem gewissen obligatorischen Bildungsstamm die geistige Einheit der höheren Berufsstände gewährleistet, andrerseits durch seine Beweglichkeit (Sonderkurse, wahlfreie Fächer) eine Fülle von Bildungsmöglichkeiten sicherstellt.

Eine zweite kleine Schrift desselben Verfassers[61]) rückt noch mehr, wie es hier geschieht, den „nationalen Einschlag" seines Erziehungsideals in den Vordergrund. Auch sie ist ganz im Geiste Pestalozzis, Humboldts, Süverns geschrieben und wird ihren Anteil an der Umgestaltung unseres höheren Schulwesens in einem dem Verfasser entsprechenden Sinne sicherlich nicht verfehlen.

Mit sehr viel Nachdruck wird gegenwärtig das Schlagwort „Deutsche Schule" gehandhabt. Aus allen Äußerungen dieser Art spricht die Erkenntnis, daß es „ums Deutschtum" geht, daß man uns einerseits unsere deutsche Erziehung neidet, und daß andrerseits durch bewußte nationale Bildungsarbeit die Leistungen unseres Volkes für diesen Krieg und für alle künftigen Zeiten auf ein kulturelles Maximum gesteigert werden können. Über die Wege, die zu dieser Steigerung führen, werden die mannigfaltigsten Stimmen laut. So entwickelt z. B. Gaudig[62]), nachdem er die Beziehungen des nationalen Einheitsbewußtseins zum Staatsleben, zur Sozialpolitik, zum Parteileben eingehend erörtert hat, das Programm einer „deutschen Schule", in welcher

59) P. Wust, Die Oberrealschule und der moderne Geist. Leipzig 1917, Verlag der Verbandszeitung der Vereine ehemal. Realschüler Deutschlands. Geh. M. 3,30.

60) Gerhard Budde, Lehrplan für eine deutsche höhere Knabenschule. Langensalza 1917, Julius Beltz. Geh. M. 1,—.

61) Gerhard Budde, Die deutsche Erziehung und die deutschen Erfolge. Langensalza 1918, Julius Beltz. Geh. M. 0,75.

62) Hugo Gaudig, Deutsches Volk — Deutsche Schule! Leipzig 1917, Quelle & Meyer Geh. M. 3,60, geb. M. 4,20.

deutsche Kultur zum zentralen Stoffgebiet gemacht werden soll. Nicht Überlastung der Jugend mit Wissensstoffen, sondern Erweckung von „Bildungsgesinnung", Bildung von Erkenntniskraft sei das Merkmal unseres Schulwesens. Gaudigs reiche Gedankengänge sind getragen von einer idealen Auffassung des Deutschtums, wie man sie in dieser Reinkultur und ursprünglichen Überzeugungskraft selten findet.

Ähnlich zeichnet Ernst Lüttge[63]) das deutsche Bildungsideal. „Der selbständige Tatmensch", der „religiös sittliche Charakter", der „Staatsbürger", der „deutsche Reichsbürger", der „begeisterungsfähige Idealist", das ist der edle Menschentyp, der durch Erziehung zur Regel werden soll. Als bestes Mittel erscheint dem Verfasser die Einheitsschule.

Vom gleichen Erziehungsideal beseelt, aber der Einheitsschule gegenüber durchaus ablehnend, bilden Baumgartens[64]) 15 Vorlesungen über die Erziehungsaufgaben des neuen Deutschlands einen Beweis dafür, daß der Einheitsschulgedanke im Grunde ein einseitiger sozialpolitischer ist, und daß alle die wertvollen Forderungen, mit denen er gleichzeitig auftritt (Förderung der Begabten, Nationalschule usw.), nicht unbedingt an die Erfüllung des Einheitsschulprogramms gebunden sind. Baumgarten will das deutsche Volk zu einem gesunden, gebildeten, einmütigen, willens- und gemütstarken Ganzen erziehen, und er zeigt in schöner Linienführung die Wege, die zur Gesundung unseres Volkstums ohne gewalttätiges Revolutionieren führen können.

Wilhelm Stapels[65]) Erziehungsziel ist Volksbürgertum. Nicht etwa in dem Sinne einer staatsbürgerlichen Erziehung, sondern im Sinne der ursprünglichen natürlichen Volksgemeinschaft. Es gibt Deutsche überall in der Welt, nicht aber überall auch den deutschen Staat. Darum brauchen wir eine Erziehung, welche sich besinnt auf die herrlichen Kulturschätze, welche wir Deutsche besitzen und bisher haben unbenutzt liegen lassen. Ohne eigentliche Organisationspläne zu entwickeln, entwirft der Verfasser die Idee zu vier Lehrgängen einer deutschen Gesinnungsschule. Der erste Lehrgang umfaßt die Ausbildung der allgemeinen sinnlichen Fähigkeiten (Sprache, Farbe, Form, Musik, körperliche Bewegung), der zweite bezweckt die Entwicklung der Phantasie, der dritte Lehrgang soll der Bildung einer Weltanschauung dienen, und der vierte, der Geschichte des „Volksgedächtnisses" gewidmete, soll das Ganze zu einer Einheit zusammenschließen. — Stapels Schrift ist packend und enthält zweifellos beherzigenswerte Mahnungen, alles in allem jedoch ist sie weltfremd, ist Idee, ohne Beziehung zu den wirklichen Gegebenheiten.

An dieser Stelle möchten wir auf eine Arbeit Fr. v. Borstels[66]) verweisen, die alles in sich vereinigt, was der soeben besprochenen Arbeit an Wirklichkeitssinn fehlt. Hier sind positive Vorschläge für die Ausbreitung und Stärkung des Deutschtums jenseits der engeren politischen Grenzen. Besonders lebhaft beschäftigt sich der Verfasser mit der Frage der Ausbildung des Trägers der deutschen Kultur im Auslande, des deutschen Auslandlehrers.

Gleichfalls mit dem Volkstum als beherrschendem Lehrplangedanken, und zwar

---

63) Ernst Lüttge, Das deutsche Bildungsideal und der deutsche Gedanke im Unterricht. Leipzig 1917, Ernst Wunderlich. Geh. M. 1,20.

64) Otto Baumgarten, Erziehungsaufgaben des Neuen Deutschland. Tübingen 1917, J. C. B. Mohr. Geh. M. 3,—, geb. M. 4,50.

65) Wilhelm Stapel, Volksbürgerliche Erziehung. Jena 1917, Eugen Diederichs. Geh. M. 2,—, geb. M. 2,80.

66) Fr. v. Borstel, Die deutsche Auslandsschule und die Vorbildung ihrer Lehrer. Hamburg 1917, C. Boysen. Geh. M. 1,30.

auch vom Standpunkte des Lehrers befaßt sich H. Itschner.[67]) Volksschullehrerbildung und Volkstum gehen innig zusammen, der Lehrer ist Sachwalter des Volkstums, deshalb ist von allen Reformfragen die Lehrerbildungsfrage die wichtigste. Itschner macht im Gegensatz zu den Einheitsschulleuten darauf aufmerksam, daß ein Lehrer, dessen Streben auf Universitätsbildung gerichtet ist, ein Fahnenflüchtiger ist, der nie seinen Beruf, sein Kulturträgertum, seine engen Berührungen mit dem Urgrund des Volkstums recht geliebt hat. Itschners Ausführungen zur Lehrerbildungsfrage und zur volkstümlichen Gestaltung der Lehrpläne verdienen weiteste Beachtung, denn der Verfasser ist von ganzem Herzen Lehrer und hat die denkbar höchste Auffassung von dem Berufe eines solchen.

Wie im einzelnen das Volksschullehrerseminar als Vorbereitungsstätte der Vertreter der „deutschen Schule" beschaffen sein muß, darauf sucht Gaudig [68]) die Blicke der Allgemeinheit zu lenken. Er hält keine grundsätzliche Umgestaltung für nötig, sondern meint, daß das Seminar nur mit noch mehr Bewußtsein, als es geschieht, Volkstum pflegen und zur Aneignung deutschen Kulturbesitzes hinführen muß.

Zur Neuorientierung der Schulerziehung nach dem Kriege liegt uns noch eine Reihe von Arbeiten allgemeinen Inhalts vor. Wir machen darunter besonders auf das Buch von Chr. Ufer [69]) wegen seiner prachtvollen psychologischen Begründungen aufmerksam. Der Verfasser stellt die körperliche Ertüchtigung in den Vordergrund. Aber auch des Verfassers Äußerungen zur geistigen Erziehung haben ihre großen Reize. So empfiehlt er aus psychologischen Gründen für die Gefühlserziehung eine weise Sparsamkeit in Gefühlssachen, für die Willensbildung eine gut geleitete Übung des Heranwachsenden, sich Ziele zu setzen und Wege zu ihrer Erreichung selbsttätig zu suchen und zu beschreiten.

Eine prinzipielle Untersuchung zur Neugestaltung des Bildungswesens nach dem Kriege enthält das kleine Heft von H. Mosapp.[70]) Ihr Grundsatz ist: Prüfet alles und behaltet das Beste. So sieht denn der Verfasser in einem nationalen Humanismus, der sich das dauernd Wertvolle aus Naturalismus, Idealismus und Sozialismus zu eigen macht, den Leitstern unserer Jugenderziehung.

Ernst Engel[71]) bemüht sich, für Deutschlands Schule einen Weg zu finden, den sie „ohne Streit um Vorschulen, um alte Sprachen, um Bekenntnisse und Streitfragen" gehen kann. Zunächst verlangt er einen gemeinschaftlichen (sechsstufigen) Unterbau für alle Schulgattungen. Neben den bestehenden Anstalten, die, bis auf den völligen Ausfall des Französischen zugunsten der nationalen Fächer, in ihrem Bestande kaum angetastet werden sollen, fordert der Verfasser noch eine ausgesprochen deutsche Schule auf dem gleichen Unterbau, in welcher die Erziehung lediglich aus deutschem Bildungsgut unter Verzicht auf alles Fremdsprachliche bestritten werden soll. Sie soll der Vorbereitung des Studiums aller derjenigen Fächer dienen, welche

---

67) Hermann Itschner, Lehrerbildung und Volkstum. Leipzig 1917, Quelle & Meyer. Geh. M. 2,80, geb. M. 3,40.

68) Hugo Gaudig, Das Volksschullehrerseminar der Zukunft als deutsche Schule. (Heft 5 der „Deutschen Erziehung".) Berlin 1917, Union Deutsche Verlagsgesellschaft. Geh. M. 0,80.

69) Chr. Ufer-Elberfeld, Schulerziehung nach dem großen Kriege. (Heft 2 von: „Das neue Deutschland in Erziehung und Unterricht".) Leipzig 1918, Veit & Co. Geh. M. 4,20.

70) Hermann Mosapp, Die Neuorientierung unserer Pädagogik nach dem Kriege. (Heft 668 von Friedrich Manns Pädagogischem Museum.) Langensalza 1917. Geh. M. 0,50.

71) Ernst Engel, Der Weg der deutschen Schule. Langensalza 1917, F. G. L. Greßler. Geh. M. 1,—.

vom Sprachstudium unabhängig sind. Man wird in der ferneren Aussprache über Einheitsschule und Begabtenförderung nicht an diesen verständigen Ausführungen vorübergehen können.

Welche Gestalt nimmt nun die Forderung des Begabtenaufstieges für unser Universitätsleben an? Dieser Frage widmet Eduard Spranger[72]) eine vortreffliche Schrift. Er zeichnet zunächst das Wesen der deutschen Universität als „die klassische Ausprägung liberaler Geistesart" und untersucht, wieweit sie geeignet ist, „die Begabung zum Bewußtsein ihrer selbst zu führen und ihre Leistungen zu steigern". Mit viel Geschick zeichnet er die Schranke, welche in der Verfassung der deutschen Hochschule liegt: „Die Universität ist geeignet zur Erkenntnis und Befruchtung der wissenschaftlichen Begabung, noch nicht aber jeder Lebensbegabung überhaupt." Die Universität ist fast rein theoretisch, prinzipiell also lebensfern eingestellt, und die eigentliche Berufsentwicklung der Theologen, Juristen, Ärzte liegt außerhalb derselben. Treffend schildert Spranger die beiden Begabungsarten, die rein wissenschaftliche und die Berufsbegabung. Die Spannung, die sich aus ihrer Gegensätzlichkeit für die Auslese in der Reifeprüfung, für das Studium selbst und für die akademischen Abschlußprüfungen ergibt, fordert eine Reihe organisatorischer Umgestaltungen, die Spranger mit dem sicheren Blick des erfahrenen Hochschulpädagogen kennzeichnet. Sehr eindrucksvoll weiß der bekannte Verfasser auch das Kapitel über die Maßregeln zu gestalten, die zur Erkenntnis und Förderung hervorragend Begabter zu ergreifen sind. Auch er stellt, wie wir es tun, und für die höheren Berufe mit noch mehr Recht, die „Bauernregeln der Laien" über die „psychologische Prognose" der experimentellen Wissenschaft. „Es gibt keine spezifische Intelligenzprüfungsmethode für künftige Staatsanwälte, Konsistorialräte, Mädchenschullehrer und Versicherungsdirektoren, abgesehen von jenen elementaren Ausstattungen des Verstandes, die für jeden wünschenswert sind, wie Kopfrechnen, Kombinieren, Assoziieren, Schließen usw." In den meisten Fällen ist hier die Selbsterkenntnis der Studierenden ausschlaggebend und wird es immer sein. Im übrigen sei das weitausgebreitete Stipendienwesen unserer Universität der Begabtenförderung an und für sich schon überaus günstig. Eine besondere Art der Umbildung desselben berechtige in dieser Richtung zu den besten Hoffnungen.

W. Rein[73]) hat eine besondere, nicht unsympathische Vorstellung von der einheitlichen Gestaltung der Zukunftsschule. Wenn er von einer nationalen Einheitsschule spricht, so versteht er darunter einen im wesentlichen durch graduelle Übergänge aus einer Schulart in die andere von dem Vorhandenen unterschiedenen Schul- und Fachschulorganismus mit gemeinsamem, sinnvoll gestaffelten Unterbau, der rein technisch den Lauf der Begabten durch die verschiedenen bestehenden Schulformen ermöglichen soll. Rein handelt es sich darum, „nachzuweisen, wie das Ineinandergehen der verschiedenen Schulen zu einem einheitlichen Ganzen herzustellen sei", also um die Einheitsschule im organischen Sinne. Eine übersichtliche Tabelle, welche der Schulorganisation die soziale Schichtung des Volkes zugrunde legt[74]), erläutert Reins Pläne, die gerade, weil sie dem Bestehenden Rechnung tragen, dessen Vertiefung und Vereinheitlichung sie erstreben, zu besonderen Hoffnungen bei einer vorzunehmenden Schulreform berechtigen.

---

72) Eduard Spranger, Begabung und Studium (Deutscher Ausschuß für Erziehung und Unterricht). Leipzig 1917, B. G. Teubner. Geh. M. 2,—.

73) Wilhelm Rein, Die nationale Einheitsschule. Osterwieck (Harz) 1918, A. W. Zickfeldt. 2. vermehrte Auflage. Geh. M. 1,20.

74) Wilhelm Rein, Zur Neugestaltung unseres Bildungswesens. (Tat-Flugschriften 19.) Jena 1917, Eugen Diederichs. Geh. M. 0,60.

Recht glücklich erscheint uns der Gedanke, in einem Heft vereinigt zwei Vertreter entgegengesetzter Standpunkte, Richard Seyfert und F. W. Foerster[75]), zu Worte kommen zu lassen und so dem Leser die Bildung eines eigenen Urteils zu ermöglichen. Allerdings ist der Vertreter der Einheitsschule, R. Seyfert, in diesem Falle kein Radikaler, er begnügt sich mit der Forderung einer allgemeinen Volksschule für Kinder vom 6. bis 10. Lebensjahre. Er verspricht sich von dieser Uniformierung eine Milderung der Standesunterschiede und also eine Verinnerlichung unseres Volkstums. Ihm und noch mehr der radikalen Einheitsschulpartei tritt wirkungsvoll F. W. Foerster gegenüber. Er führt aus, daß die „scheinbar sehr volksfreundliche Tendenz der geplanten Schulreform in Wirklichkeit volksfeindlich", zersetzend wirken müsse, daß die Einheitsschule den Aufstieg der Begabten hemme, daß in ihr die „notwendige frühzeitige Differenzierung der Bildungswege" unmöglich sei.

Weiter möchten wir noch erwähnen eine Arbeit von Kappert[76]), die sich besonders für die Schaffung von Übergängen von der Volksschule zur Mittelschule einsetzt.

Unter Berufung auf W. Rein wirbt Sallwürk (sen.)[77]) für den Einheitsschulgedanken. Treffend zeichnet er das Verhältnis der einzelnen bestehenden Schularten zu den geplanten inneren Reformen. Auch ihm ist es wie seinem Gewährsmann Rein in erster Linie darum zu tun, den Aufstieg der Begabten und Tüchtigen zu ermöglichen. Er ist der Meinung, daß unsere Schule auch heute schon einen Weg einschlagen könnte, der die Reform vorbereitet, und daß es nicht Zeit zum Warten sei.

Als Anwalt der Staatsschule tritt J. Langhammer[78]) auf. Die Ausführungen des Verfassers gelten österreichischen Verhältnissen. Die nationale Frage ist dort bei weitem schwieriger zu lösen als bei uns, zu kraß stehen sich gerade in den Bildungsfragen die Gegensätze gegenüber. Und dennoch ist der Verfasser voller guter Zuversicht und nennt Mittel und Wege, das Kaiserreich gerade durch die Schulreform im Sinne der Staatsschule zu einer unauflöslichen Einheit zu verschweißen. Aus dem Kriege „werden Schule und Staat in jener Einheitskraft erstehen, die das Hochziel des Ganzen und nicht das Selbstsuchtsziel der Geschäftsunkenntnis seiner Teile ist". Durch seine umfangreichen zahlenmäßigen Belege, durch seine sachliche Berufung auf die Geschichte ist Langhammers Schrift ein Quellenwerk ersten Ranges.

Als Ziel der neuen Erziehung bezeichnet Reiniger[79]) deutsches Wesen und deutsches Volkstum gegenüber dem Angloamerikanismus (Erziehung zur Berufspraxis) und dem Impressionismus der letzten Jahre. Wirkung des Krieges sei, daß dergleichen undeutsche Erscheinungen aus der Schulreform geschwunden seien, und daß das Erziehungswesen immer mehr nach der Seite der nationalen Gesinnungsbildung neige. Aufgehen der Einzelpersönlichkeit im Vaterländischen, selbstgewollte Pflichterfüllung in Beruf und öffentlichem Leben, aufs äußerste gesteigerte Wehrhaftigkeit (auch der deutschen Mädchen), darin erschöpfe sich das deutsche Heldentum. Deshalb

75) Richard Seyfert und F. W. Foerster, Für und wider die allgemeine Volksschule. (Heft 1 von: Das neue Deutschland in Erziehung und Unterricht.) Leipzig 1918, Veit & Co. Geh. M. 2,40.

76) Hermann Kappert, Einheitsschule und Mittelschule. Halle 1917, Hermann Schroedel. Geh. M. 0,85.

77) E. v. Sallwürk sen., Die deutsche Einheitsschule und ihre pädagogische Bedeutung. (Heft 667 von Friedrich Manns Pädagogischem Magazin.) Langensalza 1917, Hermann Beyer & Söhne. Geh. M. 0,75.

78) Josef Langhammer, Österreichs Schule und Staat. (Nr. 15 der Beihefte zur Zeitschrift „Lehrerfortbildung".) Leipzig-Prag-Wien 1918, Schulwissenschaftlicher Verlag A. Haase. Geh. Kr. 1,60, M. 1,30.

79) Max Reiniger, Die Erziehungsschule im neuen Deutschland. Julius Beltz, Langensalza 1917. Geh. M. 1,—.

müsse unsere nationale Erziehung mit Bewußtsein gerichtet werden auf Pflichterfüllung, auf Befolgung kategorischer Imperative.

Ernst Lieses[80]) warmherzige Ausführungen beschäftigen sich mit der Frage, „wie die Wunden wieder geheilt werden könnten, welche die Kriegsnot preußischen Volksschulen schlug". Nicht Stoffbeschränkung und Stoffergänzung können die nötige Zeitersparnis herbeiführen, sondern lediglich eine sinnvolle Stoffanordnung. Dieser widmet der Verfasser den Hauptteil seines Buches. Er läßt sich dabei leiten von nationalen Grundsätzen (Betonung des Heimatlichen, der nationalen Würde), der Treue gegen das Herrscherhaus.

Durch eine „grundsätzliche Erörterung des Wesens der Kunst und ihrer Bedeutung für die Erziehung und Bildung unseres Volkes und durch eine eingehende Darstellung der Beziehungen aller einzelnen Künste zur Erziehung in Schule und Volk" will E. v. Sallwürk[81]) der Gefahr vorbeugen, daß man bei einer Neugestaltung unseres Bildungswesens für die „Kunst keinen Raum und keine Zeit mehr finde". Die Kunst darf nicht „eine schöne Nebensache" sein, die nur dann in der Lehrplangestaltung einen Platz findet, wenn es einige Zeitreste auszufüllen gibt. Die ästhetische Erziehung hat vielmehr aus psychologischen Gründen im Mittelpunkte der allgemeinen Erziehung zu stehen. Von der ungewöhnlichen Darstellungsgabe des Verfassers zeugen die eindrucksvollen Kapitel des Buches über die Gestaltung der Kunsterziehung in Schulen und Akademien. Wir wünschen den Ausführungen Sallwürks weiteste Verbreitung und sind überzeugt, daß sie wesentlich zur Vertiefung unserer Gesamtbildung und zum Ausgleich der intellektuellen Einseitigkeit in Erziehung und Leben beitragen werden.

Der Nachlaß eines jüngst verstorbenen hochverdienten Schulmannes liegt uns in Meyers[82]) „Vom pädagogischen Lebenswege" vor. Es ist eine zwanglose Folge von kleinen Abhandlungen über Berufs- und Standesfragen, die Quintessenz eines an pädagogischen Wirkungen reichen Lebens. Wir empfehlen sie allen aufs eindringlichste wegen ihrer Sachlichkeit und pädagogischen Reife. Es gibt nur wenige Bücher, die mit so ausgeprägtem Verantwortlichkeitsgefühl für die eigene Meinung geschrieben sind.

Mit unseren deutschen Ansichten über das Verhältnis des Lehrers zum Schüler nicht immer in Übereinstimmung und doch mit einer erfrischenden Geradheit und Unmittelbarkeit setzt sich der amerikanische Schulmann Hughes[83]) über alles graue Theoretisieren hinweg und hält dem „erfolglosen" Lehrer einen Spiegel vor, in dem er jene Falten und Fältchen in seinem eigenen Gesicht entdecken kann, die seine Erfolglosigkeit bedingen. Ein eindrucksvolles Register von Erziehungssünden und Verhaltungsmängeln ist hier aufgestellt worden, von denen jeder Erzieher ein mehr oder weniger gerüttelt und geschüttelt Maß voll auf sich beziehen darf.

Fast noch wertvoller, weil mehr für unsere deutschen Verhältnisse berechnet, sind die Ausführungen Weimers[84]) über den Weg zum Herzen des Schülers. Be-

80) Ernst Liese, Die Volksschule nach dem Kriege. Halle a. S. 1917, Hermann Schroedel. Geb. M. 5,75, geh. M. 5,15.

81) Ernst v. Sallwürk, Erziehung durch die Kunst. (XVI. Band der pädagogischen Monographien.) Leipzig 1918, Otto Nemnich. Geh. M. 6,—.

82) Ernst Meyer, Vom pädagogischen Lebenswege. Leipzig 1917, Quelle & Meyer. Geh. M. 1,50.

83) James L. Hughes, Mißgriffe beim Unterricht. 2. Aufl. Deutsch von Hugo Zell. München 1917, C. H. Beck. Geb. M. 3,36.

84) Hermann Weimer, Der Weg zum Herzen des Schülers. 3. Aufl. München 1917, C. H. Beck. Geb. M. 3,—.

wegend stellt der Verfasser die Not der Lehrer und Schüler dar, die aneinander vorbeileben. Überzeugend schildert er das Wirken der Persönlichkeit, die Macht der Liebe, der Geduld und des Vertrauens als Leitsterne der Erziehungsarbeit. Und doch verliert er nicht den Blick dafür, daß es mit „gemütlichen" Annäherungsversuchen nicht immer allein möglich ist, Erziehungsziele zu erreichen, daß die „straflose" Erziehung ein Idealzustand ist, daß aber andrerseits die strafende Hand sich stets ihrer Verantwortlichkeit bewußt sein muß. Dem inhaltreichen Büchlein wünschen wir das wohlverdiente reiche Wirkungsfeld. Möge auch die neue Auflage in die Hände vieler Leser gelangen.

Eine treffliche Übersicht über die Zeit- und Streitfragen der Gegenwart bildet die Quellenschriftenauslese von G. Porger.[85]) An ihrem Inhalt ist eine Anzahl der hervorragendsten Vertreter der Schulreform mit ihren Propagandaschriften beteiligt. Wir nennen nur die Namen: Rein, Kerschensteiner, Ries, Block, Otto, Sickinger, Fuchs, Petzoldt, Neufert, Lietz, Geheeb, Bäumer, Münch, Förster, Paulsen. Das Büchlein scheint uns auch für den Seminarbetrieb sehr geeignet zu sein.

Sprechzimmer.

Erwiderung.

In seinen Ausführungen zu Goethes Hochzeitslied (Heft 7/8 dieser Zeitschrift) bestreitet Damköhler sowohl überhaupt als insbesondere für die von ihm besprochene Stelle — „daß einem so Hören und Sehen vergeht" —, daß es eine Verbindung „so — und" mit der Bedeutung „sowohl — als auch" gebe. Die von Kehrein und Moritz Heyne beigebrachten Belege „so Leben und Freiheit", „so Tag und Nacht" sucht er auf andere Weise zu deuten. Nun ist zuzugeben, daß die Zusammengehörigkeit von „so — und" im Sinne von „so — wie", „so — als", „sowohl — als auch" sich in der Literatur nur schwer mit völliger Bestimmtheit und Überzeugungskraft nachweisen läßt, weil man das geschmeidige Wörtlein „so" im Zusammenhang nur gar zu leicht auch anders beziehen kann. Vielleicht wird Damköhler dies auch bei der folgenden Stelle versuchen:

Und wenn ich af der Gass'n geih
Su fröih und Oabendszeit,
Rauch ih mei Pfeifla o derzou
Und scher mi nix um d' Leut.

Wer aber die Verse ganz unbefangen liest, wird den zweiten schwerlich anders erklären als so: „ebenso früh wie abends", „sei es früh oder abends".

Damit hätten wir ein Seitenstück zu der von Moritz Heyne in Grimms Deutschem Wörterbuch angeführten Stelle aus Kirchhof, Militaris disciplina: „so tag und nacht", d. h. „ebenso bei Tag wie bei Nacht" (vgl. das lateinische aeque—ac).

Die von mir angeführte Stelle stammt aus einem von dem Nürnberger Stadtflaschner und Volksdichter Johann Konrad Grübel in Nürnberger Mundart verfaßten Gedicht „Der Rauchtabak", erschienen 1798. Goethe hat diesen heute so gut wie verschollenen Dichter ziemlich hoch eingeschätzt und seine Gedichte schon am 23. Dezember 1798 in der Allg. Zeitung kräftig empfohlen; ja, in einem Privatbrief vom 16. Januar 1805 stellt er ihn unmittelbar neben den noch immer gern gelesenen alemannischen Dichter Hebel. Das Nähere findet man in der „nach den vorzüglichsten Quellen revidierten Ausgabe" von Goethes Werken, 29. Teil, herausgegeben und mit Anmerkungen begleitet von Frhr. v. Biedermann, Berlin, Ferd. Dümmlers Verlagsbuchhandlung (Verlag von Hempels Klassiker-Ausgaben) S. 410 bis 418. In eine zweite Rezension der Grübelschen Gedichte, die am 13. Februar 1805 in der Jenaer Allg. Lit.-Ztg. erschien, hat Goethe gerade unser Gedicht vollständig aufge-

85) Porger, Pädagogische Zeit- und Streitfragen. (Bd. 19 von Velhagen & Klasings Sammlung pädagogischer Schriftsteller.) Leipzig 1917, Velhagen & Klasing. Geb. M. 1,80.

nommen. Das Hochzeitlied aber ist 1802 gedichtet. Ist es nun wohl allzukühn, anzunehmen, der Altmeister habe an der immerhin seltenen, altertümlich anmutenden Wortverbindung, die er hier antraf, Gefallen gefunden und sie dann gelegentlich auch einmal angewendet? Gegen eine solche Dichterlaune, die ihren tieferen Grund in der Freude am Reichtum der deutschen Sprache hat, können die ins Feld geführten Einwände enger Logik nicht aufkommen. Übrigens ist es mir unerfindlich, warum man statt „Hören und Sehen" nicht mit gleichem Recht soll sagen können „ebenso das Hören — wie das Sehen"; nur wäre die Länge des Ausdrucks unpoetisch, und eben diese vermeidet der Dichter mit seiner kurzen, volkstümlichen Fassung.

Ellwangen a. d. Jagst. Karl Isenberg.

Mitteilungen.

Deutschland und der Friede. Notwendigkeiten und Möglichkeiten deutscher Zukunft. Herausgegeben von Walter Goetz. Leipzig und Berlin, B. G. Teubner 1918. Geh. M. 12,—, geb. M. 14,—. Wie schon der Name des Herausgebers erkennen läßt, steht das Buch auf dem Boden des Verständigungsfriedens. Von ihm aus wollte es alle Vaterlandsfreunde sammeln zur Wahrung unserer Rechte auf volle politische Bewegungsfreiheit und freieste wirtschaftliche Entwicklungsmöglichkeit. Das Erscheinen des Buches zog sich über Erwarten hinaus. Noch am 1. September konnte der Herausgeber schreiben, es sei kaum etwas Wesentliches veraltet, das Werk hebe ja das Bleibende heraus. Heute ist vieles veraltet und wenn diese Besprechung erscheint, wahrscheinlich noch mehr. Aber gerade darum behält dies Buch dauernden Wert: als ein Beweisstück für die Stimmung weiter Kreise im Sommer 1918, und in Zukunft wird man gerade zu diesem Buche gemäßigter Politiker greifen müssen, wenn man sich und einem kommenden Geschlechte die ungeheure Wandlung des Herbstes 1918 klarmachen will. Bitterernste Stunden durchlebt man beim Lesen dieses Buches, und unzählige schwere Fragen drängen sich einem auf; aber eins zeigt dies Buch doch: ein Volk wie das unsere hat eine Weltaufgabe, es kann nicht untergehen.

In seinen letzten Forderungen wohl auch überholt, sonst aber von großem Werte auch für die Schule, ist das anschauliche Büchlein: Aus Deutschlands Waffenschmiede. Von J. Reichert (Berlin-Zehlendorf-West, Reichsverlag Hermann Kalkoff. M. 2,50). Wenn Deutschkunde im weiteren Sinne Verständnis für die gesamte Wirtschaft unseres Volkes heißt, dann gehört diese geschickte Einführung in die Arbeit der deutschen Eisenwerksanlagen, in ihren Aufbau und ihre Mitarbeiter entschieden mit zur Deutschkunde.

Paul Cauer unterzieht die neue Prüfungs-Ordnung für das höhere Lehramt in Preußen einer sehr scharfen Kritik. (Münster i. W., E. Obertüschen. M. 1,—.) Wenn auch seine Voraussetzung, daß wir nach dem Kriege verstärkten Bedarf an Lehrkräften haben werden, nach den neuesten Untersuchungen Oberles irrig ist, so bleibt doch vieles Wertvolle. Für uns ist wichtig, daß auch Cauer eine schwere Gefahr in dem Satz sieht: Jeder, der eine fremde Sprache studiert hat, muß (d. h. putandus est) sich auch mit der Muttersprache so gründlich befaßt haben, daß er den Unterricht darin bis zu einer bestimmten Klassenstufe übernehmen kann, notabene ohne Prüfung. Auch sonst scheint die neue Ordnung nicht überall Gewähr zu geben, daß nur wirklich Vorgebildete den Unterricht erteilen. Darauf ernst hingewiesen zu haben, ist ein Verdienst Cauers.

Über Schulausgaben schreibt sehr gut Robert Block in der Lehrerfortbildung (3. Jahrg. S. 318): er fordert gute Ausstattung, zuverlässig genauen Text (nichts Zurechtgemachtes, für das er böse Beispiele bringt), Anmerkungen möglichst nur in einem Heftchen für den Lehrer, wenn man aber welche für die Schüler bringen will, dann sind sie aufs Nötigste zu beschränken. Endlich wendet er sich mit Recht gegen „Aufgaben" für Aufsätze u. a. Die gehören wirklich nicht hinein.

Schulausgaben. In Freytags Sammlung ausgewählter Dichtungen (Wien, Tempsky, Leipzig, Freytag) sind erschienen: Scheffel, Der Trompeter von Säckingen, herausgegeben und erläutert von Ernst Müller (geb. M. 2,40); Scheffel, Ekkehard, herausgegeben von Franz Eigl (geb. M. 3,50); Uhland, Herzog Ernst von Schwaben, herausgegeben von Richard Eickhoff (4. umgearbeitete Aufl., geb. M. 1,—). Alle drei Ausgaben sind zu empfehlen.

Die Schulausgabe von Nibelungen und Gudrun, hochdeutsch von H. Kamp, die sich besonders an die Mädchenschulen wendet, konnte in 4. Auflage erscheinen (Leipzig, Voigtlaender, geb. M. 2,—). Übersetzung längerer Stellen, Inhaltsangabe, aber auch kritische Betrachtung einzelner Teile wechseln miteinander ab, um ein ziemlich umfassendes Bild von beiden Liedern zu geben.

In Reclams Universalbibliothek erschienen: Luthers Lieder und Fabeln, herausgegeben von Georg Buchwald (Nr. 5913): sämtliche geistliche Lieder und die wenigen weltlichen Gedichte, dazu Lieblingssprüche, die er wohl aus dem Volksmund aufgenommen hat, und endlich seine Fabeln. Für Schulzwecke sehr brauchbar. Als Nr. 5881 erschien Gottfr. Wilh. Leibniz, Der allerchristlichste Kriegsgott, übersetzt und eingeleitet von Paul Ritter, eine Spottschrift, die den Politiker und den Deutschen in Leibniz kennzeichnet.

In 5. vermehrter Auflage liegt vor uns das Verdeutschungswörterbuch von Otto Sarrazin (Berlin, Wilhelm Ernst und Sohn 1918, geh. M. 12,—, geb. M. 14,—). Das Buch hat seinen festen Platz als erstes und wertvollstes der Verdeutschungsbücher und wir können darauf verzichten, es näher zu besprechen. Nur hervorheben wollen wir, daß es durch den Krieg wichtige Bereicherungen erfahren hat, einmal sind neue Fremdwörter tagfällig geworden, sie galt es zu verdeutschen, dann aber sind neue deutsche Wörter entstanden, die es einzuordnen galt. Möge auch diese 5. Auflage beitragen zur Verfeinerung unseres Sprachgefühls, denn wer zu diesem Buche greift, muß selbst arbeiten, um den rechten Ausdruck zu finden und den rechten deutschen Satz danach zu gestalten. Mit dem bloßen Austausch von Worten ist es ja wahrlich nicht getan.

Gegen den Sprachverein wendet sich eine leidenschaftliche Schrift von Leo Spitzer, Fremdwörterhatz und Fremdvölkerhaß (Wien, Manz 1918. Kr. 3,30). Er sucht darzulegen, daß die Fremdwörter eindringen müssen, daß die Sprachreinigung des Sprachvereins mehr Lautreinigung und Sprachvereinheitlichung sei und besonders, daß sie Ausdruck einer Weltanschauung und einer politischen Richtung sei: es sei sprachliche alldeutsche Patriotitis. Mit dieser Verallgemeinerung tut Spitzer unrecht, so berechtigt sein Kampf gegen manche übereifrige und unberufene Besserer in Sprachsachen ist. Aber Spitzer selbst ist dem Übereifer erlegen und er hat kein Recht, den Sprachverein der politischen Richtung zu zeihen, da auch seine Schrift Ausdruck einer solchen ist. Jedenfalls verkennt er, daß das Streben nach einer möglichst reinen Sprache immer zu einer Vertiefung des Sprachgefühls führt, da man dann nur nach reiflicher Überlegung und mit gutem Grund ein Fremdwort wählen wird, nie aus Bequemlichkeit.

Künstlersteinzeichnungen. Wie die kostbare Radierung, wie Holzschnitt und Kupferstich in früheren Jahrhunderten, so ist die Künstlersteinzeichnung unserer Tage durch das besondere Herstellungsverfahren echte Kunst. Vermöge ihrer künstlerischen Vollwertigkeit und ihrer Billigkeit ist sie berufen, Schunddrucke und Schundkopien zu verdrängen und wahre Schönheit in Amtshaus und Heim zu bringen. Gerade in dieser ernsten Zeit greifen wir nach allem, was uns ein Aufleuchten bringen, einen Augenblick der Freude schaffen kann. Darum sei gerade für diese Weihnachtszeit an die reichen Schätze der Teubnerschen Steinzeichnungen erinnert, die durch ihren geringen Preis jedem zugänglich sind (ausführlicher Katalog mit Abbildungen durch B. G. Teubner, Leipzig, Poststraße 3, gegen Einsendung von M. 1,20). Die Sammlung bedarf keines Lobes mehr, sie ist wieder erfreulich erweitert worden durch einen feinen, duftigen Feldblumenstrauß von Marquardt und ein Dorfbild voller Farbenfreude und stillen Glanzes: Tage der Rosen von W. Specht.

[Ebenbürtig neben die größeren deutschen Unternehmungen treten als eine wertvolle Ergänzung die Original-Steinzeichnungen (Heimatbilder und Geschichtliche Wandbilder) des Schulwissenschaftlichen Verlages A. Haase, Leipzig (Preis je M. 6,70 und M. 6,—). Wahrhaft prachtvolle Klänge vermögen die meisten der Bilder in den Raum hinein zu tönen. Wärme, Innigkeit, Leuchten und Glühen der Farben haben den Hauptanteil an der Wirkung; Farbenlyrik ist ja besonders mit das Stammesgut österreichischer Kunst. Die Farbtöne verleihen dem Ganzen einesteils fast Monumentalität, anderenteils wahren sie trotz aller klar zur Anschauung gebrachten Räumlichkeit das Bild- und Flächenhafte stark und schmücken so die Wandfläche, ohne die Geschlossenheit des Raumes zu zersprengen. Inhaltlich liegt allen Bildern eine örtliche Wirklichkeit zugrunde, die zum Teil dem deutschen

Schulbereich mit angehört, wie „Keilberg", „Schneekoppe", „Urwald im Böhmerwald", „Schloß Friedland", „Wienerwald", „Karst", „Drei Zinnen", „Großglockner", „Elbelandschaft", „Im Salzburgischen", „Habsburg", „Masurischer See", „Masurischer Markt (Neidenburg)". Das weist ihnen den Weg in unsere Schulstuben. Darüber hinaus aber sind sie Schmuck ohne alle Lehrhaftigkeit, weil alles Gegenständliche wie mit einem leisen romantischen Hauche überflogen erscheint und ein Künstler mit Auge und Hand den Wirklichkeitszauber eingefangen hat. — Zu dem gut ausgestatteten Katalog hat Professor Herget fein und verständnisvoll das Beiwort geschrieben. Fr. Tögel, Rochlitz.]

Ein sehr schlichtes Bild aus der Lausitz der siebziger Jahre zeichnet Joh. Emil Schöbel, Vaterhaus und Heimat (Leipzig 1918, Xenienverlag. M. 3,—). Er bringt dem Freunde ländlicher Art allerlei Schilderungen von alten Sitten und Bräuchen, nüchtern und sachlich, aber lebenswahr.

Ein deutsches Kriegs-Weihnachtsspiel bietet Adolf Sievers, Zum Christkindlein (Saarburg, Paul Poschmann). Er bringt die Gestalten der alten Weihnachtsspiele zusammen mit Zwergen und Kindern und der Erscheinung eines gefallenen Soldaten.

Als ersten Band einer Sammlung: Die lyrische und epische Dichtung Deutschlands im 19. Jahrhundert gibt Wilhelm Kosch Das Zeitalter der Romantik in Dichtungen von Novalis und Arnim bis zu Mörike und dem letzten Schwabenromantiker Scheffel. Man findet im allgemeinen das bekannte Gut, begegnet aber auch weniger bekannten Dichtern, wie L. Dreves, G. Görres, Melchior v. Diepenbrock, K. E. v. Ebert u. a., wodurch unsere Kenntnis gerade nach der katholischen und der österreichisch-deutschen Seite dankenswert erweitert wird. Dies gibt der Sammlung ihre Bedeutung und Berechtigung und läßt ihre Fortsetzung wünschen (Regensburg, J. Habbel, M. 2,—, geb. M. 3,—).

Eine Romantische Bücherei eröffnet der Verlag Parcus u. Co., München (Pappband je M. 3,—) aus demselben Geiste heraus, der den Eichendorffbund geschaffen hat. So steht auch an der Spitze der Bücherei ein Eichendorff-Brevier von Dr. E. Zolkiewer, das zu des Dichters Weltanschauung hinleiten will durch eine sorgfältige Auswahl von etwa 300 Aussprüchen über Natur und Kunst, Jugend und Liebe, Leben und Tod, Gemüt und Geist, Volk und Staat. Das Bändchen wird sicher tiefer in das Verständnis des Dichters einführen. Ebenso zu begrüßen ist die Neuausgabe von Clemens Brentanos Chronika eines fahrenden Schülers mit Bildern von Edward v. Steinle und Joh. M. Beckert. Diese Chronika bleibt ein dauernder Schatz unserer Dichtung. Ob es aber lohnte, gerade Wold. Nürnbergers (M. Solitaires) Waldnovelle: Ein Tag in der Waldschmiede wieder aufzufrischen? Sicherlich ist es Romantik, aber doch die einseitige Romantik des Schauerlichen, die hier Leben gewinnt. Doch das wäre hinzunehmen. Aber Solitaires Stil ist heute nicht mehr erträglich: Bandwurmsätze, die den berüchtigsten Beispielen lateinischer Übungsbücher nichts nachgeben. Vor solchem Deutsch kann man nur warnen. Den älteren Dichtern reihen sich zwei neue an: Gerhard Branca mit einer Zwölf-Apostel-Legende (mit Zeichnungen von Hubert Wilm) und Horst Wolfram Geißler mit einer Cagliostronovelle: Der Zauberlehrling. Führt uns Branca tief hinein in den Wunderglauben und die Kämpfe der Hussitenzeit und erwartet und verlangt unser volles gläubiges Mitgehen, so bietet Geißler mit der Überlegenheit des Weltmannes eine entzückende Betrügergeschichte, die uns bis zuletzt fesselt, weil sie so hübsch frech ist. Man darf auf die Weiterentwicklung dieser Sammlung gespannt sein. Die ersten beiden Bändchen eignen sich auch für Schüler.

Auf Walter Flex haben wir immer wieder hingewiesen. Heute liegt seine Kanzlertragödie Klaus von Bismarck in 2. und 3. Auflage vor. (München, C. H. Beck, geb. M. 4,—.) Auch dies Drama ist ein rechtes Geschenk für unsere Zeit und für unsere Jugend: denn es predigt die Treue gegen den Staat und die Treue gegen sich selbst bis zum Untergang. Freilich geht hier nicht wie etwa bei Hebbel der zugrunde, der sich dem Staate und seinem Wohl entgegenstellte, sondern gerade der, der ihn über alles stellt. Aber doch liegt eine echte Tragik in diesem Manne, der seiner Zeit vorauseilte in der Innigkeit seines Staatsempfindens, und der sich opferte, damit andere leben.

Seekriegsgeschichten von Kurt Küchler bietet die Deutsche Dichter-Gedächtnis-Stiftung dem deutschen Volke und besonders der deutschen Jugend unter dem Titel: Kriegsflagge am Heck! (Hamburg-Großborstel, Pappband M. 2,—). Es sind stimmungsvolle gute

Geschichten, die Verständnis für den schweren Dienst unserer blauen Jungen wecken und die Erinnerung an besondere Ereignisse und Taten festhalten werden — in dieser Zeit sich überstürzender Eindrücke ein besonderes Verdienst.

Bestes Volksgut bietet Auguste Supper. Auf sie hinzuweisen ist eine Ehrenpflicht unserer Zeitschrift. Wer sie noch nicht kennt, greife zu ihren Ausgewählten Erzählungen (Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt, Pappband M. 1,50). In diesen Erzählungen liegt so viel tiefes Verstehen für Mensch und Tier, so viel Güte, aber auch Ernst, und über allem ein gesunder Humor. Wer für eine besondere Stunde Stoff sucht, wer bedachtsamer Jugend etwas Wertvolles in die Hand geben will, greife zu diesem prachtvollen Büchlein.

Kurt Felscher will mit seinem Roman: Die Boberbahn (Quelle u. Meyer, geh. M. 4,50, geb. M. 6,—) ein Bild aus dem schlesischen Volksleben geben: von der Liebe zur Scholle, die der neuen Zeit keine Opfer bringen kann und darüber zugrunde geht; daneben her geht ein Liebesschicksal. Alles aber ist nur gesehen, nicht gelebt, es fehlt die innere Vertiefung. Und daß schließlich die Heimatliebe, die den Helden der Geschichte bewegen soll, doch stirbt, und daß, gegenüber der Mißgunst und Verfolgung der Heimat, Amerika als das Land der Freiheit und der Zukunft erscheint, das wirkt in dieser Zeit wie ein Faustschlag.

An die Reifsten wendet sich Johanna Wolff, auf die ich schon im 1. Heft dieses Jahrgangs hingewiesen habe. Ihre neuen Erzählungen Schwiegermütter (Stuttgart, Cotta, geh. M. 5,—) zeigen sie wieder als tiefe Beobachterin des Seelenlebens. Die Frauen, die sie schildert, und der Kreis, in den sie sie hineinstellt, wie hat sie sich in sie eingelebt! Am besten liegen ihr die Frauen aus dem Volke: was an tiefer Liebe in Mutter Trapp, an ergreifendem Lebens- und Arbeitsernst in der „Totengräberin" steckt, das vergißt man nicht wieder.

Karl Gjellerup führte uns im vorigen Jahr mit seinem goldenen Zweig in die Zeit, da der Sieg des Christentums über das Heidentum sich ankündigte. Heuer schildert er wieder eine Wende der Zeiten: Die Gottesfreundin (Leipzig, Quelle u. Meyer, geh. M. 5,—, geb. M. 7,—), erzählt uns von dem Aufsteigen eines neuen, innerlichen Glaubens um die Mitte des 14. Jahrhunderts. Wieder hat sich eine Macht überlebt — die erstarrte päpstliche Kirche der Avignonzeit —, wieder erheben sich neue Kräfte und erringen den inneren Sieg, den Sieg gerade über die besten Vertreter des Alten, wieder bleibt aber der äußere Sieg zunächst dem Alten. Solche Zeiten des Übergangs geben Gelegenheit, tief in innere Kämpfe hineinzuführen, und das zu tun ist die besondere Gabe Gjellerups. Er liebt die Menschen vollen Widerspruchs, deren Ringen und deren endlich erkämpfte Klarheit uns erschüttert, er liebt es auch, die Fäden der äußeren Handlung aufs kunstvollste zu verknüpfen und eine dauernde Spannung zu erhalten, und er liebt es, seine Handlung auf kürzeste Zeit zusammenzudrängen — das macht sein Werk nicht leicht, aber um so packender. Und wir Deutschen wollen ihm danken, daß er ein Stück aus der innersten Entwicklung unseres geistigen Lebens gewählt und mit tiefer Liebe geschildert hat.

Aus Zeitschriften: Georg Mayer, Das Wesen der Landschaftslyrik (N. Jbb. Bd. 41, S. 330), Karl von Felver, Die dramatischen Kategorien (Das deutsche Drama Bd. 1, S. 289), Kurt Hotzel, Die kulturelle Sendung des Naturtheaters (ebenda S. 304), Georg Rosenthal, Ein praktischer Weg zur schulgemäßen Behandlung von Lessings Laokoon (N. Jbb. Bd. 42, S. 211), v. Brockdorff, Der dramatische Charakter des Goetheschen Egmont (Das deutsche Drama Bd. 1, S. 309), Frantz Clement, Die Dichtung der neuen Generation (D. lit. Echo Bd. 21, S. 1), Albert Ludwig, Deutsche Dichter im Roman (ebenda Bd. 20, S. 1446) — Kleemann, Ein Beitrag zur Behandlung unentbehrlicher Fremdwörter (Pädag. Blätter, 47. Jahrg., S. 249), Otto Behaghel, Von einigen Mittelwörtern der Vergangenheit (Ztschr. d. Allg. Deutschen Sprachv., 33. Jahrg., S. 197) — L. Bette, Musikgeschichte an höheren Schulen (Deutsches Philologenblatt, 26. Jahrg., S. 266), W. Rumpf, Die deutsche Jugend und das Auslandsdeutschtum (ebenda S. 265), G. Herzfeld, Das Schülerlesezimmer (Monatsschr. f. höh. Schulen, 17. Jahrg., S. 268), Kühnhagen, Die Schule im neuen Deutschland (für deutschkundl. Fächer im Mittelpunkt und Wahlfreiheit) (Das neue Deutschland, 6. Jahrg., S. 509).

Für die Leitung verantwortlich: Dr. Walther Hofstaetter, Dresden 21, Elbstr. 1.


Princeton University Library
32101 066162163

